BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gelehrte Anzeigen

Bd.: 16. 1843

München 1843
4 Bavar. 125 h-16/17
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10331521-5

10331521

10331521

<36603900460019

<36603900460019

Bayer. Staatsbibliothek

10331521

10331821

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Sechzehnter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

10331521

Bayerische
Staatsbibliothek
München

10331321

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1843.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

10331821

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Januar.
Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 19. Novemb. v. J. las Herr Professor Höfler „Ueber die universalhistorische Bedeutung des Investitur-Streites.

Der Streit, welcher sich in der zweyten Hälfte des eilften Jahrhunderts im Herzen von Europa zwischen Kaiser und Papst entzündete, hat in seiner ersten Gestaltung so lange angedauert, so tiefe Wurzeln geschlagen, sich dann unter verschiedenen Formen so lange hingezogen, und Deutschland und Italien, das Papstthum und das Kaiserthum, so gewaltig erschüttert, daß der Gedanke nicht ferne liegen konnte, in ihm sowohl die Quelle alles Uebels als der größten Anstrengung des weströmischen Reiches, in seiner langen Dauer sowohl die Glanzepoche, als die des Verfalles desselben zu erblicken. Je nachdem die eine oder die andere Ansicht überwog, ward denn auch dieser Kampf mit Unmuth oder mit einer, nicht minder die Wahrheit gefährdenden Vorliebe betrachtet. Hiezu hat aber nicht bloß der Umstand beygetragen, daß man Wünsche und Ansichten der Gegenwart auf diese frühe Zeit übertrug, sondern auch, daß man überhaupt den nationalen Standpunkt nicht verlassen wollte, obwohl, wie früher bewiesen*) ward, dieser ein ganz anderer war, als man ihn bisher zu betrachten gewohnt gewesen ist.

Ueberblickt man aber die Zustände von Europa um die Zeit, als P. Gregor VII. fortführend, was die deutschen Päpste unternommen, die verfallene Disciplin durch das Verbot der Priesterehe und der Investitur zu schärfen begann, so gewahrt man eine durchgängige Scheidung nach 2 Principien, die sich zwar desselben Stammes rühmten, allein gerade jetzt auf dem Punkte standen, entweder sich gleichzustellen, oder sich für immer zu trennen.

Von der Gründung christlicher Staaten bis zum Einbruche der Longobarden und Araber hatte das oströmische Reich das Principat in Europa, ja in der civilisirten Welt behauptet, und lange Zeit später betrachtete es noch die neuen germanischen Reiche nur als glückliche Usurpationen, denen der Rechtstitel erst dann zukam, wenn und insoferne der Autokrator der Romäer ihnen denselben ertheilte. Während bey diesen das Christenthum, die unterscheidende Grundlage europäischer Bildung, nur langsam und allmählig, meist jedoch ohne Zuthat des byzantinischen Reiches Wurzeln schlug, das seinen Impuls nicht über Mähren hinaus erstreckte, galt dieses im Auge der Römer als das wahre Asyl, welches die Heilslehre auf Erden gefunden. Wie früher in Altrom alle Götter der Welt ihr Pantheon gefunden, so ward Constantinsstadt jetzt der Mittelpunct der christlichen Welt, wohin die Imperatoren sorgsam zusammentrugen, was an alten ehrwürdigeu Resten der Orient Heiliges in sich schloß. *) Und es ist kein geringes Moment in

*) Ueber einige Gegensätze im Kampfe Kaiser Heinrichs IV. mit Gregor VII. Bullet. der k. Akad. der Wissensch. 1842 Nr. 12.

*) Sieh die lange Liste desselben, was nachher die

der Stellung der Völker des Mittelalters zu einander, daß das weströmische Reich gerade durch den König des fränkischen Volkes erneut wurde, welches im Gefühle seiner weltgeschichtlichen Bedeutung sich selbst die gens nannte, auctore Deo condita, gleichwie von der Hauptstadt des oströmischen Reichs, der Residenz des Autokrators und des Weltpatriarchen*), gesagt wurde, sie sey auf Antrieb Gottes gegründet worden. Auch war die welthistorische Aufgabe der Franken eine dem byzantinischen Reiche ursprünglich analoge, bis bey dessen Erstarrung jene als die überwiegend thätigeren es förmlich abzulösen begannen, und dieses immer mehr zu einer passiven Rolle herabsank.

Denn gerade das eigenthümliche Gepräge, welches schon früher das Christenthum daselbst annahm, gab dem byzantinischen Reiche auch eine Richtung, die es nicht wieder zu verlassen vermochte. Seit den Tagen Constantins die Heimath der Secten, welche wie die Würmer dem verwesten Leichname, so dem Arianismus entstiegen, war das Reich der Willkühr seiner Kaiser verfallen, die bald dem einen bald dem andern Glaubensbekenntniße anhiengen und nur zu oft, wenn von Außen Ruhe war, durch ihre Dictatur in Glaubenssachen die heftigsten Spaltungen erzeugten. Der Kaiser galt nicht nur als höchste Autorität in weltlichen und geistlichen Dingen, sondern als Stellvertreter des Heilands auf Erden. Nicht nur trug er als Scepter das Kreuz, und war dasselbe an allen Theilen der kaiserlichen Kleidung angebracht, sondern es bestand auch die Gewohnheit, an bestimmten Tagen geistliche Vorträge zu halten, **) die kaiserliche und Reichsdogmatik zu erklären. Alles was von dem Kaiser ausgieng oder ihn berührte, galt als heilig. Der Grundsatz des alten römischen Rechtes, der Kaiser sey von gewissen Gesetzen*) entbunden, ward auf alle Gesetze übergetragen und nur beyläufig bemerkt, es sey nichts so sehr der kaiserlichen Würde angemessen, als dem Gesetze **) gemäß zu leben. So weit aber ward die Omnipotenz des Kaisers ausgedehnt, daß es für ein Sacrilegium galt ***), auch nur an der Fähigkeit eines vom Kaiser ernannten Beamten zu zweifeln. So ward diesem die Infallibilität selbst für seine Handlungen ganz weltlicher Natur zugeschrieben, und erst als die Omnipotenz des Kaisers von dem Juristen Theophilus †) auch auf die Eigenthumsverhältnisse der Unterthanen ausgedehnt wurde, fand diese Folgerung eine Opposition, welche sich in den übrigen Beziehungen, da ihr die rechtliche Vertretung fehlte, fast nur in jenen vielfältigen Palastrevolutionen und gewaltsamen Entthronungen Luft machen konnte, welche der

---

Lateiner großentheils in ihre Heimath schleppten, bey Hurter Innocenz III. B. VIII. Merkwürdig aber ist hier noch, was der unbekannte Verfasser der schönen Reise-Skizzen aus dem Morgenlande (Zweybrücken 1841) berichtet, daß das Schiff mit den heiligen Denkmälern aus dem Orient beladen, welche dem Sitze des schismatischen Patriarchen von Stambul den Vorzug vor Rom verschaffen sollten, scheiterte und unterg[ieng].

*) *Τῆς οἰκουμένης.*

**) Ich entlehne dieses einem Aufsatze unseres gelehrten Mitgliedes, des Hr. Prof. Fallmerayer, über die weltgeschichtliche Bedeutung der byzantinischen Monarchie, welcher unter dem Titel: Politik des Orients in der A. A. Zeitung erschienen ist.

*) Der lex Julia et Papia.

**) Licet enim lex imperii solemnibus juris imperatorem solverit: nihil tamen tam proprium imperii est, quam legibus vivere. Cod. Theod. lib. VI. 5. XXIII. 3.

***) Sieh die Beweisstelle in dem erwähnten Aufsatze Fallmerayers.

†) Sciebant (veteres Romani) magistratum multis subjacere suspicionibus quod vel amicitiae gratificans vel dona accipiens vel ob odium judicans sic pronuntiaverit: *Βασιλεὺς δὲ τούτων κρείττων· οὔτε γὰρ χρυσῷ δελεάζεται (ὃς οὐ μόνον τῆς ἡμετέρας περιουσίας, ἀλλὰ καὶ αὐτῶν τῶν σωμάτων ἐστὶ κύριος) οὐδὲ, φιλίᾳ ὑπερβαίνει τὸ νόμιμον (φιλῶν γὰρ βασιλεὺς, ἑτέρως ὠφελῆσαι δύναται, ἐξ ὧν μᾶλλον εὐδοκιμεῖ) οὐδὲ δὲ ἔχθρον τι ποιεῖ (οὐ γὰρ μισεῖ τινὰ βασιλεὺς τῶν ὄντων ὑπὸ τὴν αὐτοῦ πολιτείαν· εἰ δέ τις εὑρεθῇ, τοῖς τελευτῶσι συναριμηθήσεται.*
Theophili paraphrasis Instit. §. VII. lit. I. tit. II.
Hiezu als Gegensatz, der jedoch schlau wieder einlenkt, vergleiche man: Lydi de magistrat reip. Rom. I. §. 6. (p. 20).

Verf. der Geschichte des trapezuntischen Kaiserthums mit so großer Beredsamkeit als eine der hauptsächlichsten Ursachen des unaufhaltsamen Verfalles des byzantinischen Reiches schilderte.

Dieser Zustand der Dinge, welcher durch seine große Aehnlichkeit den natürlichen Uebergang von dem moslemischen Kalifate zu den Gestaltungen des Abendlandes vermittelte, drohte aber um die Mitte des eilften Jahrhunderts auch im Abendlande herrschend zu werden, und dasselbe mit all seiner noch jugendlichen Thätigkeit einer frühen Erstarrung zuzuführen.

Die dem Anscheine nach inhaltslose Thatsache, daß der apostolische Stuhl im Westen und nicht im Osten, den Germanen und Slaven gegenüber und nicht der Heimath der Saracenen zu oder in der unmittelbaren Nähe des byzantinischen Hofes gegründet wurde, hatte auf die Gestaltung des Abendlandes schon bis dahin einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt. Wenn im fünfzehnten Jahrhunderte den Anklagen der Deutschen entgegen P. Nicolaus V. die Behauptung aufstellte, daß sie ihre ganze Bildung und das Christenthum selbst dem päpstlichen Stuhle verdankten, so hatte dieses seine volle Wahrheit, wenn man darunter nicht bloß die Gründung, sondern auch die Pflege und Wartung begreifen wollte. Während das heidnische Rom den eroberten Ländern ihre Rechte und Freyheiten raubte und sie dem geistigen und politischen Tode übergab, hatte das christliche Rom seine Aufgabe so gelöst, daß es sich schon in dieser Zeit mit einem blühenden Kranze von Völkern umgab, welche die Veredlung ihrer Sitten, die Begründung ihrer Rechts- und Standesverhältnisse, ja selbst die Gewerbe des Friedens und mit den urbar gemachten Landstrecken die Früchte des Ackerbaues als erste Segnungen der christlichen Kirche empfiengen. Seit der Wiederherstellung des weströmischen Reiches hatten die zerstreuten Völker auch einen äußerlich vereinigenden Mittelpunct erhalten, war ihrer wilden Tapferkeit die Aufgabe geworden, das Schwert nicht gegen die Bekenner des Einen Glaubens, sondern gegen jene zu zücken, welche die frohe Botschaft der Erlösung verwarfen. Es bedurfte aber die Kirche des Kaisers, wie diese und das Reich durch unauflösliche Bande an Rom gekettet waren. *) In großen Drangsalen, als in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts die Hauptländer des Occidents, Deutschland und Italien sich von einander getrennt hatten, war diese Wahrheit bekräftigt worden. **) Und als P. Johann XII., der weltliche und geistliche Beherrscher Roms, dem deutschen und lombardischen Könige Otto I. die Kaiserkrone auf das siegreiche Haupt setzte, ward dieser dadurch nicht minder Römischer Kaiser, als wenn ihn der einstimmende Jubel begrüßt hätte, mit welchem in den Tagen P. Leo's III. Carl den Großen das römische Volk zu seinem Augustus und Kaiser erhob. Es war der Bund jener beyden Länder wieder aufgerichtet und besiegelt worden, welche, sie mochten sich scheinbar fliehen, sich doch durch ein Naturgebot auf das mächtigste anzogen, welche in ihrer Vereinigung stark und mächtig dem übrigen Europa geboten, seit ihrer Trennung der Herrschaft oder doch der gebieterischen Einmischung der Fremden verfielen und indem sie die Wagschaale Europa's übermüthigen Händen Preis gaben, der Peripherie das Gewicht einräumten, das dem Centrum allein zukommen sollte. Während aber der Kaiser eine Machtfülle bekleidete, die ihn weit über alle Gewaltigen der Erde erhob, erinnerten ihn die Krönung aus den Händen des Papstes, die Insignien seiner Würde, der Eid, den er dem Oberhaupte der Kirche leistete, daß seine Macht nicht eine von ihm genommene, sondern ihm ertheilte sey. Und wenn er auch die Consecration empfing und zu diesem Behufe unter die Canonici des hl. Petrus aufgenommen wurde, so wurde ein solcher Act dennoch sorgfältig von der Priesterweihe unterschieden, und kam es dem abendländischen Kaiser nicht in den Sinn, die päpstlichen Functionen des oströmischen Selbstherrschers nachzuahmen.

*) Regiae majestatis dignitas postulat, schrieb im J. 1155 Kaiser Friedrich I., quae ad pacis et concordiae bonum spectare noscuntur, attenta sollicitudine stabilire et ut inter regnum et sacerdotium indissolubili caritate bonum ipsum perpetuo perseveret, diligenti studio et exacta diligentia laborare. Mon. Germ. hist. IV. p. 93.

**) Sieh Deutsche Päpste. I. Band. Einleitung.

Er war nur Vogt der Kirche, ihr Vertheidiger. So lange ein Carl der Große knieend die Stufen der St. Peterskirche zu Rom hinanklimmte, Otto III. in San Clemente freywillig Buße that, Heinrich der Heilige Krone und Reichsapfel, die er von P. Benedict VIII. empfangen, dem hochgefeyerten Kloster von Clugny zum Geschenke machte und dringend bat, den kaiserlichen Mantel mit dem schlichten Mönchskleide vertauschen zu dürfen: so lange war auch keine Gefahr vorhanden, daß das byzantinische Reichssystem auf deutschen Boden verpflanzt werden könnte. Anders aber wurde es seit der Mitte des eilften Jahrhunderts. Das Kaiserreich, aus 3 Königreichen zusammengesetzt, war jetzt in der fränkischen Familie so viel als erblich geworden, deren Streben nach Vereinigung der einzelnen Länder und Gewalten unter Einem Herrscher sich jeden Tag mehr kund gab. Den Ottonen hatte das carolingische Reich, in welchem unter Einem Haupte die verschiedensten Völker altherkömmliche Rechte genossen, als Muster vorgeschwebt, und der letzte ihres Stammes, der nicht genug zu rühmende Heinrich von Bayern, hatte sich geweigert, einem seiner Verwandten dieses Herzogthum zu übergeben, wenn ihn nicht die Bayern nach ihrem alten Rechte zu ihrem Herzoge gewählt haben würden. *) Schon K. Conrad II., welcher die fränkische Hausmacht begründete, wich von diesem hochherzigen Grundsatze ab, und während er einerseits die einzelnen Länder an seine Familie zu bringen suchte, trat auch in kirchlicher Beziehung das Bemühen nicht undeutlich hervor, mittels der Simonie zuerst die geistlichen Würdenträgern und dann wohl auch die weltlichen von sich abhängig zu machen. **) Würde sein Sohn K. Heinrich III. in der aufgewühlten Zeit, in die seine Regierung fiel, bey dem Streite der niedrigsten Parteyen in Rom selbst, auf dieser Bahn fortgewandelt seyn, das Kaiserreich wäre zuletzt unter

*) Er begünstigte eines Theiles das Streben der Herzoge nach Erblichkeit ihrer Würden, anderer Seits die nationalen Tendenzen der einzelnen Völker.
Zur polit. Gesch. Deutschlands, v. Dr. Karl Hagen. S. 12. Stuttg. 1842.

**) Sieh deutsche Päpste. II. Hagen. S. 18. 19.

byzantinischem Terrorismus seiner Oberhäupter einer neuen Barbarey, einer allgemeinen Auflösung gleich dem alten römischen Weltstaate entgegengegangen. *) Allein der deutsche König, bey seinem Römerzuge i. J. 1046 in eine Versuchung gestellt, in welcher sein Sohn und Enkel, wie die Hohenstaufen untergingen, erkannte, was er der Kirche, was er sich schuldig sey, und setzte zum glänzenden Vorbilde für alle Zukunft seinen Ruhm darin, der göttlichen Ordnung freywillig die weltliche unterzustellen, und der Kirche die in ihrem Wesen begründete Freyheit ungeschmälert zu lassen. Dieser Zug wahrhafter Seelengröße verschaffte Heinrich III. einen Platz weit über allen seinen Nachfolgern, und rettete die Kirche in der gefährlichsten Krise, so daß die deutschen Päpste von dem Kaiser beschützt, sie von dem Treiben der Parteyen säubern und ihre Reform, die von den Häuptern zu den Gliedern gieng, mit rastlosem Eifer beginnen konnten. Daß aber Heinrichs Gemüth für Versuchungen jener Art nicht unempfindlich war, und die Herstellung der Autonomie der Kirche wirklich ein Sieg über sich selbst war, geht nicht bloß aus gewissen Vorgängen in der Geschichte P. Leo's IX. hervor, *) sondern auch vor allem aus seinem Benehmen, den deutschen Fürsten und Landen gegenüber. Wie er das mächtige Bayern durch die Machtvollkommenheit seines Vaters erhalten, so vergab er es nach Willkühr, zuletzt an seinen unmündigen Sohn; ein ähnliches Schicksal betraf Lothringen, Schwaben, Kärnthen ꝛc. und, wenn der Kaiser es auch sorgfältig verschmähte, die Simonie zum Hebel seiner Macht zu gebrauchen, so setzte er doch Bischöfe ein und ab; die Päpste selbst waren theils nach seiner Wahl, theils nach seinem Wunsche gewählt, und der Erfüllung ihrer geistlichen Pflichten gänzlich hingegeben, verdunkelte sie der Glanz des Kaisers so sehr, daß eine spätere Zeit, ihrer Selbstständigkeit ungeachtet, nur die Creaturen des Kaisers in ihnen erblicken zu dürfen glaubte.

*) Vergl. unter Note 11.

**) Deutsche Päpste II. S. 155.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Januar.
Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Fortsetzung der Abhandlung über die universalhistorische Bedeutung des Investitur-Streites, welche Hr. Professor Höfler in der Sitzung am 19. Nov. vorlas.

Erbe dieser Machtvollkommenheit, welche zum größten Theile auf persönlichen Tugenden beruhte, ward i. J. 1056. Heinrich IV., ein Kind von den größten Anlagen, aber ohne die Tugenden, die seinen Vater in einem seltnen Grade zierten. Schon in seiner frühesten Jugend, während der Vormundschaft seiner Mutter, schien ihm eine Herrschaft vorbehalten, welche die seines Vaters an innerer Bedeutung weit zu überragen versprach. Der Sieg Alexanders II. und die Wiedererneung der früheren canonischen Bestimmungen, die nach der Verdrängung des Cadalous doppelt nothwendig geworden, hatten aber zur Folge, daß eine scharfe Grenzlinie zwischen Geistlichen und Laien, den Bedürfnissen der Kirche und den ehrgeizigen Planen der königlichen Partey gezogen ward, und von selbst jedweder Stand sich in die Schranken der ihm angemessenen Befugnisse zurückgetrieben fühlte. Daß dieses nicht ohne die Einbuße der widerrechtlich errungenen Vortheile geschah, leuchtet ein, und insbesonders mußte das Cölibatgebot, dessen Unterlassung eine Säcularisation der Pfründen zur nothwendigen Folge gehabt hätte, eine fühlbare Rückwirkung auf die materiellen Verhältnisse des Laienstandes und die Plane jener Partey ausüben. Man darf hiebey nicht vergessen, daß nur von einem Papste, welcher die kanonische Pflicht weltlichen Rücksichten aufopferte, Nachsicht für fleischliche Wünsche und Begierden, wie Eingehen in die besondern Endzwecke der herrschenden Partey vorauszusetzen war, nur von ihm eine erwünschte Nachgiebigkeit in Bezug anf die Besetzung der Reichsdiöcesen mit unterwürfigen Leuten, und was sonst noch der Willkühr der Herrschenden entsprach, erwartet werden konnte. Gerade dieß war ja auch die zuversichtliche Aussicht gewesen, welche jener Partey bey der Erhebung des Cadalous vorschwebte. Die Pläne, mit welchen man sich damals getragen, waren aber keineswegs so aufgegeben, daß man nicht bey der mindesten Veränderung in Rom sie sogleich wieder aufzunehmen gesucht, und in Deutschland oder Lombardien einen Augenblick unterdessen gezögert hätte, solche Maßregeln zu ergreifen, als wenn auf den römischen Stuhl keine weiteren Rücksichten mehr zu nehmen wären. Es muß deßhalb wiederholt bemerkt werden, wie gänzlich falsch es ist, wenn man, wie es von Halbunterrichteten zu geschehen pflegt, in Papst Gregor VII. den angreifenden Theil erblickt, *) oder weil die später meist aus Noth und der Vertheidigung willen ergriffenen Maßregeln zuletzt das Papstthum zur Entwicklung aller in ihm liegenden, unermeßlichen Möglichkeiten brachte, ihm den in seiner Stellung wahrhaft lächerlichen Plan, eine Universalmonarchie zu gründen, beyzulegen sucht.

*) Ego, schrieb Heinrich IV. am 27. Jan. 1076 an Gregor VII., omne tibi papatus jus abrenuntio atque ut a sede Urbis descendas edico. Ap. Pertz. mon. Germ. hist. IV. p. 46.

Es ist so schwer, sich von angebornen Vorurtheilen, den falschen Eindrücken des ersten Unterrichts frey zu machen, sonst würde es wohl schon längst eingeleuchtet haben, wie P. Gregor offenbar eine Collision mit dem deutschen Könige zu vermeiden suchte und nur bedacht war, die von den deutschen Päpsten, aber durch das Auftreten des Cadalous unterbrochenen Reformen so wieder aufzunehmen, wie es das unterdessen gesteigerte Bedürfniß und die während der Verwirrung durch den Gegenpapst gewonnene Erfahrung nothwendig machten. Erst Heinrich selbst bewog ihn, sich in die deutschen Verhältnisse einzumischen, und auch dieses geschah nur auf jene Weise, die dem Oberhaupte der Kirche im Interesse des Friedens und des gemeinsamen Wohles zukam.

Wenn man aber jetzt die Frage aufwirft, von welcher Seite der Freyheit der Völker, ihrer Bildung, der ganzen Entwicklung des Christenthums und des deutschen Reiches insbesondere Gefahr drohte, ob von Seite des Papstes oder des Königs, so kann hierüber kein Zweifel obwalten. Die Wormser Synode des J. 1076, auf welcher Heinrichs Anhänger den Feldzug gegen Papst Gregor mit dessen Absetzung — in so ferne sie dieß vermochten, eröffneten, setzte dem unter dem Schutze des Königs gepflogenen Treiben die Krone auf, und mußte, wenn wirklich gelang, was sie beabsichtigte, zuletzt die päpstliche und weltliche Herrschaft in die Hände eines Einzigen, des deutschen Königs legen. Was in Constantinopel in vollem Schwunge war, aber auch die Fäulniß nach allen Seiten hin verbreitete, würde dann der Antheil des deutschen Reiches geworden seyn, der Cäsaropapismus, um dessenwillen das altrömische Reich in Trümmer sank, und der, wo er mit einem christlichen Anstriche versehen aufzutreten vermag, gleißnerische Willkühr entwickelt, die alle Freyheit erstickt, die Seele wie den Leib, irdische und überirdische Güter zugleich bedroht. Von dem Augenblicke an, wo der König die geistlichen Verhältnisse in den Bereich der Regalien zog, war die Gewissensfreyheit bedroht, der apostolische Glaube erschüttert, und mußte Deutschland Scenen gewärtigen, wie sie das byzantinische Reich mit Häresien und Henotikon schon bis zum Eckel hervorgebracht

hatte. Die sogenannte Heinrich'sche Ketzerey (haeresis Henriciana *), die den Fürsten unbeschränkte Gewalt über alle geistlichen und weltlichen Verhältnisse beylegte, bedrohte alle Freyheit der Einzelnen und ganzer Völker; was die Germanen in 500 Jahren an geistigen Gütern errungen, alle höhere Bildung, durch welche die christliche Zeit das Alterthum überragte, stand auf dem Spiele, wenn Heinrich und seine 30 Bischöfe ihre Pläne durchzusetzen vermochten. Zwischen dem christlichen Califate des Orients, das zuletzt die Seinigen dem Schwerte und den Ketten der Osmanen überantwortete, und dem Cäsaropapismus in Mitteleuropa wäre dann wohl in Bezug auf Absicht, geschichtliche Entwicklung und endliches Schicksal kein wesentlicher Unterschied gewesen. Diese traurige Zukunft **) des deutschen Vaterlandes hielt die Vorsehung auf, theils durch die Anstalten früherer Zeiten, indem Deutschland sein Schicksal nicht mehr einseitig und ohne daß nicht Italien und der Papst zur Einmischung sich bewogen gefühlt hätten, bestimmen konnte, theils durch die Fortwirkung jener Personen und Grundsätze, auf welche sich die deutschen Päpste bey ihrer Reformation der Kirche gestützt hatten. Der Zögling P. Leo des Heiligen, Hildebrand, war es, der durch den Kampf, welchen er mit K. Heinrich IV. auf sich nahm, die Freyheit der Kirche und des Reiches, obwohl erst nach schweren Kämpfen, rettete und damit das Abendland vor byzantinischer Erstarrung bewahrte.

Weit entfernt also, das Phantom hildebrandischer Universalmonarchie ***) als die Geißel jener Zeit zu betrachten, lehrt ein tieferes Eingehen in die Quellen vielmehr das Gegentheil; von Seiten der

---

*) Harzh. concil. III. p. 201: Imperatoribus et Regibus summam potestatem esse in profana et sacra.

**) Wie es bereits im J. 1106 aussah, zeigt die legatio ap. Pertz mon. p. 65.

***) Ueber den wahren Plan P. Gregors VII. gab dieser in einem seiner merkwürdigsten Briefe selbst Kunde. Ad Henricum Regem Romanorum. Registr. epist. Gregorii P. VII. Lib. II. 21. In diesem legt der Papst das Geheimniß seines Innersten offen dar.

weltlichen Macht drohte die größte Gefahr. Von Seiten der geistlichen nur in so fern, als sie im Kampfe von Punkt zu Punkt, von Consequenz zu Consequenz getrieben, zuletzt zu ihrer eigenen Erhaltung nach all den Mitteln griff, welche ihr die bestehenden Verhältnisse als tauglich darboten. Es war auch gar nicht das Streben nach einer solchen Herrschaft, welches die erbitterten Gegner P. Gregor's VII. diesem zum Vorwurfe machten, als vielmehr, daß in Folge seiner kirchlichen Verordnungen eine ungeheuere Verwirrung entstanden sey *), und es dem Papste nicht zukomme, einen König zu bannen. Das letztere spielte die Frage in das Allgemeine, während es sich nur um Heinrich IV. allein handelte, der von sich selbst die größten Vergehen gestanden **), sich zu bessern versprochen, freywillig die erniedrigende Abbitte geleistet und hernach ärger als vorher gehaust. Was aber die Verwirrung betrifft, so konnte die Gefahr einer solchen doch wirklich den Papst so wenig von der nothwendigen Reform abhalten, als etwa die Apostel sich durch das Bedenken etwaiger Verwirrung im römischen Reiche sich von der Erfüllung ihrer erhabenen Mission abhalten lassen konnten. Zumal da die Verwirrung durch die natürliche Opposition des an und für sich Schlechteren gegen die bessere Ordnung entstanden war und, wenigstens in Italien, in directer Verbindung mit dem Auftreten des Cadalous stand.

Sucht man sich, was doch vor Allem nothwendig ist, in die Stellung P. Gregor's zu versetzen, erwägt man die Aufgabe des Papstthums im Allgemeinen, die Gregor's insbesondere, so kann man die Nothwendigkeit nicht verkennen, durch welche er gerade zu jenen Schritten getrieben wurde, welche den meisten Haß auf sein Andenken warfen. Dieß gilt nicht nur von kirchlichen Verordnungen, (wie denn, was so heftigen Widerstand erregte, die Vermeidung der Excommunicirten, die Theilnahmslosigkeit an den gottesdienstlichen Handlungen der simonistischen und beweibten Priester auf den Beschlüssen früherer Synoden beruhte), sondern auch von dem Versuche, den deutschen König, der durch seinen Angriff auf den Papst selbst das richtige Verhältniß des Kaiserthums zum Papstthume verschoben, und durch den heftigen Kampf Gregor VII. auf das Aeußerste gebracht hatte, in einen miles des hl. Petrus und des Papstes umzuwandeln. Wenn aus irgend einer Urkunde, so geht gerade aus dem, zu diesem Behufe an Bischof Altmann von Passau und den Abt Wilhelm von Hirsau gerichteten Schreiben *) hervor, wie auch hiemit nur eine Abwehr stattfinden sollte. Es mußte dem Papste wesentlich daran liegen, alle Fürsten in besondere Kämpfer für den hl. Stuhl umzuwandeln. Nicht bloß das eigenthümliche Verhältniß der Normannen zu diesem, sondern auch der Versuch, den Königen von Ungarn, England, Spanien ꝛc. eine Thätigkeit einzuflößen, gleich der des deutschen Kaisers, beweisen, wie bemüht er war, durch Ergreifung des einfachsten Mittels, den Streit der zwey höchsten Gewalten für immer zu heben, und jene Einheit zu sichern, auf welcher, wie Heinrich IV. selbst gestanden, „die Eintracht der Christenheit und die Wohlfahrt der Religion beruhten.“ Machte man ihm den Vorwurf, daß der Kaiser dadurch den übrigen Königen gleich gestellt werde, daß sich der Glanz des alten Kaiserthums dadurch trübe, so konnte entgegnet werden, daß die Umwandlung eines Advokaten der Kirche in deren miles, zwar eine nicht unerhebliche Veränderung, jetzt aber ein Act der Nothwendigkeit war. Ferner war damals kein Kaiser vorhanden, und der von Heinrich verfolgte Papst konnte erklären, unter welchen Bedingungen er einen künftigen krönen werde. Zugleich fand auf beyden Seiten wie natürlich die jedem Kampfe eigenthümliche Steigerung statt. Behauptete Heinrich seine unumschränkte Gewalt über geist-

*) Besonders Siegebert ad a. 1074.

**) Non solum enim nos res ecclesiasticas invasimus, verum quoque indignis quibuslibet et Simoniaco felle amaricatis — ecclesias ipsas vendimus et non eas, ut oportuit defendimus. — — Nunc inprimis pro ecclesia Mediolanensi, quae nostra culpa in errore est, rogamus; ut vestra Apostolica districtione canonice corrigatur et exinde ad ceteras corrigendas auctoritatis vestrae sententia progrediatur. Harzh. conc. III. p. 236.

*) Harzh. II. p. 195 — 197.

liche und weltliche Verhältnisse, so stellte P. Gregor die Antithese auf, der rechte König müsse ein Vasall des Papstes seyn; wie später, als auf den ronkalischen Feldern der Grundsatz verkündet wurde, der Kaiser sey von allen Gesetzen entbunden, leise erinnert ward, die Krone, die er trage, sey Lehen (beneficium) des römischen Stuhles, bis, als unter dem letzten Hohenstaufen der Grundsatz urkundlich *) wurde, der Kaiser sey das lebendige Gesetz auf Erden, die Entthronung nicht mehr eines Einzelnen, sondern eines ganzen Geschlechtes erfolgte, das Principien in sich aufgenommen hatte, welche ihrer Natur nach mit dem Bestande der Kirche und der Erfüllung der höhern Zwecke des Menschengeschlechtes für unverträglich erachtet wurden.

Dadurch aber haben wir einen Punkt erreicht, von welchem aus uns eine neue und großartige Uebersicht des Entwicklungsganges der christlichen Aera möglich ist. Beynahe ein halb Tausend von Jahren verfloß unter der Suprematie der Byzantiner, um das christliche Dogma gegen die Speculation dreister Gottesgelehrten, wie neuerungssüchtiger Kaiser festzustellen. Diese Aufgabe macht den charakteristischen Unterschied orientalischen Wesens vom Abendländischen, indem der Occident das Resultat der größten und zum Theile furchtbarsten Bewegungen auf dem Gebiete des Glaubens von dem Oriente ruhig übernommen, und als sein höchstes Gut, seinen kostbarsten Schatz treu bewahrt hatte. Als die Byzantiner der theologischen Richtung nicht mehr Herr werden konnten, und den üblen Folgen der steten Vermengung der Politik mit der Religion und Dogmatik verfielen, begann im Abendlande der Kampf um die Glaubensfreyheit, um die Ausbildung der Disciplin und erlangte diese unter ähnlichen Erschütterungen die Gestaltung, welche ihr als getreuer Abdruck des Innern zukömmt. Erst dann war das

*) Ap. Meichelbeck chron. Frising. II. I. p. 7. Dominus imperator est animata lex in terris. Sieh hierüber: Döllinger Kirchengeschichte I. 2. S. 155. Es war dieß die weitere Ausführung der Theorie von den beyden Schwertern, d. geistl. u. weltl., welche Heinrich IV. selbst aufgestellt hatte. — Mon. Germ. hist. IV. p. 43.

Gebäude der Kirche völlig abgeschlossen, wenn die Disciplin der Dogmatik entsprach, mit der innern Einheit die äußere Gleichförmigkeit in Einklang stand, auch hier nichts der Willkühr übergeben war, sondern Alles nach den eingebornen Gesetzen sich regelte, der äußere Bau mit dem Geiste harmonirte, der im Innern lebte. Dann erst war das von Gott der Menschheit übergebene Palladium, die eigentliche Heilsanstalt vor äußeren Zufälligkeiten gesichert und konnte es fortan der einzigen Aufgabe leben, die ganze Menschheit zur Theilnahme an den Gütern zu bringen, die hieraus für irdische und überirdische Wohlfahrt entquellen.

Freylich wenn einerseits der König der Ritter des Papstes wurde, und andererseits den Geistlichen verboten ward, die Investitur aus der Hand der Laien zu empfangen, so konnte dieß unbillig erscheinen. Allein gerade in dieser Zeit verstanden es mächtige Fürsten, aus dem Lehensverhältnisse eine so drückende Last für ihre Vasallen zu bilden, daß Jahrhunderte über den Versuchen vergiengen, gutwillig oder mit Gewalt eine Minderung des Druckes durch verbriefte Beschränkungen (carta magna) herbeyzuführen. Schon früher hatten sich deßhalb in wie außer Deutschland Scenen ereignet, welche, auch wenn der Mißbrauch der Weltlichen mit den Kirchengütern nicht dazu gekommen wäre, eine feste Bestimmung über die Gränzen des Lehensnexus für die Geistlichen wünschenswerth gemacht hätten. Gelang es aber, diese in ein, den Zwecken ihres Standes angemessenes, freyeres Verhältniß zu setzen, so war dadurch größerer Gesetzlichkeit ein ungemeiner Vorschub gethan. Des Druckes enthoben konnten sie auch die Lasten der übrigen allmählig vermindern helfen; sie traten wieder in das natürliche Verhältniß der Vermittler zwischen den Lehensherren und den Vasallen ein, und ärndteten dadurch aufs Neue den Dank der Völker.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Januar.
Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der allgemeinen Sitzung vom 10. December v. J. wurde von dem Hrn. Akademiker von Martius ein Bericht über die Acquisitionen an Schriften für die Akademie der Wissenschaften auf einer Reise nach Paris erstattet, welcher hier im Auszuge folgt.

Das Präsidium der königlichen Akademie der Wissenschaften beehrte mich bey meiner Abreise nach Paris mit dem Auftrage, den wissenschaftlichen Vereinen Frankreichs die Publicationen der königl. Akademie im Tausche anzubieten und alle jene Werke entgegenzunehmen, durch deren Mittheilung die gelehrten Gesellschaften oder das Gouvernement von Frankreich zur Bereicherung unseres Instituts mitzuwirken geneigt seyn sollten.

Diesen Auftrag habe ich während eines fast zweymonatlichen Aufenthaltes in Paris keinen Tag aus dem Auge gelassen und alle mir möglichen Schritte gethan, um der k. Akademie solche wissenschaftliche Mittheilungen von Seiten der dortigen gelehrten Vereine oder einzelner Freunde der Wissenschaft zu vermitteln. (Ich beehre mich, in der Beylage die Aufzählung aller verschiedenen Schriften vorzulegen, welche ich so glücklich gewesen bin, für die Akademie zu erhalten.) Da es vielleicht nicht ganz ohne Interesse seyn dürfte, einen Blick zunächst auf die wissenschaftlichen Vereine in Paris zu thun, sofern die hiesige Akademie aus einem Tauschverkehre mit denselben für die Zukunft wesentliche Bereicherungen ihrer Bibliothek erhalten kann, so gebe ich mir die Ehre, hierüber noch Folgendes zu berichten.

Das Institut von Frankreich, welches die 5 Akademien: Académie française, Académie des sciences, Académie des inscriptions et belles lettres, Académie des beaux arts und Académie des sciences morales et politiques begreift, besitzt nicht mehrere Bibliotheken, wie es scheint früher öfters angenommen worden zu seyn. Vielmehr werden alle an die einzelnen Akademien des Instituts einlaufenden Werke an die Bibliothèque de l'Institut abgegeben, deren erster Vorstand der würdige Veteran Herr Feuillet ist.

Unter den jüngeren Beamten, welche sich mit großem Eifer für die Vermehrung der Bibliothek rücksichtlich deutscher Druckwerke interessiren, muß ich vorzugsweise den Herrn Landresse nennen, einen äußerst gefälligen Gelehrten, der sich als Schüler von Abel Remusat vorzugsweise mit orientalischer Literatur beschäftigt. Zugleich mit ihm wirkt Herr Roulin, seinen Studien nach Arzt, welcher mit Bousfingault mehrere Jahre in Columbien zugebracht hat und zur Zeit mit der Redaction der Comptes rendus, unter Respicienz von Hrn. Arago, beauftragt ist. Seit dem J. 1830 hat man sich bey der Bibliothek des Instituts bemüht, die deutsche Literatur, welche früher sehr vernachlässigt worden war, mit erhöhter Energie einzuführen. Die defecten Reihen der deutschen gelehrten Gesellschafts-Schriften wurden durch den Buchhandel von Leipzig aus completirt und so findet sich auch der-

malen fast Alles, was unsere Akademie publicirt hat, dort vollständig vor, weshalb von Seiten der hiesigen Akademie nur wenig angeboten werden konnte, was die Bibliotheck des Instituts nicht schon besäße. Diese Bibliotheck ist nicht im Stande selbstständig zu tauschen, denn es stehen ihr keine Doubletten, selbst nicht von denjenigen Schriften zu Gebote, welche von den Akademien herausgegeben worden. Um so mehr muß ich es rühmen, daß mir für die Akademie ein vollständiges Exemplar der Flora fluminensis in 11 Foliobänden übergeben wurde, ein Werk, welches auf Befehl D. Pedro I. von Brasilien mit einem Kostenaufwande von 800,000 Franken, jedoch ohne vollständigen Text, hergestellt wurde und bey schlechter Verwaltung so sehr verschleudert worden ist, daß zur Zeit nur wenige vollständige Exemplare zu haben sind.

Die Académie des sciences und die der Inschriften u. der politischen Wissenschaften sind die drey Abtheilungen des Instituts, welche regelmäßige Reihen von Abhandlungen herausgeben. Die Académie française beschränkt sich auf Gelegenheitsschriften und auch die der politischen Wissenschaften hat bisher nur einige Bände in Druck ausgehen lassen. Am meisten publicirt die Akademie der Wissenschaften; sie giebt nicht bloß fortwährend die Abhandlungen der Mitglieder und getrennt davon die der fremden Gelehrten, sondern seit dem Jahre 1834 auch ihre Rechenschaftsberichte, Comptes rendus, die Protokolle der wöchentlichen Sitzungen, jährlich zwey starke Quartbände, heraus. Diese letztere Publication, auf welche vorzüglich Hr. Arago gedrungen hat, kostet jährlich 30,000 Francs. Sie wird unentgeltlich an die wissenschaftlichen Vereine des Landes, an die einzelnen Mitglieder des Instituts und an die gelehrten Gesellschaften, welche mit der Akademie correspondiren, vertheilt, außerdem aber auch in den Buchhandel gebracht, welcher etwa 6000 Frs. von dieser Zeitschrift hereinbringt. Für den Ueberblick vom Gange der Wissenschaften, namentlich in Frankreich, gewährt sie die schätzbarsten Materialien, da bey der ausgedehnten Correspondenz der Akademie und der großen Strömung fremder Gelehrten nach Paris fast alle wichtigen Fragen dortselbst Erörterung finden.

Die einzelnen Akademien des Instituts halten keinen Verlag von den durch sie herausgegebenen Werken, sondern nachdem die inländischen Stellen und die gelehrten Gesellschaften des Auslandes daran betheiligt worden, wird der Rest an gewisse Buchhändler für den Verkauf abgegeben. Aus diesem Grunde war es schwierig, diejenige Reihe von Bänden zu erhalten, welche ich der Akademie vorzulegen dir Ehre habe. Die beyden würdigen beständigen Sekretäre Herr Arago und Herr Flourens haben die Interessen unserer Akademie bey der Administrations-Commission mit einer wohlwollenden Theilnahme vertreten, die ich nicht genug rühmen kann.

Außer den größeren Schriften werden von allen Akademien Gelegenheitsschriften, namentlich Festreden (Discours) und Gedächtnißreden auf in- und ausländische Mitglieder (Eloges), sowohl im Kreise der Akademie als an andern Orten, z. B. bey den Begräbnissen, gehalten und auf Kosten des Instituts gedruckt. Diese Schriften sind sehr häufig von allgemeinem Interesse und nicht bloß als Erzeugnisse des Tags zu betrachten, sowie sie überdieß meistens als Probestücke der Beredsamkeit sorgfältig ausgearbeitet, von dem Publicum mit großer Sorgfalt studirt, analysirt, kritisirt und für weitere wissenschaftliche Arbeiten ausgebeutet werden. Sofern sie unter den Eindrücken der Zeitgeschichte geschrieben sind, bezeichnen sie gar häufig auf das Bestimmteste den geistigen Entwicklungsgang und die literarisch-politische Stellung ihrer Verfasser. Da die Auflage dieser Gelegenheitsreden nicht über 400 — 500 stark gemacht wird, und die Nachfrage während der Sitzung selbst von dem andrängenden Publikum sehr begierig ist, so gehören manche dieser kleinen Gelegenheitsschriften zu den bibliographischen Seltenheiten, wie ich denn auch unter Andern Mignets Rede auf Talleyrand um 15 Frs. habe ausbieten sehen. Unter diesen Umständen schien es mir für die Akademie wünschenswerth, eine vollständige Reihe dieser kleinen Schriften zu erhalten; ich erfuhr jedoch, daß eine solche Sammlung selbst in Paris nur äußerst selten vorkommen dürfte.

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen

lassen, ohne zu bemerken, daß in den inductiven Wissenschaften, namentlich in Anatomie, Physiologie, Mineralogie, Zoologie, Botanik, Chemie und Physik eine überraschende Anerkennung deutscher Arbeiten bemerkt wird; — die großen deutschen Werke, wie z. B. Burdachs Physiologie, Carus und K. Ritters Schriften finden Uebersetzer und die neuesten deutschen Zeitschriften und Brochüren werden auf den Arbeitstischen französischer Gelehrten angetroffen.

Mehrere Mitglieder der Akademie, wie Flourens und Blainville, unterhalten junge deutsche Gelehrte, um ihnen das Wesentlichste in unserer Literatur zu übersetzen und auszuziehen.

Das Institut ist im Budget für 1843 mit 562,000 Frs. vorgetragen.

Das Muséum d'histoire naturelle im Jardin du Roi kostet nicht viel weniger, nämlich 480,450 Frs. Es ist dieß ein von dem Institut ganz getrenntes Etablissement mit eigenen Fonds und selbstständiger Verwaltung. Es besitzt eine Bibliothek, welche in Beziehung auf beschreibende und beobachtende Naturwissenschaften ihres Gleichen sucht u. unter der Leitung von Hrn. Jules Desnoyers, einem thätigen Literaten und Geognosten, mit den seltensten und kostbarsten Werken des fernsten Auslandes versehen wird. An der Verwaltung des Museums nehmen alle 15 Mitglieder (Professeurs au Jardin du Roi) Theil; die Direction wechselt durch Wahl. Die Administrations-Commission giebt gegenwärtig die Archives du Muséum d'histoire naturelle heraus, welche als Fortsetzung der Annales du Muséum, der Mémoires du Muséum und der Nouvelles Annales zu betrachten sind. Auf meine Veranlassung ist die k. Akademie in die Zahl der regelmäßigen Correspondenten des Muséum d'histoire naturelle aufgenommen und ihr die Uebersendung der Archives zugesagt worden.

Die Académie royale de Médecine hält wie die Acad. des sciences alle Montage ihre Sitzungen von 3 — 5 Uhr. Sie hat bis jetzt 9 Bände ihrer Mémoires von den Jahren 1828 — 1841 publicirt, und scheint dermalen besonders die Herausgabe ihrer Bulletins, als minder kostbar und mehr zeitgemäß, zu beabsichtigen. Es soll ihr aber dabey an Fonds fehlen, da die jährliche Subvention der Regierung nur 39,000 Frs. beträgt, wovon 10,500 Frs. für die Besoldung des Secrét. perpét., des Secrét. du Conseil und des untern Personals, 5000 Frs. für Miethe, 18,000 Frs. für die Präsenzmedaillen abgehen, so daß für die Druckkosten, Feuerung und Beleuchtung nur 4000 Frs. und 1000 Frs. für Preiße übrig bleiben.

Was von den Druckschriften der Académ. R. de Médecine noch vorräthig war, nämlich den 4. bis 9. Band ihrer Mémoires und die ganze Reihe ihrer Bulletins, sechs Bände, von 1836 bis 1841 hat sie unsrer Akademie mitgetheilt. Der berühmte Accoucheur, Baron Dubois ist gegenwärtig Präsident, Pariset Secrét. perpét., Gérardin zweyter Secretär der Akademie.

Die große königliche Bibliothek umfaßt in ihren verschiedenen Departements: den Manuscripten, gedruckten Werken, Kupferstichen und Landkarten, Münzen und Medaillen einen unschätzbaren Reichthum und dürfte mit der Zeit auch durch Tausch unsere Akademie bereichern können, denn die Zahl der Doubletten ist ungeheuer und wird auf 60,000 Numern an gedruckten Werken angeschlagen. Zur Zeit fehlt es jedoch an einem Katalog und diese Schätze dürften noch eine Zeit lang unzugänglich bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Schluß der Abhandlung über die universalhistorische Bedeutung des Investitur-Streites, welche Hr. Professor Höfler in der Sitzung am 19. Nov. vorlas.

Andererseits, schwor der König in die Hände des Papstes ligische Treue, so hatte auch dieses eine Seite, welche man nicht unberührt lassen darf. Bekannt hat es in Europa weder Militärregierun-

gen noch sonst Despotien gegeben, so lange die Päpste ihr entscheidendes Ansehen über Fürsten und Völker behaupteten. Tausendmal haben sie die Streitigkeiten zwischen beyden geschlichtet, den gestörten Frieden wieder hergestellt, den Uebermüthigen — und stand er noch so hoch, zur Mäßigung und Gerechtigkeit gebracht, Scenen der Gewalt und Rechtslosigkeit zu verhindern gesucht. Es war ein oberstes Tribunal in Europa, dessen Macht auch den Mächtigsten überragte, und das erst dann zu sinken anfieng, als es sich im härtesten Kampfe auf materielle Interessen stützen mußte und dadurch die Redlichkeit seiner Absichten und Urtheile verdächtigte. Seine Macht aber hatte er sich nicht selbst beygelegt; sie war ihm allmählig geworden, vorzüglich durch die Angriffe seiner Gegner, deren Anschläge wie meist, auch damals den entgegengesetzten Erfolg hatten, als beabsichtigt worden war.

So mußten Heinrich IV. und V., während sie den Geistlichen ihre Freyheiten versagten, auch die steigenden Vorrechte der Städte anerkennen; die Hohenstaufen im Kampfe mit der Kirche die Erblichkeit der großen Fürstenlehen zugestehen; der erbittertste Feind des Clerus, Friedrich II., den Geistlichen die größten Vorrechte einräumen. Andrerseits vermochten aber auch die Päpste nicht, durchzusetzen, was sie, als die Angelegenheiten beyderseits auf die höchste Spitze getrieben waren, begehrten. So schroff auch oftmals die Gegensätze einander gegenüber standen, so sehen wir doch immer wieder eine Annäherung herbeygeführt, und erblickt man in der Zeit des hitzigsten Kampfes Deutsche auf beyden Seiten, den König mit seinen Genossen auf der einen, die der Kirche treugesinnten Laien und Geistliche auf der andern, so treten uns auch stets unter denjenigen, welche die Versöhnung und zwar manchmal mit Gefahr des Lebens einzuleiten streben, die Zierden des deutschen Clerus und der deutschen Fürsten entgegen.

Als aber der Kampf so gewaltig entbrannte, daß die äußerste Nachgiebigkeit P. Paschalis II. *)

*) Cod. Udal. ep. 261. Pertz mon. IV. p. 68. 69. Wir werden später noch besonders auf die

so wenig als die Strenge P. Gregor's VII. fruchtete, so war auch dafür gesorgt, indem die Richtung der Gemüther fast plötzlich eine andere wurde und die Begierde, das hl. Grab zu befreyen, die Kampflust im Innern verdrängte. Man darf hier nicht übersehen: Erst als die heidnischen Nachbarvölker von den Deutschen auf allen Punkten geschlagen und zurückgedrängt worden, begann der verderbliche innere Kampf zwischen den obersten Gewalten der Christenheit **) und — wie eigenthümlich! — so oft von nun an der Bürgerkrieg aufs Neue auszubrechen drohte, rief die klagende Stimme der Christen am Jordan oder am Orontes die Streitenden zu einem andern und bessern Kampfe. Ein Jahrhundert lang wogte bey den mächtigsten Kaisern Deutschlands die Lust zum einen wie zum andern hin und her, und es ist in der That kein unerhebliches Moment in dem Unterschiede welfischer von hohenstaufischer Gesinnung, daß während des Riesenkampfes Friedrichs I. mit Alexander III. Heinrich der Löwe die Pläne der sächsischen Kaiser gegen die slavischen Heidenvölker wieder aufgriff. Als aber jener Streit in dem schwäbischen Kaisergeschlechte erblich geworden, und zuletzt unter Friedrich II. die Herrschsucht mit dem offnen Hasse gegen das Priesterthum sich paarte, im letzten Kampfe alles zu Grunde zu gehen schien, was seit 175 Jahren errungen war — ward das alte Kaiserthum zu Boden geschmettert, gieng aber auch der Orient für die Christenheit zu Grunde und begann im Abendlande eine Richtung, die Alles aufzulösen strebte, was das Mittelalter hervorgebracht.

Vergleichsvorschläge P. Paschalis zu sprechen kommen, die das Uebel mit der Wurzel herausreißen sollten, aber wohl noch ein ärgeres Ungemach veranlaßt hätten, als vorhanden war.

**) Quoniam, hieß es auf dem conventus Ticinensis 1081, sanctam Dei ecclesiam a paganorum persecutionibus Deo juvante cessisse cognoscimus, nimis dolendum est, eandem horum qui christiano censentur nomine attenuari oppugnationibus. Ap. Pertz mon. p. 53.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Januar.
Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Herrn Akademikers v. Martius über seine Acquisitionen an Schriften für die Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hat sie sich seit der Julirevolution, eben so wie die Bibliothek des Instituts, sehr viele deutsche Werke durch Kauf verschafft. Sie spart keine Ausgabe, und was von einem der stimmführenden Chefs eines Departements gewünscht wird, kommt selbst mit den größten Geldopfern hinzu. Freylich hat auch dieses ungeheure Institut im Budget von 1843 für gewöhnliche Ausgaben 283,600 Frs. Das Personal

kostet	166,600	Frs.
Regie u. Anschaffungen	117,000	Frs.
	im ordinären Dienst.	

Dazu kommen: als 5te Annuität des außerordentlichen Credits auf 12 Jahre von 1,264,000 Frs., für das laufende Jahr 105,000 Frs. Zuschuß und zwar:

für Ankauf von Büchern	58,000	Frs.
für Katalogisirung	13,000	„
für Manuscripte	9,000	„
für Münzsammlung	12,000	„
für Karten und Kupferstiche	13,000	„

Die andern drey Bibliotheken in Paris, welche unter dem Ministerium der Aufklärung stehen, haben eine Rente von 167,223 Frs. jährlich. (Mazarine, de l'Arsenal, St. Geneviève.)

Es giebt gewiß kein Land, in welchem das Gouvernement der Herausgabe von gelehrten Werken so große Opfer brächte, als Frankreich. Jährlich erscheinen in dieser Art zahlreiche Bände von Urkundensammlungen, von Reisen und von großen mit zahlreichen Abbildungen versehenen descriptiven Werken.

Unter diesen Unternehmungen steht die Herausgabe der Documents inédits de l'histoire nationale oben an. Es ist dafür im Budget für 1843 die Summe von 150,000 Frs. ausgesprochen. Die Leitung dieser Arbeit ist einer Commission aus Mitgliedern der Akademie der Inschriften (Boissonade, Quatremère, Raoul Rochette, Letronne, Naudet, Hase, Pardessus, Guérand) anvertraut.

Die übrigen wissenschaftlichen Werke, welche von den einzelnen Ministerien herausgegeben werden, beziehen sich entweder:

A auf die Administration oder

B auf davon ganz unabhängige wissenschaftliche Leistungen einzelner Gelehrten, welche das Glück gehabt haben, Vertretung und Unterstützung zu finden.

ad A. Zu den Publicationen der ersteren Art gehört.

1. die Statistik von Frankreich, welche von dem Ministerium des Ackerbaues und Handels herausgegeben wird und wofür seit dem Jahre 1835 eine Position von 28,000 Francs in in jedem Jahres-Budget vorkömmt.

2. Die Comptes rendus des ponts et chaussés, des mines et des monumens publics, welche von dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten mittelst eines jährlichen Etats von 15,000 Fr. publicirt werden.

3. Die Statistik der Civil- und Criminal-Gesetz-Verwaltung wird von dem Ministerium der Justiz jährlich in 2 Quartbänden mit einer Ausgabe von 25,000 Fr. bekannt gemacht.

4. Von demselben Ministerium hängt auch das Journal des Savans, welchem ein jährlicher Zuschuß von 15,000 Fr. bewilligt und welches in der Imprimerie Royale gedruckt wird, ab.

5. Das Ministerium der Marine und der Colonien hat in seinem Budget eine Position von 10,000 Fr. für die Herausgabe der Annales maritimes.

ad B. Noch bedeutender sind diejenigen Summen, welche den einzelnen Ministerien zur Herausgabe von gelehrten Arbeiten einzelner Individuen oder zur Unterstützung von wissenschaftlichen Expeditionen und Commissionen zu Gebote stehen.

Das Ministerium der öffentlichen Arbeiten hat mit großen Opfern die große geologische Karte von Frankreich herstellen lassen; die Nachfrage nach dieser höchst schätzbaren Arbeit, welche Elie de Beaumont fortwährend bey Ausführung des Colorits inspicirt, ist sehr groß.

Das Ministerium der Aufklärung hat eine Position von 112,000 Fr. zur Unterstützung von Reisen und wissenschaftlichen Missionen; deßgleichen gebietet es über 200,000 Fr. zur Subscription auf größere, besonders Reisewerke.

Eben so disponirt das Ministerium der Marine und der Colonien über 180,000 Fr. zur Publication der auf öffentliche Kosten gemachten Reisen. Das Budget dieses Ministeriums für Wissenschaft und nautische Industrie geht bis zu der Ziffer von 564,000 Fr., worunter jene Summe für Publication der Reisen, 10,000 Fr. für die Schiffsbibliotheken, 30,000 Fr. für die Hafenbibliotheken einbegriffen sind. Aus denselben Fonds werden nautische Entdeckungen und Erfindungen gefördert und belohnt.

Zu dem eigenthümlichen System der Kultur der Wissenschaften in Frankreich gehört die Unterstützung von wissenschaftlichen Unternehmungen im Verlage französischer Buchhändler mittelst Zusicherung von Abnahme einer gewissen Anzahl von Exemplaren durch die Ministerien.

Dem Ministerium des Unterrichts und der Aufklärung steht in diesem Jahre zu diesem Behufe eine Position von 200,000 Fr. zu Gebote und in ähnlicher Weise verfügt auch das Kriegsministerium über beträchtliche Unterstützungssummen, welche jedoch gewöhnlich in dem ziemlich lakonischen Militär-Budget nicht genau specificirt werden. Im Durchschnitt können die französischen Buchhändler darauf rechnen, daß ein oder mehrere Ministerien zusammen auf 150 Exemplaren subscribiren. Diese Subscriptionen werden nach Erscheinung der Hefte pro rata bezahlt und sind fast immer hinreichend, die Kosten der Auflage mehr als zu decken. Der Buchhändler, welcher so glücklich war, die Zusicherung der Subscription zu erhalten und sich im Budget der einschlägigen Ministerien vorgetragen zu sehen, zählt auf diese Einnahme wie auf den sichersten Theil seines Erwerbs.

Das System, in dieser Weise große wissenschaftliche Unternehmungen zu befördern, hat die Erscheinung vieler Reisewerke in einer Ausdehnung und mit einer Ausstattung möglich gemacht, welche in keinem andern Lande erreicht worden ist. Ich führe als Beyspiele folgende Reisewerke an, welche theils von dem Ministerium der Aufklärung, theils des Krieges oder der Marine oder von mehreren zugleich abhängen, oder doch wenigstens durch Subscription unterstützt worden.

Texier, Voyage en Asie mineure	300 Fr.
Laborde, Voyage en Orient .	345 „
Voyage de découvertes aux terres australes fait par les Corvettes, Le Géographe, Le Naturaliste, etc. 1800 — 1804 par Péron et seconde édition par Freycinet	72 „
Latus	717 „

717 „

Voyage de l'Astrolabe par d'Urville 1826. 1829, 22 Va. 8. et 4. et 4 atlas de 500 pls. . . . . 1480 „

Expédition au pole australe des Corvettes l'Astrolabe et la Zelée sous le Command. de Mr. Dumont d'Urville 350 „

Voyage de la Coquille par Duperrey 1822 — 1825, 6 Va. 4. et 4 atlas avec 376 pls. . . . . 850 „

Voyage de la Bonite par Vaillant 14 Va. 8. et 3 atlas de 350 pls. . 720 „

Voyage en Islande et au Groenland sur la Corvette la Recherche par Gaimard 7 Va. gr. 8. accompagné de 4 Atlas contenants ensemble 250 pls. 35 livr. . . . . 490 „

Voyage autour du Monde de la Corvette la Favorite 1830 — 1832 par Laplace, 4 Va. 8. et atlas de 84 cartes et pls.. . . . . 264 „

Voyage aux Indes orientales par Bélanger, 36 livr. à 10 Fr. . . . 360 „

d'Orbigny, Voyage dans l'Amerique mérid. 75 livr. 4.. . . . . 936 „

Voyage dans l'Inde par Jacquemont, 4 Va. avec 300 pls. 4. . . . 400 „

Circumnavigation de la Fregatte Artémise par Laplace, 5 Va. et 2 Atlas . . . . . 260 „

Voyages en Scandinavie, Laponie, au Spitzberg et aux Ferroë 1838 — 1840. sur la Recherche, publ. par Gaimard, 20 Va. 8. et 515 pls. . 1500 „

l'Expédition scientifique de la Morée 500 „

Ramon de la Sagra, Histoire physique, politique et naturelle de l'isle de Cuba, 50 Cah. à 15 Fr. . . . 600 „

Voyage autour du monde sur les Corvettes l'Uranie et la Physicienne 1817 — 1820 par Freycinet 8 Va. 4. et 4 atlas de 348 pls. . . . 744 „

Voyage autour du monde sur la

Latus 10171 „

10171 „

Fregate la Vénus, pendant 1836 — 1839 par du Petit Thouars, 15 livr. 188 „

Journal de la Navigation autour du globe de la Fregatte Thétis et de la Corvette Espérance 1824 — 1826 par Bougainville, 2 Va. 4. et l'atlas de 56 pls. . . . . 150 „

Summa 10509 „

Wenn die französische Regierung auf eine so großmüthige Weise durch Unterstützung dieser ausgedehnten Reisewerke auf die Erweiterung positiver Kenntnisse hinwirkt, ergiebt sich damit zugleich ein großer Vortheil für manche Industriezweige. Papier, Kupferstich, Lithographie und Colorit wissenschaftlicher Abbildungen werden in einem großartigen Maßstabe verwendet, und die Herstellung dieser Mittel für literarische Zwecke wird bey dauerndem Bedürfniß immer vorzüglicher. Aus diesem Grunde zeichnen sich jene Werke durch große Eleganz, ja Luxus im Aeußern aus. Auf der andern Seite dienen sie auch, die Autorität der französischen Schule in jenen Fächern aufrecht zu erhalten und die französische Sprache zu verbreiten. Rücksichten wie diese letztern haben vielleicht Theil daran, daß die Deputirten keinen Anstand nehmen, jährlich jenen Unternehmungen bedeutende Geldopfer zu votiren.

Es dürfte vielleicht nicht ungeeignet seyn, von hier aus einen Blick auf diejenigen Geldmittel zu thun, welche dem Ministerium für Volkserziehung zur Verfügung gestellt werden. In dem Budget für 1843 sind für Erziehung und gelehrte Bildung 11,294,956 Fr. vorgetragen. Es sind hierunter begriffen

a) für höhere Bildung (Instruction supérieure) 2,758,556 Fr. —

b) für Gymnasial- und Real-Schulbildung (Instruction secondaire) 2,042,400 Fr. Hierunter sind zwey neu zu errichtende Collèges royaux mitbegriffen, nach deren Herstellung die Zahl der Gymnasien und höheren Realschulen in ganz Frankreich sich auf 54 belaufen wird.

c) für den gemeinen Volksunterricht (Instruction primaire) 6,493,000 Fr., von welcher Summe

als allgemeine Fonds aus der Staatskasse 2,100,000 Fr., ferner aus den Departemental-Fonds 4,043,000 Fr. und aus besonderen Schulfonds 350,000 Fr. fließen.

Das Personale und Materiale der obersten Administrationsbehörde und der für die Inspection der Schulen bestimmte Ansatz ist unter obigen Ziffern nicht mit begriffen.

Die königliche Druckerey gehört ebenfalls unter diejenigen Institute, welche ich hier anführen muß, da sehr große und wichtige Werke aus den Pressen dieses altehrwürdigen Etablissements hervorgehen. Diese Druckerey, ohne Zweifel die größte in der Welt, bey welcher 49 Beamte mit einer Jahresbesoldung von 157,400 Fr. angestellt sind, welche jährlich 120,000 Ries Druckpapier verbraucht und eine präsumtive Jahreseinnahme von mehr als 2,500,000 Fr. in ihr Budget aufnimmt, steht unter dem Großsiegelbewahrer des Reichs und zunächst unter Hr. Lebrun, Staatsrath, Pair von Frankreich und Mitglied der Académie Française Ich halte es für meine Pflicht der Akademie dankbarst zu berichten, daß dieser ausgezeichnete Gelehrte mich mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen und meinen Wunsch, einen Tausch zwischen den Publicationen unserer Akademie und jenen der königlichen Druckerey ins Werk zu setzen, dadurch beantwortet hat, daß er der k. Akademie die 3 ersten Bände der eben so wichtigen als kostbaren Collection orientale, sowie das Journal des savants vom Jahre 1830 an, nebst Fortsetzung für die Zukunft, dazu von dem Hrn. Großsiegelbewahrer ermächtiget, zum Geschenk gemacht, da die K. Druckerey keine Bibliothek, ausser einer Sammlung aller Producte ihrer eigenen Pressen besitzt, mit deren Aufstellung Hr. Lebrun eben beschäftigt ist. Die Druckerey druckt unter Anderm das Bulletin des lois, codes et ouvrages, das Bulletin de la Cour de Cassation, die Procès verbaux des Chambres, eine große, sehr schön ausgestattete Sammlung griechischer und römischer Klassiker, eine neue Ausgabe von Ducange Glossarium, von Stephanus thesaurus linguae graecae und wenn ich nicht irre auch Champollion sur les Monuments égyptiens. Eine höchst interessante Sammlung von Typen aller Sprachen aus allen

Perioden der Buchdruckerkunst wird ebenfalls von dem so thätigen Vorstande jenes ausgezeichneten Etablissements aufgestellt. Für die Anschaffung neuerer, insbesondere orientalischer Typen, von Zeichnungen, Formschnitten u. s. w. sind 5000 Fr. im Budget.

Von jeher hat Frankreich sehr viel für die Geographie geleistet, namentlich auch durch die Herausgabe guter Karten. Die Schätze auf diesem Gebiete, unter anderem auch an Manuscripten und Originalien der größten Geographen aller Länder welche in der königlichen großen Bibliothek aufbewahrt werden, sind von dem würdigen, überaus thätigen Hrn. Jomard fortwährend eifrigst vermehrt worden. Derselbe ist demnach im Stande gewesen, in einem großen Saale der Bibliothek eine überaus reiche Uebersicht von Documenten (See- und Land-Karten ꝛc.) in Originalien oder in getreuen Facsimiles aufzustellen, welche den Entwicklungsgang der Geographie und der Chartographie und Mappirungskunst auf eine höchst lehrreiche Weise vergegenwärtigt. Auch von dem Appinianischen Globus, welcher in der K. Hofbibliothek zu München aufbewahrt wird, befindet sich daselbst ein Facsimile. Aus Bayern könnte dahin als wesentliche Bereicherung auch eine Copie der vier Karten abgegeben werden, welche sich in dem Hauptconservatorium der Armee befinden, und auf deren einer der Geograph Salvat de Pilestrina, en Mallorques, en l'anny 1511 genannt ist (Katalog über die im K. B. Hauptconservatorium der Armee befindliche Landkarten und Plane, S. 6.). Eben so, wie Hr. Jomard beschäftigt sich auch Hr. Vicomte de Santarem mit der Geschichte der Geographie des Mittelalters, namentlich in Bezug auf die Entdeckungen der Portugiesen an den afrikanischen Küsten. Derselbe hat, gleichwie Hr. Jomard, die regste Theilnahme an den Arbeiten der k. Akademie durch die Mittheilung seiner kostbaren Werke *) bethätiget.

*) Die Titel der von diesen und andern französischen Gelehrten der k. Akademie mitgetheilten literarischen Arbeiten werden in dem nächsten Verzeichniß der Büchergeschenke aufgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Januar.
Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Herrn Akademikers v. Martius über seine Acquisitionen an Schriften für die Akademie der Wissenschaften.

Neben den Arbeiten dieser Gelehrten über die Literärgeschichte der Geographie muß ich hier füglich auch noch der vortrefflichen Karte von Frankreich erwähnen, von welcher durch das topographische Bureau zur Zeit 65 Blätter herausgegeben worden sind, der älteren Karte von Capitaine zu geschweigen. Diese, so wie Le Mémorial du Dêpot de la France und die zahlreichen geographischen, statistischen und antiquarischen Publicationen über Algerien, unter denen sich schon 40 Karten befinden, hängen vom Kriegsministerium ab. Das Ministerium der Marine und der Colonien hat unter anderm folgende Werke publicirt: Le Neptune français, 4 Bände in Folio, eine vollständige Sammlung von Karten der ganzen Küste von Frankreich, les Annales maritimes, 48 Bände gr. 8., die zahlreichen Karten der französischen Colonien, sowie vielerley Werke über die Administration und Statistik der Colonien, über den Sclavenhandel u. s. w. Für die Darstelluug der statistischen Verhältnisse von Frankreich selbst besteht ein Bureau im Handelsministerium unter der Oberleitung des unermüdlich thätigen, auch mit der deutschen Literatur vertrauten Hrn. Alex. Moreau de Jonnès. Dieser verdienstvolle Gelehrte hat die Resultate der statistischen Erhebungen, in 7 Foliobänden gedruckt, der Akademie zum Geschenk gemacht. In gleicher Weise ist sie auch durch die literärische Theilnahme des Hrn. Smits, K. belgischen Finanzministers, mit den offiziellen Documenten über die Statistik des Königreichs Belgien in 14 Foliobänden beschenkt worden.

Ich übergehe hier viele andere Mittheilungen, wie z. B. jene von Seiten der Société éthnologique, von der Société de l'histoire de France, welche ein Annuaire neben ihren Bulletins erscheinen läßt. Eine ausführliche Darstellung dieser Einzelnheiten würde die Gränzen eines Berichtes überschreiten. Schließlich schätze ich mich glücklich, der Akademie die Gefühle von Dankbarkeit auszusprechen, welche mir die Gelehrten Frankreichs durch so mannichfaltige Beweise literarischen Wohlwollens eingeflößt haben.

Man hört dort nicht auf, die großartigsten Mittel, welche Frankreich gewährt, in akademischem Geiste zu nützen, nnd der Anblick einer so lebendigen Bewegung literarischer Kräfte gewährt dem Geiste eine eigene, an Hoffnungen reiche Befriedigung.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. December v. J. verlas

I. Der Herr Klassensekretär Auszüge aus Briefen von

a) Herr Charles Babbage auswärtigem Mitgliede d. A., ddo. London, 4. August.

„Seit vielen Jahren bin ich damit beschäftigt gewesen, für das englische Gouvernement eine Maschine zu construiren, vermittelst welcher man durch die Differenzialmethode alle Rechnungen vornehmen und Tafeln herstellen könnte. Ich hatte meine Erfindung, die Zeichnungen dazu und die zur Leitung der Arbeiter, welche die Maschine ausführen sollen, nöthige Zeit ohne irgend eine Vergütung für diese meine persönlichen Dienste dem Gouvernement anheimgegeben. Dieß dauerte etwa zwölf Jahre, da mehrere Verhältnisse eintraten, welche einen temporären Stillstand der Arbeit geboten. Von jener Periode an aber ist von Seiten der Regierung, meiner wiederholten Schritte ungeachtet kein Entschluß zu bewirken gewesen, ob sie die zur Vollendung nöthigen Opfer bringen oder das Ganze fallen lassen wolle. Die Zeichnungen zu dieser Maschine sind gemacht, ein großer Theil ist ausgeführt und ein kleiner ist zusammengesetzt worden und arbeitet vollkommen gut.

Während der letzten 8 Jahre habe ich mich ganz auf eigene Kosten mit der Ausdenkung und Zeichnung einer gänzlich verschiedenen Maschine beschäftigt, welche bestimmt ist, alle Operationen der Analyse auszuführen. Diese Maschine wird von jeder Zahl nach den gegebenen Gesetzen eliminiren. Sie wird jede Function nach dem ihr angegebenen Gesetze entwickeln. Sie wird die Bernouilleschen Zahlen oder die Coeffizienten des Arguments in den Problemen der drey Körper calculiren. Mit einem Worte, diese Maschine ist, wie Plana sich ganz bezeichnend darüber ausgesprochen hat, eine vollständige Executivgewalt der Analyse.

Um diese Erfindung auszuführen, habe ich auf meine eigenen Kosten viele Personen beschäftigt. Mehr als hundert große Zeichnungen existiren bereits und alle Hauptschwierigkeiten sind überwunden.

Ich habe mir vorgenommen, drey Werke darüber bekannt zu machen:

1. Eine populäre Ansicht von den Principien, nach welchen die Maschine construirt ist, und eine Demonstration, daß, wenn die Ausführung nach jenen Principien wirklich erfolgt, alle analytische Operationen von ihr gemacht werden können.
2. Eine Beschreibung und Zeichnungen von den mechanischen Mitteln, welche dabey verwendet worden. Hier soll mein System von mechanischer Notirung (Notation) und die Demonstration von der Möglichkeit der Ausführung gegeben werden.
3. Eine philosophische Geschichte der Entwicklung meines Verstandes in dem Fortschritte dieser Erfindung, welche alle auf einander folgenden Stadien derselben, wie sie sich in meinem Geiste darstellten, zeichnen wird.

Sie sehen, daß Alles dieses viel Zeit, und vielleicht ein längeres Leben, als ich noch vor mir habe, in Anspruch nimmt. Ich halte es für wichtiger, meinen Geist, jetzt, wo er in voller Kraft steht, ausschließlich mit der Erfindung, nicht mit der Beschreibung zu beschäftigen. Dieser Plan wird nicht geeignet seyn, augenblickliche Reputation zu geben, aber er ist der beste. Ich hoffe jedoch bald das erstere Werk beginnen, oder vielmehr fortsetzen zu können, denn im verflossenen Jahre beschäftigte ich mich bereits damit in Italien.

Inzwischen hat ein trefflicher Mathematiker, Hr. Menabrea, Mitglied der Akademie in Turin, ganz durchdrungen von meinen Ansichten, ein kurzes Memoire über die mathematischen Principien meiner Maschine geschrieben, welches nächstens in der Bibliothèque universelle de Geneve erscheinen wird. Es freut mich dieß um so mehr, als mir dadurch mehr Zeit für meine weitern Arbeiten gegeben wird.

Ich habe im Verfolge dieser Angelegenheit sehr große Opfer gebracht. Denn außer meinen Gehülfen beym Zeichnen und Calculiren, habe ich eine Werkstatt und Mechaniker beschäftigt, und Versuche in Metallarbeiten gemacht, um mich vollkommen

für die Gründung und Leitung der mechanischen Werkstätte geschickt zu machen, wenn ich je im Stand seyn sollte, so große Ausgaben zu leisten. Dieß ist jedoch, wie ich hinzufügen muß, kaum wahrscheinlich, und ich werde wohl am Ende zufrieden seyn müssen, wenn ich Zeichnungen und Beschreibungen zurücklassen kann, nach denen die Maschine auch nach meinem Tode ausgeführt werden kann."

Der Secretär bemerkt, daß der hier mitgetheilte Brief ihm eben so sehr von wissenschaftlicher wie von psychologischer Seite merkwürdig erscheine. Er zeige die Elastizität eines Geistes, der nicht von Phantasien, sondern von Zahlen beherrscht wird, in einer Energie, dergleichen man auch bey andern Gegenständen von gleich hohem Interesse nur selten finden dürfte.

Von dem Neperschen Stäbchen und der chinesischen einfachen Rechenmaschine bis zu dieser kolossalen Erfindung des Hrn. Babbage — welche ungeheure Entwicklung des Verstandes! Die einfache Additions- und Subtractions-Maschine von Nöthlich, — die der vier Species von Steinhauser und alle ähnlichen, in Deutschland häufigen Versuche von Hahn, Müller, Schuhmann, erscheinen wie das ABC gegen das Unternehmen des Hrn. Babbage.

---

b) Von Herrn Akademiker C. A. Meyer in St. Petersburg dd. 3. November 1842.

„Bey uns herrscht jetzt eine ziemlich bedeutende Thätigkeit in naturhistorischen Forschungen, sowohl im Norden als im Süden.

Unser berühmter Akademiker von Bäer hat, wie Ihnen bekannt seyn wird, zwey Reisen im hohen Norden ausgeführt und dabey Nowaja Semlja besucht. Gleichzeitig hat Hr. Schrenk, ein viel versprechender junger Gelehrter, im Auftrage des botanischen Gartens eine Reise, mehr östlich als Hr. v. Bär, bis zum Eismeere, und in dem

darauf folgenden Sommer eine Reise durch das russische Lappland unternommen. Im Sommer 1841 war Dr. Ruprecht, noch weiter östlich, wieder am Eismeere. In wenigen Wochen geht abermals eine Expedition nach dem Norden ab, die auf 2 1/2 Jahre berechnet ist. Hr. v. Middendorf ist erwählt worden, diese beschwerliche Reise zu unternehmen, die gewiß nicht ohne Resultate bleiben wird. Nach den russischen Colonien in Nordwest America ist ein Präparator des zoologischen Museums gesandt worden. Auch nach Süden sind mehrere Expeditionen ausgerüstet worden. Herr Schrenk bereist seit 3 Jahren, im Auftrage des bot. Gartens die ehemaligen Wohnorte der Songaren, bis zur chinesischen Gränze. Er hat schöne Entdeckungen gemacht.

Zu derselben Zeit hat auch ein anderer, sehr thätiger Sammler, Herr Karelin, dieselben Gegenden bereist. Seine Ausbeute befindet sich bey der naturhistorischen Gesellschaft in Moskau. Ein anderer kenntnißreicher Naturforscher, Hr. Lehmann hat 3 Jahre im Orenburgischen Departement zugebracht. In diesem Sommer glückte es ihm, nach Buchara, Samarkand und südlich von dieser, den Europäern so schwer zügänglichen Stadt zu gelangen. Seine Ausbeute soll bedeutend seyn.

Ein vierter junger Naturforscher, Hr. Basiener hat in diesem Sommer eine Reise nach China unternommen.

Leider haben wir den Tod zweyer vielversprechender Naturforscher zu beklagen. Der kühne Reisende Lehmann, nachdem er so beschwerliche und nichts weniger als gefahrlose Reisen glücklich zurückgelegt hat, ist auf der Rückkehr nach St. Petersburg erkrankt und der Krankheit unterlegen. Dasselbe Schicksal hatte auch der junge Russe Kirilow, ein Gefährte Karelins. Auch er starb auf der Rückreise nach Moskau nach kurzer Krankheit."

II. Der Herr Classen-Secretär erstattet seinen Bericht als durch hohes Ministerial-Rescript dd. 25. Aug. zur nähern Erforschung der Kartoffelkrankheit in der Pfalz abgeordneter Commissär.

In Vollstreckung des höchsten Auftrages d. d. 25. Aug., zur Vervollständigung der Notizen über die Kartoffelepidemie in der Pfalz, zur Untersuchung des Locals, der örtlichen und allgemeinen Ursachen und zur vollständigeren Beurtheilung der Sache überhaupt, weitere Nachforschungen an Ort und Stelle anzustellen, habe ich mich Ende Septembers in das Landcommissariat Frankenthal begeben, und beehre mich nun, die Ergebnisse meiner Nachforschungen im Folgenden zur Weiterbeförderung an das k. Ministerium des Innern gehorsamst vorzulegen.

Auch im heurigen Jahre erleidet die Kartoffelernte in jener Gegend einen beträchtlichen Ausfall.

Dieser ist nicht gleichmäßig in den einzelnen Fluren, sondern während manche Landwirthe mit dem Ertrage nach Quantität und Qualität ganz zufrieden sind, klagen Andere in der Nachbarschaft über einen augenfälligen Stockmangel, d. h. ein Fehlschlagen von mehr oder weniger Stöcken, so zwar, daß Setzknollen entweder gar nicht angegangen sind, oder nur wenige, kleine oder gar keine Knollen getrieben haben. Im erstern Falle bemerkt man die Reihe der Kartoffelstauden auf dem Felde unterbrochen, und dieß ist in sehr verschiedenem Verhältnisse der Fall. Manchmal fehlt ein einzelner Stock aus der Reihe, manchmal eine ganze Succession von drey, vier, sechs und mehr Stöcken. Auf manchen Feldern findet dieser Mangel gleichmäßig zerstreut statt, auf andern ist in einem Theile des Feldes Alles gesund angegangen, während ein anderer häufiges Fehlschlagen darbietet. Benachbarte Aecker sind oft ganz unversehrt von der Krankheit.

Diese Ungleichheit der dießjährigen Ernte bey Gleichheit des Bodens und der klimatischen Einflüsse bestätigt die von mir schon früher aufgestellte Ansicht,

daß die nächsten Krankheitsursachen nicht sowohl in jenen allgemeinsten Verhältnissen, als vielmehr in localen Schädlichkeiten zu suchen seyen.

Diese Ansicht findet Bestätigung sowohl in den verschiedenen Berichten über die Krankheit in Deutschland, als in dem ausführlichen Gutachten, welches ein schottischer Landwirth, Charles Fergusson, im Auftrage der hochländischen Ackerbau-Gesellschaft zu Edinburg aus den daselbst eingeschickten zahlreichen Notizen britischer Agronomen zusammengestellt hat. Die Stockfäule, englisch Taint, Failure, Rot, Dry Rot, ist auch in Großbritanien seit 1834 in beunruhigender Weise hervorgetreten, und hat, wie im Jahre 1792 die damals epidemische Kräuselkrankheit, vielfache Schriften veranlaßt. Fergusson hat namentlich hervorgehoben 1) die Periode des Legens der Knollen, 2) diejenige, in welcher die Setzknollen aus dem Boden genommen wurden, 3) die Methode in deren Aufbewahrung, 4) die Bearbeitungsweise des Kartoffelfeldes, 5) die Art und Beschaffenheit des Düngers, 6) die Beschaffenheit der Setzknollen, von welcher Oertlichkeit sie zu nehmen, ob sie ganz oder zerschnitten zu legen; 7) die Frage: ob die Pflanze als erschöpft zu betrachten und ob eine Erneuerung aus Samen nöthig sey? — Die Ansichten der brittischen Landwirthe sind sehr verschieden. Fast nur in dem Puncte stimmen sie alle überein, daß die Schnittlinge keine sichere Ernte verbürgen. Die allgemein gültigen Resultate der aufgeführten Erwägungen sind bey der Zusammenstellung der zu empfehlendsten Maaßregeln am Schlusse dieses Berichtes benützt worden. (S. Report on the failure of the Potato Crop in Quaterly Journal of Agriculture of the Highland and agricultural Society of Scotland. No. 36. 1837. p. 477 — 511.)

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Januar.
Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

II. Der Herr Classen-Secretär erstattet seinen Bericht als durch hohes Ministerial-Rescript dd. 25. Aug. zur nähern Erforschung der Kartoffelkrankheit in der Pfalz abgeordneter Commissär.

(Fortsetzung.)

Der dießjährige Ausfall macht sich im Landcommissariate Frankenthal nicht sowohl an der Frühkartoffel, als vielmehr an der in viel größerem Verhältniß angebauten Spätkartoffel bemerklich. Auf den Feldern, welche ich größtentheils in Gesellschaft des k. Landcommissärs Frhrn. v. Pöllnitz untersucht habe, werden fast durchgehends runde, mittelgroße weiße, gelbliche oder feinhäutige mehlreiche hellröthliche Speisekartoffeln angebaut.

Beym ersten Anblicke der mit Kartoffeln bestellten Felder in jener Gegend fällt zunächst der Umstand auf, daß, wenn gleich das Kraut im Durchschnitte die gehörige Entwickelung erlangt hat, doch die Zahl der Stöcke, die geblüht oder Frucht angesetzt haben, verhältnißmäßig sehr unbedeutend ist. Während man sonst in Deutschland von der zweyten Hälfte Augusts an in den meisten Gegenden die Spät-Kartoffelstauden blühen sieht, und auch heuer an vielen Orten z. B. an der Maas, bey Manheim und Heidelberg noch im September zahlreiche Stöcke in Blüthe, andere in Frucht standen, zeigten die Felder im Landcommissariate Frankenthal Ende September nur äußerst selten einen blühenden Stock und auch die Beerenfrüchte waren nicht sehr häufig.

Außerdem ist aber im Allgemeinen auch auf jenen Feldern, die an Stockmangel litten, keine augenfällige Veränderung rücksichtlich des Krautes zu bemerken gewesen. Solches hatte vielmehr die gewöhnliche Höhe und Beblätterung, und nur in einzelnen Fällen, von denen sogleich die Rede seyn wird, erschien eine Abweichung in diesen oberirdischen Theilen.

Eine genauere Vergleichung der einzelnen Stöcke auf einem und demselben Felde zeigte eine große Ungleichheit in der Vegetation sowohl rücksichtlich des Krautes als der Knollen.

Nach den Ergebnissen einer solchen, das ganze Gewächs ins Auge fassenden Classification der verschiedenen Zustände lassen sich die auf den Feldern befindlichen Stöcke in folgende drey Gruppen bringen.

Verschiedene Beschaffenheit der Kartoffelstöcke.

1. Gesunde Stöcke, an welchen weder der unterirdische noch der oberirdische Theil eine krankhafte Erscheinung darbietet. Im Allgemeinen trugen dieselben keine sehr zahlreiche Nachkommenschaft, auch waren die Knollen nicht vorzüglich groß gerathen, eine Erscheinung, die sich durch die Ungunst der dießjährigen langandauernden Dürre erklärt. Die Landwirthe der von mir besuchten Gemeinden rechnen vermöge des Resultats von solchen

gesunden Stöcken auf eine Mittelernte oder auf drey Fünftheile einer guten Ernte.

Uebrigens ist an solchen Stöcken noch zu bemerken gewesen, daß bey einem geringeren Antheil derselben bereits am 25. Sept. das Kraut gänzlich verwelkt war. Aus den Ueberresten desselben war zu schließen, daß es nicht sehr kräftig, weder hoch noch ästig gewesen war; und dem entsprechend waren auch die Knollen nicht beträchtlich groß, sondern oft unter Mittelgröße. Die Stöcke aber, welche in jener Zeit noch stark belaubt standen, waren mit mehreren und größeren Knollen versehen.

2. Ein zweyter Theil der Stöcke, und zwar der kleinste, zeigte zahlreiche Stengel. Diese sind aber dünner und schlanker, meistens einfach oder wenig verzweigt, jedoch reichlich beblättert. Die Blätter tragen nicht selten mehr Blättchen als gewöhnlich, und diese letztern sind oft sehr klein, nur ein Fünftelzoll im Durchmesser. Die Kanten der Stengel sind bisweilen mit einer verhältnißmäßig sehr breiten Leiste von Blattsubstanz versehen und diese ist mehr oder weniger gekräuselt. Beyde Seiten der Blätter sind mehr als gewöhnlich mit sehr feinen Härchen besetzt, wodurch das Kraut ein graugrünes Ansehen erhält. An Blättern von dieser Beschaffenheit bemerkt man bisweilen schwarze, brandige, vertrocknete Stellen, jedoch ohne daß in denselben ein Brandpilz zur vollen Entwicklung gekommen wäre. Auch die Stengel selbst zeigen manchmal schwarze Flecken. An Stöcken von dieser Beschaffenheit habe ich keine Blüthen oder Früchte wahrgenommen. Der Wurzelstand bietet eine ungewöhnlich reiche Verzweigung dar und die Wurzelzweige sind in eine große Menge von feinen Fasern aufgelöst. Der gesammte Niederwuchs erscheint demgemäß wie eine unregelmäßige Verfilzung von Fasern, zwischen denen nur selten ein oder einige Knollen von $\frac{1}{2}$ bis 1 Zoll Durchmesser zum Vorschein kommen. Dagegen sitzen am untersten Theile des Stengels, da wo er in seine unterirdischen, sonst die Knollen tragenden Verzweigungen übergeht, und an den letztern selbst, die oft unverhältnißmäßig verlängert sind, ganz kleine, erbsengroße, meistens an der Spitze mit einer Blattknospe versehene Knöllchen von blasser Farbe und sehr zarter Oberhaut.

Ich stehe nicht an, die eben geschilderten Stöcke als mit der sogenannten Kräuselkrankheit (engl. Curl, franz. la Frisole), wenn schon in einem wenig auffallenden Grade, behaftet zu erklären. Aber auch andere Stöcke scheinen von derselben Krankheit ergriffen, an deren Aufwuchs man gar nichts Abnormes bemerken kann, während die Knollen eine eigenthümliche Entartung darstellen. Solche Knollen tragen nämlich lange, weiße Sprossen, die bald einzeln, bald in Mehrzahl an jedem Theile der Oberfläche hervorkommen und oft so sehr verlängert sind, daß sie aus dem Boden hervorstechen, wo sie dann, ans Licht getreten, mehrere kleine, grünlich graue, stark behaarte Blätter (denen in der Kräuselkrankheit ähnlich) entwickeln. Manchmal erscheint dieses Aussprossen wie ein wahrer Durchwuchs, indem das oberste Auge des Knollens aus der sogenannten Krone in einen neuen, grünen, mit Blättern versehenen Stengel übergegangen ist.

Kartoffeln, welche von Stöcken dieser Art genommen wurden, zeigten gar oft eine abweichende Beschaffenheit, welche jedoch nur den erfahrnen, denkenden Landmann bestimmen wird, sie als krank bey der künftigen Aussaat nicht zu benutzen. Sie sind gewöhnlich unter der normalen Größe, nicht selten auch nicht rund, sondern von unregelmäßig rundlicher Form. Ihre Oberhaut ist bald sehr zart und gleichmäßig, bald mit kleinen Wärzchen versehen, und läßt das Zellgewebe mit leicht grünlicher Nüance durchschimmern. Angeschnitten zeigen sie ein minder dichtes Gewebe, widerstehen auch demgemäß dem Messer weniger. Der Jahrring zeigt verhältnißmäßig dunklere Färbung und ist da, wo er für die Anlage der neuen Knospen an die Oberfläche tritt, oft sogar bräunlich gefärbt und von einem hellweißen, saftlosen (pelzigen) Zellgewebe umgeben. Noch andere von diesen krankhaften Knollen erwiesen sich beym Anschnitte spindig oder, wie man auch im gemeinen Leben zu sagen pflegt, wetzsteinig, d. h. ansehnliche Partieen des Zellgewebes waren saftlos, aufgetrieben und mit Luft gefüllt. Solche Kartoffeln stellten also im Wesentlichen dieselben Eigenschaften dar, welche wir an jenen finden, die im Keller zu keimen begonnen haben. Gekocht waren diese Knollen unschmackhaft,

fade oder galstrig und von einem speckigen Gefüge. Da wo sie in die unregelmäßigen Triebe übergegangen waren, oder wenigstens krankhafte Augen enthielten, zeigten sie die bekannten ungenießbaren Pfröpfe, welche nichts anders sind, als die zwischen dem Fleische enthaltenen verdorbenen Anfänge des Triebes, sogenannten Keimröhrchen.

3. Außer diesen beyden so eben beschriebenen Arten des Vorkommens von Stöcken, zeigte sich noch eine dritte, welche von mehreren Landwirthen als der erste Zustand der herrschenden Krankheit bezeichnet wurde. An dem Kraute war gewöhnlich keine Abweichung zu bemerken; es stand vielmehr saftig und blattreich da, und nur bisweilen deutete eine ungewöhnliche Fülle von dunkelgrünen, dicht gedrängten Blättern und der Mangel an Blüthen und Früchten auf eine Entartung an den Knollen. Doch konnte man nie mit Sicherheit von dem Befunde des Krautes auf die krankhafte Beschaffenheit der Knollen schließen, und erst bey Entblößung des Wurzelstandes ergab sich diejenige krankhafte Disposition, welche die Meinung der Landwirthe mit dem „Stockmangel“ und der „Trockenfäule“ in Verbindung setzte. Es zeigte sich aber an diesen Kartoffeln Folgendes.

a) In dem einen Falle waren zahlreiche Knollen vorhanden, dieselben aber klein, nicht ausgewachsen, mit einer sehr dünnen, hell gefärbten Oberhaut versehen, manchmal sogar noch etwas grünlich. Die Oberfläche zeigte häufig kleine Wärzchen, Risse oder dunkler gefärbte mit röthlich braunen Flecken, gleichsam Stoßflecken, versehene Stellen. Oft waren solche, nur halb ausgewachsene Kartoffel von einer eigenthümlichen Welkheit. Die Oberhaut erschien da minder glatt und glänzend, wie bey gesunden Knollen. In einigen Fällen fehlte auch die Oberhaut an einzelnen, kleinen Stellen und eine weiße, aus Amylumkörnern bestehende, leicht abfallende Eruption nahm die Stelle der Oberhaut ein. Bisweilen hatten selbst diese, offenbar noch nicht ausgereiften Knollen dennoch schon wieder kurze Triebe vorgestossen.

b) In dem andern Falle fanden sich die Stöcke, wenn aus der Erde genommen, mit einer, der Quantität nach mittelmäßigen Knollenbildung, und die Knollen waren auch ziemlich groß und ausgewachsen. Sie trugen aber unmittelbar auf ihrer Oberfläche auffitzend, bald einen, bald mehrere Nebenknollen, von der Größe eines Schussers, einer Flintenkugel oder einer Nuß. Diese Nachwüchse, welche, gemäß der Annahme der Landleute, ihre Entstehung einem späten Regen nach längerer Dürre verdanken sollen, finden sich meistens auf Kartoffeln, die eine rissige, hie und da dunkel gefärbte oder leichtbräunliche, etwas trocknere Oberfläche zeigen. Nicht selten hat auch der Mutterknollen, woran sie sitzen, eine abweichende Form, indem er eckig oder von der Kugelgestalt in die eines unregelmäßig lappigen Körpers übergegangen ist. Die Nebenknollen selbst sind mit einer dünneren, oft röthlich angelaufenen Oberhaut bekleidet, und tragen nicht selten einen Kranz von jungen, vorzeitig entwickelten Augen.

Schneidet man die in solcher Weise krankhaft veränderten Knollen durch, so bemerkt man, daß der Gefäßring, welcher das ganze Gewebe des Knollens durchzieht und in einen äußern (Rinden-) und innern (Mark-) Theil scheidet, dunkler (gelblich) gefärbt ist, als gewöhnlich. Dasjenige Zellgewebe aber, welches innerhalb des Gefäßringes liegt, ist weicher, als der außerhalb desselben liegende Antheil. Dem einschneidenden Messer widersteht ein solcher Erdapfel weniger, als ein ganz gesunder, und bisweilen befinden sich in seinem Innern bereits kleine Höhlungen. Auch in der Farbe unterscheidet sich das Innere, denn es ist eher von einer milch- oder schleimig weißen, als von der sonst herrschenden gelblich weißen oder leicht ins Rothe spielenden Farbe. Diese Eigenschaften sind so augenfällig, daß manche Landwirthe sie als sicheres Kennzeichen von dem Eintritt der Krankheit betrachten. Sie pflegen solche Erdäpfel wohl auch glasig zu nennen, welcher Ausdruck sonst von jenen gebraucht wird, die im Keller durch Frost gelitten oder zu treiben begonnen haben.

Werden die sub a) und b) geschilderten Kartoffeln gekocht, so zeigt das Gefüge dieselbe schleimige oder speckige Beschaffenheit und denselben Mangel des Wohlgeschmacks, den man bey ausgetriebenen Kartoffeln findet. Bey großen Stöcken findet

sich oft, daß der äußere Antheil (außerhalb des Jahrringes) noch mehlreich und schmackhaft ist, während der innere bereits eine leichte Entmischung erfahren hat und im Geschmack fade und rauh ist. Manchmal kocht sich eine solche Kartoffel auch sehr ungleich. Einzelne Partien bleiben härter als andere, und der Rindenantheil, welcher noch ziemlich mehlreich ist, zerfährt vor dem Garwerden. Es ist dieß der Zustand, welcher von Manchen das „Zweywüchsigwerden oder Auffetzen“ genannt wird. Sehr oft nimmt eine solche gekochte Kartoffel auf der Schnittfläche alsbald eine leichtviolette Farbe an, was darauf hindeutet, daß sich in ihr etwas Gerbestoff entwickelt hat, eine Veränderung, die sich natürlicherweise sogleich im Geschmacke kund geben muß.

Einfluß der vorzeitigen Entwicklung des Triebes auf den Geschmack und die innere Structur der Kartoffel.

Es dürfte geeignet seyn, hier zu bemerken, in welchem Zusammenhang diese Veränderung im Geschmack des Erdapfels mit dem unzeitigen Eintritte und Verlaufe des Wachsthums und der Entwicklung von Nebentrieben und Knollen steht. Wenn nämlich eine Mutterkartoffel zu treiben beginnt, so giebt sie zuerst den in ihrer Mitte liegenden Antheil von Zellgewebe, das Mark, für den Nachwuchs ab. Aus diesem ernährt sich der junge Trieb, welcher seine Gefässe vom Jahrringe empfängt und mittelst desselben zunächst mit dem Markantheile in Verbindung steht. Die Ernährung geschieht, indem vom Centro aus ein Theil des Amylums in Diastase u. in Zucker, der Zucker in Schleim, der Schleim in Faserstoff u. Eyweißstoff umgewandelt, und aus letzterem das Zellgewebe des neuen Triebes gebildet wird. Bey einem gesunden Hergange wird demgemäß die Mutterkartoffel langsam (und rechtzeitig) von der Mitte her ausgehöhlt. Ist sie sehr groß, so haben die nachwachsenden Triebe bereits eine beträchtliche Entwickelung erfahren, bevor jene gänzlich erschöpft ist, in welchem Falle sie hohl, aber gegen die Peripherie hin noch fest erscheint. Demgemäß bleibt beym ganz regelmäßigen Verlaufe der Ernährung am Ende nur die vertrocknete Schale

an dem neu gebildeten Stengel hängen. Wo wir dagegen die Mutterknollen nicht so regelmäßig für die Ernährung ihrer Nachkommenschaft verwendet, sondern ganz oder theilweise in Fäulniß übergegangen sehen, da ist anzunehmen, daß die von ihr zu vermittelnde Ernährung der neuen Triebe nicht den normalen, sondern einen krankhaften Verlauf genommen habe. Der zu frühe, übereilte Ansatz junger Knollen, wie er sich in den geschilderten Fällen darstellt, hängt sonach mit einer krankhaften Disposition der Mutterknollen zusammen, welche die gehörige Periodicität in ihren Erzeugnissen nicht einhält, sondern übereilt, wobey denn auch die Entmischung zur Fäulniß des Zellgewebes eintreten muß, welche ich in allen solchen Fällen, statt der regelmäßigen Erschöpfung bis auf die Haut, angetroffen habe.

Beschaffenheit der dortigen Ernte im Allgemeinen.

Faßt man die bisher geschilderten Zustände, wie sie im Landcommissariate Frankenthal auf freyem Felde beobachtet wurden, zusammen, so läßt sich das Ergebniß im Allgemeinen so aufstellen:

Die Vegetation der Kartoffelpflanze erscheint als höchst ungleich. Der Lebensgang des Gewächses ist, selbst unter gleichen Verhältnissen des Bodens, des Klima und der Cultur, und bey einer und derselben, in jener Gegend vorzugsweise angebauten Sorte, sehr verschieden.

Das Kraut bleibt theilweise in seiner Entwickelung zurück, so fern sich die Beobachtung im Großen bewähren sollte, daß es seit einigen Jahren seltener und ungleicher als sonst zur Blüthe kommt.

Die Knollen reifen nicht während eines kurzen Zeitraumes gleichzeitig, sondern in langsamer Succession aus.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Januar.
Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

II. Der Herr Classen-Secretär erstattet seinen Bericht als durch hohes Ministerial-Rescript dd. 25. Aug. zur nähern Erforschung der Kartoffelkrankheit in der Pfalz abgeordneter Commissär.

(Fortsetzung.)

Die Quantität der eingeheimsten Knollen ist die einer Mittelernte oder unterhalb derselben.

Die Qualität zeigt sich bey einem nicht unbeträchtlichen Antheile der Ernte schon jetzt gering, ja schlecht, sofern diese Kartoffeln keinen guten Geschmack haben. Ihre dermalige Beschaffenheit macht es wahrscheinlich, daß sie im Keller keine besondere Dauerhaftigkeit haben werden.

Ich muß hier auch noch anführen, daß die abnormen Eigenschaften, von welchen bisher die Rede war, sich bey den verschiedenen Sorten und sowohl bey jenen Kartoffeln, die aus ganzen Setzknollen erwachsen waren, als bey denen aus Schnittlingen gezeigt haben.

Ein Theil der Kartoffeln ist schon auf dem Felde krank oder krankhaft disponirt.

Aus den bisher angeführten Thatsachen läßt sich mit vollstem Rechte darauf schließen: daß ein Theil der heuer geernteten Kartoffel nicht vollkommen gesund, sondern bereits krankhaft disponirt oder wirklich krank eingeheimset worden ist. *)

Da aber nun ferner erfahrne Landleute in denjenigen Eigenschaften, welche sich an solchen kranken Kartoffeln zeigten, die ersten Symptome der Trockenfäule erkannten, so geht hieraus hervor:

daß die Trockenfäule nicht erst über Winter an vorher ganz gesunden Knollen entsteht, sondern daß die Anlage oder der Keim zur Krankheit schon vom Felde aus mit den Kartoffeln in den Aufbewahrungsort übergeht, und daß demnach die ausgebildete Krankheit, namentlich die auffallende Verhärtung und die Erscheinung eines eigenthümlichen Pilzes an der Oberfläche, da hervortreten wird, wo diejenigen Umstände gegeben sind, die eine solche Entwickelung der primären Krankheits-Anlage begünstigen.

Hängt diese Krankheit mit dem Pilze, als primärer Ursache, zusammen?

Für den wissenschaftlichen Standpunkt der Untersuchung drängt sich nun vorzüglich die Frage auf: ob diese Krankheit bloß in einer eigenthümlichen

*) Auch andere Beobachter haben bemerkt, daß die Kartoffeln schon vor der Ernte und unter üppig vegetirendem Kraute von Fäulniß ergriffen waren. Vergl. Lueder in Andres Oekon. Neuigkeiten und Verhandlungen 1842. No. 97.

Störung der Lebenskraft und in einer derselben correlaten Entmischung bestehe, — oder ob, den Ergebnissen meiner frühern Untersuchungen gemäß, die Keime eines schmarotzenden Pilzes schon in der auf dem Felde befindlichen Kartoffel anzutreffen seyen, in welchem Falle man jene sofort als die erste Krankheitsursache erkennen müßte.

Die Untersuchungen, welche ich hierüber an dießjährigen Kartoffeln aus den dortigen Feldern angestellt habe, bestätigen die letztere Annahme vollständig, da ich die Keime des Pilzes auch in solchen Knollen vorgefunden habe.

Man bemerkt nämlich ohne Mühe mit bloßem Auge an den sub lit. a. b. beschriebenen Kartoffeln, welche von erfahrnen Landwirthen, als vom ersten Stadium der Trockenfäule ergriffen, bezeichnet wurden, unter der Oberhaut hie und da zerstreuet feine weiße Pünktchen. Dieselben zeichnen sich vor dem übrigen Zellgewebe durch die hellere Farbe aus, und geben ihm das Ansehen, als wenn es kleine Körnchen von Mehl einschlöße oder damit bestäubt wäre. Bey genauerer Betrachtung findet sich, daß diese weißen Pünktchen nesterartig, d. h. in runde oder ablange Fleckchen vereinigt, im Zellgewebe liegen. Sie finden sich vorzugsweise in dem äußeren Theile des Gewebes, zwischen dem Jahrringe und der Oberhaut. Schwach vergrößert erscheinen sie als unförmliche, doch meistentheils abgerundete, undurchsichtige, weiße, glänzende Körner; stärker vergrößert stellen sie sich wie ein Schleim dar. Bey einer noch beträchtlicheren Vergrößerung aber, von 300 bis 400 linear, kann man in diesen unscheinbaren Pünktchen ein ungemein feines Geflecht von gewundenen, ästigen, halbdurchsichtigen, hie und da abgegliederten Fäden erkennen, ganz ähnlich demjenigen, welches ich aus einem bereits mehr vorgeschrittenen Zustande der Krankheit als das Pilzgewebe des Fusisporium erkannt und Fig. 23. der Taf. III. meiner Abhandlung abgebildet habe.

Hie und da zeigten sich auch im Zellgewebe jene unregelmäßig kugeligen, zur Zeit noch halb durchsichtigen und blaßgelben Körperchen, welche die Anfänge des Urpilzes (Protomyces Solani), und auf Tab. III. Fig. 21 a. meiner Abhandlung abgebildet sind. An andern eben erst aus der Erde

genommenen Knollen bemerkte ich, wie schon oben erwähnt, daß hie und da kleine Parthieen des Fleisches unter der Form von unregelmäßigen Häufchen weißer Körnchen durch die Oberhaut ausgebrochen waren. Unter dem Mikroskope wieß sich aus, daß es Amylonkörner waren, auf denen sich die winzigen Erhabenheiten und Binden zu bilden angefangen hatten, die ich (Taf. III. Fig. 34.) abgebildet und als die frühste Organisation einzelner Pilzfäden bezeichnet habe.

Die letztere Erscheinung auch auf künstlich infizirten Knollen beobachtet.

Diese Erscheinung stimmt ganz mit der überein, welche mir einige gesunde Kartoffeln darboten, die zuvor künstlich mit dem Pilze bestäubt und denen er also gleichsam eingeimpft worden war. Die Oberhaut derselben zeigte zuerst verdorbene bräunliche, trockne Fleckchen; darauf nahm der ganze Knollen sichtlich an Feuchtigkeit ab, drey Monate nach der Infection brach die Oberhaut hie und da auf und es drängte sich das erkrankte Zellgewebe unter der Form kleiner Mehlhäufchen hervor, deren Amylumkörner ebenfalls mit kleinen Höckerchen, Schwielen und Binden behaftet, sich hiedurch als Träger des Pilzes in seiner früheften Periode zu erkennen gaben. An gesunden Kartoffeln zeigte das Stärkmehl niemals die eben beschriebenen Anfänge.

Der Keim des Pilzes ist vorhanden und wird sich bey ihm günstigen Verhältnissen entwickeln.

Die bisher von vielen vorurtheilsfreyen Naturforschern gemachten Erfahrungen haben es über allen Zweifel erhoben, daß dergleichen Pilzgewebe längere Zeit in ihrem primären, unausgebildeten Zustand verharren können, daß sie aber unter Verhältnissen, welche ihren vollständigen Lebensgang begünstigen, sich immer mehr entwickeln, an Größe und Verbreitung zunehmen, und endlich auch in den Zustand der Fruchtreife gerathen, wo sie dann zahlreiche Keimkörner abstossen und dadurch ihre Fortpflanzung vermitteln. Auf eine solche Ausbildung von Pilzgeweben hat feuchte

Wärme den wesentlichsten Einfluß. Kein Pilz wächst bey einer Temperatur unter + 2 oder 3° R., dagegen ist eine erhöhte Temperatur bis 15° und 20° der Entwicklung der Pilzmutter sehr günstig, wovon man sich bey der Anzucht des gemeinen Champignons und in den Lohbeeten botanischer Gärten überzeugen kann, welche bekanntlich nicht selten von der Vegetation des Schaumstäublings, (Aethalium flavum) heimgesucht werden.

Es ergiebt sich hieraus, daß Kartoffeln, in denen bereits der Keim des Pilzes vorhanden ist, der fortschreitenden Entartung bis zu dem höchsten Stadium der Trockenfäule nicht überall sondern nur da unterliegen, wo sie von dumpfiger Luft umgeben werden und sich bey Abschluß des Lichtes während des Winters und Frühlings, eine beträchtliche Temperatur entwickelt.

Die Erkundigungen, welche ich im Landcommissariate Frankenthal über die Beschaffenheit der Orte angestellt habe, wo die Kartoffeln während des Winters aufbewahrt werden, bestätigen dieß.

Ein großer Gutsbesitzer in der Petersau, welcher seine Kartoffelvorräthe nicht in unterirdischen Kellern, sondern in einem wenig vertieften Theile einer großen, mit trockenen Wänden versehenen Scheuer unterzubringen pflegt, hat bis jetzt noch nichts von der Trockenfäule zu leiden gehabt. Dagegen findet sich, daß Landwirthe, deren Ernte durch diese Krankheit beeinträchtigt worden, ihre feuchten, dunkeln, des Luftzuges entbehrenden Keller gänzlich mit der Knollenfrucht anzufüllen pflegten, wo sich also eiue Erhitzung und mit ihr die wesentliche Bedingung zur Ausbildung des Schwammgewebes und in Folge davon jenes höhere Stadium der Trockenfäule einstellen mußte, das die Kortoffeln verhärtet und gänzlich ungenießbar macht.

Mehrere gewichtige Autoritäten haben in neuester Zeit diese Erhitzung als die einzige Ursache der Krankheit dargestellt, dagegen halte ich mich hier berechtigt, sie nur für eine wesentliche Bedingung der letzten Formen der Trockenfäule zu erklären. Ohne die eigenthümliche Einwirkung des sich in der erhitzten Kartoffel ausbildenden Pilzes wird die Knollenfrucht allerdings ihre Keimkraft und ihren Wohlgeschmack verlieren; es ist aber nicht abzusehen, wie die Frucht dadurch jenen eigenthümlichen, so höchst abweichenden Charakter einer trüffelartigen Verhärtung mit gleichzeitiger Hervorbildung eines Schimmelpilzes, an die Oberfläche, und zwar immer einer und derselben Art, an sich darstellen könnte, wenn der Pilz nicht eine bestimmte Rolle dabey spielte. Bey der Erhitzung im Keller erleidet die Kartoffel eine anfangende Entmischung: ein Theil des Stärkmehls wird in Zucker und dann vermöge des beginnenden Keimprozesses in Faserstoff verwandelt; von da an geht sie, wenn in der naturgemäßen Entwicklung ihre Triebe verhindert, in nasse Fäulniß über. Die Quantität des Wassers in ihr wird hiebey wohl schwerlich so vermindert, wie dieß bey der Trockenfäule der Fall ist, wo der Knollen die Hälfte seiner wässerigen Stoffe verliert. Daß dagegen die Kartoffel jene seltsame Eigenschaft erhalte, vermöge welcher sie der Einwirkung des kochenden Wassers, ja sogar des Wasserdampfes widersteht und selbst nachdem sie sechs Stunden gekocht worden, nur mit einem scharfen Messer wie ein feuchter Zunderschwamm geschnitten werden kann: dieß ist, meiner vollsten Ueberzeugung gemäß, lediglich die Folge der Pilzentwicklung. Mit Recht sagt der einsichtsvolle Landwirth Ritter v. Kalina: Obschon die Erhitzung der Kartoffeln während der Winteraufbewahrung ihr Verderben unstreitig herbeyführen muß, so läßt sich doch daraus allein die mit dem Namen der Trockenfäule bezeichnete besondere Krankheit nicht erklären. Diese Erhitzung müßte eine Gährung nnd eine aus derselben entstehende nasse, nicht aber eine trockne Fäulniß zur Folge haben. (Andre, Oekonomische Neuigkeiten und Verhandl. 1842. Nr. 69. S. 549.)

So widersprechend auch die Thatsache auf den ersten Blick erscheinen mag, daß ein zarter Schimmelpilz diesen austrocknenden, verhärtenden und zähemachenden Einfluß auf das Gebilde der Kartoffel ausübt, so steht sie doch nicht isolirt, sondern: es sind analoge Wirkungen anderer Pilze bekannt. Der Schwammrost (Sepedonium mycophilum), ein kleiner gelblicher Fadenpilz, welcher auf Fleischschwämmen wächst, verdichtet das Gefüge der

letzteren so sehr, daß sie, während sie außerdem in den letzten warmen Herbsttagen verfaulen, nun, mit jenen Parasiten behaftet, nicht selten den ganzen Winter hindurch der Fäulniß widerstehen und noch im nächsten Frühjahre zwar todt aber in der Integrität ihrer Form, gefunden werden. In ähnlicher Weise bringen auch andere Schwämme, die auf Holz wachsen, wie z. B. Arten der Gattung Warzenschwamm (Thelephora) und Bauchschwamm (Sphaeria) eine solche eigenthümliche Austrocknung und Zusammenziehung des Holzes hervor, welchem sie in derselben Weise seinen Eyweißstoff entziehen, wie der in Rede stehende Schimmelpilz der Kartoffel. (Vergleiche über diese eigenthümliche Wirkung der kryptogamischen Parasiten Treviranus Physiologie der Gewächse II. S. 792,) und Dr. Guembel im Centralblatt des landw. Vereins in Bayern 1842. S. 443.)

Vorkommen von Schimmel in den Kartoffelkellern.

In der Behausung des Bürgermeisters von Heßheim, welcher Landwirth seit mehreren Jahren stark durch die Trockenfäule gelitten hat, bemerkte ich, daß die Wände des feuchten dumpfigen Kellers hie und da mit einem sehr feinen Gespinnste von weißlichen Schimmelfäden beschlagen waren. Dasselbe breitete sich eben so, wie es solche Vegetationen sonst zu thun pflegen, von Einem Mittelpunkte strahlig nach allen Seiten, bis auf einige Zoll Durchmesser, aus. Dieser Beschlag wurde abgekrazt und in München einer sorgfältigen, mikroskopischen Untersuchung unterworfen. Er besteht aus sehr feinen, ästigen, verwirrten Fäden, und es ist wahrscheinlich, daß er, eine vermöge des Standortes wenig entwickelte Pilzmutter (Blanc de Champignon, Mycelium) vielleicht desselben Gewächses ist, dem ich einen so wesentlichen Einfluß auf die Entstehung und Ausbildung der Trockenfäule zuzuschreiben veranlaßt bin. Es wäre nicht unmöglich, daß die nahe Berührung der an den Wänden aufgeschütteten Erdäpfel mit dem daselbst vegetirenden Schimmelpilze die Ansteckung vermittelte, und zu der den Landwirthen unerklärlichen Erscheinung beytrüge, daß eine Reihe von Setzkartoffeln nicht auf-

lauft, während andre aus demselben Keller sich regelmäßig und gesund entwickeln. Ueberdieß mag das Vorkommen einer Pilzmutter nicht an der Kartoffel selbst, sondern an andern Orten, welche sich unter gewissen günstigen Umständen in dieselben einnisten und hier mit viel größerer Schnelligkeit, als wo anders verbreitet, als eine Erscheinung betrachtet werden, wofür wir viele andere Analogieen in der Natur finden. Und sie dürfte bey der so unerklärlichen Art der Verbreitung der Krankheit, als einer contagiösen Epidemie, wohl in Berücksichtigung zu ziehen seyn. Es verhielte sich so dann mit dem Ueberhandnehmen der Trockenfäule ebenso, wie mit dem plötzlichen Auftreten gewisser schädlichen Insecten, welche auch nicht von der Natur neu erzeugt werden, deren Eyer vielmehr immer vorhanden sind, aber nur unter gewisser Begünstigung zur Entwicklung gelangen.

Mikroskopischer Befund an kranken Kartoffeln, welche keine Pilzbildung zeigten.

Die sub Nro. 2. geschilderten kranken Erdäpfel zeigten unter dem Mikroskope eine mehr oder weniger verbreitete Abweichung von der normalen Bildung. Die augenfälligste Erscheinung ist ein Mangel an Stärkmehlkörnern im Zellgewebe. Er zeigt sich sowohl bey denen, welche noch durchaus saftreich, aber von einer seifigen oder speckigen Beschaffenheit, als bey jenen, die bereits spindig geworden sind. a) Viele Zellen enthalten in diesem Falle gar keine Stärkmehlkörner mehr. Sie sind mit Flüssigkeit oder Luft gefüllt, und ihre Wandungen sind welk und schlaff. b) In andern Zellen sind die Stärkmehlkörnchen in der Mitte kugelig zusammengeballt; — oder c) sie hängen traubig zusammengehäuft an den Wänden, vorzüglich in den Ecken, neben den Zwischenzellengängen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Januar.
Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

II. Der Herr Classen-Secretär erstattet seinen Bericht als durch hohes Ministerial-Rescript dd. 25. Aug. zur nähern Erforschung der Kartoffelkrankheit in der Pfalz abgeordneter Commissär.

(Schluß.)

d) Diese letzteren sind auch nicht selten ganz verstopft, d. h. mit einer undurchsichtigen, schleimigen Masse, einem gestaltlosen Gerinnsel angefüllt. e) Die Gefässe des Jahrringes sind dunkler gefärbt, als gewöhnlich. Eben so verhalten sich die Gefässe, welche von dem Jahrringe nach aussen zu den Augen laufen (in den sogenannten Keimröhrchen). Das Gewebe in der Nähe der letztern ist oft saftlos und gleichsam abgestanden (pelzig). Da sich also die Anlage der neuen Triebe schon in der frühesten Zeit krankhaft verändert zeigt, kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn dieselben zu keinen neuen Stengeln austreiben, oder doch nur eine schwache Nachkommenschaft gewähren.

Alle diese Erscheinungen finden sich auch mehr oder minder deutlich an Setzkartoffeln, welche Triebe gemacht und in Folge davon einen Antheil ihres Gewebes verflüssigt und für die Entwickelung neuer Triebe verwendet haben. Wie in dem letztern Falle beginnt diese Entartung auch immer im innern Theile des Zellgewebes (innerhalb des Jahrrings). Sie deutet also darauf hin, daß solche speckig oder spindig gewordene Kartoffeln, die vermöge ihrer geringeren Größe und eines schwächeren Antheils an gebildetem Stärkmehl als noch nicht ausgereift zu betrachten sind, dennoch in krankhafter Eile ihre Augen zu entwickeln angefangen haben. Es leuchtet ein, daß ihre Nachkommenschaft eben deßhalb schwächlich seyn müsse.

Schlüßlich bemerke ich noch, daß die Räude oder der Schorf von mir in jener Gegend gar nicht oder wenig intensiv beobachtet worden ist, während er in Oberbayern vielfach verbreitet erscheint. Man hat diese Krankheit vorzüglich von dem großen Antheil von Eisenoxydul im Boden ableiten wollen.

Resultat.

Aus der Vergleichung der angeführten Thatsachen und aus der Berücksichtigung der daran geknüpften wissenschaftlichen Erörterungen ergiebt sich folgendes allgemeinstes Resultat.

Dem im Landcommissariat Frankenthal beobachteten Mißwachs der Kartoffeln (Stockmangel) und der Verderbniß der Knollen im Keller liegen zwey Krankheiten: die Kräuselkrankheit und die Trockenfäule zu Grunde.

Die Kräuselkrankheit (welche jedoch hier in keinem hohen Grade entwickelt zu seyn scheint) beruht in einer durch ungünstige klimatische und Bodenverhältnisse und durch unzweckmäßige Cultur veranlaßten unregelmäßigen Vegetation des Krautes wie der Knollen, wobey die letzteren an Stärk-

mehlgehalt verlieren und die Neigung in sich aufnehmen, unzeitige Triebe zu machen.

Die Stockfäule wird durch die Einnistung des Pilzgewebes eines Schimmels in die Knollen veranlaßt, welches die chemische Mischung beeinträchtigt und unter Begünstigung einer erhitzenden Aufbewahrungsweise im Knollen so überhand nimmt, daß dieser keimunfähig wird und vermöge der Verhärtung seines Zellgewebes nicht mehr als Nahrung dienen kann. Diese Krankheit befällt sowohl gesunde Knollen als solche, die von kräuseligen Stöcken herkommen.

Während die Kräuselkrankheit schon längst bekannt epidemisch erscheint, aber nicht ansteckt, liegt der in Deutschland erst seit 10 Jahren bekannten Trockenfäule ein concretes Contagium zu Grunde.

Gegen die erstere muß demnach durch alle jene Mittel eingeschritten werden, welche die rationelle Kartoffelwirthschaft überhaupt empfiehlt; gegen die letztere überdieß durch sorgfältige Entfernung des Contagiums und durch Vermeidung derjenigen Verhältnisse, die die Ausbreitung und Entwickelung des Contagiums beginnen.

Maßregeln gegen diese Krankheiten.

Man nehme eine sorgfältige Sortirung der eingeernteten Kartoffeln vor und wähle nur solche Knollen für die künftige Ackerbestellung, welche ganz gesund und ausgezeitigt sind.

Man verwerfe zu diesem Ende alle Knollen,

a) welche mit röthlichen, braunen oder schwarzen Flecken oder mit Schrunden und Rissen der Oberhaut versehen; oder

b) mit Knoten, Warzen oder gar mit einem Beschlag von Schimmel behaftet sind;

c) auf denen andere kleine Knollen aufsitzen;

d) welche eine dünne, theilweise abgeschabte Oberhaut oder eine ins Grünliche ziehende Farbe haben;

e) welche durch Kleinheit oder durch das Anhängen von langen Stücken des unterirdischen Stengels verrathen, daß sie noch nicht ausgereift sind;

f) deren Form eckig oder auffallend unregelmäßig von jener der ausgebauten Sorte abweichend ist;

g) welche welk, runzlich, hart sind oder eine krankhafte Abweichung der Augen zeigen;

h) welche angehackt, angefressen oder sonst verwundet sind;

i) welche bereits vorzeitig im Keller getrieben haben. — Die Uebung, solche Knollen, ihrer Triebe beraubt, dennoch einzulegen, ist jedenfalls sehr fehlerhaft.

Man lasse es sich nicht einfallen, eine Kartoffel als Setzknollen zu verwenden, welche auf der einen Seite ganz gesund erscheint, während sie auf der andern irgend eine der erwähnten Spuren krankhafter Beschaffenheit an sich trägt. Man nehme die Sortirung zur Gewinnung der nöthigen Setzkartoffeln (sofern solche nicht bereits gesondert angezogen seyn sollten) bey Tageslicht vor, um die krankhafte Beschaffenheit nicht zu übersehen. Man wähle für die Aufbewahrung der Setzkartoffeln den zweckmäßigsten, wo möglich gesonderten Ort, wo sie vor Feuchtigkeit, Kälte und Erhitzung gesichert sind.

Man bedenke, daß die hoch aufgeschichteten Setzkartoffeln nicht bloß während des Winters, sondern auch im Frühling, wenn sie zu treiben anfangen, eine Erhitzung erleiden und dadurch in ihrer Keimkraft beeinträchtigt werden können, wirke daher ihr durch sorgfältige Behandlung entgegen.

Man sortire überdieß die großen Vorräthe der Nutzkartoffeln mittelst des Rollgitters, welches die Knollen nach ihrer Größe trennt. Man hebe die großen wohl ausgereiften Kartoffeln getrennt von den kleineren, jüngeren auf, und verwende die letzteren, als der Verderbniß eher unterworfen, früher als die ersteren.

Auch diese großen Vorräthe verwahre man mit möglichster Sorgfalt.

Sind die Keller unrein, so weiße man die Wände aus und bestreue den Fußboden mit reinem

trockenem Sand, oder mit Sand, der mit Kohlenpulver, Asche oder gesiebtem Hammerschlag vermengt worden.

Man sorge für gehörigen Luftzug, indem man Stangen senkrecht in den Keller setzt, die mit Erbsenstroh umwickelt sind und um welche die Kartoffeln aufgeschüttet werden.

Man wende diese Vorräthe während des Winters um.

Man erhöhe die Lebensthätigkeit der zu cultivirenden Kartoffelgeneration durch diejenigen Mittel, welche eine rationelle Landwirthschaft, unter Berücksichtigung der localen und klimatischen Verhältnisse, überhaupt anempfiehlt.

Man suche sofort eine geeignete, kräftige Stammracę zu gewinnen und zu erhalten. Es geschieht dieß durch Auswahl gesunder, kräftiger, ausgereifter Setzknollen von Sorten, die der Oertlichkeit entsprechen *) Die Racę aus Anzucht von Saamen zu veredeln, halte ich nicht für nöthig. Bey solcher Behandlung im Großen würde man zwey Jahre verlieren und hätte im dritten noch die Arbeit, die verschiedenen Sorten, welche sich gebildet haben, auszuscheiden und Erfahrungen über ihre Anwendbarkeit für gegebene Oertlichkeiten zu sammeln. Gleicher Ansicht sind auch erfahrne Landwirthe, wie z. B. Prof. Schweizer (Allg. Anz. der Deutschen 1841 No. 341 — 343.) Auch hat man bereits die Erfahrung, (z. B. Herr Albert in Roßlau) daß auch die Knollen von Stöcken, die aus Saamen waren erzogen worden, von der Trockenfäule ergriffen wurden. Ein Schutzmittel gegen die Krankheit liegt also hierin in keinem Falle.

Man sey vorsichtig bey der Uebersiedlung einer Sorte, die vorher unter sehr verschiedenartigen Einflüßen erzogen worden war. Man cultivire die Sorten getrennt und nicht unter einander. *)

Man wähle den günstigsten Boden, die beste Lage und die für Boden und Klima geeignetste Düngung und Rotation.

Man dünge den Acker vor Winter. In England wird empfohlen, Pferd- und Kuhdünger zu mengen, denselben den unmittelbaren Sonnenstrahlen zu entziehen und ihn in jedem Falle möglichst lange vor dem Legen unterzupflügen. Schweinedünger spll in Thüringen schädlich gewirkt haben. Man lasse es nicht an sorgfältiger Bearbeitung durch Reinigung, Lockerung, Behäufelung fehlen.

Man vermeide, die Setzkartoffeln zu früh oder zu spät oder bey ungünstiger Witterung zu legen. (Hier müssen locale Erfahrungen das Meiste thun.) Im Allgemeinen dürfte es rathsam seyn, die Setzkartoffeln eher frühzeitig, als spät in den Boden zu bringen. Die nach und nach eingerissene Uebung, sehr spät, noch im Juny zu legen, hat unstreitig dazu beygetragen, manche Racen zu schwächen.

Man lasse die Setzkartoffeln nicht lange unbedeckt in den Furchen und lasse letztere nicht lange von der Sonne austrocknen.

Befürchtet man, daß selbst die mit Sorgfalt ausgewählten Brutknollen von Pilzkeimen angegriffen seyen, so tauche man sie einige Stunden lang in Kalkwasser, und bringe sie erst, nachdem sie an der Luft wieder abgetrocknet sind, in den Acker. Diese Behandlung zerstört auch die etwa anhängenden Insekten und deren Eyer. Versuche, die im k. botanischen Garten mit dem Einkalken vorgenommen worden, haben gelehrt, daß Kartoffeln, welche 10 Stunden lang in dem Kalkwasser lagen, ihre Keimkraft nicht verloren, was jedoch bey solchen der Fall war, welche 24 bis 36 Stunden im Kalkwasser gelegen hatten.

Die Procedur, Schnittlinge statt ganzer Knollen zu legen, sollte unter den dermaligen ungünstigen Umständen in keiner Weise fortgesetzt werden;

---

*) In England haben sich viele Stimmen für die Wahl solcher Setzknollen ausgesprochen, welche noch nicht vollständig ausgereift wären. Mir scheint es jedoch geeigneter, Knollen anzubauen, welche sich durch Absterben ihres Krautes als völlig reif darstellen, während ein längeres Verweilen derselben im Grunde unzweckmäßig seyn dürfte.

*) Die brittischen Landwirthe empfehlen, nach einigen

denn ohne Zweifel hat sie Einfluß auf Verschlechterung der Race und wird sie, fortgesetzt, in höherem Maße äußern. *)

Man ernte nicht vor Erfolg der Reife.

Man werfe die mit Schimmel behafteten oder sonst unbrauchbaren Kartoffeln nicht auf die Düngerstätte, sondern in fließendes Wasser oder vergrabe sie an einem Orte, wo nicht gepflügt wird.

Die Befolgung der hier angegebenen Regeln dürfte wesentlich dazu beytragen, die gegenwärtig leider immer noch auf eine bedrohliche Weise herrschenden Krankheiten zu beschränken und nach und nach auszurotten.

III. Herr Konservator Dr. Steinheil kommunicirte einen kurzen Aufsatz über seine Berichtigungsmethode parallaktisch-montirter Fernrohre.

Der Verf. zeigte zunächst, daß alle Relationen der Theile des Instrumentes gegen einander und gegen den Horizont ermittelt werden können, wenn

Jahren neue Setzknollen aus höher gelegenen Gegenden herabzuholen.

*) Derjenige Landwirth, welcher von der schlechthin als schädlich bezeichneten Praxis dennoch nicht abgehen will, hat wenigstens dafür Sorge zu tragen, daß nur gesunde, mit unversehrten Augen versehene Schnittlinge gelegt werden, daß sie nicht zu lange vor dem Legen geschnitten und daß diejenigen Schnittlinge verworfen werden, welche auf der Schnittfläche die Farbe augenfällig verändert haben. Das Bestäuben der Schnittfläche mit

man die optische Axe in den zwey möglichen Lagen nach dem Zenit richtet, dabey jedesmal Stunden- und Declinationkreis abliest, endlich, die optische Axe nach dem Nadir führt und bloß den Stundenkreis abliest.

Das 6te Element, die Orientirung gegen den Meridian durch das Azimut, muß seiner Natur nach mit Zuziehung des Himmels, etwa aus der Beobachtung eines Circumpolarsternes, bestimmt werden.

Sind die Ablesungen am Stundenkreis a a′ a″ die Ablesungen am Declinationskreis b b′, so ergeben sich die Relationen, welche die Größen der Abweichungen bestimmen:

$$i = \left(90 - \frac{a'' - a}{2}\right) \text{Cotg. } \varphi'$$

$$i' = \left(\frac{a'' - a'}{2}\right) \text{Cosec } \varphi'$$

$$c = \left(\frac{a' + a}{2} - 90\right)$$

$$c' = \left(\frac{b' + b}{2} - 90\right)$$

$$\psi = (90 - \varphi) - \frac{b' - b}{2}$$

wo φ die Polhöhe des Aufstellungsortes $(\varphi + \psi) = \varphi'$ die des Instrumentes, $(90 + i)$ den Winkel der Stundenaxe des Instrumentes mit dem Fernrohrende der Declinationsaxe, $(90 - i')$ den Winkel der Declinationsaxe mit dem Objectivende der optischen Axe bedeutet, und die Angaben der Nonien des Stundenkreises um c zu groß, die des Declinationskreises aber um c′ zu groß sind.

Die ausführliche Entwicklung dieser Methode wird in den Denkschriften niedergelegt werden.

Kalkstaub wird von mehreren Landwirthen als eine geeignete Verbesserung angerühmt.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Januar.
Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

IV. Herr Akademiker Dr. A. Wagner berichtete: Ueber eine beabsichtigte neue Bearbeitung der Säugthier-Fauna Brasiliens und über die bisher erschienenen wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Gebiete.

Unter Genehmigung der Direction der vereinigten k. k. Naturalienkabinete zu Wien habe ich mich mit Herrn Custos-Adjunct Johann Natterer zur Bearbeitung der Säugthier-Fauna Brasiliens vereinigt. Es soll dieselbe den ersten Theil einer allgemeinen Fauna brasiliensis ausmachen, deren Herausgabe die österreichischen Zoologen beabsichtigen. Die Zuziehung zu diesem Unternehmen konnte mir nicht anders als erfreulich seyn, und ich gieng um so bereitwilliger darauf ein, als bey den ersten Anfängen desselben österreichische und bayerische Naturforscher sich ebenfalls zusammen gefunden hatten. Bevor ich jedoch auf eine nähere Darlegung des mir mit Herrn Johann Natterer gemeinschaftlichen Antheils an diesem Unternehmen eingehe, erlaube ich mir, in der Kürze einen historischen Ueberblick über die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete zu geben, um hiemit die rechte Grundlage, auf welche unsere Bearbeitung sich begründen soll, zu gewinnen.

Es war im Jahre 1500, als Cabral Brasilien entdeckte und für die Krone Portugal in Anspruch nahm. Die Therologie *), wie die Zoologie überhaupt, schöpfte aber hieraus lange Zeit keinen sonderlichen Gewinn. Was unser geehrter Herr Collega und Classensekretär in seinem trefflichen Herbarium Florae brasiliensis über die Leistungen der ersten Schriftsteller, welche von brasilischen Pflanzen eine specielle Erwähnung thun, sagt, daß sie für die systematische Kenntniß unserer Zeit nur von untergeordnetem Interesse sind, gilt noch mehr von dem, was sie uns von brasilischen Thieren melden. Eine wissenschaftliche Betrachtung der dortigen Thier- wie Pflanzenwelt beginnt erst mit Markgraf, also fast anderthalbhundert Jahre nach der Entdeckung des Landes. Ein deutscher Naturforscher war es, der unter dem Schutze eines deutschen, in den Künsten des Friedens nicht minder, als in denen des Krieges hoch erfahrenen Fürsten, zuerst mit wissenschaftlichem Auge die Fauna Brasiliens zu betrachten begann. Deutsche sind es seitdem hauptsächlich gewesen, die in dem Geiste ihres Vorgängers fortfuhren, durch Reisen, wie durch Studien in den Museen, eine immer vollständigere Kenntniß von der brasilischen Thierwelt zu verbreiten, und so hat Deutschland die Lösung einer Verpflichtung ausgeführt, welche das europäische Mutterland von Brasilien unterlassen hat, und woran die seefahrenden Nationen nur einen geringen Antheil genommen haben.

In ihren Kriegen mit Spanien, das damals auch Portugal sich einverleibt hatte, hatten die Holländer nach und nach der Ferse Amerikas, wie sie genannt wird, sich bemächtigt und durch kühne Waffenthaten zu Wasser und zu Lande in ihrem Besitze sich behauptet. Im Jahre 1637 landete der Fürst Moritz von Nassau als Statthalter der neuer-

*) Ich gebrauche diesen Namen statt der unpassenden Benennungen Mammalogie und Mastodologie.

worbenen Colonien. Sechs Provinzen, Seregippa, Parnambuco, Itamarica, Parrayba, Rio Grande, und Siara, umfaßte das Gebiet, über welches er den Befehl führte. Was unter seinem siebenjährigen Regimente in Brasilien zur Schirmung der niederländischen Herrschaft daselbst geschehen, ist nicht unsers Ortes hier zu berichten; wir haben hier bloß von seinen Verdiensten um die Förderung der Naturwissenschaften zu reden. Auch sind diese Verdienste die dauerhaftesten, die er sich um Amerika erworben, die einzigen, welche sich für alle Zeiten erhalten werden. Die Herrschaft der Niederländer hat bald nach Niederlegung seiner Statthalterschaft ihr Ende erreicht; die von ihm angelegten Festungen, Paläste und Gärten sind meist verfallen und vergessen, aber die Werke Markgraf's und Piso's, die sein großartiger Sinn für die Wissenschaften an den Tag gefördert, sind noch vorhanden und seit fast zwey Jahrhunderten der Gegenstand des eifrigen Studiums der Zoologen und Botaniker geworden.

Während die früheren niederländischen Befehlshaber in Amerika nur mit den Rüstungen zu Schutz und Trutz ihrer Eroberungen sich umgeben hatten, nahm der Prinz Moritz überdieß eine ausgewählte Gesellschaft Gelehrter mit sich. Sie bestand aus dem Astronomen und Naturforscher Markgraf, von Liebstadt bey Meißen gebürtig, dem Prediger Franz Plante, dem Leibarzt Wilhelm Piso und noch einem jungen deutschen Gelehrten, H. Cralitz, der aber bald nach seiner Ankunft in Brasilien starb. Diese Männer führte der Prinz nicht bloß zum Prunke mit sich, sondern sie waren ihm beständige Gesellschafter, deren Arbeiten er nach Kräften, mitten unter dem Getümmel eines mit großer Wuth geführten Krieges, unterstützte. In seinem Lustschloße Freiburg legte er auf eigne Kosten einen Garten an, in welchem er die einheimischen Pflanzen und Thiere zusammen bringen ließ, damit sie im lebenden Zustande beobachtet, beschrieben und gezeichnet werden konnten. Und nicht bloß aus Brasilien ließ er sammeln, was ihm interessant däuchte, sondern selbst aus Kongo und Chili wußte er sich merkwürdige Naturgegenstände zu verschaffen. Ueberdieß wurde für Markgraf ein eigenes astronomisches Observatorium erbaut. Als der Prinz aus

Amerika zurückkehrte, hat er, wie Caspar Barlaeus berichtet, „allerhand in den Niederlanden ungewöhnliche und seltsame Dinge, als die Felle und Häute mancherley vierfüssiger Thiere, Fische, Vögel, die er in die Kammer der Anatomie der Universität zu Leyden verehret, auch sonsten viel von der Barbaren gewöhnlichem Hausrath, Kriegswaffen und dergleichen Sachen, die in seinem Palast im Haag in Holland noch zu sehen seynd, mitgenommen.“ Noch im Jahre 1815 konnte Lichtenstein mit Recht sagen, der Prinz hätte die reichste Naturalien-Sammlung zurückgebracht, die je in einem einzigen Transporte nach Europa gekommen sey.

Markgraf erlebte nicht mehr die Publication seiner in Brasilien abgefaßten Manuscripte. Nach Rückkehr des Prinzen hatte er sich nach Guinea begeben, um dort seine astronomischen Beobachtungen fortzusetzen; aber das einheimische Fieber machte seinem Leben bald ein Ende, im 34. Jahre seines Alters. Dieß Ereigniß hatte sehr nachtheilige Folgen für die Bekanntmachung seiner Arbeiten. Zwar sorgte der edle Fürst Moritz sogleich dafür, die Manuscripte dem Druck zu übergeben, und übertrug die Ausführung für die astronomische Abtheilung dem berühmten Golius in Leyden, die für die naturhistorische seinem Leibarzte und Reisegefährten Piso; aber von der erstern ist seitdem nichts weiter gehört worden; letztere hat erst nach Beseitigung mancher Schwierigkeiten das Tageslicht erblickt. Piso überließ sie dem gelehrten Johannes de Laet, der im Jahre 1648 die Herausgabe unter dem Titel: Historia naturalis Brasiliae zu Stande brachte. Vorausgeschickt sind dieser Piso's medizinische Abhandlungen in 4 Büchern, dann folgen Markgraf's naturhistorische Arbeiten, und zwar 3 Bücher von den Pflanzen, 4 von den Thieren und eines von dem Lande und seinen Bewohnern. Das Ganze ist mit Holzschnitten erläutert, nach vortrefflichen Gemälden, welche der Prinz hatte anfertigen lassen, und die noch jetzt in der k. Bibliothek zu Berlin vorhanden sind. Piso war mit dieser Ausgabe nicht ganz einverstanden, und gab zehn Jahre später selbst ein eigenes Werk heraus unter dem Titel: De Indiae utriusque re naturali et medica, das jedoch in zoologischer Beziehung mit der Markgraf'schen

Arbeit sich nicht messen kann, da es die meisten Abbildungen und Beschreibungen der Thiere weggelassen hat.

Markgraf's Werk war von nun an die Hauptquelle, aus der bis gegen den Ablauf des vorigen Jahrhunderts alle systematischen Zoologen ihre Kenntniß von den brasilischen Thieren schöpfen mußten. Denn nachdem 1648 durch einen Aufstand die Holländer aus Brasilien größtentheils vertrieben und 1669 die letzten Festungen von ihnen geräumt waren, wurde von der portugiesischen Regierung eine hermetische Sperre über das ganze Land angeordnet und durchgeführt. So wenig als man von nun an von dem politischen und industriellen Zustande Brasiliens etwas im Auslande zu hören bekam, eben so wenig erfuhr man etwas Neues von seiner Thierwelt. Die Naturproducte der reichen Colonie hatten für die Portugiesen nur in so weit einen Werth, als das pecuniäre Interesse hieraus einen Vortheil ziehen konnte; eine wissenschaftliche Betrachtung fand hieneben keinen Platz.

Hieraus erklärt sich die große Bedeutsamkeit, die Markgraf's und nebenbey Piso's Werke erhielten, und Ray, Brisson, Linné und Buffon waren bezüglich der brasilischen Thiere fast einzig und allein auf jene Arbeiten verwiesen. Zum Glück hatte Markgrafs Naturgeschichte einen innern Werth, der die Mühe belohnte, welche seine Erklärer sich gaben. Ohne Uebertreibung darf man behaupten, daß seit Aristoteles Zeiten bis zum Erscheinen der Historia naturalis Brasiliae kein zoologisches Werk aufgewiesen werden kann, das an Genauigkeit und Treue der Beobachtung, so wie an wissenschaftlichem Sinne mit dem Markgraf'schen sich messen könnte, und es geht in dieser Beziehung selbst der sonst trefflichen Naturgeschichte Mexikos von Hernandez voran. In neuerer Zeit haben Markgraf und Piso an Lichtenstein einen seiner großen Vorgänger würdigen Commentator gefunden. *) In der glücklichen Lage, die

*) Der Titel heißt: Die Werke von Marcgrave und Piso über die Naturgeschichte Brasiliens erläutert aus den wieder aufgefundenen Originalzeichnungen. Von Herrn Lichtenstein (Abhandl. der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin aus den Jahren 1814 — 1815. S. 201 u. f.)

von dem Prinzen Moriz in der Berliner Bibliothek aufbewahrten zahlreichen und mit großer künstlerischer Vollendung ausgeführten Thierabbildungen vergleichen zu können, überdieß durch des Grafen Hoffmansegg's Sendungen brasilischer Thiere zu der damals (im Jahre 1815) noch sehr seltenen Gelegenheit gelangt, die Beschreibungen von Markgraf und Piso zum großen Theile mit der Natur vergleichen zu können, hat Lichtenstein einen schätzbaren Commentar zu diesen klassischen Arbeiten geliefert.

Ueber ein Jahrhundert lang verblieb Portugal in träger Ruhe, aus der zuerst Pombal die Schlafenden zu wecken begann. Zunächst war es die Botanik, die wie in Spanien der Gunst der Regierung sich zu erfreuen anfieng. Bald aber auch erhielt die Zoologie ihren Antheil. Alexander Rodriguez Ferreira, von dem unser geehrter Hr. Collega in seinem angeführten Werke rühmt, daß er der gelehrteste und thätigste Naturforscher portugiesischer Nation war, welcher jemals Brasilien durchreist und erforscht hat, wurde im Jahre 1783 abgesendet, um naturhistorische Untersuchungen und Sammlungen in den Provinzen Para, Rio Negro und Mato Grosso zu machen. Nach fast zehnjährigem Aufenthalte in Brasilien kehrte Ferreira mit einer reichen Ausbeute an zoologischen und andern Merkwürdigkeiten nach Lissabon zurück. Aber leider fand der fleißige Naturforscher daselbst keinen Prinz Moriz, der die Kosten der Publication seiner Manuscripte übernommen hätte. In tiefer Melancholie starb Ferreira im Jahre 1815 als Aufseher des Naturalienkabinets und des botanischen Gartens zu Belem bey Lissabon. Es ist in Portugal wie in Spanien einigemale vorgekommen, daß naturhistorische Expeditionen mit ungeheurem Kostenaufwande ausgeführt wurden und am Schlusse derselben die verhältnißmäßig geringen Kosten zur Publication der gewonnenen Resultate nicht erlangt werden konnten. Von Ferreira würde man im übrigen Europa wohl nicht einmal den Namen erfahren haben, wenn uns nicht Herr von Martius eine kurze Notiz von diesem Märtyrer in unserer Wissenschaft mitgetheilt hätte.

Es ist mir aus dem Verlaufe des gegenwärtigen Jahrhunderts keine irgend namhafte zoologische

Arbeit, welche von Portugiesen gefertigt worden wäre, bekannt geworden. Auch das Naturalienkabinet zu Lissabon würde zur Förderung der Zoologie keinen Beytrag geliefert haben, wenn nicht Geoffroy St. Hilaire — in Folge der französischen Occupation von Lissabon unter Junot (1807), wobey ein Theil der dortigen Sammlungen nach Paris geschleppt wurde — Gelegenheit gefunden hätte dasselbe auszubeuten. Die Corografia brazilica, welche 1817 in Brasilien erschien *) und auch auf die einheimischen Thiere Rücksicht nimmt, ist in zoologischer Beziehung von keinem wissenschaftlichen Werthe. Zur Kenntniß der brasilischen Thierwelt haben demnach die Portugiesen bisher nichts, was einer Erwähnung werth wäre, beygetragen und ihren Schuldtheil hieran haben sie noch abzulösen.

Während aber Brasilien in erwähnter Weise den zoologischen Forschungen sich abgesperrt hatte, nahmen solche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den um selbiges herumliegenden Ländern einen erfreulichen Anfang und Fortgang. Zunächst war es das französische und holländische Guiana, von deren Fauna uns Nachrichten zukamen **), und woher namentlich Buffon reiche Beyträge für seine Naturgeschichte erhielt; auch Vosmaer und Allamand giengen nicht leer aus, indem abermals ein Nassauer, der Prinz von Oranien es war, der im Haag einen großen Thiergarten, zum Vergnügen wie zum Studium bestimmt, angelegt hatte. Die genauere Bekanntschaft mit den Thieren dieser zunächst an Brasilien angränzenden Länder diente

*) Der vollständige Titel heißt: Corografia brazilica ou relaçam historico-geografica do Reino do Brazil, composta por hum Presbitero secular do gram Priorado do Crato (Padre Man. Ayres de Cazal). Rio de Janeiro. 1817. 2 Bd. 4.

**) Besondere Arbeiten hierüber sind: 1) Essai sur l'histoire de la France équinoxiale par P. Barrère. Par 1749. 12. — 2) (Bancroft) an essay on the natural history of Guiana in South-America, in several letters from a gentleman of the medical faculty. Lond. 1769. 8. — Die neuesten Mittheilungen sind von Waterton und Schomburg.

zur Erklärung der Angaben von Markgraf, wie zu deren weiteren Ergänzung. Den wichtigsten Beytrag von dieser Seite lieferte unser großer Landsmann, Alexander von Humboldt, *) der 1799 Europa verlassend von spanisch Guiana und Neu Granada aus zur nordwestlichen Spitze von Brasilien vordrang und um die Kenntniß der hier heimischen Affen und Raubthiere insbesondere sich hochverdient gemacht hat.

In dem entfernter liegenden Chili hatte Molina **) sich dem Studium der dortigen Thiere zugewendet, ohne übrigens etwas Ausgezeichnetes zu leisten. Bey der Unbestimmtheit seiner Beschreibungen meinten die damaligen Zoologen einen guten Theil seiner Arten in Brasilien wieder zu finden, was freylich genauere Untersuchungen jetzt hinlänglich als irrig erwiesen haben.

Ein ungleich größeres Verdienst um die Zoologie erwarb sich der spanische Genie-Offizier, Don Felix de Azara. ***)

*) Recueil d'observations de Zoologie et d'Anatomie comparée par M. A. de Humboldt. Par 1811. 4.

**) Saggio sulla storia naturale del Chili. Bologn. 1782. 8.

***) Essai sur l'histoire naturelle des quadrupèdes de la province de Paraguay, par Don Felix d'Azara, traduits sur le manuscrit inédit de l'auteur par Moreau St. Méry. Par 1801. 2 Thle. Das Original erschien späterhin in spanischer Sprache und zeigt öfters beträchtliche Abweichungen von der französischen Uebersetzung. Die Naturgeschichte der Vögel von Paraguay und von La-Plata erschien in spanischer Sprache. Eine Uebersetzung findet sich als Zugabe zu folgendem Werke: Voyages dans l'Amérique méridionale par Don F. de Azara, depuis 1781 jusqu'en 1801, publiés d'après les manuscrits de l'auteur par O. A. Walkenaer; suivis de l'hist. nat. des oiseaux du Paraguay et de la Plata, par le même auteur, traduite d'après l'original espagnol et augmentée d'un grand nombre de notes; par M. Sonnini. Par. 1809. 4. Thle.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Januar.
Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

IV. Herr Akademiker Dr. A. Wagner berichtete: Ueber eine beabsichtigte neue Bearbeitung der Säugthier-Fauna Brasiliens und über die bisher erschienenen wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Gebiete.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1781 von seiner Regierung als Commissär zut Berichtigung der Grenze von Brasilien und der spanischen Colonien nach Amerika geschickt, hielt er sich zwanzig Jahre in dem ehemaligen Vicekönigreiche Buenos-Ayres auf, und bereiste hauptsächlich die an Brasilien grenzenden Provinzen, Banda-Oriental, Entre-Rios und Paraguay. Ohne systematische Kenntnisse in der Zoologie zu besitzen, lieferte gleichwohl Azara sehr getreue Schilderungen von den Säugthieren nnd Vögeln nach ihrer äußeren Beschaffenheit, sowie nach ihrer Lebensweise, und in dieser Beziehung werden seine Werke fortwährend Hauptquellen zur Kenntniß der südamerikanischen warmblütigen Wirbelthiere bleiben. Mit ungleich besserem Rechte als es bezüglich auf Molina der Fall war, durfte man die von Azara beschriebenen Thiere auch für Brasilien in Anspruch nehmen, da Paraguay unter gleichen Breitegraden mit dem südlichen Theile dieses Landes liegt. Sonach war mittelbar ein sehr wichtiger Beytrag zur Kenntniß der brasilischen Thiere gewonnen worden, als es sich hier zunächst um die südliche, bisher ganz unbekannte Fauna Brasiliens handelte, indem durch Markgraf und Piso nur der nordöstliche Theil des Landes in Untersuchung genommen werden konnte.

Um nicht den Zusammenhang zu sehr zu unterbrechen, schließe ich an Azara's Arbeit über Paraguay gleich die seines weit späteren Nachfolgers, Rengger an *). Aus Baden im Aargau gebürtig hatte dieser mit eben so viel Fleiß als Talent dem Studium der Zoologie sich zugewendet. Am 1. July 1818 langte er in Buenos-Ayres an, und begab sich bald darauf nach Paraguay. Der Eintritt in dieses Land ward ihm zwar nicht verwehrt, wohl aber der Austritt. Doktor Francia herrschte hier mit despotischer Gewalt als Dictator und verweigerte 6 volle Jahre hindurch dem Reisenden die Erlaubniß zur Rückkehr. Zwar durfte Rengger mit Genehmigung des Dictators im Lande herumreisen, aber die Grenzen konnte er nicht überschreiten; mit der ganzen Bevölkerung von Paraguay ward er gefangen gehalten. Als er endlich die Erlaubniß zur Abreise erlangte, wurden ihm nur zwey Stunden Zeit zur Ordnung seiner Geschäfte vergönnt. Da konnte freylich von den angelegten Sammlungen nicht mehr als das Allernothwendigste mitgenommen werden; der größere Theil mußte fremden Händen zur Nachsendung übergeben werden. Aber von dem Zurückgelassenen bekam Rengger nie mehr etwas zu hören und zu sehen, und so brachte ihn die Laune

*) Naturgeschichte der Säugthiere von Paraguay. Basel 1830. 8. — Ferner: Reise nach Paraguay in den Jahren 1818 bis 1826 von Dr. J. R. Rengger. Aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse herausgegeb. von A. Rengger. Aarau 1835. 8.

eines Despoten um den größten Theil seiner Sammlungen. Trotz dieses empfindlichen Verlustes hatte Rengger dennoch so viel Material übrig, um eine Naturgeschichte der paraguay'schen Säugthiere im Drucke herauszugeben. Ein Werk von mäßigem Umfange, aber von desto größerem innerem Gehalte. Mit Azara's Beobachtungsgabe verband Rengger eine Kenntniß der Anatomie und der systematischen Zoologie, die jenem ganz abgieng, und wodurch er die Mängel seines Vorgängers ergänzen konnte. Seine Arbeit hat hiedurch einen weit höheren Werth sich erworben, und eine systematische Darstellung der Fauna Brasiliens wird immer auf sie recurriren müssen.

Nachdem in solcher Weise Brasilien von den Zoologen auf den verschiedensten Punkten seiner Landgrenze in die Seiten genommen war, konnte es endlich ihrem immer lebhafter werdenden Andringen nicht länger widerstehen und mußte nach einer anderthalbhundertjährigen Sperre dem Auslande seine Thore öffnen. Ein Deutscher war es, der zuerst vortrat. Graf Hoffmannsegg, der vor dem Einfall der Franzosen in Portugal längere Zeit in diesem Lande sich aufgehalten hatte, erlangte, als ganz besondere Vergünstigung von Seite der Regierung, die Erlaubniß, seinen Diener Sieber nach Brasilien senden zu dürfen, um daselbst für ihn zu sammeln. Mit Fleiß und Geschick führte dieser seinen Auftrag aus, indem er in der Umgegend von Parà hauptsächlich Insekten, nebstdem auch andere Thiere und Pflanzen sammelte. Die zoologische Ausbeute überließ Graf Hoffmannsegg *) zum größten Theile dem Berliner Museum, und sie kam nachher Lichtenstein bey Ausarbeitung seines Commentars trefflich zu Statten.

Mittlerweile war Junot in Portugal eingefallen und der Hof hatte sich nach Rio Janeiro geflüchtet und blieb daselbst, auch nachdem die Franzosen vertrieben worden waren. Von nun an war Brasilien allen befreundeten Nationen geöffnet; indeß die bald darauf eingetretene Continentalsperre hinderte mehrere Jahre hievon Gebrauch zu machen. Sobald sie gelöset war, kamen die Naturforscher zur Erforschung des merkwürdigen Landes herbey. Wie ein deutscher Fürst des Rheines es war, dem wir die erste Kenntniß der Naturgeschichte Brasiliens verdanken, so war es auch dießmal wieder ein rheinischer Fürst, der hier von Neuem Bahn brach. Prinz Maximilian von Neuwied, begeistert von dem Studium der Naturwissenschaften, führte die erste zoologische Reise durch Brasilien aus. Am 16. July 1815 traf er bereits in Rio Janeiro ein, und durchwanderte von hier aus den Küstenstrich bis nach Bahia, in solcher Weise beynahe die Südgränze erreichend, bis zu welcher einst Fürst Moritz seine naturhistorischen Untersuchungen hatte ausdehnen können. Zwey Jahre verweilte der Prinz in Brasilien; am 10. May 1817 trat er von Bahia aus die Rückkehr nach Europa an. So fruchtbar für die Zoologie wie diese, war freylich keine der früheren Reisen nach Amerika gewesen. Außer der Reisebeschreibung *) legte der Prinz die Früchte seiner Reise in 4 Bänden **) vor. Der erste behandelt die Amphibien, der zweyte die Säugthiere, der dritte und vierte die Vögel; ein Atlas in Folio enthält Abbildungen von Thieren aus diesen drey Classen. In all diesen Abtheilungen zeigt sich der erlauchte Verfasser als ein gründlicher Kenner der Zoologie und als ein genauer nnd umsichtiger Beobachter. Seine Werke sind für alle Zeiten eines der Fundamente zur Kenntniß der brasilischen Fauna.

Mit dem Prinzen machten einen Theil der Reise Freyreiß aus Frankfurt und Sellow aus Potsdam. Beyde, in untergeordneten Verhältnissen lebend, waren schon früher in Brasilien angekommen und blieben auch nach der Abreise des Prinzen daselbst; sie zeichneten sich als eifrige und unverdrossene Sammler aus, die vorzugsweise mit Botanik sich befaßten. Sellow, von der preußischen

*) Von ihm selbst rührt her eine „Beschreibung vier affenartiger Thiere aus Brasilien," im Magaz. d. Gesellschaft naturforsch. Freunde zu Berlin. 1807. S. 83.

*) Reise nach Brasilien in den Jahren 1815—1817, von Maximilian, Prinzen von Neuwied. Frkft. 2 Bde. 1820.

**) Sie führen den Titel: Beyträge zur Naturgeschichte von Brasilien. 4 Bde. Weimar von 1825 — 1833.

Regierung späterhin unterstützt, war 1819 auch der Begleiter des damals in Rio accreditirten Legationsrathes von Olfers, der gleichfalls als trefflicher Naturforscher sich bekannt gemacht hat *), und unternahm dann selbstständig noch weitere Reisen, welche dem zoologischen Museum in Berlin manche schöne Acquisition eintrug. In ähnlicher Weise erlangte auch die zoologische Sammlung des pariser Pflanzengartens manche Bereicherung durch die Reise des berühmten Botanikers August de St. Hilaire, welcher von 1816 bis 1822 in Brasilien sich aufhielt.

Zu eben der Zeit, als der Prinz von Neuwied Brasilien verließ, traf daselbst die große naturhistorische Expedition ein, welche von Oesterreich und Bayern bey Gelegenheit der Vermählung der Erzherzogin Leopoldine mit dem Kronprinzen Don Pedro, nachmaligem Kaiser von Brasilien, ausgerüstet worden war. Es wäre überflüssig, wenn ich in dieser Versammlung die Resultate, welche in Bezug auf die brasilische Fauna durch die bayerischen Reisenden gewonnen wurden, umständlich schildern wollte; sie sind uns Allen bekannt. Ich erlaube mir nur, in Kürze zu erinnern, daß sie ihren dreyjährigen Aufenthalt in Brasilien (vom 14. July 1817 bis 14. Juny 1820) dazu benützten, um das Land nach seinen beyden größten Dimensionen zu durchschneiden, nämlich von Ypanema, (südwärts vom Wendekreise des Steinbocks) aus nordwärts über Bahia bis nach Parà unter dem Aequator, und von da aus westwärts auf dem Amazonenstrome bis an die äußerste Westgränze von Brasilien. Nach glücklicher Zurückkunft unserer Reisenden machte sich Dr. von Spix, dem die zoologische Partie zugewiesen war, außer seiner Theilnahme an der Reisebeschreibung, an die Abfassung der Fauna brasiliensis, die er zugleich in fünf Classen angriff, wobey er bezüglich der Amphibien von Wagler unterstützt wurde. Ein frühzeitiger Tod erlaubte ihm nicht die Vollendung dieser Arbeit; Agassiz, Perty und ich führten sie zum Schlusse.

Länger verweilte die österreichische Expedition in Brasilien. Zwar traten die Botaniker ebenfalls frühzeitig ab — Mikan schon nach einem Jahre, und Pohl beendete seine Reise ins Innere mit Ablauf von 1821 — aber desto länger hielt der für die Zoologie bestimmte Custos-Adjunct Hr. Johann Natterer, nämlich vom Jahre 1817 bis 1835, also nicht weniger als 18 Jahre aus. In diesem Zeitraume durchwanderte er fast die ganze Länge von Brasilien, mit einziger Ausnahme der südlichsten Provinz, Rio grande do Sul. Von Paranagua und Curitiba an der Gränze dieser Provinz erstreckt sich seine Reiselinie nordwärts über Ypanema, wie über die ganze Umgegend von Rio Janeiro, durch die Kapitanie von St. Paulo und Goyaz, von wo er dann westwärts über Cuyaba und Caissara nach der an der Gränze gegen Bolivien liegenden Cidade de Matto Grosso sich wandte, um dann wieder nordwärts auf dem Guapore und Rio Madeiro dem Amazonenstrome zuzuschiffen. An diesem angelangt setzte er seine Reise am Rio Negro aufwärts fort bis nach St. Joze de Marabitanos, dem äußersten Gränzorte der Provinz Rio Negro und bereits jenseits des Aequators liegend. Von hier an stellte er Ausflüge nach San Carlos bis zum Fluß Cassiquiare (in der ehemals spanischen Provinz Venezuela) an, und war demnach nicht weit mehr vom Orinoko entfernt. Westwärts drang er auf Nebenarmen des Rio Negro an die Gränzen gegen Columbien vor. *)

Vergleicht man diese Reiselinie mit der von unsern Reisenden, vom Prinzen von Neuwied und Markgraf beschriebenen, so weicht sie von dieser dadurch ab, daß sie sich mehr westlich hält und namentlich von Goyaz aus bis gegen die Einmündung des Rio Madeiro in den Amazonenstrom, wo sie die von unsern Reisenden eingehaltene Route schneidet, durch Gegenden sich hinzieht, die von den

*) Von ihm rühren unter andern her: „Bemerkungen zu Illiger's Ueberblick der Säugthiere, nach ihrer Vertheilung über die Welttheile rücksichtlich der südamerikanischen Arten (in Eschwege's Journal von Brasilien, oder der neuen Biblioth. der Reisebeschr. 15. Bd. 1818. S. 192).

*) Ein kurzer Ueberblick dieser Reise, jedoch nur bis zum April 1832 sich erstreckend, findet sich, begleitet von einer kleinen Karte, in der Isis. 1833. S. 546.

vorhin genannten Zoologen nicht durchsucht worden sind.

Ungeheuer war die Ausbeute, welche der unverdrossene Eifer Johann Natterers erlangte. An zoologischen Gegenständen waren bis zum April 1832, wo die Reise noch nicht ganz abgeschlossen war, folgende zusammen gebracht: *)

Säugthiere	781	Exemplare.
Vögel	7671	„
Amphibien	898	„
Fische	887	„
Insekten	32,136	„
Krustazeen	276	„
Conchylien	801	„
Weich- und Strahlthiere	73	„
Eingeweidewürmer	1229	„
Praeparate	36	„
Schädel	192	„
Eyer	105	„

Der Werth dieser Sammlung besteht nicht bloß in der großen Anzahl von Gegenständen und ihrer guten Erhaltung, sondern der wissenschaftliche Forscher wird außerdem ein großes Gewicht darauf legen, daß der österreichische Reisende Zeit hatte, an allen Hauptpunkten lange zu verweilen, und von jedem das Hauptsächlichste seiner Fauna zusammen zu bringen. Welchen Werth dieß für die Bestimmung der Arten und ihrer geographischen Verbreitung hat, davon wird bald nachher noch die Rede seyn.

Der Wissenschaft ist bisher von dieser reichen Ausbeute noch wenig zu Gute gekommen. Die prachtvoll begonnenen Unternehmungen von Prof. Mikan **) und Hofrath von Schreibers ***) sind leider nicht fortgesetzt worden, können auch ohne Unterstützung der k. k. Regierung es nicht werden. Mehrere Abhandlungen in den Annalen des Wiener Museums haben ebenfalls brasilische Thiere zum Gegenstande gehabt †), allein diese ausgezeichnete naturhistorische Zeitschrift hat, wie alle, die nicht aus Staatsmitteln Unterstützung genießen, sich nicht forterhalten können.

Die Vermählung des Don Pedro mit der Prinzessin Amalie von Leuchtenberg gab dem Herzog August von Leuchtenberg, der eine große Liebe zu den Naturwissenschaften hegte, Veranlassung zu einer Reise nach Brasilien. Eine Folge hievon war die Anlegung einer zoologischen Sammlung in Eichstädt, welche ausgezeichnete Gegenstände enthält.

Auch die russische Regierung rüstete eine Untersuchungsreise durch Brasilien aus, welche von Langsdorff geführt wurde und der als Zoolog Menetries beygegeben war. Ueber Cuyaba gieng sie nach Matto Grosso und den Rio Madeiro hinab an den Amazonenstrom, verfolgte also hier im Ganzen die Richtung von Johann Natterer, wandte sich dann aber den Amazonenfluß abwärts nach Para. Eine Beschreibung dieser Reise ist nicht erschienen, überhaupt nichts Näheres über sie bekannt geworden.

Von zoologischen Arbeiten, welche mit Hülfe der hier gemachten Sammlungen publicirt wurden, weiß ich aus dem Bereich der Wirbelthier-Classen nur zwey Abhandlungen von Brandt *) und Menetries **) zu citiren.

(Schluß folgt.)

---

*) Vergl. die Isis a. a. O.

**) Delectus Florae et Faunae brasiliensis. 4 Hfte.

***) Collectanea ad faunam Brasiliae. 1 Heft.

†) Die hieher gehörigen Abhandlungen finden sich im zweyten Bande genannter Zeitschrift, nämlich 1) Ueber Lepidosiren paradoxa von Joh. Natterer. 2) Lepidopt. Brasil. species novae, von Kollar. 3) Beytr. zur Kenntniß der südamerikanischen Alligatoren, von Fitzinger und Natterer. 4) Natterer's neue Flußfische von Heckel.

*) Mammalium rodentium exoticorum novorum vel minus rite cognitorum Musei academici zoologici descriptiones et icones. (In den Mém. de l'Acad. imp. des sc. de St. Petersb. 1835. Sc. nat. I. p. 21.)

**) Monographie de la famille des Myiotherinae où sont décrites les espèces qui ornent le Musée de l'Acad. imp. des sciences. (Ebendaselbst S. 443.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Januar.
Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

IV. Herr Akademiker Dr. A. Wagner berichtete: Ueber eine beabsichtigte neue Bearbeitung der Säugthier-Fauna Brasiliens und über die bisher erschienenen wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Gebiete.

(Schluß.)

Zum Schlusse habe ich nach diesen, auf Staatskosten ausgeführten Expeditionen noch einiger anderer zu gedenken, welche auf Privatkosten unternommen und zum Theil wenig bekannt geworden sind.

Swainson *), ein damals noch ganz unbekannter junger Mann, war mit Koster, der schon einmal in Brasilien gewesen war und Travels in Brazil herausgegeben hatte, im Jahre 1817 nach Pernambuco gekommen, hatte sich dann nach Olinda, Bahia und Rio Janeiro gewendet, wo er mit Langsdorff und den österreichischen Naturforschern zusammen traf, und mit ersterem mehrere Excursionen machte. Zufrieden mit der gewonnenen zoologischen Ausbeute kehrte er nach England zurück und wurde von nun an einer der fruchtbarsten Schriftsteller. Als Autodidakt, der erst in reiferen Jahren dem Studium der Zoologie sich in einigen ihrer Fächer mit Ernst zugewandt und überdieß in der bildlichen Darstellung ihrer Objecte es bald zu einer großen Fertigkeit gebracht hatte, auch mit Geist und Gewandtheit einen Gegenstand zu behandeln wußte, traute er sich freylich mehr zu, als er zu leisten vermochte und lieferte daher Arbeiten von sehr ungleichem Werthe. Am besten sind seine ornithologischen Leistungen, am schwächsten seine therologischen und ichthyologischen. Von seiner brasilischen Reise erschien nichts weiter als ein kurzer Abriß in Jameson's Edinburgh philosoph. Journal. Seine in Brasilien gesammelten zoologischen Schätze benützte er zur Herausgabe seiner Zoological Illustrations und Exotic Conchology; außerdem gab er noch vortreffliche Abbildungen von brasilischen Vögeln *) heraus.

Noch weniger als von Swainson's brasilischer Reise ist von der von Burchell in Erfahrung gebracht worden; sie hat auch gar keine Früchte für die Naturwissenschaften getragen. Burchell, der durch seine Reisen in Südafrika einen guten Namen sich erworben, begab sich später ins tropische Amerika, wo er sieben Jahre umher reiste. Aus den Provinzen von Minas, Goyaz und Mato Grosso soll er große Sammlungen nach England gebracht haben, die aber, wie Swainson **) berichtet, uneröffnet in den Kisten verschlossen liegen und auch wohl nicht eher als nach dem Tode ihres Besitzers an das Tageslicht kommen werden. Wie es scheint, hat Verstimmung darüber, daß er bey seiner Regierung weder Anerkennung noch Unterstützung gefunden hat, ihn zu diesem seltsamen Verfahren ver-

*) Obige Notizen sind aus seiner Taxidermy with the Bibliography of Zoologists and Notices of their Works in (Lardner's Cabinet Cyclopaedia) entlehnt.

*) Ornithological Drawings; the Birds of Brazil. Lond. 1834. — 1841. 6 Thle. 8.

**) Taxidermy. p. 383.

leitet, durch welches am Ende Burchell doch Niemand einen größern Schaden als sich selbst zufügte.

Zuletzt erwähne ich des neuesten mir bekannten Reisenden, der auch gegenwärtig noch in Brasilien verweilt und der aus dem Bereiche der dortigen Fauna Resultate zu Tage gefördert hat, die mit Recht das höchste Interesse erregt haben. Es ist dieß Lund *), der seine besondere Aufmerksamkeit den in den brasilischen Knochenhöhlen vorkommenden fossilen Thieren zugewendet und eine große Anzahl Arten derselben aufgefunden hat. Das Vorkommen solcher urweltlichen Knochenüberreste ist allerdings schon von den bayerischen Reisenden dargethan worden; aber die Auffindung einer solchen Menge von Arten und ihre sorgfältige Bestimmung ist ganz das Verdienst von Lund. Der Theil Brasiliens, in welchem die von diesem thätigen Naturforscher seit mehreren Jahren untersuchten Knochenhöhlen beysammen sich finden, liegt zwischen den Flüssen Rio das Velhas und Rio de Paraopeba. Nach seinen neuesten Mittheilungen **) hat er bis jetzt 111 Arten urweltlicher Säugethiere aufgefunden, während die lebenden derselben Gegend nur auf 89 Arten sich belaufen, von ausgestorbenen Vögeln hat er 33 Arten entdeckt. Seit Cuviers ersten paläontologischen Arbeiten hat die Fauna der antediluvianischen warmblütigen Wirbelthiere keine so ansehnliche Bereicherung erhalten, als sie ihr hiermit durch Lund aus Brasilien zugekommen ist. Auch auf die lebenden Thiere hat er seine Aufmerksamkeit gerichtet und von mehreren Arten von Säugthieren einstweilen einige Notizen gegeben.

In diesem kurzen Abriße habe ich die Hülfsmittel nachgewiesen, welche gegenwärtig für eine Bearbeitung der Fauna brasiliensis vorliegen. Indem ich mich mit Herrn Kustos-Adjunct Johann Natterer zur Bearbeitung der brasilischen Säugthiere vereinigt habe, welche den ersten Band der von den österreichischen Zoologen beabsichtigten Fauna brasiliensis ausmachen soll, sind die von den beyden bedeutendsten Expeditionen erworbenen Materialien zu einem und demselben literärischen Zwecke verfügbar geworden. Und obwohl die Wiener-Sammlung, wegen der längeren Zeit, die ihrer Expedition vergönnt war, einen ungleich größeren Reichthum an Material zusammenbrachte, als wir besitzen, so haben wir doch einmal die frühere Publikation voraus und es müssen daher alle späteren Arbeiten mit den unsrigen verglichen werden, dann aber auch haben unsere Reisenden zum großen Theile Gegenden durchwandert, welche von den österreichischen nicht besucht wurden, und wir besitzen daher Arten und Varietäten, die dem Wiener Museum abgehen. Bey gemeinsamer Bearbeitung wird aber das in zwey Sammlungen getrennte Material gleichmäßig benutzbar.

Man könnte nun aber fragen, ob nach den vielen Arbeiten, die bereits über die Naturgeschichte der brasilischen Säugthiere — denn von diesen allein handelt es sich gegenwärtig — vorliegen, ob wohl so viel Neues noch aufgebracht werden dürfte, um ein selbstständiges Werk hierüber erscheinen zu lassen. Ich gestehe allerdings, daß ich vor Besichtigung der Wiener-Sammlung über diesen Punct selbst in Zweifel war. Ganz anders gestaltete sich aber mein Urtheil, als ich mich im heurigen Herbste vier Wochen lang in Wien mit der Musterung der von der brasilischen Expedition zurückgebrachten Exemplare von Säugethieren befaßte. Nicht bloß fand ich darunter ungleich mehr neue Arten als ich je erwartet hatte, sondern was mich, der ich in meiner Fortsetzung des Schreber'schen Werkes bereits einen guten Theil der brasilischen Mammalien bearbeitet hatte, fast noch mehr erfreute, ich kam zur Ueberzeugung, daß mit Beyziehung dieser Sammlung die bisherige Confusion in der Arten-Bestimmung, namentlich der Quadrumanen, entwirrt werden könnte. Alle andern Reisenden, die bisher Brasilien in zoologischer Beziehung durchwandert hatten, konnten nirgends sich lange aufhalten; sie mußten in kurzer Zeit große Distanzen zurücklegen und konnten daher nur mitnehmen, was ihnen am Wege entgegen kam. Johann Natterer dagegen hatte und nahm sich die Zeit, an allen Hauptpunkten Monate lang und zu verschiedenen Jahreszeiten zu verweilen, wodurch er Gelegenheit fand die ganze

*) Det K. Danske Videnskabernes Selskabs naturvidenskabelige og mathematiske Afhandlinger. Vol. VIII. Kjöbenhavn. 1841, worin Lund's ausführliche, von 27 Tafeln Abbildungen begleitete Abhandlung enthalten ist.

**) Oversigt over det K. Danske Vedenskabernes Selskabs Forhandlinger i Aaret 1841. Af Oersted. S. 16.

Umgegend einer solcher Station abzustreifen und den größten Theil der Arten von ihrer Thierbevölkerung, und zwar in einer gehörigen Anzahl von Exemplaren, zusammen zu bringen. Hierdurch wird aber ein doppelter Vortheil gewonnen. Erstlich kann nur auf diese Weise ermittelt werden, ob irgend eine bisher bloß in einem oder dem andern vereinzelnten Individuum gekannte Form, deren Heimath öfters nicht einmal anzugeben ist, als eine accidentelle oder lokale Abweichung von einem specifischen Typus, oder als Repräsentant einer eigenthümlichen Art anzusehen ist oder nicht. Sobald eine solche Form in der nämlichen Lokalität als allgemein verbreitet nachgewiesen werden kann, so ist hiermit auch dargethan, daß sie nicht eine unwesentliche Spielart, sondern eine typische Form, sey es als Art, oder als constante Varietät, ausmacht. Dann kann aber auch nur auf diese Weise etwas Sicheres über die geographische Verbreitung der Arten festgesetzt werden, zumal als bisher von einem nicht geringen Theil derselben der specielle Wohnort nicht bekannt, häufig nur im Allgemeinen die unbestimmte Angabe: Brasilien, beygefügt war. Keine andere Sammlung aber als die Wiener hat ein so reichhaltiges Material beysammen, um den Wahn zu widerlegen, als ob vom Süden bis zum Norden und vom Osten bis zum Westen dieses ungeheuern Landstriches, der über 30 Längen = und Breitegrade hinausreicht und einen Flächenraum von mehr als 130,000 Quadratmeilen einnimmt, dieselben Säugthier-Arten durchgängig zu finden wären. In dieser Beziehung ist auch von großem Werthe, daß jedem einzelnen Exemplare dieser zahlreichen Collection eine Etikette mit Angabe des Fundortes, des Tages und Jahres der Acquisition und des Geschlechtes angeheftet ist.

So wäre denn Material zur Ausarbeitung einer Fauna Mammalium brasiliensium genug vorhanden, um etwas Brauchbares hierüber zu liefern. Um aber einen Atlas mit Abbildung der neuen Arbeiten herausgeben zu können, ist eine Unterstützung aus Staatsmitteln nothwendig. Frankreich, Holland, England, Bayern und Preußen haben den auf ihre Kosten ausgeführten zoologischen Expeditionen die Mittel zur Veröffentlichung ihrer Resultate gewährt, und von der erlauchten k. k. österreichischen Regierung, die nächst der holländischen

die großartigste naturwissenschaftliche Untersuchungsreise hat ausführen lassen, darf man mit Zuversicht erwarten, daß sie nun auch den Schluß der ganzen Unternehmung, die Publication der erlangten Resultate, möglich machen wird. Mit dieser länger zu warten ist ohnedieß nicht räthlich. Mit jedem Jahre mindert sich, bey dem zunehmenden Eifer im Reisen, Sammeln und Publiciren, die Zahl der neuen Entdeckungen, in deren Besitz bisher nur das Wiener Museum befindlich gewesen war. Je rascher dasselbe mit der Publication vorschreitet, um desto mehr wird es Neues darbieten können.

V. Hr. Geheime Rath Dr. v. Walther, ordentliches Mitglied der Classe, legt ein krankhaft verändertes Oberschenkelbein eines Höhlenbären (Ursus spelaeus) vor, welches aus den Gailenreuther Höhlen herstammt, und zu der zoologischen Sammlung der Universität Erlangen gehört.

Dasselbe ist im mittleren Drittheile im Umfang sehr vergrößert und innerlich ausgehöhlt, mit starke Entwicklung des zellichten Knochengewebes. Die innere Höhle war zur Lebenszeit des Thieres mit einer schwammigen Masse, mit einem Fibroid oder selbst einem Knochen-Krebs ausgefüllt. Dr. v. Walther reihte die ausführliche Beschreibung dieser Knochenkrankheit an die früher von ihm im Journ. der Chirurg. B. 8. H. 1. bekannt gemachten Beobachtungen über kranke Knochen des Höhlenbären aus den Höhlen in Westphalen an, und schließt mit Betrachtungen über das hohe Alterthum der Knochenkrankheiten, welche schon bey den antidiluvianischen Thieren in derselben Form und Regelmäßigkeit, wie heut zu Tag bey Menschen, vorkamen.

VI. In der Sitzung der historischen Classe am 17. December 1842 ward die nachstehende Abhandlung des Hrn. Ministerialrath v. Fink: Ueber die Autonomie der ehemaligen oberpfälzischen Klöster [1]) vorgelesen *).

So lange die ehemaligen oberpfälzischen Klöster in der strengen Abhängigkeit von ihren Klostervögten sich befunden haben, welche neben der Militärgewalt auch die Justizgewalt über die Kloster-Hintersassen ausübten, konnte eine Autonomie dieser religiösen Körperschaften in Beziehung auf ihre Grundholden nicht Wurzel fassen. Erst durch kaiserliche und landesherrliche Freyheitsbriefe wurde diese politische Lebenskraft den Klöstern verliehen. Eine allgemeine historische Ausführung dieser Bemerkung liegt nicht im Zwecke des gegenwärtigen Aufsatzes. Es möge vor der Hand genügen, wenn beyspielweise von einigen oberpfälzischen Klöstern eine geschichtliche Skizze hierüber entworfen wird.

Da das Kloster Ensdorf auf einem Eigenthume des Hauses Wittelsbach gestiftet und erbaut worden ist, wozu Bischof Otto I. von Bamberg und Pfalzgraf Otto IV. mit einander den Stiftungsfond widmeten [2]), so wird diesem Kloster zuvörderst eine nähere Rücksicht gebühren. Es sind hierbey die frühesten Verhältnisse der Vogtey über dieses Kloster nicht unberührt zu lassen.

Der erste Grund hiezu wurde dadurch gelegt, daß Kaiser Heinrich V. seinem hohen Dienstmanne,

*) Der Hr. Verf. ward durch Krankheit verhindert, der Sitzung beyzuwohnen.

1) Als Fortsetzung der autonomischen Verhältnisse in der Oberpfalz, auf welche in den gel. Anz. Nro. 173. hingedeutet worden ist.

2) Monum. Boic. XXIV. in praefat. und p. 15. seqq.

dem Pfalzgrafen Otto (IV.) von Wittelsbach mit Zustimmung und Beyrath geistlicher und weltlicher Fürsten und anderer Reichs-Ministerialen die kaiserliche Reichsdomäne Wilenbach mit allen Zugehörungen an eingehörigen Personen und an Ländereyen aller Art, in der Grafschaft Otto's von Horeburc gelegen, selbst mit der Befreyung von geistlichen und weltlichen Reichsbeamten als freyes Eigenthum im J. 1116 schenkungsweise übergab. [3])

Dieses Wilenbach bestimmte der Pfalzgraf zur Errichtung des Klosters Ensdorf, welche bis zum Jahre 1123 zu Stande kam. [4])

Man kann hier nicht unbemerkt lassen, daß damals das freye Eigenthum überhaupt und besonders bey Reichsdienstmannen mit der Pflicht des Reichsdienstes behaftet war. Veräußerungen dieser Art, wodurch die Reichswehrmacht geschmälert wurde, konnten der Reichsgewalt nicht gleichgültig seyn. So kam es, daß K. Heinrich V. im J. 1124 den Schutz und die Vogtey über das Kloster Ensdorf auf ewige Zeiten dem Pfalzgrafen Otto und seinen Erben bestätigte. Doch wurden die Vogtrechte in der Art beschränkt, daß der Pfalzgraf nur auf Einladung des Abtes Gericht halten, und für den Vogtdienst nur ein Gemäß Weitzen mit anderen Begünstigungen beziehen sollte.

---

3) cit. M. B. XXIV. p. 9.

4) cit. Mon. B. p. 10. und Cod. Trad. Mon. Ensdorf in von Freyberg Samml. hist. Schriften und Urk. B. II. S. 182.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

VI. In der Sitzung der historischen Classe am 17. December 1842 ward die nachstehende Abhandlung des Hrn. Ministerialrath v. Fink: Ueber die Autonomie der ehemaligen oberpfälzischen Klöster vorgelesen.

(Schluß.)

Würde der Klostervogt seine Gewalt bis zum Unrecht ausdehnen, sollte der Bischof von Bamberg mit geistlichen Waffen dawider den Schutz gewähren.[5]) Zugleich wurde dem Kloster die Freyheit der Wahl seines Abtes eingeräumt, beydes hauptsächlich aus dem Grunde, weil mit diesen Bedingungen die Stiftung des Klosters von Seite des Bischofes von Bamberg und des Pfalzgrafen verbunden worden war.[6]).

Jene Wahlfreyheit in Ansehung des Abtes ist wohl als der erste Schritt auf dem Felde der Kloster-Autonomie zu betrachten. Uebrigens blieb das Amt des Klostervogtes bey weltlichen Dingen in ungestörter Thätigkeit. Daher bestätigen die Aufzeichnungen des Klosters, daß die Schenkungen der freyen Gutsbesitzer — insbesondere bis 1136 — von dem Vogte als Vertreter des Klosters für dasselbe in Empfang genommen werden.[7]) Eben so wurden (nach einer Urkunde von 1139) die Güter, welche Bischof Otto von Bamberg mit Einwilligung des Domkapitels und der Ministerialen des Hochstifts jenem Kloster widmete, nach bayerischem Landrechte in die Hand des Pfalzgrafen als Klostervogtes übergeben.[8])

Allmählig kam nach 1179[9]) die Dazwischenkunft des Klostervogtes bey den Erwerbungen von Klostergütern oder bey den Streitfragen über grundholdliche Verhältnisse auser Uebung.[10])

Nach den großen Erschütterungen der kaiserlichen Gewalt, womit der Sturz des hohenstaufischen Hauses begleitet war, konnte desto stärker die Vogteygewalt hervortreten. So mußte das Kloster Ensdorf der herzoglichen Hofdienerschaft die Winterkleider liefern, so wie die Scharwerk- und Jäger-Atzung der Vogtherrschaft leisten. Die erstere Verpflichtung wurde im Jahre 1309 völlig abgestellt,[11]) die

5) cit. M. B. p. 14.

6) cit. M. B. loc. cit.

7) cit. Cod. Trad. Mon. Ensd. S. 184 bis 200.

8) cit. M. B. p. 15 — 30.

9) cit. Cod. Trad. p. 244 in not. seqq.

10) cit. M. B. p. 32. 38. 39. 40. 42. 43, 44 — 51. 55. 57. 59. 60.

11) M. B. cit. p. 63.

Bayerische Staatsbibliothek München

zweyte in eine bestimmte jährliche Steuer (in eine Grundsteuer?) im Jahre 1316 verwandelt, [12]) was, beyläufig gesagt, als Beyspiel dienet, daß die Verwandlung der Naturaldienste in Geldrenten nicht bloß den Operationen der Finanzverwaltung unserer Zeit angehöre, sondern auch einem frühern Zeitalter nicht fremd war.

Die Autonomie des Klosters Ensdorf erhielt ihre breiteste Grundlage durch das Privilegium des Röm. Königes Ludwig von 1314. [13]) Die Kloster-Hintersassen wurden von der klostervogteylichen Gerichtsbarkeit befreyt, indem diese Gerichtsgewalt dem Kloster über alle Hintersassen (Leute) desselben verliehen wurde, wo es diese auch haben mochte. Nur die Fälle des Todschlages, des Diebstahles und was den Hals betrifft, wurden den königlichen Amtleuten vorbehalten, in deren Gerichten die That geschehen war, und welche den schuldigen Hintersassen (armen Mann) nicht anders ergreifen durften, als wie er mit der Gürtel umfangen war, d. h. so wie er von Seite des Klosters ausgeliefert wurde. Das Kloster erhielt hierdurch Hofmarksfreyheit und das Recht zur mittlern und niedern Strafgerichtsbarkeit, selbst ohne Unterschied der Gerichtsbezirke, worin diese, zum Theile zerstreuten Hintersassen ihren Wohnsitz hatten. Hiemit waren auch die niedern polizeylichen Anordnungen verbunden, wie sich in der Folge näher herausstellen wird.

Wären nicht die Landgerichte in fortwährendem Gebrauche der Gerichtsbarkeit über Erb und Eigen geblieben [14]); so würde das Kloster Ensdorf zur vollen Civilgerichtsbarkeit gelanget seyn. Dagegen

12) M. B. cit. p. 65.

13) M. B. cit. p. 64.

14) Beyspiele in Beziehung auf das Kloster Ensdorf kommen vor in M. B. cit. p. 67. 71. 100. 106. 146 u. ff.

blieb das Kloster im Besitze eines förmlich bestellten Hofmarksgerichtes zu Ensdorf, welches mit einem Richter und mit geschwornen Schöffen besetzt war. [15])

Ein Schutzbrief des Kaisers Siegmund von 1434, mit welchem zugleich eine Bestätigung der frühern Freyheiten, Gerichte und des Herkommens des Klosters verbunden war, [16]) hätte zu Mißverständnissen führen können, wenn sich nicht die Kurfürsten der Pfalz in der Erbvogtey ihres Hauses zu erhalten gewußt hätten, wozu die von Kurfürst Ludwig IV. dem Kloster verliehene Unterstützung und Beschirmung im Jahre 1446 nicht wenig beygetragen hat. [17])

Unter der Regierung des Kurfürsten Philipp erließ der Abt (wahrscheinlich Johann) zu Ensdorf für die Hofmark mehrere Ordnungen, [18]) welche hier in besondere Betrachtungen zu ziehen sind.

Es ist hierbey nicht unbemerkt zu lassen, daß jener Abt zu Ensdorf eigentlich in Beziehung auf die Freyheiten und Gerechtigkeiten, welche König Ludwig und Kaiser Siegmund dem Gotteshause gegeben hatten, und welche von Pfalzgraf Philipp von neuem bestätigt worden, eine Erläuterung veröffentlichte. [19])

15) Ein Beyspiel von 1404 ist in M. B. p. 165. Das besondere Verhältniß der Hofmark Teuern zum Hofmarksgericht Ensdorf erhellet aus einer Urkunde von 1560 in der Sammlung von Urk., welche in die Landesverf. der Oberpfalz einschlagen. 1782. f. S. 97.

16) M. B. cit. p. 193.

17) M. B. cit. p. 206.

18) M. B. cit. p. 231 ff.

19) Die Urkunde scheint um das Jahr 1480 ihre Entstehung erhalten zu haben.

Zuvörderst war es eine Gerichtsordnung, auf welche die Geschwornen des Hofmarksgerichts angewiesen worden. Gemäß dieser Gerichtsordnung begann jede Gerichtssitzung mit dem Schlage zwölf Uhr, zu welcher Zeit die Versammlung in der Gerichtsstube bereit seyn mußte, daher sich die auswendigen Geschwornen hiernach zu richten hatten. Es ist nicht zu bezweifeln, daß von Seite des Klosters die einzelnen, zerstreuten Hintersassen dem Gerichtsstabe eingepflichtet worden seyen.

Uebrigens handelt die Gerichtsordnung von dem Saumsal der Gerichtsgeschwornen und von der hierauf gesetzten Busse, von der Gültigkeit der Zeugnisse der Geschäftsleute, welche zu Bewirkung verschiedener Verträge gebraucht wurden, von dem Wandel derjenigen, welche durch Zeugnisse überführt worden, von den Gastrechten, von dem Fürbot (Ladung) durch den Amtmann und von den Wirkungen des Ungehorsames.

Der Kellner (Kellermeister des Klosters) war mit besonderer Autorität bekleidet. Denn er konnte den Gerichtsgeschwornen eben so, wie der Richter Urlaub ertheilen, und eben so, wie dieser außerordentliches Recht, Gastrecht, fremden Klägern bewilligen. [20])

Die polizeylichen Anordnungen, welche von dem Abte mit vorläufiger Berathung frommer Leute wegen gemeinen Nutzens erlassen worden, betrafen das Wein- und Bierschenken, den Fleisch- und Brodverkauf, das Spielen, die Beherbergung von Fremden, die feuersichern Gebäude, den Vorrath an Lebensmitteln, eine Ordnung für die Müller und die Ehrenverletzungen, worüber die Gebote und Verbote mit festgesetzten Wändeln verbunden waren. Auch die Gerichtsgebühren erhielten ihre Bestimmungen. [21])

Daß das Kloster seine eigene Bräustatt hatte, leidet ohnehin keinen Zweifel; allein dasselbe übte mittelst einer eigenthümlichen Biertafern auch die Schenkgerechtigkeit aus. Bey dem Verkaufe dieser Taferne wurde die Biertare von der Maß auf einen Pfenning festgesetzt, wie dieses die Gewohnheit in der Stadt Amberg war. [22])

Ehe auf die Autonomie des Klosters Kastel überzugehen ist, kann nicht umgangen werden, über den Ursprung und über die Vogteyverhältnisse dieses Klosters das Nöthige zu bemerken. Dasselbe hatte seine Stiftung der Familie der Grafen von Kastel (seit 1098) zu verdanken, und stand unter der Vogtey der Grafen von Sulzbach als Mitstifter. [23]) In der Folge kam es von den Grafen von Hirschberg an das Haus Wittelsbach und bey der Theilung der oberpfälzischen Lande im Jahre 1353 zu dem Kurantheil. Aus der Bestätigungs-Urkunde des Kurfürsten Ruprecht I. von 1354 [24]) ist zu schließen, daß die frühern kaiserlichen Schutzbriefe von 1165 und 1219 [25]) bereits ihre Wirksamkeit verloren hatten.

Dieses erhellet noch mehr aus dem Freyheitsbriefe des K. Ruprecht von 1402 [26]), gemäß welchem ein eigenes pfalzgräfliches Vogtgericht zu Kastel bestanden hatte. [27])

Zwar wollte Kaiser Siegmund das Kloster als reichsunmittelbar in Anspruch nehmen, er übertrug jedoch die Vogtey dem Kurfürst Ludwig von der Pfalz, in dessen Herrschaft das Kloster gelegen war. [28])

---

20) M. B. cit. p. 232 — 234.

21) M. B. cit. p. 235 — 239.

22) Urk. v. 1472 in M. B. cit. p. 267.

23) Moritz Geschichte der Grafen von Sulzbach I. S. 135 und 151.

24) M. B. cit. p. 406.

25) M. B. p. 320 und 325.

26) M. B. cit. p. 527.

27) Man sehe auch die Urk. von 1403 in M. B. cit. p. 529.

28) Urk. von 1413 ang. Mon. B. p. 567 und Urk. von 1431. das. p. 603.

Da in dem Privilegium von 1402 den kurpfälzischen Amtleuten bloß das Halsgericht über die Klosterhintersassen vorbehalten war; so leidet es wohl keinen Zweifel, daß dem Kloster — nach der Analogie anderer Hofmarksherrschaften — das Recht zum Gebot und Verbot, insbesondere in Hinsicht auf Gerichts- u. Polizeyordnungen gegen dessen Hintersassen zuständig war. Dieses Kloster besaß ein Salbuch, worin dessen Güter, Rechte, Freyheiten, Gewohnheiten und altes Herkomuen aufgezeichnet waren. Aus diesem Salbuche sind durch eine Notariats-Urkunde vier Artikel bekannt geworden, welche das Ehhaftding (Ehhaftrecht) und die Rechte und Pflichten der klösterlichen Erbrechtsbesitzer behandeln. [29])

Zum Beschlusse ist auch noch vom Kloster Michelfeld Erwähnung zu machen. Ueber dasselbe wurde bey der Stiftung von 1119 Graf Berenger I. von Sulzbach als Vogt bestellt, [30]) welchem Graf Gebhard II. folgte. [31]) Der Kürze wegen ist hier zu übergehen, wie es in der Folge von der pfälzischen Herrschaft an die Krone Böhmen und nachmals an die pfalzneumarktische Linie gelangte. [32]) Dieses Kloster kommt auch in den allgemeinen kaiserlichen Verleihungsbriefen des Schutzes über die Klöster Waldsassen, Walderbach, Reichenbach, Speinshart, Michelfeld, Weißenohr, Seligenporten, Engelthal, Pulenhofen u. Schönthal vor, welche von Kaiser Friedrich III. im Jahre 1465 und von Kaiser Maximilian I. im Jahre 1495 an Herzog Otto II. von der pfalzneumarktischen Linie ertheilt worden sind. [33]) Eben dieser Kaiser bewilligte dem Kurfürsten Ludwig V. von der Pfalz und seinem Herrn Bruder, dem Herzoge Friedrich II. im Jahre 1518, daß alle Aebte und andere, welche in dem Schirm der obern und untern Pfalz bisher gewesen, darin bleiben sollen. [34])

Der Abt von Michelfeld war schon im Jahre 1488 auf dem pfalzneumarktischen Landtage erschienen. [35]) Obgleich dieses Kloster in Sachen Erb und Eigen belangend dem Landgerichte Sulzbach und nachmals dem Landgerichte Auerbach untergeben war, [36]) so hatte es doch ein eigenes Gericht zu Michelfeld. [37]) Nebenbey bestanden drey Vogteygerichte zu Eberspera, Neuses und Puchenbach, [38]) mit autonomischen, gutsherrlichen Rechten hinsichtlich der klösterlichen Grundholden und Erbrechtsbesitzer.

Als mit der Religionsänderung in der Oberpfalz die Säcularisation der Klöster eintrat, und an die Stelle der Aebte und Klosterconvente die kurfürstlichen Klosterrichter und Verwalter kamen, konnte die frühere Selbstständigkeit dieser Körperschaften nicht mehr statt finden, wenn ihnen gleich in der Fortdauer der Landstandschaft ein Schein hievon übrig gelassen wurde. Desto leichter konnten sich die Klosterverwalter in die Aufhebung der Autonomie und in die allgemeinen oberpfälzischen Landesgesetze ergeben. [39])

---

29) M. B. cit. p. 634.

30) M. B. XXV. p. 546, und Moritz Gesch. der Gr. von Sulzbach S. 133.

31) Moritz a. a. O. S. 153.

32) Cf. M. B. XXV. p. 557 u. 560.

33) Nach Kopialbüchern des ehemaligen Archives zu Amberg.

34) Nach eben bemerkten archivalischen Quellen.

35) Freyherr von Eckher Geschichte der vormaligen Landschaft in der Oberpfalz. S. 11 und 12.

36) Zahlreiche Urkunden hierüber enthalten die Mon. B. XXV.

37) Man sehe den Fall von 1483 in Mon. B. cit. p. 421 ff.

38) Zins- Gilt- und Zehentbuch des Kl. Michelfeld in einem Auszuge in M. B. cit. p. 567. ff. wo auch die Eingehörungen der drey Vogteygerichte beschrieben sind.

39) Die Folgen erhellen deutlich aus dem Beschlusse, welcher der oberpfälz. Landesordnung von 1599 angefügt ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Januar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Transactions of the Geological Society of London. Second Series. Volume VI. Part the first. London 1841. 220 u. 16 S. 4 nebst 22 Tafeln.

Wenn man jetzt irgend eine geognostische Zeitschrift zur Hand nimmt, so wird man mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen können, daß die rein geognostischen Artikel von den palaeontologischen weit überboten werden. Der Haupttheil der Geognosie ist jetzt die Petrefaktenkunde geworden, und die Terrains-Untersuchungen, sobald sie nicht auf das Urgebirge beschränkt sind, stellen es sich immer zur Hauptaufgabe, sich der Petrefakten zu versichern, weil an diesen der sicherste, mitunter auch der einzige Haltpunkt zur Unterscheidung der Gebirgsformationen gewonnen wird. Ein Geognost, der nicht zugleich mit der Petrefaktenkunde aufs innigste vertraut ist, steht hinter den Ansprüchen der gegenwärtigen Zeit eben so weit zurück, als ein Mineralog, dem die Chemie fremd wäre. Von dem Geognosten, der sich die Terrains-Untersuchungen zur Aufgabe gemacht hat, kann es zwar nicht verlangt werden, daß er die fossilen Ueberreste von Wirbelthieren mit einer Genauigkeit kenne und selbstständig bestimme, wie solches nur dem Zoologen, der im Besitz einer großen Sammlung von Skeleten sich befindet, möglich ist; dagegen wird die Bestimmung der fossilen Ueberreste von wirbellosen Thieren ihm allemal zufallen, weil gerade diese es sind, durch welche der wesentliche Charakter einer Gebirgsformation bedingt wird. Die Unerläßlichkeit der Petrefaktenkunde für die Geognosie ist es aber, welche jetzt den Zugang zu letzterer Wissenschaft erschwert hat.

Früher ein bloßes Anhängsel der Oryktognosie, hat sie sich von dieser jetzt ganz emancipirt und will eines Mannes ganze Thatkraft in Anspruch nehmen.

Dem Vorstehenden gemäß ist auch in dieser Abtheilung der Denkschriften der geologischen Gesellschaft zu London — in deren Besitz unsere Akademie erst seit Kurzem durch Tausch gekommen ist — die Zahl der paläontologischen Abhandlungen überwiegend über die rein geognostischen. Unter 23 Aufsätzen befassen sich 14 ausschließlich mit der Petrefaktenkunde, und in der Mehrzahl der übrigen ist auch dieser ein verhältnißmäßiger Antheil zugewiesen. Wir geben nach der Reihenfolge eine kurze Anzeige von diesen Abhandlungen.

I. On the Geology of the Western Part of Asia Minor. By W. J. Hamilton and H. E. Strickland (S. 1 — 39, mit 3 geognostischen Karten). Die Gebirgsarten, welche sich in diesem Terrain vorfinden, zählen die Verfasser in folgender aufsteigenden Ordnung auf.

a) Sedimentäre Gebirgsarten.

1) Glimmerschiefer und Marmor.
2) Kreidesystem (Hippuritenkalk ꝛc.).
3) Tertiäre Meerablagerungen.
4) Tertiäre Süßwasserbildungen.
5) Neuere Wasser-Bildungen.

b) Vulkanische Gebirgsarten.

1) Granitisches Gebirge.

2) Grünstein und alte Trapp-Felsarten.
3) Trachytische und neuere Trapp-Felsarten.
4) Moderne vulkanische Felsarten.

II. Description of some Fossil Remains of Choeropotamus, Palaeotherium, Anoplotherium and Dichobunes, from the Eocene Formation, Isle of Wight. By R. Owen (S. 41 — 45, mit tab. 4). Daß in der Süßwasser-Formation der Insel Wight Ueberreste von Paläotherien und Anoplotherien vorkommen, war schon länger bekannt und Owen kommt nur deßhalb auf diesen Gegenstand zurück, weil ihm bessere Exemplare als den frühern Beschreibern zu Gebote standen. Zugleich ist es ihm vergönnt, weitere Aufschlüsse über das bisher nur sehr fragmentarisch gekannte Choeropotamus zu geben, was zunächst mit den Pekaris verwandt ist. Noch macht Owen bemerklich, daß der von Pratt gefundene Unterkiefer, welcher von diesem einem mit der Gattung Moschus nahe verwandten Wiederkäuer zugesprochen wurde, zwar allerdings eine große Aehnlichkeit mit dem Moschusthier andeute, gleichwohl aber noch Verschiedenheiten zeige, die ihn der Gattung Dichobunes zuwiesen, und unter derselben eine eigene Art, die er Dichobunes cervinum nennt, ausmachen möchte.

III. Observations on the Fossils representing the Thylacotherium Prevostii with reference to the Doubts of its Mammalian and Marsupial Nature recently promulgated; and on the Phascolotherium Bucklandi. By R. Owen. (S. 47 — 65, mit tab. 5 und 6). Wie schon aus den Proceed. of the geol. soc. hinlänglich bekannt ist, hat Owen mit den triftigsten Gründen gegen Blainville dargethan, daß Thylacotherium und Phascolotherium nicht bloß zu den Säugethieren, sondern unter diesen wieder zu den Beutelthieren zu zählen sind. Abgebildet ist auf Tab. 5 der Unterkiefer von Thylacotherium Prevostii und zur Vergleichung der gleichnamige Theil von Myrmecobius. Auf Tab. 6 ist Phascolotherium Bucklandi und außerdem eine neue Art von Thylacotherium abgebildet, die dem Verf. erst nach dem Druck seiner Abhandlung zukam. Es ist ebenfalls ein Unterkiefer aus den Stonesfield-Schiefern, und da seine Abweichung in der Größe beträchtlicher ist, als sie an erwachsenen Individuen derselben Art von anderen Säugthieren bekannt ist, so schließt Owen auf eine neue Art, der er den Namen Thylacotherium Broderipii giebt.

IV. A letter from Dr. Harlan, addressed to the President, on the Discovery of the Remains of the Basilosaurus or Zeuglodon. (S. 67 — 68). Benachrichtigung, daß er die richtige Deutung seines Basilosaurus Owen überlassen und sein früher beschriebenes „Missouri fossil“ jetzt Batrachiosaurus missouriensis benennen will.

V. Observations on the Basilosaurus of Dr. Harlan (Zeuglodon cetoides Owen). By R. Owen S. 69 — 79, mit tab. 7, 8, 9). Eine der Arbeiten von Owen, in welcher sein Scharfsinn, Umsicht und allseitige Kenntniß des Knochengerüstes aller Hauptformen der Wirbelthiere aufs Glänzendste hervortritt. Harlan hatte einige Ueberreste seines Basilosaurus nach London mitgebracht und dieselben Owen zur Prüfung überlassen. Aus der sorgfältigen Untersuchung dieser Theile, die bis zur mikroskopischen Musterung der Zahndurchschnitte ausgedehnt wurde, weist letzterer unwiderleglich nach, daß die fraglichen Ueberreste keinem Saurier, sondern einem Wall angehören müssen, dem er den Namen Zeuglodon cetoides beylegt. Abgebildet ist ein Fragment des Oberkiefers, Zahndurchschnitte, ein Schwanzwirbel und das Oberarmbein.

VI. Description of a Tooth and Part of the Skeleton of the Glyptodon clavipes, a large Quadruped of the Edentate Order, to which belongs the Tesselated Bony Armour described and figured by Mr. Clift in the former Volume of the Transactions of the Geological Society; with a consideration of the question whether the Megatherium possessed an analogous Dermal Armour. By R. Owen. (S. 81. — 106, mit Tab. 10 — 13). Gleich der vorigen eine der schönsten Arbeiten Owens, die zu höchst wichtigen Resultaten kommt. Bekanntlich erschien die erste Notiz von der Entdeckung der Knochenüberreste eines großen zahnlückigen Säugthiers, denen Fragmente eines gewürfelten Knochenpanzers

beygefügt waren, in einer Anmerkung zu Cuviers Recherches sur les ossemens fossiles 1823. Laranaga, Pfarrer in Monte Video hatte sie aufgefunden. Die Nachricht, daß sie vom Megatherium herrühren sollten, beruht lediglich auf dem Umstande, daß er das Wort Megatherium als Synonym für seinen gigantischen Dasypus anwandte. Bald hierauf erschienen von Weiß weitere Nachrichten von dem fraglichen Thiere. Sellow hatte nämlich fossile Knochenüberreste aus Südamerica nach Berlin eingeschickt und zwar aus 3 verschiedenen Lokalitäten. Sie bestanden:

1) aus einem Schenkelknochen ohne Panzer, 2) aus einem Panzerfragment ohne Knochen, und 3) aus Panzerstücken und Knochen auf derselben Lagerstätte untereinander gemengt. Der erstgenannte Knochen gehört einem Megatherium an. Das Panzerfragment ohne Knochen erklärt Owen für gleichartig mit dem, das W. Parish nach England brachte und darnach nicht dem Megatherium, wie es Weiß auf die vorhin von Cuvier erwähnte Notiz vermuthete, sondern dem Glyptodon angehörig. Von dem dritten Funde Sellows, wo Knochen- und Panzerstücke beysammen lagen, gab Weiß keine Beschreibung der Knochen, indem er erwähnte, daß Sellow selbst solche liefern würde, doch bezeichnete er die Dimensionen der Panzerstücke. Nach Sellow's Tode übernahm D'Alton diese Arbeit und zeigte in einer genauen, durch vortreffliche Zeichnungen erläuterten Beschreibung, daß diese Ueberreste keinem Megatherium, sondern einem großen, in nächster Verwandtschaft mit Dasypus stehenden Zahnlücker angehören. Weiter konnte er die Bestimmung nicht führen, da weder Schädel noch Zähne von diesem Thiere vorlagen.

Owen war so glücklich, außer vielen andern Knochenstücken, auch ein Kieferfragment und einen Zahn von dem fraglichen Thiere zu erlangen, und hatte nun Material genug zu zeigen, daß obgleich die fossilen Ueberreste die genauste Verwandtschaft mit Dasypus beurkunden, gleichwohl eine erhebliche generische Differenz besteht. Er gab der neuen Gattung den Namen Glyptodon in Parish's Werk über Buenos-Ayres, das 1838 erschien. Gleichzeitig hatte Lund in diesen Ueberresten eine eigene

Gattung erkannt, der er den Namen Hoplophorus beylegte; seine Notiz gelangte jedoch erst im April 1839 zur Kenntniß. In letztgenanntem Jahre brachte d'Alton denselben Gegenstand auf der Versammlung der Naturforscher in Erlangen zu Sprache und schlug den generischen Namen Pachypus vor. Von diesen Benennungen kann nur die von Owen beybehalten werden, weil die Priorität für sie spricht.

Von da aus wendet sich Owen der Frage zu, ob nun, nachdem der Nachweis geliefert sey, daß die bisher gefundenen Panzerstücke nicht dem Megatherium, sondern einer neuen Edentaten-Gattung angehören, ob denn daraus nothwendig folge, daß jenes mit keinem solchen Knochenschilde bedeckt gewesen wäre. Die Beantwortung dieser Frage ist von dem Verf. meisterhaft durchgeführt. Zuerst gesteht er natürlich zu, daß aus jenem Umstande eine verneinende Antwort nicht abgeleitet werden könne; dann aber macht er bemerklich, daß der Beweis oder die Wahrscheinlichkeit, daß das Megatherium eine ähnliche Bedeckung hatte, jetzt auf Gründen beruhen müsse, die entweder von Modificationen des Skelets, analog denen, welche bey den Gürtelthieren in Bezug auf ihren Knochenpanzer bestehen, hergenommen seyen, oder sonst von andern Eigenthümlichkeiten, die auf eine ähnliche Relation hinwiesen.

Buckland machte aufmerksam auf die breit und rauh abgeplattete Oberfläche eines Theils des Kamms von dem weit ausgebreiteten Hüftbeine, auf die Breite der Spitze an den Stacheln vieler Wirbel, und auch auf die obere convexe Beugung oder den Winkel gewisser Rippen, als Anzeigen liefernd eines Druckes, wie sich etwas Aehnliches an den analogen Theilen des Skelets des Armadills fände. Er führte ebenfalls die massiven Proportionen der Hinterbeine und des Schwanzes an als Bedingungen, welche mit der Nothwendigkeit einen so schweren Panzer zu tragen, wie den, welchen er als Bedeckung des Körpers von Megatherium voraussetzt, in Zusammenhang stehen.

Dagegen erinnert Owen, daß die eben angeführten Modificationen der Wirbel, Rippen und des Beckens im Knochengerüste des Ameisenfressers und

Faulthieres noch weit stärker ausgesprochen seyen, als in dem des Gürtelthieres, und daß bey genauerem Studium des Skelets von letzterer Gattung in Bezug ihrer Stützmittel zum Tragen ihres Knochenpanzers ganz andere Modificationen gefunden werden als die, welche dem Megatherium zugeschrieben wurden. Als solche Eigenthümlichkeiten am Becken zählt Owen drey auf. 1) Die Anchylose einer großen Anzahl Wirbel, die ein sehr langes Kreuzbein bilden, was z. B. beym Dasypus tricinctus 12 Wirbel einschließt. 2) Die große vorn-hintere Entwicklung der Stacheln dieser Wirbel, welche auf solche Weise einen fortlaufenden, unmittelbar das darauf liegende Gewicht tragenden Knochenkamm bilden. 3) Die Uebertragung dieses Gewichts vom Kreuzbein auf die Schenkelknochen durch zwey convergirende Knochensäulen auf jeder Seite, wovon die eine durch das, mit dem hintern Theil des Kreuzbeins anchylosirte Sitzbein gebildet wird, die andere durch die Umwandlung des Hüftbeins in einen starken dreyseitigen Balken, der gerade vom Schenkel gegen den Vordertheil des Kreuzbeins verläuft, wo das Gewicht der Schale am größten ist. Bey keiner Art des Gürtelthiers ist das Hüftbein ausgebreitet, während es sich bey dem Megatherium in Form, Größe und Ausbreitung unter allen Säugethieren am meisten dem des Elephanten annähert. Die Meynung, daß diese Ausbreitung beym Megatherium zur Tragung eines Knochenpanzers befähige, scheint, wie Owen bemerkt, vorauszusetzen, daß ein ausgedehnter Querwall einer soliden und unnachgiebigen Decke eine bessere Stütze abgebe, als die scharfsinnige Anordnung eines geringeren Materialaufwandes in der Form von Balken. Mit ihm sind wir der Meynung, daß die Ausbreitung der Hüftknochen beym Elephanten zur Tragung seines nachgiebigen, aber schweren Felles vorgerichtet sey, und daß wir demnach aus jenem Umstande bey dem Megatherium auf eine ähnliche biegsame Decke schließen dürfen. Einen Hauptbeweis aus den Verhältnissen des Beckens gegen die Annahme des Knochenschildes bey

diesem Thiere leitet Owen zuletzt noch aus der geringen Anzahl und Kleinheit der Kreuzbeinwirbel des Megatherium ab.

Was aber Cuvier und Laurillard nur als möglich und Buckland als wahrscheinlich in Bezug auf die Bedeckung des Megatherium gehalten haben, hat Blainville neuerdings als ein positives Faktum ausgesprochen. In einer Sitzung der pariser Akademie machte er nämlich die Mittheilung, daß vor Kurzem Knochen vom Megatherium entdeckt worden seyen, zugleich mit Panzerstücken, die ohne Zweifel dem nämlichen Thiere angehört hätten, wobey er hinzufügte, daß die Verbindung eines Knochenschildes mit dem Skelete am Megatherium mit eben derselben Sicherheit a priori nachgewiesen werden könne, wie es a posteriori geschehen sey.

Gegen diese Behauptung wendet sich nun Owen und beweist mit schlagenden Gründen, daß man a priori dem Megatherium einen solchen Knochenpanzer nicht zusprechen könne. Außer den schon angeführten Beweisen führt er noch mehrere auf, unter denen wir nur folgende, zwey hervorheben wollen, von denen besonders der erstere uns sehr überzeugend scheint. Bey den Gürtelthieren sind nämlich die Querfortsätze auf-, aus- und vorwärts fast bis zur Höhe der Enden der Stachelfortsätze verlängert, so daß sie zur Tragung des Panzers dieselben Dienste leisten, wie die Seitensparren an einem Dache. Wenn demnach das Megatherium mit einem ähnlichen Panzer, wie das Gürtelthier bedeckt gewesen wäre, so dürften wir mit Recht dieselbe Verlängerung und Bildung der Querfortsätze erwarten. Allein dieselbe findet sich so wenig bey ihm, als bey einem andern Säugthiere; sie zeigen bloß die gewöhnliche Form kurzer, auswärts unter einem rechten Winkel mit den Dornfortsätzen gerichteter Querfortsätze, und das Megatherium kommt in dieser Beziehung mit den behaarten Faulthieren und Ameisenfressern überein.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Januar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

System der Krystalle von M. L. Frankenheim. (Aus der 2ten Abthl. des 19ten Bandes der Nova Acta Acad. Nat. Cur.) Breslau 1842. (4. 192 S.)

Diese Arbeit über die Krystalle ist namentlich für die Isomorphie von Wichtigkeit und der gelehrte Verfasser hat es an interessanten Zusammenstellungen und Vergleichungen nicht fehlen lassen, welche in dieser Beziehung neue Aufschlüße geben können, so wie hier natürliche und künstliche Krystalle (d. h. auf chemischem Wege dargestellte) zum erstenmale systematisch geordnet eine Uebersicht gewähren, welche dem Mineralogen wie dem Chemiker gleich wichtig seyn muß.

Die Einleitung bespricht zunächst die allgemeinen Eigenschaften der Körper und es werden diese in absolute und relative eingetheilt, jene dem Körper angehörig, in soferne er als ein Ganzes betrachtet wird (spec. Gewicht, Wärme-Capacität, mittlere Lichtbrechungskraft, chemische Reactionen ꝛc.), diese in dem Unterschiede bestehend, die man an ihm je nach der Lage der Linien und Flächen beobachtet (Spaltung und Krystallisation, Härte, Polarisation des Lichts, Thermoelectricität ꝛc.).

Die Krystallisation betreffend, so hält sie der Verf. für den einzigen Zustand, der im festen Körper möglich ist; wo man ihn nicht wahrnimmt, sagt er, da sind die einzelnen Krystalle entweder so klein oder so ineinander geschlungen, oder so sehr mit heterogenen festen oder flüßigen Körpern gemengt, daß man sie nicht einzeln erkennen kann. Man hat dann oft die zahlreichen, zu einer Scheibe oder einer kugelähnlichen Form aggregirten Krystalle für ein Individuum angesehen und man hat öfter, als man es bey dem gegenwärtigen Stande der Physik erwarten sollte, mikroskopische Tropfen für feste Körper gehalten, obgleich sie alle Charaktere der Flüssigkeit eben so vollkommen besitzen, wie überschmolzener Phosphor oder übersättigte Glaubersalzlösung bey niederer Temperatur und sich Jedem, der den Proceß der Krystallbildung unter dem Mikroskope beobachtet, ganz gewöhnlich darbieten. Diese Tröpfchen sind es auch, die, wenn sie erstarrt sind, wie unkrystallinische rundliche Scheiben oder Körner aussehen, aber faßt man sie im Moment der Erstarrung auf, so kann man gewöhnlich den Gang des Krystallisirens deutlich verfolgen. Man darf, wenn man die Erscheinungen der Krystallbildung in ihrer Gesammtheit vor Augen hat, im Großen, wie unter dem Mikroskope, kühn behaupten, daß wahre Amorphie nicht existirt, und Erstarren und Krystallisiren identisch sind.

Der Verf. macht in der Folge auf mehrere Beyspiele aufmerksam, welche zeigen sollen, wie ein krystallinischer Zustand häufig existirt, wo man geneigt seyn möchte, einen amorphen anzunehmen. — Chemische Präparate werden sehr oft als ein so feiner Staub gebildet, daß sich mit dem schärfsten Mikroskope keine Krystallform erkennen läßt, obgleich eine kleine Abänderung des Prozeßes, ein anderer Grad der Verdünnung, ein längeres Verharren in hoher Temperatur hinreicht, um die Form kenntlich zu machen. Wird nun eine solche Staubmasse durch eine sehr geringe Quantität einer Flüßigkeit

oder eines die Flüßigkeit leicht auffaugenden Körpers oder durch bloßen Druck oder Wärme zu einer Masse vereinigt, so ist diese dem Anschein nach zwar homogen, aber vollkommen unkrystallinisch. Niemand zweifelt an der krystallinischen Struktur einer Platin-, Silber-, Gold- oder Kupferplatte, die auf galvanischem Wege oder durch Zusammendrücken des feinen metallischen Pulvers gebildet ist, man hat aber eben so wenig Grund, an dem krystallinischen Gefüge des gebrannten Thons zu zweifeln.

(Fortsetzung folgt.)

Transactions of the Geological Society of London. Second Series. Volume VI. Part the first. London 1841. 220 u. 16 S. 4 nebst 22 Tafeln.

(Schluß.)

Ein negatives Argument, das Owen beybringt, ist ebenfalls nicht zu verachten. Die Knochen von Glyptodon, die zur Vergleichung mit den gleichnamigen von Megatherium vorliegen, erreichen nicht ein Drittel der Größe der letzteren. Wenn daher die einzelnen Schilder des Panzers von Glyptodon eine Breite von zwey Zoll erreichen, so dürfe man erwarten, daß die des angeblichen Panzers vom Megatherium einen Durchmesser von 5 — 6 Zoll erlangt haben würden. Da überdieß die Knochenüberreste des letzteren sehr häufig gefunden werden, so dürfe man voraussetzen, daß auch seine Panzerstücke ein gewöhnliches Vorkommen wären. Statt dessen habe man aber bisher nicht ein einziges Stück getroffen, das an Größe die des Glyptodon überboten hätte. Die Annahme einer Panzerbedeckung hält demnach Owen* in Bezug auf das Megatherium für ganz unbegründet.

Vier schöne Tafeln sind dieser ausgezeichneten Abhandlung beygeben, einen Backenzahn und hauptsächlich Fußknochen vom Glyptodon clavipes darstellend. Zur Vergleichung ist die Abbildung des Beckens und eines Theils der Wirbelsäule mit dem

Panzer von Dasypus tricinctus beygefügt; überdieß ein Lendenwirbel derselben Art und ein correspondirender von Megatherium.

VII. On the Geology of the Neighbourhood of Lisbon. By D. Sharpe (S. 107 — 133 mit tab. 14 und 15). Schon 1832 legte der Verf. der geologischen Gesellschaft in London Bemerkungen über die geologischen Verhältnisse der Umgegend von Lissabon vor. Ein zweyter Besuch derselben und die Mittheilungen des Baron Eschwege setzten ihn in den Stand, dieselben zu vervollständigen. Er unterscheidet folgende Formationen.

I. Neptunische Ablagerungen.

a) Tertiäre Formationen.

1) Oberer tertiärer Sand.
2) Almada-Ablagerungen.
3) Untere tertiäre Conglomerate.

b) Secundäre Formationen.

4) Hippuritenkalk.
5) Rother Sandstein.
6) Espichel-Kalk.
7) Schieferthon und Schiefer.
8) San Pedro-Kalkstein.
9) Aelteres rothes Conglomerat.

II. Vulkanische Gebirgsarten.

1) Basalt.
2) Granitische Felsarten.

In einer Nachschrift macht Sharpe bemerklich, daß eine genauere Untersuchung der Petrefakten ihn zu dem Resultate gebracht hätte, daß der Hippuritenkalk, der rothe Sandstein und Espichel-Kalkstein der Kreideformation des nördlichen Europas angehörig seyen. Ein neuer Beweis, wie ohne genaue Kenntniß der Petrefakten eine geognostische Untersuchung nur wie im Nebel herum tappt.

Zwey Karten, die eine eine Terrainkarte, die andere Durchschnitte darstellend, sind beygefügt.

VIII. Remarks on some Fossil and Recent Shells, collected by Captain Bayfield in

Canada. By Ch. Lyell (S. 135 — 141 mit tab. 16). Einige Conchyliologen haben schon darauf aufmerksam gemacht, daß in gewissen Schichten des englischen Cray gewisse Arten und Gattungen von Conchylien vorkommen, die jetzt in höhern Breitegraden leben, woraus sie vermutheten, daß in den Gegenden, wo diese Schalen gefunden wurden, sonst ein etwas kälteres Klima bestanden haben möchte. Auf ein ähnliches Resultat kommt Lyell durch die fossilen Conchylien, welche Kapitän Bayfield in den neuesten Tertiärablagerungen an den Ufern des St. Lorenzstromes, namentlich bey Beauport, einsammelte. Beck, der sie näher untersuchte, hat folgende 16 Arten unterschieden: 1) Tritonium anglicanum, 2) T. fornicatum, 3) Natica clausa, 4) Scalaria borealis, 5) Sc. groenlandica, 6) Mya truncata, 7) M. arenaria, 8) Saxicava rugosa, 9) Tellina groenlandica, 10) T. calcarea var.? 11) Nucula, 12) Mytilus edulis, 13) Pecten islandicus, 14) Terebratula psittacea var., 15) Balanus uddevallensis, 16) B. miser, 17) Echinus.

Am gemeinsten ist darunter die Saxicava rugosa, die auch bey Uddevalla so häufig ist; nächstdem die Natica clausa und Pecten islandicus. Aus einer beygefügten Liste von 52 Arten Meerschalthieren, die im Golf von St. Lorenz leben, geht hervor, daß im Allgemeinen die fossilen von den lebenden ganz verschieden sind.

Abgebildet ist von fossilen Schalen Nr. 1, 2, 5, 6, 8, 9, 10 und 16.

IX. On the Distribution of Organic Remains in the Strata of the Yorkshire Coast, from the Upper Sandstone to the Oxford Clay inclusive. By W. C. Williamson (S. 143 — 152).

X. On the relative Ages of the Tertiary and Posttertiary Deposites of the Basin of the Clyde. By James Smith (S. 153 — 156). Da beyde Aufsätze nur ein lokales Interesse haben, so können wir sie hier übergehen.

XI. A Letter to Charles Lyell, on some Changes of Level which have taken place in Denmark during the present period. By G. Forchhammer. (S. 157 — 160). Dieser Aufsatz, der schon im May 1837 in der Gesellschaft vorgelesen wurde, ist seitdem allgemein bekannt geworden. Wir unsers Theils verharren in der Meinung, daß die Ursache der Veränderlichkeit des Niveaus des Meeres gegen das des Landes nicht in dem letzteren, sondern in dem ersteren zu suchen sey.

XII. Description of Bones of the Mammoth found in the deep sea of the British Channel and German Ocean. By Captain Martin, communicated by J. Rennie (S. 161 — 163).

Durch Fischer werden öfters solche Ueberreste aus der Tiefe des Meeres in ihren Netzen herausgezogen.

XIII. On Subsidences produced by working Beds of Coal. In a Letter to C. Lyell from J. Buddle (S. 165 — 168).

Notizen ohne sonderlichen Belang über Senkungen in Steinkohlengruben, zur Unterstützung einer von Lyell in seinen Elements p. 112 aufgestellten Hypothese.

XIV. On the London and Plastic Clay Formations of the Isle of Wight. By Bowerbank (S. 169 — 172).

Der Verf. besuchte in Gemeinschaft mit White die Insel Wight, um die Londner und plastischen Thon-Formationen zu untersuchen und durch sorgfältige Vergleichung ihrer Petrefakte zu bestimmen, in wie fern man, wie bisher geschehen, berechtigt sey, die großen Massen des London Clay und die Lager farbigen Thones und Sandes darunter als verschiedene Formationen zu betrachten. Ihre mit großem Fleiße ausgeführten Untersuchungen ergaben als Resultat, daß diese bisher als verschieden angenommenen Formationen vielmehr als die obern und untern Theile einer großen Ablagerung anzusehen seyen.

XV. Description of the Fossil Trees found in the Excavations for the Manchester and Bolton Railway. By J. Hawkshaw (S. 173 — 176 mit tab. 17).

XVI. Further Observations on the Fossil Trees found on the Manchester and Bolton

Railway. By J. Hawkshaw (S. 177 — 180).

Bey Gelegenheit der Anlegung der oben bezeichneten Bahn wurden bey den Ausgrabungen zuerst fünf, dann noch ein sechster fossiler Stamm entdeckt, welche sämmtlich aufrecht stunden und ihre Wurzeln zeigten. Der größte dieser Stämme hat 15 Fuß im Umfange an der Basis, und eine Höhe von 11 Fuß. Wegen ihres mürben Zustandes bleibt die Bestimmung unsicher. Sollten sie zu Lepidodendron Sternbergii gehören, so wäre es ein interessanter Umstand, daß der Grund um sie herum mit fossilen Exemplaren von Lepidoscrobus variabilis bestreut ist, welche A. Brongniart als Fructificationsorgane eines Lepidodendron ansieht. Alle Verhältnisse sprechen dafür, daß die Stämme hier auf ihrem alten ursprünglichen Standorte befindlich sind.

Auf einer großen Tafel sind die Lagerungsverhältnisse und überdieß die fünf zuerst gefundenen Stämme besonders abgebildet.

XVII. On the Siliceous Bodies of the Chalk, Greensands and Oolites. By J. S. Bowerbank (S. 181 — 194 mit tab. 18 und 19). Sehr sorgfältige Untersuchungen, die an die bekannten von Ehrenberg sich anschließen.

XVIII. Notes on a small Patch of Silurian Rocks to the West of Abergele, on the Northern Coast of Denbighshire; visited 18th and 19th July 1837. By J. E. Bowman; communicated by J. Murchison (S. 195 — 198). Nur von lokaler Wichtigkeit.

XIX. A. Description of some of the Soft Parts, with the Integument of the Hind-fin of the Ichthyosaurus, indicating the Shape of the Fin when recent. By R. Owen (S. 199 — 201 mit Tab. 20). Lord Egerton war so glücklich eine Steinplatte aufzufinden, welche den verstümmelten Hinterfuß eines Ichthyosaurus zugleich mit dem Anzeichen seiner weichen Bekleidung enthielt. Der vordere Rand ist an diesem Exemplare durch eine glatte, ununterbrochene, scharf begrenzte Linie gebildet und scheint bloß eine Duplikatur der

Bedeckung zu seyn; der ganze hintere Rand zeigt dagegen die Ueberreste und Eindrücke einer zahlreichen Reihe von etwas gekrümmten, am Ende gespaltenen Strahlen, durch welche der Umschlag der Bedeckung unterstützt wurde. Außer diesen Strahlen des Hinterrandes sieht man noch andere, die von letzteren ganz verschieden sind: es findet sich nämlich eine Reihe von erhabenen Querlinien, welche die ganze Finne in Intervallen von ohngefähr $\frac{1}{8}$ Zoll durchziehen. Aus ihrer Regelmäßigkeit schließt Owen, daß durch sie die starre Bedeckung in schildförmige Felder, ähnlich denen an den Flossenfüssen der Schildkröte und den Schwimmfüßen des Krokodils getheilt sey, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Unterabtheilungen durch sekundäre Längsfurchen fehlen.

XX. Description of the Fossil Remains of a Mammal (Hyracotherium leporinum) and of a Bird (Lithornis vulturinus) from the London Clay. By R. Owen (S. 203 — 208 mit Tab. 21). Das Wesentliche dieser Abhandlung ist schon in den Proceedings mitgetheilt worden, so daß nur noch die Abbildungen etwas Neues bringen.

XXI. Description of some Ophidiolites (Palaeophis toliapicus) from the London Clay at Sheppey, indicative of an extinct species of Serpent. By R. Owen. (S. 209 — 210 mit Tab. 22). Dieselbe Bemerkung gilt für diesen Aufsatz.

XXII. Observations on the Locality of the Hyracotherium. By W. Richardson (S. 211 — 214). Der eocene Charakter von der Localität des Hyracotherium ist ihm außer allem Zweifel.

XXIII. On the Great Fault called the Horse in the Forest of Dean Coal – Field. By J. Buddle (S. 215 — 220). Merkwürdige gangartig sich verästelnde Unterbrechungen in einem Steinkohlenfeld, durch eingedruckte Holzschnitte erläutert.

A. W.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Januar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

System der Krystalle von M. L. Frankenheim. (Aus der 2ten Abthl. des 19ten Bandes der Nova Acta Acad. Nat. Cur.) Breslau 1842. (4. 192 S.)

(Fortsetzung.)

Die Schwefeltropfen und viele Metallbäder, in denen man bey der Erstarrung die Krystallfäden deutlich sieht, zeigen so wie sie ganz erstarrt sind, keine Spur mehr von den Krystallen, in die sie sich verwandelt haben, so wenig wie das durch die Processe des Schmiedens in seinem Gefüge veränderte körnige Eisen noch Krystallflächen hat. Eine Haupturſache, fährt der Verfasser fort, der Abwesenheit deutlicher Krystallformen liegt in der Umwandlung, welche viele Körper schon an der Luft erleiden, sey es durch chemische Zersetzung oder bloß durch Isomerie. Es ist z. B. unmöglich, den Zucker durch Abdampfen eines Tröpfchens seiner Lösung, in Krystallen zu erhalten, weil er sich theilweise zersetzt und der noch unzersetzte Rohrzucker durch die beygemengten weichen Theile des Schleimzuckers verhindert wird, sich zu kenntlichen Krystallen zu vereinigen; sowie man auch im Talg und Wachs keine Spur von Krystallen wahrnimmt, obgleich sie bloß ein Aggregat feiner Krystalle sind, von denen sich die schwerer schmelzbaren sogar mechanisch abscheiden lassen. — Allerdings beweisen namentlich die galvanischen Metallniederschläge, daß unter gewissen Verhältnissen keine Krystallisation erkennbar ist, obwohl wir gewiß wissen, daß sie nicht fehlt, der wahre amorphe Zustand ergiebt sich aber bey einigen Substanzen aus dem verschiedenen chemischen Verhalten, auf welches die Kleinheit der Krystalle keinen Einfluß haben kann. Der Verf. erklärt in seiner Weise das Verhalten der amorphen Kieselerde dadurch, daß er sie als von einem zersetzten Hydrat abstammend betrachtet, daß sie in Folge dieses Ursprungs eine Menge von Zwischenräumen enthalte, welche das specifische Gewicht und die Durchsichtigkeit vermindern und die Einwirkung der Auflösungsmittel begünstigen. Der Opal wäre demnach ein Haufwerk sehr kleiner Quarzkrystalle, aber auch angenommen, daß es so sey, wie erklärt sich die Leichtlöslichkeit in Kalilauge, welche niemals in dieser Art bey dem feinsten Quarzpulver zu bemerken ist, da die Individuen im Opal sich wohl anschließen und durch Cohäsion verbunden seyn müssen, weil sonst das Mineral nicht diese Festigkeit und mitunter bedeutende Durchsichtigkeit haben könnte, die es wirklich hat. Aus diesem Grunde muß aber auch die von dem Verf. angedeutete größere angreifbare Oberfläche wohl in Zweifel gezogen werden, oder sie ist von etwas anderem bedingt, nämlich von der Aggregation von Kugeln und das geht eben auf den Amorphismus hinaus. —

Das zur Anordnung der Krystalle gewählte System ist allgemein folgendes. Eine Klasse bilden alle Krystalle, deren Krystallform einem Krystallsystem angehört. Es giebt also sechs Klassen. Diese sechs Klassen zerfallen in fünfzehn Ordnungen, durch die Spaltungsformen bestimmt. In der Mehrzahl dieser Ordnungen sind mehrere Stufen von Hemiedrieen, wodurch sich die Familien bilden. Diese drey Stufen zeichnen sich dadurch vor den entsprechenden Stufen in andern Gebieten

der Naturgeſchichte aus, daß ſich ihre Charaktere mathematiſch ſcharf beſtimmen laſſen und ihre Anzahl und ihre Bedeutung daher keinem Zweifel unterliegen kann. Zu einer Gattung werden alle Kryſtalle gezählt, bey welchen die Unterſchiede in der Lage der Axen und der Größe der Winkel eine gewiſſe enge Gränze nicht überſchreiten; dieſe Gränze läßt ſich nicht mathematiſch feſt beſtimmen und man muß, wie in den übrigen Zweigen der Naturgeſchichte, auf die Beobachtungen ſelbſt verweiſen, durch die allerdings alle einem Typus der Form oder einer Gattung angehörigen Kryſtalle ſich ſcharf genug von den Kryſtallen einer benachbarten Gattung unterſcheiden. Die Art wird nach dem Repräſentanten der abſoluten Eigenſchaften, nach der chemiſchen Formel beſtimmt, wenn ſie ſich auf die Beſtandtheile in feſten Proportionen bezieht, z. B. in der Gattung des Kalkſpaths ſind $\dot{C}a\,\ddot{C}$, $\dot{M}g\,\ddot{C}$, $\dot{F}e\ddot{C}$ ꝛc. die reinen Arten.

Wegen Mangel an zureichenden Beobachtungen hat der Verf. die Familien in der Ausführung des Syſtems nicht aufgenommen, dagegen die Charaktere der Hemiedrieen und die Kryſtalle, bey denen ſie ſich finden, angegeben. Die kryſtallographiſche Bezeichnung iſt eine eigenthümliche, ähnlich der von Neumann und Miller, und wenn auch auf die bekannte von Weiß leicht zurückführbar, ſo erſchwert ſie doch das Leſen und Verſtändniß des Werkes. Die Axenverhältniſſe ſind nicht in Zahlen, ſondern in Logarithmen angegeben. Es iſt nicht geſagt, welche Vortheile damit verbunden ſeyen. Die Verhältniſſe der Hemiedrie hat der Verf. in einem beſondern Schema darzuſtellen geſucht. Dieſes iſt z. B. für das theſſerale Syſtem folgendes. Iſt das Zeichen für eine Fläche abc, ſo zerfallen die 48 Flächen in vier Gruppen:

1)	abc	bca	cab
	ab′c′	bc′a′	ca′b′
	a′bc′	b′ca′	c′ab′
	a′b′c	b′c′a	c′a′b
2)	a′b′c′	b′c′a′	c′a′b′
	a′bc	b′ca	c′ab
	ab′c	bc′a	ca′b
	abc′	bca′	cab′
3)	cba	acb	bac
	cb′a′	ac′b′	ba′c′
	c′ba′	a′cb′	b′ac′
	c′b′a	a′c′b	b′a′c
4)	c′b′a′	a′c′b′	b′a′c′
	c′ba	a′cb	b′ac
	cb′a	ac′b	ba′c
	cba′	acb′	bac′

Innerhalb einer jeden dieſer 4 Gruppen haben die 12 Flächen gleichen Werth, können aber verſchieden ſeyn von denen einer andern Gruppe. Daraus gehen hervor:

1. die holoëdriſche Abtheilung, wenn die 4 Gruppen gleiche Werthe haben.
2. Die pyritoëdriſche Hemiedrie, wo Gruppe 1 = 2 verſchieden von 3 = 4.
3. Die tetraedriſche Hemiedrie, wo Gruppe 1 = 3 verſchieden iſt von 2 = 4.
4. Die abwechſelnde Hemiedrie, wo Gruppe 1 = 4 verſchieden iſt von 2 = 3.
5. Die Tetartoëdrie, wo eine jede Gruppe ſich von der andern unterſcheidet.

Die Form 4 und 5 iſt bis jetzt nicht beobachtet. Eine Zugabe von Abbildungen wäre hier, ſo wie bey den übrigen Syſtemen ſehr zweckmäßig geweſen. — Der Verf. hat die meiſten Miſchungen, deren Kryſtalle in das Syſtem aufgenommen ſind, neu berechnet und theilweiſe andere Formeln, als die bisherigen aufgeſtellt. Es knüpfen ſich daran mitunter intereſſante Betrachtungen, weßhalb hier einiges hervorgehoben werden ſoll.

Für den Kobaltkies, Zinnkies u. Nickelwismuthglanz giebt der Verf. die Formeln $\acute{C}o\,\overset{'''}{\ddot{C}}o$, $\acute{C}o\,\overset{'''}{\ddot{F}}e$; $\acute{C}u\,\acute{F}e\,\ddot{S}n$; $\acute{N}i\,\overset{'''}{\ddot{N}}i$, $\acute{N}i\,\overset{'''}{\ddot{B}}i$. Er bemerkt, daß ſie in ihrer Zuſammenſetzung ganz den Spinellen entſprechen, wenn S mit O vertauſcht wird, da Sn bekanntlich mit Ti und Cu in mehreren Fällen mit Mg iſomorph zu ſetzen iſt. Es wird

nämlich auch ein Titanspinell Fe Fe Ti (Iserin) angeführt und wegen der Vertretung von Fe und Fe Ti darauf hingewiesen, daß die R als RR angesehen werden können. Mn und Fe kennt man, aber kein Al und Cr. Es ist hiebey in Erinnerung zu bringen, daß wenigstens die bekannten Analysen des Zinnkieses ziemlich gut mit

$\left.\begin{matrix}\dot{Fe}^2\\ \dot{Zn}^2\end{matrix}\right\}$ $\dddot{Sn}$ + $\dot{Cu}^2$ $\dddot{Sn}$ übereinstimmen. Die Formel des Kobaltkieses paßt besser zu den Analysen als $\dddot{Co}$. — Das salpetersaure Bleyoxyd, mit dem isomorphen salpetersauern Baryt und Strontian, ist in der zweyten Ordnung mit oktaedrischer Grundform in der holoëdrischen Abtheilung angegeben. Es gehört wahrscheinlich nicht hieher, da die Combination mit den Flächen des Pentagondodecaeders nicht selten beobachtet wird.

Die von H. Rose aufgestellte Formel des Fahlerzes $\dot{Zn}^4$ $\dddot{Sb}$ + $2\dot{Cu}^4$ $\dddot{Sb}$, wobey das Zn durch Fe, Cu durch Ag und Sb durch As ersetzt werden kann, hält der Verf. nicht für richtig und ist der Ansicht, daß obiges Verhältniß von Zn und Cu schwankend sey? Es wird daher Fe = Zn auch = Cu und = Ag zu setzen seyn, also das Mischungsgewicht des Silbers bleibt in diesen Verbindungen unverändert, das des Kupfers dagegen wird verdoppelt.

Der Verf. theilt die Amphibole in thonerdefreye und thonerdehaltige. Den erstern, zu welchen er auch den Pektolith rechnet, giebt er die Formel $\dot{R}^4$ $\ddot{Si}^3$ und zeigt, daß auch die thonerdehaltigen auf diese Formel gebracht werden können, wenn ein Vertreten von Si und Al angenommen wird. Die Summe der Mischungsgewichte der Kieselerde und Thonerde in acht verschiedenen Amphibolen zeigt sich jedenfalls merkwürdig constant und im Verhältniß zur Summe der Mischungsgewichte der Basen = 3 : 4.

In Beziehung auf das Wasser und die Stellung desselben als Basis oder Säure in Verbindungen giebt der Verf. folgende Isomorphieen zur Vergleichung an:

1) die phosphorsaure Yttererde = $\dot{Y}^3$ $\ddot{\ddot{P}}$ und das saure phosphorsaure Kali = $\dot{Ka}$ $\dot{H}^2$ $\ddot{\ddot{P}}$ sind isomorph. Abgesehen von dem geringen Fluorgehalte der ersteren n. Berzelius wäre also $\dot{Y}^3$ = $\dot{Ka}$ $\dot{H}^2$.

2) Pikrin = Salpetersaures Kali $\dot{K}$ $\dot{N}^3$ C^{12} H^2 O^{13} und Pikrin-Salpetersäure = $\dot{H}\dot{N}^3$ C^{12} H^2 O^{13}

3) Haidingerit = $\dot{Ca}^2$ $\dot{H}^3$ $\ddot{\ddot{As}}$ und saures arseniksaures Natrum = $\dot{Na}$ $\dot{H}^4$ $\ddot{\ddot{As}}$, also $\dot{Ca}^2$ = $\dot{Na}$ $\dot{H}$

4) Phosphorkupfererz = $\dot{Cu}^5$ $\dot{H}^6$ $\ddot{\ddot{P}}$ und phosphorsaures Natrum-Ammoniak = $\dot{Na}$ $\dot{N}H^4$ $\dot{H}^9$ $\ddot{\ddot{P}}$. Hier wäre also $\dot{Cu}^5$ = $\dot{Na}$ $\dot{N}H^4$ $\dot{H}^3$.

Ferner vergleicht der Verf. den Huraulit und das phosphorsaure Ammoniak, Witherit und kohlensaures Ammoniak, weinsaures Kali und Weinsäure = $\dot{K}C^4$ H^2 O^5 und $\dot{H}C^4$ H^2 O^5 und die Serpentine. Die Zusammensetzung der letzteren kann durch $\dot{Mg}^2$ $\dot{H}$ $\ddot{Si}$ ausgedrückt werden und dieses ist die Formel des Chrysoliths, worin 1 Mg durch 1 H ersetzt ist. Es scheint demnach wenigstens angedeu-

tet, daß $\dot{\text{H}}$ die gewöhnlich vorkommenden R vertreten könne.

Aus der Isomorphie des Eisens und Titans in ihren gewöhnlichen Verbindungen schließt der Verf., daß man $\dddot{\text{F}}\text{e}$ und $\dddot{\text{F}}\text{e}$ gleich setzen kann mit $\dot{\text{R}}\ddot{\text{R}}$ und $\acute{\text{R}}\ddot{\text{R}}$. Die spinellartigen Verbindungen würden dann nicht sowohl $\dot{\text{R}}\dddot{\text{R}}$, sonder $\dot{\text{R}}^2\ddot{\text{R}}$ seyn.

Von andern erwähnten Isomorphieen, deren Basis aber meistens sehr unsicher ist, wollen wir nur noch die von Kohlenstoff und Stickstoff hier anführen.

Arragonit und Salpeter sind isomorph. Es ist also $\dot{\text{C}}\text{a}\,\ddot{\text{C}} = \text{Ca}\,\text{CO}^3$ oder $\dot{\text{C}}\text{a}\,\ddot{\text{C}}\,\text{O}^6 = \dot{\text{K}}\,\dddot{\text{N}} = \text{K}\,\text{NO}^6$, daher $\text{C} = \text{N}$. Dann wäre aber auch $\text{K} = \text{Ca}$, was nicht der Fall ist. —

Die Isomorphie des Chlors und Schwefels wird nach dem Verf. durch das sonst sehr ferne stehende Mangan vermittelt, indem $\dot{\text{K}}\dddot{\text{S}} = \dot{\text{K}}\,\dddot{\text{Mn}}$ und $\dddot{\text{Mn}} = \dddot{\text{Cl}}$, also $\text{Mn} = \text{Cl}$. Unmittelbare Isomorphieen finden sich nur unter den thesseralen Krystallen, wo eine große Anzahl von

RCl; RBr; $\text{RF} = \text{RS}$; RSe; RTe.

Zwischen Schwefel und Sauerstoff findet sich eine Isomorphie, doch nur im thesseralen System, nämlich:

$$\dot{\text{Fe}}\,\dddot{\text{Fe}},\ \dot{\text{Mg}}\,\dddot{\text{Al}} = \acute{\text{Co}}\ (\acute{\text{Co}};\ \acute{\text{Fe}})$$

$$= \dot{\text{Fe}}\,.\,\dot{\text{Fe}}\,\ddot{\text{Ti}} = \acute{\text{Fe}}\,.\,\acute{\text{Cu}}\,\ddot{\text{Sn}}.$$

Es folgen nun Bemerkungen über Vertretung und Substitution, Dimorphie, chemischen Inhalt und Krystallform. Im Allgemeinen stellt sich heraus,

daß die Form um so symmetrischer ist, je einfacher die Zusammensetzung; indessen finden sich hiebey viele Ausnahmen.

In Betreff der Hemiëdrie bemerkt der Verf. Folgendes. Es ist bekannt, daß viele Krystalle von einer solchen Hemiëdrie, daß parallele Flächen ungleiche Eigenschaften erlangen, bey Temperatur-Veränderungen elektrisch-polar werden, wobey wahrscheinlich dieselben Ursachen wirken, wie bey der Thermoelectricität von Wismuth und Antimon. Zwar giebt es viele Krystalle, bey welchen bloß die Hemiëdrie oder bloß die Electricität beobachtet ist; allein wenn man berücksichtigt, daß Electricität in leitenden Körpern nicht wahrzunehmen, und die Hemiëdrie sehr oft übersehen ist, so darf man der gewöhnlichen Ansicht, daß beyde Erscheinungen einander bedingen, wohl beystimmen.

Die nach diesem Gesetz als hemiëdrisch aufgeführten Krystalle sind nun keineswegs über alle Arten von chemischen Formeln gleichmäßig vertheilt, sondern beobachten eine sehr merkwürdige Gruppirung. Es findet sich nämlich, daß die Hemiëdrie gewissen Stoffen anhaftet und ihnen in sehr verschiedenen Verbindungen durch alle Klassen von Formen hin folgt. Ein solcher Stoff ist die Boraxsäure. Sie kommt in 8 Gattungen vor, wovon fünf, in der Natur vorkommende, als hemiëdrisch erkannt sind, nämlich der Boracit, Turmalin, Axinit, Borax und Datolith.

Die drey borsauern Verbindungen, bey denen eine Hemiëdrie nicht beobachtet ist, sind: das borsaure Natrum, das borsaure Ammoniak und die Borsäure. Davon sind die beyden ersten sehr unvollständig bekannt und bey der triklinisch krystallisirenden Säure ist die Hemiëdrie nicht aufgesucht worden. (Sie wäre nur zu erkennen durch physikalische Verschiedenheit paralleler Flächen.) Die Eigenschaft der Borsäure, hemiëdrische Krystallisation zu bedingen, findet sich auch bey der Chlor- und Bromsäure.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Januar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Geschichte der Ilchane, das ist der Mongolen in Persien, von Hammer-Purgstall. Mit vier Beylagen und neun Stammtafeln. Erster Band. Darmstadt 1842. 435 S.

Die Fruchtbarkeit des Herrn von Hammer ist wahrhaft zum Erstaunen; kaum haben sich die Pressen von der umfangsreichen Geschichte der goldenen Horde erholt, so müssen sie neuerdings unter dem Drucke der mongolischen Fürsten Persiens schwitzen. Ein üppiger fruchtbarer Boden, wo das Samenkorn kräftige Halmen emportreibt und reichliche Ernte bringt, trägt auch, so wollen es die Naturgesetze, eine Masse unnützer und selbst schädlicher Gräser. Einsichtsvolle, auf den Herbst bedachte Landleute scheuen deßhalb weder Mühe noch Arbeit, um das Unkraut bey Zeiten auszureuten, damit der Segen und die Pracht der Ernte ihnen nicht verkümmert werde. Möchte doch Herr von Hammer den Fleiß und die Besonnenheit dieses klug berechnenden Geschlechtes sich zum Muster nehmen, und alle Mißgeburten einer flüchtigen Productivität und allen Wortreichthum einer üppigen Phantasie ausreuten; möchte er doch alle unnützen eckelhaften Prinzen, wie den, welcher sich (380) das Henkergeschäft als Gunst erbittet, alle Prinzessinnen, alle hirnlosen Tafeldecker und das ganze schmutzige Hofgesinde mongolischer Barbaren und asiatischer Despoten der Nacht der Vergessenheit preisgeben! Sie haben niemals gelebt. Und wie leicht wäre diese Ausscheidung nicht dem talentvollen Verfasser so vieler inhaltreichen Werke, dem geschmackvollen Kenner der Griechen und Römer nnd der schönen Literatur aller gebildeten Völker der neuern Jahrhunderte. Herr von Hammer-Purgstall hat eine ganz eigene Stellung in der deutschen Gelehrsamkeit. Die meisten Orientalisten unseres Vaterlandes sind damit zufrieden, neue Grammatiken zu schreiben, kleine Büchlein, zum Gebrauche ihrer Vorlesungen nochmals herauszugeben und höchstens hie und da ihren Amtsbrüdern eine gelehrte Untersuchung über diese oder jene Antiquität mitzutheilen. Die große Masse der Gebildeten der Nation, welche durch solcherley, nicht selten überflüßige Arbeiten nicht gefördert wird, weiß nichts von ihnen, und will auch nichts von ihnen wissen. Ganz anders Hammer-Purgstall. Was Deutschland von den dichterischen Erzeugnissen der Perser, was es von der Geschichte der Osmanen und so vieler andern Völker und Dynastien des Morgenlandes weiß, hat es zum Theile dem berühmten Orientalisten zu verdanken. Möchte doch die große Anzahl derjenigen, welche in den neuesten Zeiten die Verdienste Hammers auf alle Weise herabzusetzen suchen, dieß nicht ganz vergessen; möchten sie die weise Lehre nicht vergessen, welche Göthe bey der Betrachtung über die mannichfachen Arbeiten dieses Gelehrten verkündet: „Bey den Fundgruben,“ an welchen der Dichter von seinem Standpuncte Manches auszusetzen hatte, „bewahrheitete sich mir abermals die Erfahrung, daß wir in jedem Fache von den Mitlebenden auf das Schönste gefördert werden, sobald man sich ihrer Vorzüge dankbar und freundlich bedienen mag.“ (Noten und Abhandlungen zum besseren Verständniß des westöstlichen Divans.)

Ich brauche wohl nach diesen einleitenden

Worten nicht ausdrücklich zu sagen, daß der sorglose Mann auch in der Geschichte der Ilchane, welche Seiner Majestät unserem Könige, dem „Schöpfer eines Pantheon der Künste, dem Erhalter der ältern Denkmale derselben, und eines blühenden Reiches“ gewidmet ist, genug Stoff zurückgelassen hat, worüber mißwollende Kritiker ein mächtiges Geschrey erheben könnten. So müssen es sich gleich auf der ersten Seite die Tocharen des Alterthums, welche Ptolemäus als ein großes Volk Sogdiana's kennt und Plinius (VI. 20. ed. Harduin.) zu den Serern rechnet, gefallen lassen, durch einen despotischen Machtspruch des Verf. die schmutzigen Tatarn des eilften, (nach östlichen) oder des zwölften Jahrhunderts (nach den westlichen Quellen) zu werden. Diese Tocharen-Tataren erleiden dann S. 101 eine neue Metamorphose; sie müssen Tschacharen werden, — ein Volksname, welcher in der mongolischen Geschichte erst nach Dajan Chakan (lebte von 1466 — 1545) zum Vorschein kommt und ganz ungewissen Ursprunges ist. Schmidt, in den Mém. de l'Academie Imper. de St. Petersburg, VI. Série. II. 415. Auf derselben ersten Seite wird der Donner mongolischer Heere, das ist der Donner von Pfeil und Bogen, von den Ufern des gelben Flusses (haben sie denn nicht ganz China erobert? Sie haben ja selbst eine Expedition gegen Japan unternommen) bis zum rothen Meere, vom Altai zum Libanon gerollt. Dann haben die Worte (S. 65): „Von der indischen Gränze herrschte die in der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts gegründete Dynastie der Chuldschen, das ist die fünfte der Ghur“ u. s. w. gar keinen Sinn. Die Dynastie der afghanischen Gildschi, das sind die Chuldschen, Choldsche oder Challadsche, die fälschlich von einigen östlichen Schriftstellern zu den Türken gerechnet werden, ward erst 1288 von Dschelaleddin Firus gegründet, und behauptet sich zu Delhi, unter vier Regenten, bloß drey und dreyßig Jahre. Welche Bewandtniß es aber mit diesen „großen Herrschern“ (a. a. O.) hat, ersieht man aus Ferischtah (I. 316. 381. 384, 495 nach der Uebersetzung von Briggs). Dschelaleddin ward von seinem Neffen Alaeddin Muhammed 1295 ermordet; er selbst starb im Jahre 1316, höchst wahrscheinlich an beygebrachtem Gifte. Noch in demselben Jahre ward sein Nachfolger Omar geblendet und im Kerker umgebracht; dasselbe Schicksal traf den letzten Gildschifürsten, Mubarik, im Jahre 1321 *).

Wir wollen aber das unerquickliche Geschäft des Schulmeisterns und Mäckelns Andern überlassen und bloß in Kürze den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes der Geschichte der Ilchane angeben. Der kundige Leser weiß bereits das Wesentlichste, man könnte sagen das Wissenswerthe dieser Geschichten, durch die ziemlich ausführliche Behandlung dieses Abschnittes der persischen Geschichte in dem vierten Bande der Histoire des Mongols von d'Ohsson. Der deutsche Annalist befliß sich einer größeren Ausführlichkeit; die östlichen Quellen sind häufig wörtlich übersetzt.

Nachdem die ausführliche Heerschau der mongolischen Stämme, die wir schon seit langer Zeit kennen, vollendet ist, führt uns der Verfasser, in dem ersten Buche der Ilchane, nochmals Tschinggis **) (so schreiben die Mongolen den Namen und nicht Tschingis) Chakan vor und schildert uns, mit Verlaub sey's gesagt, den Geist seiner Gesetze, der in Todesstrafen und Prügeln besteht. Wir erfahren, daß die Anzahl der Streiche immer ungleich war, von drey, fünf, sieben bis zu sieben und siebzig. Alles ward geprügelt, vom untersten Stallknecht bis zu den Prinzen des Geblüts; doch hatte man die Befriedigung, nachdem der Schmerz verbissen war,

*) In der Stelle (S. 375 — 376): „Einen Monat hernach brachten Buka's Gesandte eine von den Bekennern der Lehre Schakiamuni's hochverehrte Reliquie, welche sie Scharil nennen, nämlich ein verknöchertes Menschenherz (?), muß wohl anstatt Scharil, Sarira, wie die Buddhaisten auch sonst diese Reliquien nennen, gelesen werden.

**) Herr v. Hammer folgt in der Angabe des Geburtsjahres (1155) mit d'Ohsson (Histoire des Mongoles I. 55.) dem Raschideddin und verwirft die Nachricht der Chinesen (Juen sse I. 10 r.), die sein Geburtsjahr auf 1161 ansetzen und ausdrücklich hinzufügen, er sey sechs und sechszig Jahre alt gestorben. Nun sagt aber Raschid selbst, wie wir aus der Stelle bey d'Ohsson ersehen: er habe über das Geburtsjahr des Tschinggis nichts Zuverlässiges erfahren können. . . . . .

so ehrenhaft dazustehen wie zuvor. Der blindeste Gehorsam ist dem Barbaren die größte Tugend und schweinische Unreinlichkeit dünkt ihm ein behagliches sparsames Leben. Von festen Wohnungen weiß er nichts; deßhalb sollen auch der Gottheit keine Tempel erbaut werden; deßhalb wüthet er gegen die Moscheen. Kommen, ausreißen, verbrennen, todtschlagen, plündern, davonjagen, so schildert ein Bewohner Bochara's in kurzen kräftigen Worten das tolle wüthende Getriebe des barbarischen Ungethüms (Nikbi ben Masud in den Notices et Extraits des Manuscrits II. 384).

Tschinggis bemühte sich, sowohl durch Ermahnungen wie durch Gesetze, die Einigkeit in seiner Familie zu befestigen; Alles dieß ist aber, gleichwie sein ganzes bloß auf menschlichem Ansehen beruhendes Gesetzbuch, nach seinem Tode (1227), vom barbarischen Uebermuthe schnell vergessen worden. Der Chakan hatte zwar ausdrücklich bestimmt, wie es mit der Nachfolge gehalten werden sollte, und doch fand eine Zwischenregierung von fast zwei Jahren statt, bis es Tuli, dem jüngsten Sohne Temudschin's vergönnt war, dem neuen Fürst der Fürsten, Uegutai — so nach mongolischer Schreibart — den gefüllten Becher Stutenmilch knieend darzureichen. Wie weiland Attila, so hat sich auch Uegutai zu Tode gesoffen (1241) und es trat jetzt nochmals eine Zwischenregierung ein unter der Regentin Turakina. Nach vier Jahren folgt ihr Sohn Gujuk, und als dieser sich ebenfalls schon im zweiten Jahre seiner Regierung durch Ausschweifungen zu Grund gerichtet hatte, Möngke, welcher seinen Bruder Chulagu (1254) nach dem Westen sandte. Mit dem Eintritte dieses Eroberers in Persien (1257) beginnt die Geschichte der Dynastie der Ilchane, welche siebzehn Fürsten zählte und an hundert Jahre (bis 1353) über den größten Theil der Länder der alten Monarchie des Cyrus und Darius Hystaspes herrschte, oder um es mit andern der Wahrheit entsprechendern Worten zu sagen, welche alle Länder von dem Orus bis zum Euphrat zu Boden trat und die unglücklichen Völker erdrückte.

Was bedeutet nun der Name Ilchan und warum haben einzig und allein die mongolischen Könige Persiens diesen Titel erhalten? Warum

nicht die Beherrscher der goldenen Horde von Kiptschak oder die Fürsten der Länder jenseits des Orus, die Nachkommen des Dschagatai? Herr von Hammer übersetzt die Worte geradezu durch Landes- und Volksfürst, denn Il bedeute beydes, und verweist dabey auf die Abhandlung des umsichtigen Gelehrten Frähn: De Ilchanorum seu Chulagidarum nummis commentatio. Petropoli 1834. Was sagt nun aber dieser genaue Forscher an dem angeführten Orte? Erklärt er sich bestimmt darüber, daß Il in diesem Titel diesen Sinn habe? Daß das mongolische oder türkische Wort (es ist den Sprachforschern jetzt bekannt, was Rémüsat noch nicht wußte, daß die tatarischen Sprachen sich innerlich verwandt sind), daß Il im Allgemeinen diese Bedeutung hat, darüber findet kein Zweifel statt.

(Schluß folgt.)

System der Krystalle von M. L. Frankenheim. (Aus der 2ten Abthl. des 19ten Bandes der Nova Acta Acad. Nat. Cur.) Breslau 1842. (4. 192 S.)

(Schluß.)

Von den aus organischen Körpern gebildeten und ihren Formen nach bekannten Säuern zeigt keine die Neigung, hemiedrische Formen hervorzubringen, so entschieden, als die Weinsäure. Fast alle ihre Verbindungen mit Wasser oder Basen sind hemiedrisch.

Diese Eigenschaft ist nicht auf die Säuern allein beschränkt, sondern findet sich ebenfalls bey einigen gewöhnlich electropositiv auftretenden Körpern, z. B. bey dem Zink. Die Mehrzahl der Zink-Verbindungen hat hemiedrischen Charakter. Solche sind

Ż̇n Zinkblende.

Ż̇n (S̈; S̈e) Ḣ⁶ mit dem Eisenvitriol isomorph.

$\dot{Zn}^3$ $\dddot{Si}$ Williamit (unsicher).

$\dot{Zn}^4$ ($\dddot{\ddot{A}}s$ $\dddot{\ddot{S}}b$) Bestandtheil des Fahlerzes.

$\dot{Zn}$ ($\dddot{S}$; $\dddot{Se}$) $\dot{H}^7$ Zinkvitriol und das analoge Selensalz.

$\dot{Zn}^6$ $\dot{H}^3$ $\dddot{Si}^2$ Kieselgalmey.

Die in solchen Verbindungen isomorphen Metalle Eisen, Kupfer, Magnesium, wären also ebenfalls hemiëdrisch. Da ihre übrigen Verbindungen aber in der Regel holoëdrisch sind, so können sie, wie das Zink selbst, wahrscheinlich zweyerley Zustände annehmen, welche man holoëdrische und hemiëdrische nennen kann.

Beym Quarz ist in Verbindung mit der Hemiëdrie und Thermoelectricität noch eine andere Eigenschaft zu beobachten, nämlich die circulare Polarisation. Der Verf. glaubt, daß diese Erscheinung auch bey andern hemiëdrischen Krystallen vorkomme, wenn sie auch aus Mangel an ganz genauen Beobachtungen bis jetzt nicht nachgewiesen sey. Er macht hiebey auf einen interessanten Umstand aufmerksam, daß nämlich die Ablenkung der Polarisationsaxe, die an den Krystallen, wo man sie erwarten durfte, noch nicht beobachtet ist, bey denselben Körpern unter Verhältnissen sich finde, wo sie ganz unerklärt sey, nämlich in den Auflösungen. Die hemiëdrischen und thermoelektrischen Krystalle des Zuckers, der Citronensäure und mehrerer anderer Körper organischen Ursprungs lenken, wenn sie in Wasser oder einer andern nicht chemisch einwirkenden Flüßigkeit aufgelöst sind, den Lichtstrahl ganz nach denselben Gesetzen ab, wie der Quarz, nur mit dem Unterschiede, daß bey diesem die Ablenkung je nach der Varietät, bald rechts bald links ist, bey jenen dagegen für denselben Körper immer rechts oder immer links. Die Lösungen der hemiëdrischen borsauern Salze sind zwar in dieser Hinsicht nicht untersucht; aber genau untersucht und zwar sowohl am Electrometer, als dem Polarisationsapparat für Flüßigkeiten, ist die Verbindung C^4 $\dot{H}^2$ O^5 mit $\dot{H}$ und andern Basen. Und hier findet sich folgende höchst merkwürdige Erscheinung, welche die

innige Verbindung der Hemiëdrie des Krystalls und der circularen Polarisation seiner Auflösung fast außer Zweifel setzt. Während nämlich bey der Weinsäure sowohl die Thermoelectricität, als die circulare Polarisation so kräftig sind, wie nur bey sehr wenigen Körpern, zeigt die ganz gleich zusammengesetzte Traubensäure, die sich also von der Weinsäure nur als ein isomerer Zustand unterscheidet und dieselbe Sättigungscapacität besitzt, weder in den Krystallen eine Spur von Thermoelectricität, noch in den Lösungen eine Spur von circularer Polarisation.

Es scheinen sich daher folgende vier Eigenschaften zu entsprechen:

1. Die hemiëdrische Krystallform.
2. Die Thermo-Electricität im Krystall.
3. Die circulare oder elliptische Polarisation des Körpers im festen Zustande.
4. Die circulare Polarisation desselben Körpers im flüßigen Zustande.

Man wird aus diesem Ueberblick ersehen, daß der Verf. alle interessanten Beziehungen, welche in der Natur des verarbeiteten Stoffes lagen, aufgefaßt und so weit es das freylich mangel- und lückenhafte Material erlaubte, hervorgehoben hat. Die Entscheidung vieler der gegebenen Andeutungen muß übrigens künftigen Arbeiten überlassen bleiben und es wäre hiebey vorzüglich zu wünschen, daß die Krystallographen den künstlichen Salzen mehr als bisher geschehen, ihre Aufmerksamkeit zuwenden möchten. —

Den Schluß des Werkes macht ein systematisches Verzeichniß der chemischen Formeln, worin die Verbindungen nach dem elektronegativen Bestandtheil zusammengesetzt sind, die Chloride, Sulfuride, Oxyde, Sulphate, Phosphate ꝛc. Ferner ist ein alphabetisches Register beygegeben.

v. Kobell.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Januar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Del vario grado d'importanza degli stati odierni. Opera di Cristoforo Negri, dottore in legge. Milano, dalla tipografia di Giuseppe Bernardoni di Gio. 1841. 600 S. 8.

Dürften wir dem vorliegenden Werke, welches der gelehrte Verfasser unserer Akademie der Wissenschaften zum Geschenke gemacht hat, nach unserem Belieben einen Titel für deutsche Leser geben, wir würden es: „vergleichende Darstellung der inneren und äußeren Politik der gegenwärtigen Staaten“ nennen. Hierunter möge sich jedoch der Leser nicht ein Handbuch, etwa wie Schuberts Staatenkunde denken, wo in bestimmten Capiteln wohl classificirt die einzelnen Materien besonders abgehandelt werden. Wenn wir auch in dem italienischen Werke eine Gründlichkeit und Belesenheit finden, wie wir sie gewöhnlich nur bey unseren Landsleuten vorauszusetzen pflegen, so hat H. Negri doch sorgfältig Alles zu vermeiden gewußt, was seinem Buche nur im Mindesten den Stempel der Schule oder gar gelehrter Pedanterie hätte aufdrücken können. Die Darstellung der einzelnen Staaten ist in großen Bildern gehalten; Vergleichungen mit ähnlichen Zuständen anderer Staaten verleihen dem jedesmal behandelten Gegenstande ein besonderes Interesse. Die Sprache ist lebhaft; so viel wir von dem fremden Idiom verstehen, kernhaft, natürlich und zugleich von vieler Eleganz. Gesuchte Ausdrücke und Wendungen, wie sie die neueren Italiener lieben, um ihr Studium der classischen Literatur ihres Vaterlandes zu zeigen, sind vermieden. Eine edle Einfachheit verleiht ihr eine besondere Kraft und Anmuth. Wir finden eine seltene Kenntniß der deutschen Sprache und deutscher Verhältnisse; wünschten wir auch wohl hie und da etwas aufgenommen zu sehen, was der Verfasser übergieng, so fanden wir an dem Aufgenommenen desto seltener etwas zu tadeln. Wir haben einzelne Capitel wiederholt und sorgfältig geprüft, und uns dadurch von dem Gehalte des Werkes überzeugt; aber auch in den übrigen 23 des ganzen Buches so viel Geistreiches und Treffliches gefunden, daß wir uns verpflichtet fühlen, dem Verfasser öffentlich unsern Dank für das gemachte Geschenk und zugleich unsere Freude auszusprechen, daß Italien auch diesen Studien und zwar auf eine so tüchtige Weise sich zuwendet. Es ist uns dieses eine neue Bürgschaft für die Wahrheit eines Satzes, zu dessen Aufstellung uns ein längerer Aufenthalt in dem hesperischen Lande und eine unabläßige Beobachtung seiner Zustände zu berechtigen schien: daß Italien allmählig sich des Einflusses einer schalen französischen Afterweisheit zu entschlagen und mit der wieder gewonnenen religiösen Basis auch den ernstesten Studien sich zuzuwenden beginne, wie sie der inneren Tüchtigkeit der geistreichen Nation, die sich jetzt wieder findet, nur immer angemessen seyn können.

Da es uns zu weit führen würde, einen Auszug aus dem 600 Seiten starken Werke zu geben, beschränken wir uns darauf, ein Paar Stellen hervorzuheben, in welchen sich theils die Eigenthümlichkeit des Verfassers, theils eine besondere Auffassungsweise des Gegenstandes hervorragend ausspricht.

So, gleich im ersten Capitel S. 8 über die Seemacht der Engländer:

„Alle Meere sind von den Engländern in verschiedene hydographische Districte eingetheilt und jeder zur Wahrung wie zum Angriffe einer ständigen Flotten-Abtheilung anvertraut. Großbritanien kann somit plötzlich eine schlagfertige Flotte aufstellen, indem es bloß irgend einem furchtbaren Wachtposten die nöthigen Verhaltungsmaßregeln ertheilt, ohne daß dadurch in den britischen Arsenalen sich eine außerordentliche Bewegung kund gäbe. Es kann die schwierige Vereinigung der französischen Flotten des mittel- und atlantischen Meeres aufhalten und diese überraschen; es kann durch seine Stationen in den 4 anglonormanischen Inseln die Vereinigung der Schiffe des atlantischen und des Aermelmeeres hindern, wovon die bloßen Vereinigungsversuche den Franzosen schon so große Verluste brachten. Eben so vermag es eine Vereinigung der russischen Flotte des baltischen und des schwarzen Meeres fast unmöglich zu machen, und manche Staaten, die ihre Hauptstadt am Meere haben, im Herzen zu verwunden.“

Dasselbe wird nun S. 9 in Bezug auf die asiatischen und amerikanischen Meere noch weiter ausgeführt.

In Bezug auf Spanien *):

„Spanien sinkt; so schreibt man und täglich wird als Ursache dieses Verfalls die Verweichlichung, der Müssiggang und die Indolenz angegeben. Allein die Verbrennungen auf öffentlichem Platze nach summarischem Processe und die Hinzuziehung von Frauen und Kindern zu dem Auto da Fé nannte man Verweichlichung; der verzweifelte Kampf auf allen Meeren und in allen Ländern ward Müssiggang genannt; das Streben nach einer Universal-Monarchie über die Dinge sowohl wie über die Ideen und die fast vollbrachte Erlangung derselben nach tausend Schlachten, hieß man Indolenz. Die Begierde nach allen Schätzen der Erde und nach allen Ländern der Welt galt als Ekel und Ueberdruß, den Peru bereitet habe. Allein die Reichthümer machen die Menschen nicht indolent, sondern maßlos. Reichthum erzeugt Macht, die Macht Zügellosigkeit und die Bedrückungen, die sie sich erlaubten, machten die Spanier zuletzt unerträglich, als sie ihre Sicheln an jedwede Aerndte anlegen wollten.“

*) c. X. S. 209.

„Nicht durch das Uebermaß des Schlafes, sondern durch das des Wachens schwächte sich Spanien; es sank durch die zu große Anstrengung seiner Kräfte und nicht durch eine todtbringende Trägheit. Die Spanier bauten in ihrem Vaterlande nicht auf und zerstörten im Auslande; sie bedrohten die Welt so lange, bis sich diese gegen sie bewaffnete. Sie eroberten die mächtigsten Länder und unterlagen den heftigsten Aufständen.“ — —

(Schluß folgt.)

Geschichte der Ilchane, das ist der Mongolen in Persien, von Hammer-Purgstall.

(Schluß).

So ist, um nur eines anzuführen, Rumelien aus Rumil, das ist das Land Rum, worunter die Türken nicht selten ganz Europa begreifen, hervorgegangen. Aber in der Zusammensetzung mit Ilchan? Frähn giebt die verschiedenen Bedeutungen des Wortes: Land, Gau, Frieden und Kraft an, wagt aber nicht zu entscheiden, welche Auffassung hier die richtige sey. Eine genaue Kenntniß der Stellung dieser Fürsten wird uns den sichersten Aufschluß über die Bedeutung ihres Titels geben. Chulagu und seine Nachkommen waren, nach dem chinesisch-mongolischen Staatsrechte, bloß die Statthalter oder Minister des Chakan im Osten, im mongolischen Darogha und im chinesischen Fukuo (Morrison, Dictionnary 2458 und 6832), Helfer des Feudalreichs genannt, wie sich Arghun auf seinem chinesischen Siegel (Rémusat, Mémoires sur les relations avec les Empereurs Mongols 116) nennt. Nun haben bekanntlich die Herrn der Reiche des chinesischen Cultursystems die Sitte, den Fürsten, mit welchen sie verkehren und die sie dann als Unterworfene betrachten, den chinesischen Kalender zu senden und allerley Ehrenbezeugungen zu ertheilen. Auf dem angeführten Siegel wird Arghun Gan min (Morrison 2834 und 7694), Beruhiger des Volkes genannt, was wahrscheinlich der auch sonst in den Geschichtschreibern

des Mittelreiches häufig vorkommende Titel der Fürsten ist, welcher den Gebietern Persiens von den Chakan in Chanbalik verliehen wurde. Ilchan ist aber bloß, wie Schmidt bereits vermuthete, die mongolische Uebersetzung der chinesischen Worte Gan min und heißt zu deutsch Friedensfürst. Man sollte glauben, es würden sich in den Juen sse oder der Chronik der Juen (so heißt die einheimische chinesische Geschichte der Mongolendynastie des Mittelreiches) unter dem Abschnitte Persien, in der Abtheilung, welche von fremden Nationen handelt, die nothwendigen Aufschlüsse und Nachweisungen über die Beziehungen der Chakane zu den Ilchanen finden; dieß ist aber keineswegs der Fall. Die Compilatoren der mongolischen Geschichte haben unter Po sse (Juen sse Buch 42 Blatt 49 a), wie ich bereits in dem ersten Bande meiner asiatischen Studien bemerkt habe, nur verstümmelte Auszüge aus den früheren Jahrbüchern der Nation mitgetheilt, ohne, was höchst sonderbar ist, die Geschichte des Landes während der Regierung der Ilchane im entferntesten zu berühren.

In den folgenden vier Büchern der Friedensfürsten Irans wird die Gründung des mongolisch-persischen Reiches durch Chulagu berichtet, dann die Geschichte der Ilchane Abagha (1265 — 1282), Tegudar (Juny 1282 — July 1284), Arghun (1284 — 1291), Keichatu oder Kendschatu (1291 — 1295), bis zur Thronbesteigung des Beidu herabgeführt, welcher schon nach acht Monaten Chasan, dem Sohne Arghun's, weichen mußte. Beidu ward ermordet; nach der Angabe christlicher Schriftsteller fiel er durch die Hände der Muselman, — ein Opfer seiner christlichen Gesinnung.

In der ersten der vier Beylagen, welche einen Auszug aus der Geschichte Haider's über Dschudschi enthält, ist, so wie S. 101 des Textes, anstatt Thalkan, Talikan und anstatt Bedachsan, Badakschan zu lesen. Talikan wird von Moorcroft (Travels. London 1838 II. 482), von Burnes und Andern ausführlich beschrieben. In der zweyten interessanten Beylage aus Wassaf, „dem Lobredner der Majestät unter Oldschaitu und Abu Said," die Erwähnung der Länder Dschudschi's enthaltend, erfahren wir, daß man auf dem Zuge Batu's gegen Rußland im mongolischen Heere 270,000 abgeschnittene Ohren der Erschlagenen zählte, worauf der offizielle Hofschmeichler Wassaf folgenden Vers ächt mongolischen Geschmackes dichtete:

Es füllet in der Welt dein Ruhm die Ohren,
Vor deinem Grimm droht Untergang den Ohren.

Das Wort Dschaw, bey Abulfaradsch Schaw, in der vierten Beylage, welche die Ursachen und schlimmen Folgen des unter Keichatu eingeführten Papiergeldes beschreibt, ist, wie schon Klaproth in seiner Abhandlung über den Ursprung des Papiergeldes bemerkt, und wie aus den Nachrichten Wassafs selbst hervorgeht (d'Ohsson IV. 101) ohne Zweifel chinesischen Ursprungs. Das Papiergeld, das zu den Zeiten der Mongolenherrschaft im Mittelreiche ausgegeben wurde, es war schon früher bekannt, hieß Tschao (Morrison 373), ein Charakter, der sprechend genug aus wenig und Metall zusammengesetzt ist und ursprünglich wegnehmen, confisciren bedeutet. Wer hätte wohl dem steifen Schranzenwesen der Chinesen so viele Ironie zugetraut?

Man irrt, wenn man glaubt, in der Geschichte der Ilchane bloß eine Erzählung der denkwürdigen folgenreichen Thaten der Fürsten und ihrer Umgebung, eine Schildernng der Geisteserzeugnisse und der Culturzustände ihrer Zeit zu finden: hiemit begnügt sich der gelehrte Verfasser nicht; er giebt uns aus dem Reichthume seiner orientalischen Quellen viel, viel mehr, als wir erwarten, als wir brauchen können. Es werden uns die Rudel Gemahlinnen, das ganze Pack der Beyschläferinnen, dieser Viehmenschen, namentlich vorgeführt und hie und da sogar über ihr relatives Alter Berechnungen angestellt, oder scharfsinnige Vermuthungen mitgetheilt; dann erfahren wir alle Namen der, nochmals mit Verlaub zu sagen, sogenannten Prinzen und Prinzessinnen, und an welchen Uebeln oder Zufällen sie des Todes verblichen sind. Man denke sich nur, Tekschin, wer kennt ihn nicht, der vierte Sohn Chulagu's, der seine angeheirathete Base heimführte, sie hat Nulun geheißen, starb an einem Blasenübel; man lese nur und ärgere sich, daß

der große Abagha so sehr die Grundsätze der Legitimität mißkannte, solch eine radicale Natur war, daß er keine einzige seiner sieben Töchter an „Prinzen von Geblüt“ verheirathete, sondern bloß an Söhne der Emir und großen Beamten; so Julkotlogh an den Ildschitai Kuschdschi; es war dieß ein Hartschier oder Leibtrabant u. s. w. Ueber die gleichzeitigen Fürsten oder Begebenheiten, welche nur in irgend einer Beziehung zu den Ilchanen stehen, werden wir ebenfalls ausführlich unterrichtet; so über die Herrscher von Groß- und Klein-Luristan, von Groß- und Klein-Armenien, wobey der Unterzeichnete gelegentlich (S. 163) über das Vorhandenseyn eines Vertrags belehrt wird, den er noch nicht kannte, als er Wahram's Chronik des armenischen Königreichs von Kilikien übersetzte *); dann über die interessanten Dynasten des Hauses Kert, wie über die verschiedenen Dynastien der kurdischen Ayubiten, der Herrn Aegyptens, der Beni Kaissar auf der Insel Kais und der Beni Amare in Fars, welche beyde letztere Regentenhäuser, wie der Verf. ausdrücklich bemerkt, den europäischen Geschichtschreibern bisher ganz entgangen sind (S. 240). Wir erfahren dann, daß die Beni Kaissar ihr Glück einer Katze zu verdanken haben, welche die arme Mutter als einzige Habe den drey Söhnen des Schiffers Kaissar mit nach Indien gab. Wo gelandet ward, gab es keine Katzen, aber desto mehr Mäuse, die hat nun die Katze alle zusammengefressen und den Gebietern Schätze von Juwelen und Gold eingetragen, — ein prächtiger Nachtrag zu den abentheuerlichen ergötzlichen Reisen des wackern Sindbad. Wie der Verfasser seine östlichen Quellen benutzt und excerpirt, kann man aus folgender Stelle (S. 249), die wir zugleich als Probe des Styls mittheilen, ersehen. „Der Geschichtschreiber Wassaf hebt als die vier Säulen des Ruhms der Zeit Abaka's, von welcher die feste und sichere Herrschaft der Ilchane in Persien datirt, vier in ihrem Fache ausgezeichnete Männer hervor als „die vier Großen unter ihren Zeitgenossen;“ der erste derselben, der größte Astronom und Philosoph seiner Zeit, Nasireddin von Tus, der Gründer der Sternwarte zu Meragha, der Verfasser der großen Metaphysik und Ethik, welcher an dem Hofe Hulagu's und Abaka's die Stelle des Ministers des Unterrichts vertrat und der bey Gelegenheit der Thronbesteigung Abaka's hundert seiner Schüler mit Geschenken des neuen Herrn bedräute (?). Der zweyte, der Wesir Schemseddin Dschuweini, der dritte der Tonkünstler Ssafijeddin Abdolmumin El Ormewi und der vierte der Schönschreiber Dschemaleddin Jakut. Von den beyden letztern genügt hier der Name, Schemseddin Muhammed Dschuweini tritt aber erst jetzt als Wesir an die Spitze der Reichsgeschäfte in seiner ganzen Größe auf. „Unter seiner Regierung,“ sagt Wassaf, „begehrten die Schafe von den Wölfen das mehrjährige Blutgeld, und das Repphuhn liebäugelte mit Falken und Habichten; durch ihn wurde der gute Name des Padischah auf den schwarzen und weißen Blättern der Tage und Nächte mit schöner Glückesschrift aufgezeichnet!“

Carl Fried. Neumann.

*) Als Gegendienst für diese gütige Nachweisung mache ich Herrn v. Hammer auf die Geschichte des Treibens der Mongolen in Armenien, wie sie Tschamtschean in der großen Geschichte Armeniens berichtet, aufmerksam, so wie auf die Auszüge, welche Klaproth unter folgendem Titel bekannt machte: Aperçu des entreprises des Mongols en Géorgie et en Arménie dans le 13ième siècle. Traduit de l'Arménien. Paris 1833. Es ist dieß ein Auszug aus dem Journal asiatique,

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Januar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Geschichte des Schweizerlandes von David Rüscheler. Erster Band. Hamburg, Verlag von F. Perthes. XXIV und 390 S. in 8. 1842.

Keines Landes Geschichte ist so vielfältig beschrieben worden, keines Landes Geschichte läßt sich aus so verschiedenartigen Standpunkten auffassen, wie die der Schweiz; nie ist es für einen Bewohner dieses Landes schwieriger gewesen, dieselbe zu schreiben, als gegenwärtig; nie, die erforderliche Ruhe zu objectiver Anschauung zu gewinnen, zur schwerer zu erfüllenden Forderung geworden, als, bey innerer Zerrissenheit und so manchen traurigen Erfahrungen heutzutage. Daher mag es kommen, daß in der durch Heeren und Uckert unternommenen europäischen Staatengeschichte die Schweiz bis dahin noch nicht bearbeitet worden ist, der Verleger aber diese Lücke einstweilen auszufüllen gesucht hat; wie denn in der Vorrede bemerkt wird, daß diese Geschichte dem Format und der innern Einrichtung nach mit jenem größern Werke in so weit in Uebereinstimmung gebracht worden sey, daß die Besitzer derselben ihrer, als eines passenden Surrogates sich zu bedienen im Falle wären. Die Hauptfrage bleibt daher: ob sich der Hr. Verleger an den rechten Mann gewendet habe? Was wir unserer Ueberzeugung gemäß schon deßwegen bejahen müssen, weil der Verfasser an die Anfänge der Geschichte sich stellt und jeweils dem Verlauf derselben ungetrübten Blickes durch das, was erst später hervortritt, nachgeht, den mannigfachen Gestaltungen, wie sie sich auseinander entwickeln, folgt.

Es liegt aber, wenn noch so indirect und von dem Schriftsteller noch so vermieden, in jedem Geschichtswerk eine Polemik; bey unrichtiger Auffassung gegen die wahren Grundsätze der Staatenbildung und der gesellschaftlichen Verhältnisse, bey getreuer Auffassung gegen die irrigen Lehren und Meinungen hierüber. Eine solche Polemik zieht sich auch durch das vorliegende Werk; aber nicht der Verfasser ist's, der eine solche gesucht hat, sondern die Thatsachen sind es, welche dieselbe an die Hand geben, diese, nicht er, nicht seine subjective Meinung, seine Worte, etwa eingeflochtene Reflexionen, die uns nur sparsam, dann aber sehr treffend begegnen, sind es, die flüchtiger oder zäher hervortretenden und in unserer Zeit mehr als je verbreiteten Irrthümern die Stirne bieten. Diese Geschichte tritt in Widerspruch zuerst gegen diejenigen, welche die ehevorigen schweizerischen freyen Städte und Länder zufälliger Aehnlichkeiten wegen mit den Republiken des Alterthums in Vergleichung bringen und den Vorfahren der jetzigen Schweizer alterthümliche Ideale substituiren wollten; sodann tritt sie in Widerspruch gegen diejenigen, welche von einer schweizerischen Nationalität faseln, indem sie nachweist, daß in der deutschen Schweiz, als deutschen Ursprungs, der deutsche Geist (in Einrichtungen, Rechtsverhältnissen und Gewohnheiten) während langer Zeit unvermischter sich erhalten habe, als in manchen andern deutschen Ländern; sie tritt ferner in Widerspruch gegen alle diejenigen, welche so gerne vorgeben (denn es ist nichts anderes, als ein in neuerer Zeit zu gewissen Zwecken ersonnenes, nacktes Vorgeben), mit Ausnahme der selbstherrlichen Städte und Länder hät-

ten alle übrigen Bewohner des Schweizerlandes keine eigenthümlichen Rechte beseſſen, ſondern wären einer unbedingten Willkühr unterworfen geweſen; und endlich tritt ſie in Widerſpruch mit allen, welche an der Fiction eines Social-Contractes ſich erlaben, indem ſie eine Mannigfaltigkeit der Rechte und der Zuſtände bis in die älteſten Zeiten hinauf nachweist, womit gegen jenes Hirngeſpinnſt die kräftigſte Proteſtation eingelegt wird.

Zwey Eigenſchaften (deren Abweſenheit, zumal der letztern, der Wahnwitz einer markloſen Nüchternheit für den Geſchichtſchreiber als weſentliche Zierden, ja als unerläßliche Bedingungen poſtuliren wollte) treten bey Hrn. Nüſcheler alsbald hervor: die Achtung vor dem Recht und allem, was auf dasſelbe ſich gründet; ſodann Religioſität, und zwar nicht eine im Unbeſtimmten verſchwimmende Religioſität, die nöthigen Falls jeder Form ſich anſchließen könnte, ſondern eine entſchieden chriſtliche, ſelbſt eine ſo poſitive, daß eingeſchrumpfte Confeſſionsjäger ihm ſogar ſeine Urtheile verübeln könnten, wobey wir nur ſagen dürfen, daß der Hr. Verf. auch hierin die Geſchichte, und nicht den zwingliſchen Katechismus zu Rath gezogen habe.

Man könnte ſagen, der vorliegende erſte Band bis zum ewigen Bund der drey Waldſtätte Uri, Schwyz und Unterwalden gehend, (nicht volle vier Wochen nach der Schlacht am Morgarten geſchloſſen) behandle gewiſſermaſſen die Vorgeſchichte der Schweiz. Er zerfällt, den über dieſen Landſtrich jeweils vorherrſchenden Elementen gemäß, — in die celtiſche, römiſche und deutſche (der Verf. hat dieſe Art zu ſchreiben gewählt) Zeit. Die folgenden Zeitabſchnitte werden die Ueberſchriften: die Schweizeriſche und die Neue Zeit erhalten; jene, weil das ſtaatsrechtliche Beſtehen eines Landes, welches allmählig den Namen Schweiz gewinnt, und einer Form desſelben, die ſich Eidgenoſſenſchaft nennt, erſt mit der Schlacht am Morgarten zu keimen beginnt; dieſe, weil mit der Revolution von 1798 die alte ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft untergegangen, das Land zwar mit ſeiner Benennung geblieben, jenes ſtaatsrechtliche Leben aber ein ganz anderes geworden iſt, wiewohl hier beſonders ſich wahrnehmen läßt, was S. 3. geſagt iſt: „daß

öfters die Wirkungen der alten Zeit noch lange fortdauern, während die Urſachen der neuen Zeit ſchon tiefe Wurzeln geſchlagen haben.“

Die Scythen der Griechen ſchieden ſich in Sarmaten und Celten, dieſe in Germanen und Gallier, zu denen wahrſcheinlich die Helvetier, die jedoch nur in einzelnen Theilen der jetzigen Schweiz wohnten, gehörten. Divico und Orgetorix ſind die einzigen aus dieſem langen Zeitraume auftauchenden Namen; die Schlacht von Bibracte war der Anfang der römiſchen Zeit. Wie wir S. 10, wo der ſtaatlichen Einrichtung der Gallier gedacht iſt, die richtige Bemerkung finden, daß dem Alterthume das, was man heutzutage Volksſouverainetät heißt, völlig unbekannt geweſen ſey, ſo ſpricht S. 34 wieder nicht der Verfaſſer, ſondern die Geſchichte, daß die Römer ihr Reich zwar nach einem großen umfaſſenden Plane regiert haben, „ohne eine (der Neigung und den Bedürfniſſen der Menſchen und Völker widerſtrebende) unbedingte Gleichförmigkeit durchführen zu wollen.“ Das Wichtigſte und Folgenreichſte aus der Römerzeit iſt die Einführung des Chriſtenthums, welche S. 48 — 53 ernſt, treu, warm erzählt wird, alſo, daß vor denjenigen, welche bey jedem Bericht von ungewöhnlichen Vorgängen aus jener Zeit einer neuen Weltgeſtaltung in Zweifelſucht zurückfahren, der Verfaſſer für ſeine in die Geſchichte aufgenommene thebaiſche Legion ſchwerlich Gnade finden wird. Ob den Einfällen, Zügen und Kämpfen der verſchiedenen nordiſchen Völker gegen das römiſche Reich, von Kaiſer Conſtantins Zeiten an, nicht ein zum eigentlichen Gegenſtand und Umfang dieſer Geſchichte in etwelchem Mißverhältniß ſtehender Raum ſey gegönnt worden, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Als Reſultat ergiebt ſich, daß im nordöſtlichen Helvetien die Alemannen, im ſüdweſtlichen die Burgundionen ſich niederließen, Arbor felix, Arbon am Bodenſee, wahrſcheinlich der letzte Platz war, der durch die vereinten Alemannen und Hunnen (auf ihrem Zuge nach Gallien) den Römern entriſſen wurde.

Nun beginnt die deutſche Zeit in drey Abtheilungen, von Begründung des erſten (456) bis zum Beginn des letzten burgundiſchen Reichs (888), von da bis zu deſſen Ende (1032), und von hier

bis zum Ewigen Bund. Zwar dauerte jenes erste burgundische Reich unter eigenen Fürsten keine achtzig Jahre, da deren letzter, Godomar, durch die fränkischen Könige Childebert und Clotar vertrieben wurde. Hier aber erscheint, was durch mehr als tausend Jahre charakteristisches Merkmal germanischer Einrichtung und Herrschaft im Gegensatz gegen das heidnische Alterthum und die neuere Zeit im vielfachen Wechsel der Völkergeschicke so oft vorkommt, zum erstenmal: das eigene Königshaus der Burgunder verschwand, das Volk blieb. Es wurde durch einen Vertrag festgesetzt, daß zwar die Könige der Franken auch Könige von Burgundien seyn und heißen sollen, daß man ihnen die gleichen Dienste leisten werde, wie bisher den Fürsten des Hauses Gundiochs, daß sie aber die Ordnungen und Rechte des Volkes und des Eigenthums jedes Einzelnen verwahrt haben. So waren nach der Schlacht bey Zülpich auch die Alemannen unter fränkische Herrschaft gekommen, hatten aber doch ihre eigenen Herzoge, ihr besonderes Gesetzbuch, ihre nationale Eigenthümlichkeit beybehalten, was selbst nach Besiegung des letzten dieser Herzoge, Lantfried des Jüngern, und der Verwaltung des Landes durch Kammerboten keiner Veränderung unterlag. Aus diesem viel verschlungenen Geflechte von Kriegen, Auflehnungen und Einbrüchen, treten die mancherley kirchlichen Stiftungen, die Züge innerer Einrichtungen, die Bestrebungen auf wissenschaftlichem Boden als freundliche Bilder hervor. Von Carl dem Großen aber und seiner Krönung zum römischen Kaiser urtheilt der Verfasser S. 131: „Was dem römischen Kaiser aus deutschem Stamme einen tiefern Halt gab, war, daß sein Thron auf die Kirche sich gründete; daß er gleichsam als weltliches Oberhaupt, als von Gott berufener Beschützer der abendländischen Christenheit sich betrachten konnte.“

Es war Graf Rudolph, der nach Carls des Dicken Tod im Jahre 888 von der Stelle eines Statthalters zu der Würde eines selbstständigen Königs über das transjuranische Burgundien sich aufschwang. Im Anfang des folgenden Jahrhunderts wurde auch das alemannische Herzogthum, jedoch als königliches Lehen, hergestellt; die Ernennung geschah zwar wohl principum (des alemannischen Adels) assensu, d. h. unter deren Anerkennung, nicht aber durch deren Wahl. Haupterscheinungen in dieser Zeit sind die Einfälle der Saracenen und Magyaren, welche im heutigen Canton St. Gallen sich berührten, indem jene St. Gallen verbrannten, diese etwas später, ganz nahe dieser Stadt, die Bäreneck inne hatten. Eine merkwürdige Personalität dieser Zeit tritt in der Herzogin Hedwig von Schwaben auf; das höhere Leben aber manifestirte sich theils in den bereits vorhandenen, theils in neu begründeten geistlichen Stiftungen, denen (wie billig) größere, zugleich aber diejenige Aufmerksamkeit gewidmet ist, die sie bey einem für alles Edle, Schöne und dem menschlichen Geschlecht (in höherem Sinn als Eisenbahnen und Bankgeschäfte) wohlthuenden empfänglichen Gemüthe unfehlbar hervorrufen müssen. Ueberhaupt kann dem Leser nicht entgehen, daß die feine Beobachtungsgabe des Verfassers den zerstreuten Notizen aus diesen fernen Zeiten manche Bemerkung abgewonnen habe, die zwar bey den gegenwärtig landläufigen Meinungen Anerkennung vielleicht nicht finden, von jedem aber, der durch dieselben sich nicht hat unterjochen lassen, desto höher angeschlagen werden wird.

Rudolph IV., der letzte König der transjuranischen Burgunder, sandte bey herannahendem Ende Krone und Scepter Kaiser Conrad II., seinem Großneffen von dessen Gemahlin her. Durch die Kaiserin Agnes, Heinrichs III. Wittwe, ward deren Tochtermann, Herzog Rudolph von Rheinfelden, Herzog von Alemannien und Verwalter des transjuranischen Burgunds, mithin Herr beynahe der ganzen jetzigen Schweiz. Gegen das Urtheil, welches der Verf. S. 201 ff. über Gregors VII. Bestrebungen fällt, müßte die Orthodoxie des politischen und kirchlichen Radicalismus unfehlbar ein unerbittliches Anathema schleudern, wenn er gleich (S. 211) die nachtheiligen Folgen desselben (die aber nicht jenem, sondern den menschlichen Leidenschaften zuzuschreiben sind) nicht unberührt läßt. Auch mit seinem Glauben an die Wunder des heil. Bernhards, von denen selbst Raumer bekennt, „daß er diese Menge nach Tag und Ort (und Wesenheit der Wirkung) genau verzeichneten Thatsachen nicht

schlechthin und ohne alle Ausnahme als vorsätzlich erfundene Lügen verwerfen möchte," dürfte der Verfasser vor manchen schlecht bestehen. Besondere Aufmerksamkeit (mit Recht, weil sie für manche künftige Gestaltungen den ersten Anstoß gaben, zu manchen die Keime legten) wird den beyden letzten Zähringern, als Rectoren von Transjuranien, gewidmet, deren Städtestiftungen durch die Absicht erklärt werden, sich widerstandsfähige Waffenplätze gegen die romanischen Burgunder zu verschaffen. Das Jahr, in welchem die Zähringer erloschen, gewinnt größere welthistorische Bedeutung durch die Geburt Rudolphs von Habsburg, in welche Zeit auch die Stiftung des Dominikaner und des Franziskanerordens fällt (über welche S. 262 ff.). S. 267 ff. wird von den Verbindungen der Städte und von Stiftung der Zünfte gründlich, weil dem Sachverhalt angemessen, gesprochen, nur halten wir dafür, was der Verf. jedoch nicht entschieden ausspricht, daß der alleranfängliche Keim der letztern eher in einer kirchlichen, d. h. religiösen, Ursache zu suchen, der gewerbliche erst nur die äußere Hülle gewesen sey, wiewohl beyde alsbald sich durchdrangen. Rudolph von Habsburg wird von der Mitte des 13. Jahrhunderts an der Kern, um welchen die ganze damalige Geschichte der jetzigen Schweiz sich anschließt.

(Schluß folgt.)

Del vario grado d'importanza degli stati odierni. Opera di Cristoforo Negri, dottore in legge.

(Schluß.)

„Es bewaffnete sich Spanien mit Hülfe des amerikanischen Goldes und kämpfte; es bewaffnete sich England mit Hülfe des Erlöses verkaufter Klostergüter und — siegte. Das spanische Heer war immer zahlreich, um die unruhige Bevölkerung so vieler Länder im Zaume zu halten; die Anzahl der Festungen war unermeßlich. Sie kosteten ungeheure Summen und doch war das Heer und die Anzahl der Festungen für

das Verhältniß der Gefahr im Innern und gegen Außen nur gering. Die Auswanderung war ungeheuer an Zahl und Nachtheil, der Cölibat überaus häufig, die Verbindung der Provinzen schon durch die Natur erschwert, durch die Provincialmauten noch schwieriger, durch die verschiedenen Gesetzgebungen geradezu abgeschnitten. Die Administration erstreckte sich über die halbe Welt; von Carl V. aber bis Philipp V. besuchte kein König mehr die Provinzen. Und trotz allem diesen erhielt sich Spanien bewunderungswürdig groß und sank erst, als mit dem Aussterben der Dynastie die Provinzen sich für die Kronbewerber parteyten. Und selbst nach dem Verluste seines Ansehens, seiner Marine und seiner Macht erhielt es die mit so vieler Kunst an das Mutterland geketteten Provinzen — selbst als ihre Bevölkerung die des Mutterlandes überstiegen hatte — und verlor es dieselben erst bey der französischen Invasion, als seine Fürsten sich selbst aufgegeben hatten."

Wir bedauern, des Raumes wegen nicht auch die Beschreibung des Zustandes der Lombardey, deren Flor unter dem milden Scepter Oesterreichs der Verfasser als Augenzeuge darzustellen vermag, und zu dessen noch größerer Hebung er einige Vorschläge macht, unseren Lesern mittheilen zu können. Um so mehr verweisen wir sie aber auf die Lectüre dieses Werkes selbst, welches in Bezug auf die romanischen Völker insbesondere gar manches Vorurtheil berichtigen, gar manche neue Thatsache mittheilen dürfte. Zugleich gewährt es uns ein besonderes Vergnügen, daß die gelehrten Anzeigen unseres Wissens in Deutschland zuerst von einem Werke Kunde gaben, welches als eine erfreuliche literarische Erscheinung überhaupt, für Italien aber als die fröhliche Rückkehr zu jenen politischen Studien begrüßt werden muß, durch welche die Italiener in früherer Zeit die Wissenschaft mit einem neuen Zweige bereicherten, und in welchem sie bereits so viel Ausgezeichnetes geliefert haben.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Januar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Zur politischen Geschichte Deutschlands. Von. Dr. Karl Hagen, Privatdocent der Geschichte in Heidelberg. Stuttgart. Verlag der Franckhschen Buchhandlung. 1842. 339.

Hr. Dr. K. Hagen, der gelehrten Welt schon durch eine Schrift: Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformations-Zeitalter, Erlangen 1841, rühmlich bekannt, die von dem großen wissenschaftlichen Aufschwung vor der Glaubensspaltung merkwürdige Kunde giebt, hat in dem vorliegenden Buche eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, welche er seit dem Jahre 1838 verfaßte und anonym in Zeitschriften bekannt gemacht. Deutschland unter Heinrich III. und Heinrich IV., Gregor von Heimburg, Ulrich von Hutten in politischer Beziehung, politische Flugschriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert folgen als interessante Genrebilder aufeinander. Ref. überläßt es den Lesern, die letztern nach eigenem Gutdünken zu durchgehen und behält sich zum Behufe der, in diesen Blättern demnächst stattfindenden Besprechung von Gervais' politischer Geschichte Deutschlands, Bowdens history of the life and pontificate of Gregory VII. etc., vor, den ersten Aufsatz über Deutschland unter Heinrich III. und IV. etwas genauer zu erörtern. Der Verf. beginnt mit der Zeit nach dem Aussterben der Carolinger, und schildert die Lage Conrads I., Heinrichs I., die Bemühungen des ersten, „die nationalen Bestrebungen der einzelnen Völker zu besiegen," die Hebung der königlichen Gewalt durch den zweyten und wie Heinrich „den Ruhm und die politische Bedeutung der deutschen Nation gründete." Daß er bereits den Gedanken faßte, nach Rom zu gehen, „wohl um dort als der mächtigste Fürst des ganzen Abendlandes (Europae regum maximus) die kaiserliche Krone zu empfangen," hat erst unlängst wieder Phillips in den Denkschriften der k. b. Akademie (H. C. III. 2. S. 122) hervorgehoben.

In wie fern dieses neue Moment, das unter Otto I. hinzutrat, dem Königthum leichteren Sieg verlieh, hat jedoch der Verf. nicht berührt; er zeigt, wie die Nachfolger Heinrich's I. auf den Gedanken geriethen, die Herzogthümer mit Gliedern aus der königlichen Familie zu besetzen und welche Wirkungen diese Handlungsweise hatte; dann beschreibt er die Reaction unter Heinrich II. Faßt man diesen nur von Seite seiner Kämpfe mit den nationalen Tendenzen auf, denen er bis zu dem Punkte nachgab, daß ihm „an der Erhaltung der deutschen Einheit nicht gar viel gelegen" zu seyn schien, dann freylich mag man sich zu dem Urtheil berechtigt fühlen, Heinrich „sey nicht der Mann gewesen," das fortzusetzen, was die Ottonen begonnen hatten. Ganz anders aber, und als würdiger Nachfolger Otto's III. erscheint Heinrich, wenn man ihn den Pflichten gegenüber betrachtet, die er als Kaiser auf sich genommen und gerade, was der Verfasser als eine Handlung von geringer Bedeutung aufgefaßt zu haben scheint, die Gründung des Bisthums Bamberg, hat sich im Lauf der deutschen Geschichte als ein Act von solcher Wichtigkeit erwiesen, daß, wenn wir dieselbe aus unsern Annalen hinwegnehmen, wir auch einen guten Theil unserer Bildung

und unseres Ruhmes im Auslande abziehen müssen. Man darf es glauben, es ist ein Unterschied dabey, wenn man heutigen Tages einen Landesbischof von Pommern ernennt oder wenn im eilften Jahrhunderte ein Bisthum mit Länderbesitz, Vorrechten, Jurisdictionen, Seminarien und Schulen gleich Bamberg gegründet wird, von dem aus die Bekehrung einer ganzen deutschen Provinz (Pommerns) ausgieng.

Durch eine Auseinandersetzung der Stellung der verschiedenen Stände zu einander, der Herzoge, Grafen, Ritter, die „alle die alte Volksverfassung und Volksfreyheit untergruben," wird der Uebergang zur „Wiederaufnahme der königlichen Macht unter Conrad II. vermittelt." Wir können jedoch, ehe wir auf das zweyte Capitel, den Höhepunkt der königlichen Macht unter Heinrich III., übergehen, eine Bemerkung nicht unterdrücken, welche sich auf die Behandlungsweise des Verfassers bezieht. Hr. Dr. Hagen hat sich, wenn wir uns nicht täuschen, die Vorzüge wie die Nachtheile des Ranke'schen Styles auffallend zu eigen gemacht. Indem er wie sein Original, das ihm, vielleicht nur unbewußt, vor der Seele schwebte, die geheimen Beweggründe der Handlungen aufsuchte, geschieht es auch ihm manchmal, das als einen lange vorgefaßten Plan, als eine besondere Aufgabe, die sich der Einzelne gestellt, zu erblicken, was nur durch ein ganz eigenthümliches, außer aller Berechnung liegendes Zusammentreffen besonders günstiger Umstände statt finden konnte. Es findet dieses seine Anwendung besonders in der Geschichte Heinrich's III., den der Verf. wie billig mit besonderer Liebe schildert. Gerade die Darstellung jener Handlungen, welche diesem Kaiser ein besonderes Ansehen verliehen, müssen wir jedoch dem Verf. als unrichtig bestreiten. Nicht Heinrich setzte 1046 zu Sutri die drey Päpste ab, noch ist wahr, was sonst der Verf. S. 28 an diese Behauptung reiht; es ist unrichtig, daß „die (deutschen) Päpste unter seiner Autorität die längst ersehnte Kirchenverbesserung betreiben mußten:" und wenn zugegeben werden kann, daß der Kaiser es war, von dem alle die Verbesserungen (in der Kirche) ausgiengen — in so ferne nämlich er die Hindernisse beseitigt hatte, welche dem römischen Stuhle den natürlichen Wirkungskreis bis dahin entzogen hatten, — so ist es andererseits doch gänzlich irrig, daß der Papst in dem allgemeinen Sinne unter dem Kaiser gestanden, wie etwa die deutschen Bischöfe. Eine genaue Betrachtung der Verhältnisse jener Zeit lehrt, wie Ref. nachgewiesen zu haben glaubt, daß bey der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Reform die Päpste — vor Allen Leo IX., nicht mit einer Ausscheidung von dem, was ihnen und was dem Kaiser gehörte, anfangen konnten und daß sie, um die Hauptaufgabe zu erfüllen, mit Recht so lange Alles erduldeten, als es nur immer mit den Pflichten ihres Amtes vereinbar war. Wenn sich Heinrich der Lösung der Aufgabe unterzog (S. 20), „das königliche Ansehen, sollte es auch für die Dauer bestehen, nicht der Persönlichkeit des Kaisers allein zu überlassen" — so geht aus der Darstellung des Verf. (und zwar ist es unklar, ob mit seinem Willen oder gegen denselben) hervor, daß die ungewöhnliche Größe seiner Macht gerade auf seinen persönlichen Eigenschaften beruhte, und es ist eine willkührliche Deutelung der von ihm angeführten Stelle Hermanns (ad a. 1053), zu welcher sich aus Heinrichs Verhältniß zu den Päpsten manche Parallelstelle finden ließe, wenn derselben ohne Rücksicht auf die darin liegende Wahrheit eine Geltung nur als Ansicht der höhern Stände beygelegt wird. Ein so großes Unglück für Heinrich's Familie und das Reich sein früher Tod war, ein so großes Glück war derselbe doch für seinen eigenen Ruhm. Und wenn der Verf. S. 39 den Satz aufstellt, es sey vorauszusehen gewesen, daß Heinrich seine Pläne wohl hätte durchsetzen können, so glaubt Ref. auch für die entgegengesetzte Behauptung eine gewisse Geltung in Anspruch nehmen zu dürfen, daß gerade Heinrichs unter so eigenthümlichen Umständen eingetretener Tod, der das Scheitern dieses Planes herbeyführte, beweisen dürfte, wie wenig dieser letztere für Deutschland wirkliches Glück herbeygeführt hätte. Die Zeit war reif, daß eine weitere Entwicklung der königlichen Macht ohne die größten Nachtheile für die Entwicklung der Nation nicht mehr statt finden konnte, und es ist in der That zu bedauern, wenn sich auch Historiker des einfachen Grundsatzes entschlagen, daß nur die Ereignisse wahrhaften Werth

haben, welche das Glück der Massen, und nicht den Ruhm irgend eines Individuums befördern. Wer zumal in der Geschichte des großen Kirchenstreites klar sehen will, wird nicht sowohl die Geschicke einzelner Männer in's Auge fassen, als den Gewinn, welcher durch den Sieg des einen oder des andern die Völker erlangen konnten. Wer aber steht dafür, daß Heinrich III. bey längerem Leben nicht das erreicht haben würde, was Heinrich IV. aufs Geradewohl versuchte, und die letzten Hohenstaufen ohne die Opposition der Päpste erreicht haben würden? Ref. meint hiebey nicht die Erblichkeit des Thrones, diese existirte bereits nach altgermanischem Rechte, d. h. wenn auch nicht gerade direct vom Vater auf den Sohn, doch innerhalb der herrschenden Familie — sondern die Umkehrung aller Fundamentalordnung der damals bestehenden Verhältnisse: a seclarization (wie Bowden dieses so schön darstellt, life of Gregory VII., II. S. 375) or amalgamating in corporation (of the church) into the state, to the accomplishment of which the efforts of the German Henries — from the nature of their position — were directed; a mesure which, had it been carried into effect, must humanly speaking, have reduced that divine Institution, whose fortunes are inseparably connected with those of religion, to the condition of a mere component part of the system of the empire — a machine to be worked as the heathen religion had been, by the hands of the civil magistrate — an element not more reverenced or more durable than others, in the evervaried and heterogenous composition of the feudal constitution of Europe.

Die Zeit Heinrich's IV. betrachtet der Verf. nach einem zweyfachen Gesichtspunkte. Zuerst bespricht er den Kampf des Königthums mit der Aristokratie in den ersten Zeiten von Heinrich's IV. Regierung, dann im vierten Capitel den Umschwung zu Gunsten der Aristokratie. Die Methode des Verf. ist die, daß er zuerst lediglich die politischen Verhältnisse bespricht und erst als Heinrich auf dem Höhenpunkt seiner Macht anlangte, den kirchlichen Streit berührt, um an dem Sturze des Königs dessen Einfluß zu erweisen. In wie ferne diese Methode ausreicht, mögen die Leser beurtheilen, denen wir den Aufsatz über einige Gegensätze im Kampfe P. Gregor's VII. mit Heinrich IV., in das Gedächtniß zurückrufen. Jedoch ist Ref. weit entfernt, ihr einen bestimmten Werth abzusprechen, und der Verf. mag selbst aus demjenigen, was für und gegen ihn von uns gesagt wurde, abnehmen, daß wir der vorliegenden Abhandlung, als gänzlich aus Quellen geschöpft, keinen bloß vorübergehenden Werth beylegen. Sorgsam hat der Verf. die Stellen der Chronisten zusammengestellt, wo diese von Heinrich's Bemühungen, die Sachsen, die Franken, die Schwaben zu unterjochen, zeugen. Nicht minder, wie Heinrich in den Tagen des Uebermuthes that, was, als die Nemesis gegen ihn eintrat, der kirchlichen Parthey so sehr zum Vorwurfe gemacht wurde, daß er den Sohn (des Markgrafen Dedi 1069) gegen den Vater unter die Waffen rief; wie er Bayern an Welf I. vergabte, den die Nation verabscheute, weil er „eine der ersten Würden des Reichs auf eine so schamlose Weise an sich brachte."

Im vierten Capitel hätten wir eigentlich mit dem Verf. viel zu rechten. Wir treffen wieder den alten Gemeinplatz von dem Plane des Mönchs Hildebrand, mit welchem derselbe unter Heinrich III. nur nicht gewagt habe, offen hervorzutreten, und dergl. mehr.

Abgesehen von diesen Verhältnissen ist es interessant, den Gang der Dinge, wie der Verf. ihn zeichnet, zu verfolgen, den Sturz des Königs, seine Wiedererhebung nach erfolgter Demüthigung, die Veränderung, welche in Heinrich IV. vorgegangen war und die bewirkte, daß er nach der Aussöhnung in Canossa als ein anderer, der Verf. meint, als ein Wiedergeborner den alten Kampfplatz betrat.

(Schluß folgt.)

Geschichte des Schweizerlandes von David Rüscheler.

(Schluß.)

Nachdem der Person, dem Verhältniß Rudolphs zu dem jetzigen Lande Schweiz und den verschiedenen Zuständen desselben zur Zeit seines Waltens die erforderliche Aufmerksamkeit mit mancher eingeflochtenen, durch ihre Triftigkeit überraschenden Bemerkung gewidmet worden, heißt es S. 316 von ihm: „er starb, wie er gelebt, als Christ; ein Muster der Kraft, der Ergebung, der Frömmigkeit und der Tugend.“

Mit Rudolphs Tod bereitete sich alles zu der bald darauf erfolgten Stiftung der Eidgenossenschaft vor, und darum widmet der Verfasser seine Aufmerksamkeit vornämlich der Untersuchung der persönlichen Rechtsverhältnisse der Bewohner der drey Thäler, welche die Gründer derselben geworden sind. Das Hauptresultat dieser Untersuchung führt zu der Annahme einer Standverschiedenheit jener Bewohner, im Gegensatz zu der irrigen Voraussetzung, daß sie nur aus gleich freyen und gleich berechtigten Bürgern (nach heutzutägigem Begriff) bestanden hätten; wie wir überhaupt in den §§en, die von den innern Verhältnissen der verschiedenen schweizerischen Landestheile handeln, vielen trefflichen Ansichten und Bemerkungen begegnen, zu denen wir auch, nachdem S. 344 wieder von geistlichen Stiftungen zu sprechen ist, diejenigen über den Einfluß dieser Institutionen auf die gesellschaftlichen Verhältnisse im allgemeinen (S. 354) zählen dürfen. „Ueberhaupt, heißt es S. 356, würde man in jenen Zeiten ganz erfolglos nach einem, in weltlichen Dingen, die Menschen beherrschenden allgemeinen Systeme, nach allgemein verbindlichen abstracten Ideen (dem Götzen unserer Tage) forschen, welchen neben demjenigen, was ihnen durch besondere, positive Verträge oder Rechtsgebote befohlen war, sie sich unterworfen hätten u. s. w.“ — „In der gegenseitig rechtlichen Stellung der Individuen und der Corporationen lag der Unterschied zwischen damals und jetzt wohl darin, — daß damals die Menschen noch von keinen (in ihrer Anlage oft grundlosen) allgemeinen Theorien sich beherrschen ließen.“ —

Daß nachher Albrecht kaiserliche Rechte in diesen Thälern in habsburgische Rechte verwandeln wollte, dürfte wohl kaum bezweifelt werden, aber eben so wenig, daß das auf dem Grütli abgeschlossene Bündniß „weit eher Erhaltung der eigenen Rechte, als ein Emporsteigen auf Anderer Kosten beabsichtigt habe.“ — Es ist ein Beweis der Unpartheylichkeit des Verfassers, daß er Kaiser Albrecht, bey allem Bemühen zur Erweiterung seiner oberdeutschen Erblande, gegen allfällige Neigung, ihn als einen gewaltthätigen Fürsten zu bezeichnen, in Schutz nimmt. S. 365. Anm. werden einige wesentliche Momente für Tells historische Existenz (die übrigens nicht angefochten werden kann, wenn selbst gegen seinen Schuß noch weit mehr Einwendungen sich erheben ließen) beygebracht. Der Krieg des Herzogs von Oesterreich gegen die Waldstätte steht aber mit der damaligen Lage Deutschlands über der zwistigen Kaiserwahl in zu engem Zusammenhang, als daß er bloß unter dem Standpunkt einer Privatfehde betrachtet werden könnte. —

Dieser erste Band schließt mit dem am 9. Dez. 1315 erneuerten Bund vom 1. Aug. 1291 mit den Worten: „Es liegt wohl darin ein wesentlicher Grund, warum der Schweizerbund so lange sich erhalten hat, weil dessen Tendenz weit weniger dahin zielte, neue Rechte sich zu erwerben, als vielmehr die ererbten oder erworbenen Rechte mit Entschlossenheit zu bewahren.“ — In der Fortsetzung seines Werkes wird sich dem Verf. ohne Zweifel zu Berichtigung manches in neuerer Zeit absichtlich eingeschmuggelten Irrthums noch mehr Gelegenheit darbieten. Möge dieselbe nicht allzulange auf sich warten lassen.

Htr.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die malbergische glosse, ein rest altkeltischer sprache und rechtsauffaszung. Beytrag zu den deutschen rechtsaltertümern von Dr. Heinrich Leo. Erstes heft. Halle 1842. XII und 156 S. 8.

Der Verf., dessen Talent und Leichtigkeit ganz Neues in sich aufzunehmen nur mit der es wieder mitzutheilen verglichen werden kann, bewegt sich hier auf einem Boden, auf welchem ihm unter uns nur wenige werden folgen können. Was er als neuen Fund hinstellt und geltend zu machen sucht, gehörig zu würdigen, dazu ist vor allem eine gründliche, nicht erst aus Wörterbüchern zu erblätternde Kenntniß sowohl der jetzigen Reste der Keltensprache in den drey brittischen Reichen und in Frankreich als auch, und noch weit mehr, ihres ältern Bestandes, unerläßliche Bedingung. Daß eine solche Kenntniß selbst in England nichts weniger als häufig zu finden, möchte man schon aus dem Umstand schließen, daß noch im Jahre 1839 die Studierenden zu Glasgow das Parlament um Errichtung eines Lehrstuhles für gaelische Sprache an dieser Universität anzugehen hatten. Indessen ist in jenem Lande für derartige Studien immerhin Manches geleistet worden, was Liebhabern derselben auch in andern Ländern, so weit es durch todte, vorab englische, Schrift möglich ist, als Grundlage dienen kann, so daß auch unser Deutschland, ob auch wenige, doch immer einige Männer zählt, die sich als stimmberechtigtere an jene der Insel anschließen mögen.

Ref. gehört nicht zu denselben. Wenn er aber nichtsdestoweniger eben als Ref. auftritt, so geschieht es lediglich, weil er glaubt, daß unter den Lesern dieser Blätter einige seyn mögen, die einsweilen nicht ungern auch eine bloß berichtende Anzeige dieser an so mancher bisherigen Ansicht rüttelnden Erscheinung hinnehmen werden. Dazu kommt, daß sich Fragen über Keltisches mit so mancher, die in der ältesten Geschichte unsers nähern Vaterlandes über frühere keltische Bewohner desselben und ihr Verhältniß zu den nachmaligen deutschen vorkommt, nahe genug berühren, um schon deßhalb ein gewisses Interesse anzusprechen. Denn, wenn auch keltische Bemühungen wie z. B. die eines v. Pallhausen kein besonderes nachhaltiges Glück gemacht, ja fast eher, wie Nicolai's und Anderer keltische Etymologien von Oertlichkeitsnamen, ihr Princip in Mißkredit gebracht haben, so ist doch selbst den ausschließendsten Germanisten noch immer, wäre es auch nicht in der lebenden Sprache, doch in Benennungen von Bergen, Flüssen und Orten manches übrig geblieben, worüber sie sich die Berufung auf eine frühere nicht germanische Zunge vorbehalten mußten.

Wie in den ältesten lateinisch auf uns gekommenen Gesetzen der alten deutschen Völker, nämlich der Westgothen, Langobarden, Alamannen, Baiuwaren, Frisionen, Angeln, Sachsen, theils im Texte selbst theils in erläuternd eingefügten Glossen häufig Ausdrücke vorkommen, die offenbar deutschen Ursprungs sind, so finden sich in den ältesten Gesetzen der Franken, namentlich in der Lex salica ähnliche, welche, nach einem unter denselben vorkommenden

Worte, Malbergische Glossen genannt werden und bisher eine rechte Plage der Erklärer und Etymologen gewesen sind. Wachter, Schilter und Biener nahmen sie für eingeschobene Reste eines ältern in der eigenen Sprache des Volkes verfaßten Gesetzbuches, Daniel, Meusel und Canciani für Anfangsworte der auf solche Weise allegirten in jener Volkssprache erlassenen Verordnungen, Wendelin für bloße Namen von Orten, wo Gericht gehalten worden und die entsprechenden Sätze gleichsam als Präjudicien entstanden seyen. Wiarda endlich hielt sich überzeugt, daß durch diese Glossen das was der beystehende Text in lateinischer Sprache gegeben, in der der Franken ausgedrückt werde. Daß diese letztere eine germanische gewesen, hat man nicht in Zweifel gezogen. Aber, wie sehr sie auch von den übrigen abgewichen seyn mag, dennoch kann man alle Bemühungen Wiarda's, Grotefends, J. Grimms und Anderer, jene Glossen aus germanischem Stamme zu erklären, für wenig mehr als eben für Bemühungen gelten lassen.

Wohl nur dem Umstand, daß es abenteuerlich geschienen hätte, in Gesetzen, die doch für ein deutsches Volk bestimmt waren, etwas von allem Deutsch so entfernt liegendes zu suchen, ist es zuzuschreiben, daß früher niemand *) auf den Gedanken gefallen ist oder wenigstens ihn öffentlich ausgesprochen hat, daß die malbergische Glosse einem keltischen Idiom angehören könne.

Dieß hat nun Prof. Leo gethan, zuerst in einem gedruckten Bogen, den er, wie aus dem vorliegenden Hefte zu vernehmen, einzelnen Freunden und Befreundeten privatim mitgetheilt, sodann in einem Aufsatz, der in M. Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum Jahrgang 1842 S. 297 enthalten ist.

In gegenwärtigem Hefte beginnt er das Nähere über seine Entdeckung auszuführen. Nach einigen sprachgeschichtlichen Erörterungen sucht er eine Beziehung des salischen Gesetzes, das man seinem Inhalte nach bis jetzt für rein deutsch gehalten, zu einem ältern keltischen Rechte, aus welchem es größtentheils geradezu entlehnt scheine, fest zu stellen. Hierauf ein Commentar über die Glosse selbst bis zu Tit. XI. Seite 38 — 39 von Laspeyre's trefflicher synoptischer Ausgabe. Entspricht (wir bezweifeln es kaum) die Theilnahme des Publikums den billigen Erwartungen des Verlegers, so soll in einem zweyten Hefte der Commentar über die Glosse vollendet, in einem dritten endlich sollen die Laute und Wörter und grammatischen Formen der Malbergischen Glosse mit den gaelischen und welschen zusammengestellt werden. Erst diese dritte Abtheilung werde die in dem Commentar gegebenen Erklärungen vollkommen sicher zu begründen vermögen; sie habe sich aber nicht voraufstellen lassen, weil sie vielfach tabellarische Vergleichung erfordere und deßhalb die Erklärung und das Verständniß der einzelnen Wörter voraussetze.

Diesem Prospect zufolge wird ein Urtheil über die Festigkeit des ganzen Baues, auch von Seite eines Sachverständigen, billig erst nach Einfügung des letzten Schlußsteines auszusprechen seyn. Um so mehr beschränken wir uns darauf den Inhalt der 6 §§., welche bis S. 72 dem Commentar als Einleitung vorangehen, mitzutheilen.

§. 1. Historische Andeutung, welche in dem Verhältniß der keltischen Sprachen zur griechischen und lateinischen liegt.

§. 2. Historische Andeutung, welche in dem Verhältniß der keltischen Sprachen zum deutschen liegt.

§. 3. Die Kelten an Donau und Rhein.

§. 4. Die Kelten der Niederlande in ihrem Verhältnisse zu den deutschen Stämmen.

§. 5. Verhältniß der gallischen Belgier zu den irländischen.

*) Ein englischer Keltist (R. Garnett), der in einer schriftlichen Mittheilung von 1838 aus einigen Ausdrücken des Indiculus superstitionum wie Nimidae, Yriae, die er sich aus dem Keltischen erklärt, den Schluß zog: „die Mischung dieser keltischen Benennungen mit germanischen wie Nodfyr u. dgl. scheint eine gemischte Bevölkerung Frankreichs und Flanderns zur Zeit des Liptinischen Concils (743) voraussetzen zu lassen," war nicht weit von diesem Gedanken.

Ein §. 6., den der Verf., ehe er zur Betrachtung der malb. Glosse selbst und dadurch zum vollständigen Beweise übergienge, daß wir in ihr Reste eines ehemals in Belgien gesprochenen gallischen Dialektes vor uns haben, über den Charakter der keltischen Thiernamen im Allgemeinen vorausschicken zu müssen geglaubt hat.

Man erkennt aus diesen Ueberschriften ohngefähr den Ideengang des Verf. Seine Gabe, Aehnlichkeiten, Anknüpfungspunkte zu finden, zeigt sich auch hier unerschöpflich in sinnreichen, besonders etymologischen Anwendungen. So werden (S. 16—19) die meisten germanischen Namen von Hausthieren, (S. 25) von Gegenständen der Schifffahrt, ferner gelegentlich die deutschen Ausdrücke Graf, Ding (Gericht), Erde, Gast, Ernst, Forst, Dorf, Vieh, die Namen des Brocken, des Harz, der Franken u. a. m. auf keltische Quelle zurückgeführt, ganz in der Weise, wie von Andern nicht bloß die allgemeinern europäischen Ausdrücke allodium, feudum, vassus, vasallus Hafen (portus), sondern auch speciellere wie Habicht, Sommer, eben dahin verwiesen worden.

S. 33 heißt es: „Die Darstellung der keltischen Einwanderung in Süddeutschland und Norditalien gibt Livius (V. 34) so, daß die Namen, welche er nennt, allein hinreichen, seine Erzählung als gallische Sage zu bewahrheiten.“ Von diesen Namen Bellovesus und Sigovesus (deren vesus das gaelische vais Diener) entspreche jener dem alten keltischen Gott des Sommers und des Krieges Beal, dieser dem des Winters und Friedens Sighe. Zu Ehren des einen werde noch jetzt bey den Iren der erste May durch das Beil-tine (Beal-Feuer, unserm Sonnenwendfeuer vergleichbar), zu denen des andern der erste November durch das Samhtheine (Friedensfeuer) gefeyert. Uebrigens wird bemerkt, daß Sighe jetzt ein Appellativum für mythische Wesen sey, die wir Elben oder Elfen nennen, wobey Gelegenheit ist, auch unsern Bilwitz aus dem Keltischen zu deuten. Nicht vergessen ist über Beal J. Grimm's Bemerkung, daß auch am Rhein früher der zweyte May Pfultag, oder

Pulletag geheißen habe. So würde am Ende der neu entdeckte deutsche Phol dem syrischen *) Belus die Hand reichen.

Der auf solche Weise für Vermuthungen aller Art geöffnete Spielraum ist groß genug. Während auf der einen Seite Berührungen mit dem semitischen Sprachstamme nicht abgelehnt werden, sucht und findet man Keltisches in allen europäischen Idiomen, und nicht das wenigste in dem skandinavischen. Der Verf. ist geneigt, insonderheit solche Wörter dieser Sprachen, zu welchen in denselben keine Grund- oder Seiten-Elemente mehr aufzufinden, wenn sich in einem keltischen Dialekt entsprechende Ausdrücke, denen noch dergleichen Elemente zur Seite stehen, darbieten, eben dem keltischen Stamme zuzuweisen, dem er am Po und Rhein, wie an der Donau und Weichsel begegnet, und dem er diese Wörter von den nachrückenden siegerischen Bevölkerungen als für sie selbst verwaiste Wurzeln, als todte Hieroglyphen entlehnt werden läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur politischen Geschichte Deutschlands ꝛc.

(Schluß.)

Uebrigens konnte sich der Gegensatz Heinrich's zu der Kirche kaum schroffer gestalten, als jetzt, wo er an der Spitze von Kaufleuten (maxima pars ejus [exercitus] ex mercatoribus erat) seine Gegner bedrohte. Noch nie waren auf deutschem

*) Die Iren behaupten von phönicischen Seefahrern und Ansiedlern Götterdienst und Schreibekunst empfangen und beyde ihrerseits den Sachsen und Dänen mitgetheilt zu haben. Allerdings scheint die von den Engländern aufgegebene sogenannte angelsächsische Buchstabenform keine andere als die bis auf den heutigen Tag fortgebrauchte der Iren.

Boden materielle und geistige Interessen so unverholen mit einander im Kampf gelegen.

In einem besonderen Paragraphe stellt der Verf. die politischen Resultate des ganzen Kampfes zusammen: „Schwächung der königlichen, Befestigung der ständischen Macht.“ Man sieht: daß ohne den großen kirchlichen Streit Deutschland seine eigenthümliche Verfassung, seine große Gliederung und ständische Freyheit nicht hätte erlangen können. Die Kirche hatte, wenn auch nicht Alles gewonnen, was einzelne Päpste wollten, jedoch trotz aller Verfolgung eine entschieden freyere Haltung, und als dieselbe aufs neue gefährdet wurde, vernichtete der Abfall Heinrich's V., der wohl nur dadurch die Krone zu erlangen hoffte, „alle Früchte von Heinrich's Kämpfen und langwierigen Bemühungen.“ S. 115. Diese Empörung bildet nach dem Verf. den eigentlichen Wendepunkt der deutschen Verfassung. Damit sind wir aber auch auf einen Abschnitt gekommen, den wir aus der Geschichte eines andern Verfassers beleuchten wollen und es sey uns nur noch erlaubt, aus dem Schlusse der Abhandlung Einiges hervorzuheben.

„Deutschland,“ sagt der Verf. S. 126, „war auf dem Wege, eine Universalmonarchie zu werden. Die ungeheuere Ausdehnung des Reiches gegen Osten hin, gegen die slavischen Völker, gegen die Ungarn, gegen die nordischen Staaten, der Besitz Burgunds, Italiens, die Herrschaft über den Papst, sodann die Eifersucht, mit welcher die Kaiser, namentlich auch Heinrich III. über die Hoheit der deutschen Krone, den übrigen Königen gegenüber wachten — Alles dieß macht es unzweifelhaft. — — Mitten auf dem Wege nach jenem Ziele aber tritt unserem Volke eine nicht minder nach Universalität strebende Macht, das Papstthum, entgegen. Es drängt sich in unsere Nation hinein, weiß sich eines Theiles derselben zu bemächtigen, in die eigenen Plane zu verflechten, und bringt dadurch Gegensätze und Trennungen hervor. So in sich selbst beschäftigt, mußte Deutschland auf die universalmonarchischen Tendenzen verzichten; es mußte die großartige politische Bedeutung aufgeben, nach welcher es strebte, ja sogar die, welche es schon erlangt hatte. Doch es gewann dafür eine nicht minder große, eine geistige Bedeutung. — Deutschland war der Boden, auf welchem sich von nun an das geistige Leben der mittelalterlichen Menschheit entwickelte.“

Ein Punkt von nicht minderer Wichtigkeit scheint uns hiebey von dem Verfasser übersehen worden zu seyn. Das zweydeutige Glück, eine Universalmonarchie zu gründen, das Deutschland damals bevorstand, konnte nur um den Preis einer absoluten Monarchie im Innern erreicht werden. Dieser traten die Päpste entgegen, nicht der Ausbreitung des Reiches, so lange sich dieses auf den Fundamenten Carl's des Großen fortbewegte, die Erklärung des päpstl. Gesandten im J. 1077, Deuschland sey ein Wahlreich, hat alle freye Entwicklung, alle großen geistigen Kämpfe möglich gemacht, welche unserm Vaterlande eine „universalhistorische Bedeutung“ beylegten. Unstreitig hat der Verf. ein gewisses Recht, zu sagen, die der Zeit der Hohenstaufen beygelegte Blüthe des Kaiserthums sey nur „Schein gewesen, das Kaiserthum war längst untergraben und die Hohenstaufen trugen selbst noch zu seinem Versinken bey.“ In dem Augenblicke, als Deutschland sich in die kirchlichen Kämpfe einließ, begann für dasselbe eine neue Geschichte, die auch nicht mit der frühern verwechselt werden darf, da ganz andere Kräfte, eine völlig andere Entwicklung statt fand. Der alte carolingisch-deutsche Stamm begann in Zweige, Aeste, Blüthen, Blätter aufzuschießen. Das Todesjahr Heinrich's III., 1056, bezeichnet die Gränzlinie der alten Periode, des Höhepunktes des deutschen Reiches. Was nachher kömmt bis zur Glaubensspaltung, ist Alles nur Eine große Epoche; was von nun an in der Geschichte hervortritt, gehört Alles seines Ursprunges wegen nothwendig zusammen, und wenn es auch nicht so sehr den Charakter der Parteiung trägt, wie auf der anderen Seite der Alpen, so sind doch die bedeutendsten Momente der späteren Entwicklung, Städtewesen, die Bündnisse der Stände ꝛc. dem die innerste Lebenskraft aufbietenden Kampfe entstiegen.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die malbergische glosse, ein rest altkeltischer sprache und rechtsauffaszung.

(Fortsetzung.)

Damit und mit dem was S. 68 über die Durchsichtigkeit der sich selbst erklärenden keltischen Thiernamen, den unsrigen gegenüber, gesagt wird, so wie mit wenigstens unsern Begriffen von dem was in einer Sprache Leben und Bildsamkeit heißen mag, vermögen wir nicht völlig in Einklang zu bringen, daß im Keltischen nach S. 30 größtentheils einsylbige Substantive als Wurzeln erscheinen.

Der Verf. beruft sich S. 32 auf ein Urtheil Pott's, nach welchem die Grundlage des Keltischen völlig verschieden sey von der des Sanskrit und seiner europäischen Geschwister. Dagegen sagt Bopp von den bey seiner Durchforschung des celtischen Declinations- und Congregationssystems so wie der Pronominalstämme gewonnenen Resultaten, sie seyen von der Art, daß sie jedem Unbefangenen die Ueberzeugung aufdringen müssen, daß die Sprachen, die wir die celtischen nennen, nämlich die gaelischen Dialekte Irlands und des schottischen Hochlandes, so wie die kymrisch genannten Mundarten von Wallis, Kornwallis und der Niederbretagne zu dem Sanskrit in einem eben so engen Verwandtschaftsverhältniß stehen, als jedes andere Glied der großen auf mannigfaltige Weise individualisirten Sprachfamilie, die wir die indisch-europäische nennen, weil sie außer dem Sanskrit und seinen asiatischen Schwester- und Töchter-Sprachen, mit wenigen Ausnahmen alle Idiome des alten und neuen Europa umfaßt. Er glaubt gezeigt zu haben, daß da wo die celtischen Mundarten am meisten das Ansehen einer selbstständigen Originalität oder der Entlehnung aus fremden uns unbekannten Sprachgebieten an sich tragen, gerade die ächtesten und merkwürdigsten indisch-europäischen Familienzüge zu finden sind. Auf welcher Seite wird nun das Wahre liegen? Jedenfalls legen wir auf die von Bopp untersuchten organischen Momente ein viel größeres Gewicht als auf eine ob auch noch so große Anzahl einzelner Wörter, welche irgend Aehnlichkeit oder Gleichheit mit lateinischen, germanischen u. s. f. darbieten möchten. Ehe man diese eben für ursprünglicher keltisch als lateinisch, germanisch u. s. f. ansehen darf, müßte, dünkt uns, bey jedem, was nun unmöglich ist, nachgewiesen werden, daß es, schon vor Berührung sowohl der festländischen als der insularen Gallen mit den Römern oder Germanen, irgend einem keltischen Idiom angehört, den Nichtkelten aber gefehlt habe. Wenn nun die Gallen des Continents in wenigen Jahrhunderten ihr Idiom völlig gegen das lateinische aufgegeben haben, so werden die der Inseln, seyen sie auch zum Theil unbezwungen geblieben, schon durch den bloßen Verkehr genug lateinischer und vielleicht auch sächsischer, dänischer (scandinavischer) Elemente empfangen haben.

Dabey kann sogar das von den Iren so früh aufgenommene und ihrerseits weiter getragene Christenthum, das von jeher so wesentlich lateinisch aufgetreten ist, in Anschlag kommen. Selbst K. OConor, der Sammler der Scriptores rerum hibernicarum, der gewiß seinem Volke nicht leicht

etwas vergiebt, steht nicht an (Epist. nuncupat. CXXII.) eine ganze Reihe von Wörtern, die in den Gedichten, welche man dem Oisin (Ossian) beylegt, vorkommen und in den Wörterbüchern als gut gaelische cursiren, in Gegenhalt von Stücken der ältern Sprache, die in der Sammlung des im Jahre 1088 gestorbenen Abtes Tigernach aufbewahrt sind, für unächte und aus dem Lateinischen oder Germanischen entlehnte zu erklären.

Doch auf das Verhältniß der keltischen Idiome im Allgemeinen zu den übrigen europäischen und ob dieses oder jenes Wort erst aus dem einen in das andere gerathen sey, kommt es hier eigentlich wenig an, desto mehr aber wohl auf das, welches zwischen dem Keltischen jener Zeit, in welche die Malb. Glosse fallen kann, und demjenigen der jetzt noch lebenden Dialekte statt hat.

Diese stehen sich in zwey bedeutend verschiedenen Gestaltungen einander gegenüber, einerseits als Irisches und Hochschottisches, andrerseits als Welsches und Niederbretonisches, des seit hundert Jahren völlig erloschenen Cornischen (in Cornwall) nicht zu gedenken. Selbst ihre beyderseitigen Unterabtheilungen liegen so weit aus einander, daß sich z. B. sogar Hochschotten des Westens und Nordhochschotten kaum verstehen, eine wechselseitige Entfremdung, die noch vor vier Jahrhunderten zwischen den Iren und den von ihnen ausgegangenen Hochschotten, zu irgend einer Zeit zwischen den Britonen in England und ihrem Ableger in Frankreich, und noch weiter zurück zwischen Iren und Welschen selbst kaum statt gehabt haben wird.

Es giebt Grammatiken und Lexica der irischen, der gaelischen, der welschen, der bretonischen Sprache, damit aber trotz des Titels den das Bullet'sche führt, immer noch keines derjenigen, auf welche als die keltische so Großes gebaut werden will.

Von welschen und hochschottisch-gaelischen Handschriften nimmt man im allgemeinen an, daß sie jünger seyen als solche, die von Irländern herrühren. Wir möchten wissen, ob es unter den theils auf den Inseln, theils auf dem Festlande, dem das Evangelium vorzugsweise von Iren gebracht worden ist, noch vorhandenen durch Iren geschriebenen Codices irgend einen gebe, der, in irischer Sprache mehr als Namen und einzelne Sätze oder Glossen enthaltend, bedeutend über das eilfte Jahrhundert hinaufreicht. Wenigstens sagt Astle (Origin of writing), das älteste irische Manuskript, das er kenne, sey die Psalter Cashel genannte Geschichte des Bischofs Cormac aus der Schlußzeit des zehnten Jahrhunderts. Was etwa im eilften und den nächstfolgenden z. B. von Tigernach und den IV Meistern als aus frühern Schriftstellern genommen vorliegt, läßt zu bedenken übrig, ob es nicht mehr oder minder der eben gangbaren Sprache ihrer Zeit anbequemt sey.

Nur ein Sprachschatz gesammelt aus Quellen, die mindestens älter wären als das 11te Jahrhundert, würde uns zur Deutung von Sprachresten, die selber spätestens aus dem 8ten stammen, allenfalls zulässig dünken. Späterhin fahren die Dialekte, nicht bloß was ihren lexicalen Bestand, sondern auch was die Formen betrifft, immer weiter aus einander. Und nicht das wenigste haben dazu die Gelehrten oder doch die Schreibenden selbst beygetragen.

Ohne Zweifel ist das diesen Idiomen eigenthümliche Behauchen (Aspiriren) und allmähliche völlige Verhauchen von Consonanten eine Aussprach-Angewöhnung, die sich in Folge von was immer für Einflüssen erst in nicht allzufrüher Zeit festgesetzt hat. Die Schrift hat die für das Ohr veränderten oder ganz verlornen Laute in den Buchstaben derselben, indem sie diesen ein diacritisches Zeichen oder das nur den Hauch andeutende h beysetzte, für das Auge länger festgehalten. *) War dieß

*) Wenn gleich in der Divergenz der gesprochenen von der in der Schrift festgehaltenen Sprache unter den bekanntern europäischen Idiomen ein paar, und zwar gerade diejenigen, die mit den Kelten die nächste und längste Berührung gehabt, das französische und englische, weit genug gegangen sind, so bleiben sie in dieser leidigen Eigenheit doch noch ziemlich weit hinter den keltischen zurück (im Gaelischen wird z. B. gradh (Liebe) ausgesprochen grü, adhbhar (Sache) ühjwar; mhathair (Mutter) wähir). Daß indessen diese ohne weiters für jene die Vorbilder oder

ganz löblich, indem es einen sichern etymologischen Halt gewährte, so wurde dieser doch nach der Hand untergraben dadurch, daß man solche lautlose (quiescirte) Buchstaben aus rhythmischen und orthographischen Rücksichten auch da anbrachte, wohin sie durchaus nicht gehörten. So wurde es zu einer orthographischen Regel, zwischen zwey oder drey neben einander stehende Vocale, wenn sie zwey Sylben bilden sollten, solch einen Quiescenten (meist d oder g mit angehängtem Hauchzeichen) zu stellen. *) Nach einer andern ohne Zweifel ebenfalls aus dem Leben der Sprache genommenen Regel mußten zwey benachbarte Sylben in der Beschaffenheit ihrer Vocale, ob nämlich dieselben dünne, hohe d. i. i und e, oder breite, tiefe d. h. a, o, u wären, harmoniren. (Ein Gefühl für Euphonie, das auch dem im deutschen sogenannten Umlaut zu Grunde liegt, und in der ungarischen wie überhaupt in den tatarischen Sprachen noch vielseitiger wirkt). Diese auch die harte oder die weiche Aussprache der zwischenstehenden Consonanten bestimmende Correspondenz der Vocale wenigstens fürs Auge herzustellen, ist es Sitte geworden, ursprünglich breiten Vocalen, die zu dünnen der nächsten Sylbe stimmen sollten, noch einen dünnen und umgekehrt beyzugesellen.

Auf solche Weise hat z. B. der Plural gaill von dem guten, der alten Welt so wohl bekannten Namen Gall (Gallus, *Γάλλος*) nach der ersten Regel zu Gadhill, nach der zweyten vollends zu Gaidhill, Gaedhill, auch wohl Gaoidhill, wie jetzt die Iren sich nennen, werden müssen.

---

vielmehr die Verführer gewesen, getrauen wir uns so wenig zu behaupten, als daß im Hochländischdeutschen die Verwechselung von b und p, d und t, g und k, die Verwandlung der Laute k, p, t zu respective ch, pf, tz und sz, das Näseln der Vocale vor m und n, die Aussprache des s vor k, p, t wie sch u. dgl. von früherem Zusammenstoßen oder gar Zusammenwohnen mit Kelten etwa an der Donau und am obern Rhein herrühre und Zeugniß gebe.

*) Ohngefähr was in hochdeutscher Orthographie mit h in gehen, in der dialektischen mit d oder mit r in Thadädl, Nannerl geschieht.

Daß diese Form fürs Auge allmählich auch von den Gelehrten jenes Volkes selbst nicht mehr für bloß das, was sie eigentlich ist, gewonnen worden, beweiset der Gadelus, den man als Person in die irische angebliche Urgeschichte hinein gefabelt hat. So leitet OBrien, der diese Bemerkung macht, das irische Wort für Jahr bliadhain oder bliaghain in gerader Linie von Bel-ain (Beli scil. solis annulus, Sonnen-Ring oder Kreis) ab. Aus Bel-ain sey zuerst ble-ain, bli-ain, sofort nach obiger ersten Regel blidhain oder bligh-ain, endlich nach der zweyten bliadhain, bliaghain geworden.

Wie nöthig ist die größte Vor- und Umsicht auf so verführerischem Boden, wo man, um der Vocale zu geschweigen, auch bey dem Knochenbau der Wörter, den Consonanten oft nicht sicher ist, ob sie Wesen seyen oder nur Schein, wo man es mit Dialekten zu thun hat, die so weit aus einander streifen, daß der eine an der wichtigsten Stelle eines Wortes einen gutturalen oder palatalen Laut haben kann, wo der andere einen labialen hat, wo manchem der vielen einsylbigen Wörter mehrere sehr verschiedene Bedeutungen zustehen, wo sich also die lockendste Leichtigkeit bietet, nach Belieben da anzuknüpfen oder dort.

Dazu bedenke man noch das Schwanken und die Verschiedenheit der meisten als Malb. Glossen erscheinenden Wörter selbst, wie sie in den ältesten und besten Handschriften vorliegen. Abermals große Freyheit hinzuzuthun, weg zu nehmen, auszuwählen so lange, bis etwas einer gefaßten Ansicht entsprechendes herauskommt.

Betrachtet man die Lage des Landes, dem das salische Gesetz und die fraglichen Glossen angehören, und nimmt man diese wirklich als einen Rest keltischer Sprache, *) so sollte man den ihr ver-

---

*) Was freylich am allernächsten läge, wäre das Patois der Wallonen, nämlich in Hinsicht auf das, was in demselben nicht auch aus Französischem, respective Lateinischem und aus Deutschem zu erklären seyn sollte. Das gutturale ch z. B. in sich (six, sechs), dich (dix, zehn) ist ziemlich unfranzösisch und schwerlich noch altlateinisch.

wandteſten Dialekt unter denen, die über der See noch am Leben ſind, in demjenigen ſuchen, der ihr geographiſch am nächſten liegt, dem der alten nach Nord- und Süd-Wales gedrängten Britonen oder dem ſogenannten kymriſchen oder welſchen. Anders der Verf. Er findet ſich durch die Eigenheit der Sprache der Malb. Gloſſe zunächſt nicht auf den kymriſchen (welſchen) Sprachzweig, dem er gleichwohl die im eigentlichen Gallien vorkommenden alten Namen vindicirt, ſondern auf den gaeliſchen (gadheliſchen) in Irland und Hochſchottland verwieſen. Dieſe Annahme zu ſtützen, werden denn auch über den ethnographiſchen Zuſammenhang Irlands und Belgiens, deſſen Sprache ja überhaupt von jener des eigentlichen Galliens verſchieden geweſen, hiſtoriſche bis auf Ptolemäus zurückgehende Zeugniſſe aufgebracht, nach denen unter andern auch die germaniſchen Chauci ſich in die Gegend des heutigen Dublin verloren haben. Indeſſen möchten bloß partielle belgiſche Einwanderungen kaum hinreichen, die Verbreitung eines beſtimmten Dialekts über die ganze Inſel zu erklären.

Um doch einiges aus dem Commentar ſelbſt anzuführen, ſo findet der Verf. in dem Titel II., der „die Schweinesſorgen der fränkiſchen Gerichte“ enthält, nämlich de furtis porcorum handelt, nicht weniger als acht verſchiedene keltiſche Ausdrücke für Schwein: 1) chalt, chult, 2) diramni, 3) fith, 4) cristiao, 5) reodunia, 6) chuc, 7) baracho, 8) babane. Nr. 1) wird bezogen auf das jetzt obſolete gaeliſche coilleadh (Schwein), 2) auf das gaeliſche tir (Land, terra) und eine verlorne Wurzel rómh (graben), wornach es gleichſam Erdwühler beſage, 3) auf das gaeliſche fithean (Schwein), 4) auf das gaeliſche crios (ergrimmen, wildmachen) alſo gleichſam der Ergrimmte, 5) auf das Präfix ro (ſehr, überaus) und doinean (Sturm), alſo eine gewaltig einherſtürmende (sc. Sau), 6) auf das welſche im Gaeliſchen fehlende hwch (engl. hog), 7) auf das wieder nicht gaeliſche, ſondern welſche barawg (grimmig), 8) endlich auf das iriſche banabh, welſch banw (Ferkel). Nrn. 1. 3. 6. 8. ſind plauſibel genug, aber die faſt allzu „durchſichtigen“ und

poetiſchen 2. 4. 5. 7. ſind, zumal ſie eher auf Wildſchweine als auf zahme paſſen möchten, jedenfalls etwas bedenklich. Uebrigens erhält chalt, das hier unter Nr. 1. Schwein bedeutet, eine ziemlich abweichende Function im Commentar zum §. 13, den wir als Beyſpiel der Darſtellung hier einfügen wollen.

„Der §. 13 hat zu den Worten: Si quis viginti quinque porcos furaverit, ubi amplius in grege illo non fuerint, die Gloſſe sunesta (guelf. cod.), sunista (paris. c.), sonista (cod. paris. nr. 4403.), sonischalt tua zymis fit miha chunna (fuld. cod.). In dieſer Gloſſe ſind sunesta, sunista und sonischalt offenbar ſynonym. Son heißt gaeliſch: kräftig, ſtark; in Beziehung auf Menſchen: groß gewachſen; in Beziehung auf Acker und Gewächs: fruchtbar. Die Bedeutung: groß gewachſen hat auch das entſprechende welſche Wort honos; kräftig heißt welſch honw. Da nun im Gaeliſchen stuaidh eine Heerde, das entſprechende welſche Wort ystwy eine Schranke, eine Einſchränkung, einen Zaun, eine Zähmung bedeutet, ſo ſcheint sunesta, sonisti oder sunissti eine große, kräftige, fruchtbare, gedeihliche, ganze Heerde zu bezeichnen. Sonis chalt hat im zweyten Theile ein anderes Wort; es ſcheint mit dem gaeliſchen ceal die Fuge, die Verbindung (daher der Plural des Wortes ceile die Eheleute bedeutet) verwandt zu ſeyn. Im Welſchen ſetzt das Wort dießmal, nach öfter vorkommendem Lautwechſel in fald um, und dieß bedeutet eine Hürde, einen Zaun, der die Heerde zuſammenhält (engl. fold). Offenbar bedeutet Sonis chalt auch eine fruchtbare, gedeihliche, ganze Heerde.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich von Raumer. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Bd. V. 590 S. Bd. VI. 860 S.

Dritter Artikel.

Wenn die Leser dieser Blätter die beyden vorausgehenden Artikel mit Aufmerksamkeit verfolgten, so kann es ihnen nicht entgangen seyn, wie ferne von uns die Absicht lag, ein Sündenregister des Raumer'schen Werkes zu entwerfen, oder durch geflissentliche Herabsetzung seines wirklichen Verdienstes auf den Schultern des Verfassers zu einer Höhe hinanzuklimmen, die etwa für uns ein Gegenstand des Neides gewesen wäre. Im Gegensatze zu einer solchen Versuchung können wir vielmehr unsere Leser versichern, daß wir besonders bey Besprechung des vierten Bandes manche schöne Gelegenheit, die Blößen des angeführten Buches recht anschaulich zu machen, absichtlich vorüber gehen ließen, um unsern Lesern zu zeigen, wie uns kein anderer Eifer als der der Wahrheit und Wissenschaft hiebey geleitet habe. In diesem Gefühle können wir auch jene hämischen Insinuationen von uns weisen, welche in Betreff der beyden ersten Artikel die Berliner allg. Lit.-Zeitung in ihrem Blatte vom 17. Aug. Nr. 33 enthielt. *) Wir müssen uns nun einmal über das Unglück, einem gewissen literarischen Kreise zu mißfallen, zu trösten suchen. Es wird uns dieses jedoch nicht hindern, persönlichen Verunglimpfungen stets die Ruhe entgegen zu setzen, welche das Bewußtseyn ernsten Strebens dem Treiben der Parteyen gegenüber einflößt. Es ist eine traurige Sache, Thatsachen mit Schmähungen zu beantworten, oder wissenschaftlichen Werken Zwecke unterzulegen, deren Ersinnung höchstens zeigt, wessen etwa ihre Urheber in einer anderen Stellung fähig wären.

Auch die beyden letzten Bände der Geschichte der Hohenstaufen böten wunde Seiten genug dar, wenn es in unserm Plane läge, diese zu benützen. Es ließe sich hiebey auch ein ernstes Wort darüber sprechen, in wie ferne diese Forschungen nur Compilation oder selbstständig sind; allein wir enthalten uns dessen aus gleichem Grunde, wie früher, weil wir nur dem Leser auseinander setzen wollten, welche Zuverläßigkeit und Glaubwürdigkeit im Allgemeinen die Raumer'sche Geschichte der Hohenstaufen habe. Von Fehlern gänzlich frey zu seyn, wird wohl keiner der Historiker unserer Zeit für sich behaupten wollen. Die kindische Freude, kleine Verstösse unter großem Gepränge hervorzuheben, wollen wir den Recensenten anderer Blätter herzlich gerne gönnen; nachzuahmen ist so etwas so wenig, als die hochmüthigen Abfertigungen, welche deutsche Journale so oft Büchern zu Theil werden lassen, die ihnen unbeliebige Thatsachen enthalten.

Die beyden letzten Bände der Geschichte der Hohenstaufen sind von Vielen als Darstellung der Alterthümer des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts mehr als der Text selbst geschätzt worden. Es war bequem, die einzelnen Rubriken nachzuschlagen und, wenn das Gesagte auch nicht besonders tief gieng, so war doch etwas über dieß und jenes darin zu finden. Freylich sind zusammengestellte Excerpten weder des Namens einer Geschichte

*) S. die Schlußnote.

würdig, noch werden sie befriedigen können, wenn man mehr verlangt, als was sich von der Oberfläche abschöpfen läßt. Allein gerade in dieser Haltung bestand einst das wirkliche Verdienst dieses Buches. Es eröffnete den höheren Classen, welche an und für sich durch das Tiefe unangenehm berührt werden, einen interessanten Abschnitt der deutschen und allgemeinen Geschichte; der Leser freute sich, daß der Verfasser so menschlich fühle, wie man es gewöhnlich liebt. Es war in leichter, angenehmer Erzählung der rechte Ton getroffen und sorgfältig Alles vermieden, zu dessen richtigem Erfassen der Gebildete des neunzehnten Jahrhunderts, welcher, um mit Göthe zu reden, so gewaltig viel gelesen hat, einer besonderen Anstrengung seiner Seelenkräfte bedurft hätte, was bekanntlich nicht Jedermann liebt. Es war in den Hohenstaufen Alles so natürlich, so begreiflich, wie die alltäglichsten Dinge; an Rührung fehlte es hie und da auch nicht, und so konnte der Verfasser eines großen Beyfalls sicher seyn, er mochte jetzt einen König oder einen Papst, eine Mathilde oder Constanze spielen. Nur Schade, daß es hiebey nicht blieb und mit dem Fortschreiten der Wissenschaft in der Zwischenzeit von der ersten zur zweyten Ausgabe auch die Ansprüche der Leser des Raumer'schen Werkes stiegen. Darauf hätte, wie natürlich, vor Allem reflectirt werden müssen, und wir wollen, damit der Leser unparteyisch urtheile, deßhalb zuerst sehen, welche Veränderungen H. v. Raumer in den beyden letzten Bänden anbrachte, und sodann dieselben mit einem anderen Werke vergleichen, das einen ähnlichen Gegenstand behandelt. Da bey der Verwirrung des Geistes in Deutschland Thatsachen, wie wir sie aus gedruckten wie aus ungedruckten Quellen in den ersten zwey Artikeln der Raumer'schen Darstellung gegenüber stellten, von keinem Belange zu seyn scheinen, so möge der Leser dann selbst entnehmen, welche Behandlungsweise vorzuziehen sey, welche die meisten und ergiebigsten Aufschlüsse gewähre.

Der Verf. versichert, für den 5. und 6. Band der zweyten Auflage im Ganzen Plan und Anordnung beybehalten zu haben, weil er „beydes, nach wiederholter Prüfung, noch immer für zweckmäßig halte." „Dennoch, setzt er hinzu, sind sehr viele Zusätze und Verbesserungen (z. B. in den Abschnitten Ministerialen, Juden, Städte, Recht, Handel, Steuern u. s. w.) in möglichster Kürze angebracht worden." Der erste von diesen Abschitten V. S. 20 — 84 ist auch in der That ganz umgearbeitet; der Verf. konnte Fürth's fleißige Sammlung hiezu benutzen, gesteht jedoch, daß er dessen Ansichten nicht überall habe beytreten können. Dagegen ist nebst vielem Anderen die unwissenschaftliche Aufzählung der italienischen Städte nach alphabetischer Reihe geblieben. Offenbar würde eine Uebersicht entweder nach der Parteystellung, der Aehnlichkeit der Verfassung und deren Entwicklung für den Leser von größerem Vortheile gewesen seyn. Bey „Rom" erfahren wir, daß die Darstellung dieser Stadt „der zu früh verstorbene Dr. Papencordt aus seinen reichen Sammlungen über die Geschichte Rom's im Mittelalter entworfen" habe. Irren wir uns aber nicht, so ist hiebey von den für die römische Stadtgeschichte wichtigen Momenten des Friedensinstrumentes P. Gregor's IX. mit den Römern (in den Regesten dieses Papstes) und der interessanten Lebensgeschichte Boso del Gubbio's kein Gebrauch gemacht worden. Bey den deutschen Städten ist S. 316 auch Arles aufgezählt. Aus Warnkönig, den der Verfasser überhaupt stark benützte, ist S. 319 — 321 eine Darstellung der flandrischen Städte aufgenommen. Eben so geschieht der österreichischen Städte besonderer Erwähnung und dann noch der Städte Triest, Wels, Winterthur. Wir treffen Veränderungen auch bey den kurzen Andeutungen über die französischen Städte; jedoch die gleiche Kürze bey der Beschreibung des florentinischen Handels, wie in der ersten Auflage. Bey Venedig ist der Handelsvertrag mit Manfred S. 471 eine lobenswerthe Zugabe, wie nicht minder S. 483, was über den Sklavenhandel berichtet ist. Bey der Darstellung der Juden sind die in Spanien vergessen worden, welche in mehr als einer Beziehung wichtig geworden sind. Vielleicht haben die Juden in keinem Staate des Mittelalters so großen Antheil an politischen Ereignissen gehabt, als gerade in den Reichen der iberischen Halbinsel, welche sie (nach Gibbon) für ihre zweyte Heimath ansahen.

Viel größere Veränderungen, als der fünfte Band, hat der sechste erlitten, welcher bis zu der Anzahl von 860 Seiten anschwoll. Die Rubrik, Klagen über den römischen Hof, hat aus Carbonel, Freygedank, Reimar von Zweter eine Bereicherung bekommen. Bey der Aufzählung der Folgen der Kreuzzüge ist eine außer aller Verbindung stehende Note hinzugekommen: „Einerseits führte Freude und Leid auf den Pilgerungen die Menschen verschiedener Stände näher an einander, andererseits steigern sich seitdem die Ansprüche und Sonderungen des Geburtsadels.“ Bey der Beschreibung des Lebens und der Gebräuche in den Klöstern haben der sechste und siebente Abschnitt ihre Stelle vertauscht; bey der Darstellung des Karthäuser-Ordens ist S. 450 der Auszug aus den Schriften Guigo's († 1188) weggeblieben, S. 459 ein Paragraph über die Beguinen hinzugekommen. Ganz umgeändert ist der große Abschnitt über die Scholastik, theils nach einem im historischen Taschenbuche abgedruckten Aufsatze des Verfassers, theils nach der lehrreichen Beurtheilung in den hallischen Jahrbüchern 1840 Nov. S. 2199:

„Möchten Meister in ihren Fächern,“ sagt H. von Raumer S. 518, „wie Neander und H. Ritter, die damaligen Systeme bald nach ihrem vollen Umfange so darstellen und beurtheilen, wie es der jetzige Zustand der Wissenschaften erfordert. Der Verf. nachstehenden Aufsatzes (? dieß ist wohl nur aus Versehen stehen geblieben) ist sehr entfernt, sich ein so großes, weit über seine Kräfte hinausgehendes Ziel zu stecken. Als bloßer Liebhaber der Philosophie bezweckt er nur, anderen Liebhabern (welche zu dem mühsamen Erforschen der Quellen weder Zeit noch Lust haben) eine möglichst kurze und verständliche Uebersicht des Ansprechendsten aus jenem vernachläßigten Zeitraume und zugleich eine Gelegenheit und Veranlassung zu geben, die spätere Entwicklung der Philosophie mit jener früheren zu vergleichen.“

In der ersten Auflage wurden Anselm, Abälard, Aristoteles, Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Duns Scotus, Joh. Bonaventura, Raimund Lullus, Roger Bacon, besprochen; in der zweyten nach einem langen Vorworte (S. 517 — 536) Anselm von Canterbury, Hildebert von Lavardin, Abälard, Bernhard von Clairvaux, Hugo und Richard von St. Victor, Alanus von Ryssel, Albert, Wilhelm von Auvergne, Thomas und die übrigen. Nicht minder wesentliche Bereicherungen finden sich auch bey der Darstellung der französischen Heldengedichte (S. 624 — 629), der deutschen Dichtkunst (630 — 655), der Musik (664 ꝛc.), der Bildhauerey, wo der Verf. der Ansicht Kuglers, wie wir glauben, mit Recht, entgegen tritt, daß die Einwirkung der sächsischen Schule den italienischen Meister Nicola Pisano zu seiner Ausbildung förderte (S. 684), der Baukunst (S. 673), des Aberglaubens (741), endlich der Frauen S. 785, zu deren Schilderung der Verf. „eine Auswahl lobender und tadelnder Aeußerungen über die Weiber“ beyfügt.

Neben diesen vielen Veränderungen findet sich wieder vieles, das obwohl wenig lobenswerth, dennoch stehen blieb. Hievon nur Einiges. In dem Abschnitte über die Juden V. S. 344 berichtet der Verf.: „die Christen sahen in den Juden nur die Mörder des größten Propheten, stolze halsstarrige Verächter des Heilandes.“ Wie diese moderne Ansicht für das Mittelalter und überhaupt für christliche Auffassung paßt, ist unbegreiflich; den Christen aller Tage war und ist der Heiland nicht der größte Prophet, sondern Gott und Gottes Sohn. An einer andern Stelle spricht Hr. v. R. von einer mahomedanischen Kirche, von welcher er versichert, „daß sie gleich mahomedanischer Kunst, Wissenschaft ꝛc. in allen höheren und ächten Beziehungen, in allem Wesentlichen hinter dem Christlichen zurückbleibe.“ VI. S. 348. Es wird schwer seyn, Jemanden, der das Lächerliche eines solchen Ausdruckes nicht fühlt, dasselbe zu demonstriren und jedenfalls hat man kein Recht, Hrn. v. R. allein über solche Dinge Vorwürfe zu machen, da man in neueren Geschichtsbüchern, die sich ex officio mit derley Materien beschäftigen, noch ärgere Verstösse in ähnlicher Beziehung trifft. Die Aussichten auf eine gegenseitige Verständigung über die wichtigsten Beziehungen des Lebens machen sich freylich nach diesem von Tag zu Tag weniger erfreulich. Seit christliche Schriftsteller von mahomedanischer oder auch jüdischer Kirche sprechen, haben die Juden den Beruf erhalten, die Geschichte von Perioden zu schreiben, zu deren innerem Verständniß nur

eine tiefe Auffassung des Christenthums gelangen kann. Seitdem wird nicht bloß ruhig zugesehen, wie ein solches Menschenkind sich eines der wichtigsten Abschnitte der deutschen Geschichte bemächtigt und, da die Wissenschaft von keinem Unterschiede der Confessionen etwas wisse, so trefflich in die Geschichte hinein docirt, daß man sich nur über die Inspiration wundern muß, mit welcher der rüstige Streiter für die Sache des Lichts und der Aufklärung begabt zu seyn scheint. Ja er hat es auch bereits dahin gebracht, daß ohne weitere Prüfung seiner Urkunden ein Göttinger Recensent (1842 No. 206 S. 2062) sich auf seine Autorität stützte, um einen anerkannt tüchtigen Historiker zu widerlegen. Es bleibt jetzt nur noch übrig, daß sich die neuen Propheten auch der Geschichte des Mittelalters bemächtigten, und etwa das Leben eines Gregor's VII., K. Ludwig's IX. oder K. Heinrich des Heiligen zum Vorwurfe nähmen? Wer kann sagen, was Alles in der Zukunft dunklem Schooße ruht?

Sehr geistreich ist Raumer's Bemerkung V S. 420: „die zahlreichen Fasten beförderten die Fischerey und wirkten nachtheilig auf die Viehzucht.“ Ueber die Wahrheit dieses Satzes wird Niemand ein Bedenken haben, der einerseits die meist herrlichen Klosterschwaigen (nebst den großen, meist nun eingegangenen Fischteichen) z. B. in unserm Oberlande gesehen hat und sich erinnert, daß zu den Lacticinien, deren sich besonders die Ultramontanen als Fastenspeisen bedienen, wenigstens nicht Muränenmilch genommen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die malbergische glosse, ein rest altkeltischer sprache und rechtsauffaszung.

(Schluß).

Zum Schluße möge noch des vielbesprochenen, anderswo als herba pura gedeuteten chrene-cruda Erwähnung geschehen, das dem Verf., nach dem gaelischen cruinn, welsch crun, bretonisch cren (corona, Kreis), wovon cruinnich (versammeln), und dem ebenfalls gaelischen ruta (Heerde), welsch rhawter (eine Menge, die in Bewegung), nichts anderes ist als eine engverbundene aber munter sich bewegende (sc. Ziegen-) Heerde, — und des berufenen Titelwortes Malberg selbst, das zusammengesetzt sey aus den Wörtern Mal (Haufe, Versammlung) und beargnadh (Landessprache), also Sprache des Gerichtsumstandes, des zum Gericht versammelten Haufens bedeute und nichts zu thun habe mit deutschen Malbergen.

Der Verf. versichert wiederholt, daß es seinem Gefühle ein gewisses Opfer gekostet, die deutsche Sprache als eine Mischsprache, das Volksleben der salischen Franken als ein zum Theil undeutsches, wenigstens von keltischen Lebenselementen ganz durchzogenes darstellen zu müssen; aber sobald er das Wahre erkannt, habe er sich gleichwohl mit Geduld darein gefügt. Solchen Versicherungen gegenüber thut es uns doppelt leid, daß wir uns, wie wir eingangs gethan, außer Stande erklären müssen, die Ueberzeugungen des Verf. Schritt vor Schritt uns anzueignen. Blinde Zustimmung Unberufener würde ihm und seiner These so wenig frommen, als eine Reihe von Zweifeln und Bedenklichkeiten, herüber genommen aus einem Sprachgebiet, in welchem klarere, strengere, bindendere Normen endlich festgestellt sind, Schaden bringen können. Vielleicht erwirbt sich der Verf., dessen Wurf, wenn auch nicht alle Augen in gleicher Geltung zählen dürften, jedenfalls ein glücklicher zu nennen ist, durch die Bemühungen seinem Funde Anerkennung zu verschaffen, nebenbey auch das Verdienst, jenen Sprachen, die uns bisher, obgleich man sich oft und viel auf sie beruft, doch so wenig praktische Aufmerksamkeit abzugewinnen vermochten, eine größere Zahl gründlicher Forscher zuzuwenden. Was die Hülfsmittel dazu betrifft, werden wir freylich immer mehr oder weniger von brittischen Vorarbeiten abhängig seyn. Für Deutsche geschrieben kennen wir eine einzige, und zwar gaelische, Grammatik, die von Ahlwardt (der, im Vorbeygehen gesagt, irgendwo auch die in den Nibelungenliedern vorkommenden Namen auf gaelische zurückführt) in Vater's „Vergleichungstafeln ꝛc.“ Halle 1822.

J. A. Sch.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich v. Raumer.

(Fortsetzung.)

Noch hätten wir etwas über die Darstellung des Ablasses VI. S. 225, über die Verfolgung der Ketzer durch die Kirche VI. S. 330, über P. Innocenz IV. (VI. S. 229) und einige andere Punkte zu erwähnen, wir ziehen aber vor, unsere Leser in den Stand zu setzen, ein Gesammturtheil über die beyden Bände der Alterthümer des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts zu fällen, indem wir ihnen die kirchlichen Zustände zu Papst Innocenz III. Zeiten von Friedrich Hurter (der Geschichte dieses Papstes 3. und 4. Band) vorführen. Es kann zwar, da der 3. Band schon im Jahre 1838 erschienen ist, nur mehr der vierte Band zur Besprechung in den Gelehrten Anzeigen kommen, auch hat Hurter seinen Gegenstand nicht so weit ausgedehnt, als Raumer; er konnte ihn aber auch eben deßhalb mehr in seinem Centrum fassen, so daß die innere Einheit der verschiedenartigsten Lebensverhältnisse des Mittelalters, welche trotz aller Häufung von Citaten bey den Hohenstaufen doch nicht klar hervor tritt, in dem nicht weniger gelehrten Werke Hurters auf jeder Seite unwiderleglich dasteht. Einige wenige Vergleichungen werden hinreichen, die verschiedenartige Behandlungsweise darzulegen.

Auch v. Raumer bespricht ausführlich die Mönchsorden; erzählt, wann jeder gegründet worden, giebt Auszüge aus ihren Regeln, schildert ihre Verfassung, Ausbreitung und die Blüthe, zu der sie gelangten. Bey allem diesem gelangt man weder zu einer richtigen Einsicht des innern Lebens, noch des Grundes ihres Daseyns, noch des Charakteristischen, das jedes einzelne in sich trug. In Ausführung dieser Momente zeigt sich aber Hurter als Meister. Auch er verschweigt nicht, was für und wider dieses oder jenes Institut des Mittelalters gesagt wurde. Allein während Raumer gewöhnlich zwey extreme und oft absurde Meinungen hervorhebt und mit seiner Ansicht vermittelnd dazwischen tritt, läßt Hurter mit einem bewunderungswürdigen Aufwande von Gelehrsamkeit die Thatsachen sprechen und erweckt dadurch in dem Leser jene Gedanken und Empfindungen, die er erzeugen will, ohne den Schein desselben anzunehmen. Hingegen preßt die Argumentation gegen zwey fictive Gegner, welche H. v. Raumer bis zur Ermüdung des Lesers fast ohne Unterlaß anwendet, diesem oft einen Schrey des Ueberdrußes aus; sie erinnert an den berühmten Windmühlenkampf und man hat Mühe zu begreifen, wie man sich mit so trivialen Feinden herum schlagen mag. Mag dieß von dem Boden herkommen, auf welchem der Verf. steht, oder von dem Publicum, für welches Hr. v. Raumer schreibt, wir wissen nur so viel, daß der Effect einer solchen Darstellungsweise ein sehr peinlicher ist. Dagegen schreitet Hurter auf dem hohen Cothurn sicher einher; man hört, wo er auftritt, die Bewegungen der Völker, die furchtbare Nähe des Schicksals, das die hohlen wie die ernsten Bemühungen vergangener Geschlechter ergreift. Das Odi profanum vulgus ist ihm auf die Stirne geschrieben und ein strenges arceo verscheucht jeden Gedanken, der die Reinheit der Muse verletzen könnte.

Da ist kein Wort zu viel, es hat Alles Zweck und Bedeutung. Die Geschichte erlangt die Großartigkeit wieder, die ihr durch die rein individuelle, bloß geistreiche Behandlungsart der modernen Schriftsteller entzogen worden war. Es ist wahr, man liest Raumer's Hohenstaufen viel leichter, als Hurter's Innocenz; hier ist man genöthigt, Ruhepunkte zu machen, nicht bloß zu lesen, sondern auch zu überlegen; nicht, vorgedachten Ansichten zu folgen, sondern an dem Gedankengang Antheil zu nehmen, der in den Männern der früheren Jahrhunderte vor sich gieng. Bey der Lectüre der Hohenstaufen ergeht es einem wie bey der Beschauung der Kaiserbüsten auf dem Capitol, die Männer der Vergangenheit gleichen so sehr denen unserer Tage, daß kein Unterschied zwischen beyden zu seyn scheint, und Hr. v. Raumer ist ordentlich froh, wie er bey der Darstellung Friedrich's II. herausbringt, er sey gewesen, wie unser einer, ein Gebildeter des neunzehnten Jahrhundertes, den das Idol philosophischer Systeme nicht bloß um seinen Glauben berückt hat, sondern der damit auch noch die Güter verlor, welche die Natur ihm gegeben. Wer dann mit dem Ellenstabe gewöhnlicher Denkungsart durchaus nicht gemessen werden kann, der wird als Schwärmer bezeichnet, d. h. er wird gleich den Ultramontanen unserer Tage außer dem Gesetz erklärt, nachdem man zuerst Alles versucht, den Leser glauben zu machen, es sey nichts an ihm. Hurter's Darstellung gleicht der Behandlungsart gewisser Künstler, von deren Bildern der Beschauende, auch ohne die bezeichnete Person zu kennen, sagen muß, das Porträt sey ähnlich. Hier ist alles individualsirt, jede Persönlichkeit hat ein Gepräge, wie es nur der Stempel einer früheren Zeit zu geben vermag, und dennoch ist in ihnen allen etwas Gemeinsames, welches, so verschieden es auch von unserer Zeit ist, ihnen allen gehört und sie erst zu dem macht, was sie sind. Es ist dieß die Folge des „vorzüglichen Augenmerks," das der Verf. in seiner Darstellung hatte:

„dem Daseyn einer vom christlichen Glauben durchdrungenen Gesinnung, dem Einfluß derselben auf das Leben bis in seine zartesten Verzweigungen nachzuspüren und darauf hinzuweisen, wie jene Gesinnung an dessen Erscheinungen sich bethätigt habe" (S. VII).

Dadurch weht Ein Geist in dem ganzen Werke, wie auch Ein Geist die ganze Zeit beherrschte. Fern von allem Anekdotenkram hat die Erzählung die interessantesten Züge aus dem Leben Einzelner und der verschiedenen Völker aufgenommen, um alles zu einem großen Bilde zu vereinen, des vielgegliederten, vielgestalteten Lebens, welches der Einen großen Quelle entströmte. Keine dürre Gelehrsamkeit ist hier aufgespeichert, obwohl in den Noten, welche man mehr nach Tausenden als nach Hunderten zählen muß, die Frucht einer dreyßigjährigen emsigen Forschung niedergelegt ist. Die Darstellung umfaßt die ganze Blüthe des Mittelalters; man könnte sie eine Encyclopädie desselben nennen. Sie ist eine Fundgrube des Einzelnen, dem überall zugleich die rechte Stelle angewiesen ist, wo jede Materie in ihrem wahren inneren Zusammenhang aufgefaßt und dargestellt ist.

„Darin," sagt der Verf., z. B. von den Universitäten — IV. S. 583, — besteht zwischen jener Zeit und der gegenwärtigen ein wesentlicher Unterschied, daß damals Vieles allmählig entstand und aus dem Leben von selbst sich herausbildete, indeß es die unsrige, nach allen Theilen gestaltet und vollendet, mitten in dasselbe hineinsetzt; was, so bald es weder an dem Willen noch an den Kräften zur Erhaltung gebricht, allerdings seine unverkennbaren Vorzüge hat. Nach jener Weise reisten und gediehen in den vergangenen Jahrhunderten die höheren Lehranstalten, die wir gewöhnlich mit dem Namen Universitäten bezeichnen, unter diesen diejenige von Paris oben an."

Nun folgt eine Schilderung ihrer inneren Entwicklung, ihrer Anerkennung durch die Kirche, als einer Lehranstalt, die mittelst ihrer Wirksamkeit auch dieser dienen sollte; daran reiht sich ein Ueberblick der Hauptuniversitäten Frankreichs, Italiens, Englands und Spaniens, wie der hohen Schulen der Juden. Dann fährt er fort:

„Ein wichtiger Beweis für den Zusammenhang der höheren Lehranstalten mit der Kirche liegt darin, daß die Prüfung der für das Lehramt sich Anmeldenden und die Entscheidung über ihre Lehrfähigkeit, durch die ihnen der Lehrertitel und die Lehrbefugniß erst ertheilt wurde, wenn nicht von dem Bischof oder dem Geistlichen, der über der Anstalt stand, selbst, doch in seinem Namen ertheilt wurde. Die Kirche wollte hiedurch jedermann Gewährleistung geben, daß der Lehrer, welcher in der obersten Wissenschaft unterweise,

mit hohem Vertrauen, als von ihr geprüft und gebilligt, dürfe vernommen werden. Blicken wir auf die innere Einrichtung der hohen Schulen und auf das Wesen ihrer Schüler, so sehen wir zunächst in den besonderen Rechten, die denselben ertheilt wurden, vorzüglich in ihrer Befreyung von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit, daß durchweg der damals herrschende Begriff von der Stellung der Kirche zu der weltlichen Gewalt auf sie übergetragen wurde. Weder die Absicht, die wissenschaftliche Laufbahn zu beehren, noch die Meinung (die doch an sich schon irrig gewesen wäre), die Fortschritte auf derselben zu fördern, am wenigsten Berechnung, um Auswärtige an sich zu ziehen, war die Ursache jener Befreyung; auch ist dieselbe nicht sowohl eine solche zu nennen, als vielmehr eine natürliche Hinweisung der Universitätsglieder in den Bereich des einen der damaligen großen Rechtsverhältnisse. Wie die Kirche mit ihren Dienern unter eigenen Obern, bey diesen aber Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit über ihre Glieder stand: so wurde das Personale der hohen Schulen zu dieser gezählt, zumal als zum obersten Vorsteher ohnedem ein Würdenträger der Kirche über sie gesetzt war."

S. 593. Der Verf. geht hierauf zu den Landsmannschaften über; er zeigt, wie

„das Streben nach Wissenschaft nicht immer in erforderlichem Einklang mit der Ehrbarkeit des Wandels stand. Es wurde zwar wohl von den Edlern der Grundsatz aufgestellt: ächtes Wissen müsse Wohlanständigkeit zur Gefährtin haben. Sie mußten aber doch klagen: Wer mit Verlust der Sitten nach jenem trachte, verliere mehr, als er gewinne."

Dann bahnt er sich den Weg zur näheren Auseinandersetzung der einzelnen Wissenschaften, der Theologie, der Rechtswissenschaft ꝛc. Man sieht daraus, daß es des Verfassers Art nicht ist, Auszüge aus andern Werken zu geben und die Resultate der Forschungen Anderer den seinigen einzuverleiben; er steht fest durch eigene Kraft und vermag dadurch unter dem großen Material das Wesentliche vom minder Bedeutenden auszuscheiden. Deßhalb trifft man auch bey Hurter z. B. keine alphabetische Aufzählung der Städte: wohl aber ist ausgeführt, wie sich Cöln des höchsten Maßes von Selbstständigkeit erfreut, welche Städte sich durch Gewerbsthätigkeit ausgezeichnet, was von Seite der Kirche, was von den Fürsten zur Sicherung und Förderung des Handelsverkehrs geschah. Nie genügt Hurter'n das Aeußere; stets sucht er auf den Kern einzudringen und hebt sorgsam hervor, woran Andere instinktmäßig vorübergehen, er mag nun das Wesen der Kirche oder eines weltlichen Gegenstandes besprechen, die Gründung und Blüthe des Karthäuserordens oder den Aufschwung der Musik und Poesie berichten. Wenn wir jedoch in dieser wie in vieler anderer Hinsicht dem Werke Hurter's entschieden den Vorrang vor jeder neueren Bearbeitung des Mittelalters einräumen und auf dasselbe als eine der ausgezeichnetsten Erscheinungen in der historischen Literatur der Deutschen verweisen, so ist es ferne von uns, wie etwa aus dem Vorhergehenden erhellen möchte, Hrn. v. Raumer gleichfalls den Vorwurf jener böswilligen Ignorirung alles dessen zu machen, was nicht von gleichem Fleisch und Blute ist, die so häufig sich in Büchern und Journalen norddeutscher Gelehrten zeigt. Im Gegentheile, man wäre sehr ungerecht, wenn man nicht sagen wollte, er gebe, was er geben konnte. Daß er in hundert Dingen nicht tiefer sah, im Ganzen der ungeheure Stoff, den er bewältigen sollte, ihm über den Kopf gewachsen ist und am Abende seiner Tage ein so vollendetes, abgerundetes, wir möchten sagen, Riesenwerk erschien, wie Hurter's Innocenz III., vor welchem freylich v. Raumer's Hohenstaufen die Waffen strecken müssen, ist ihm nicht zum Vorwurfe zu machen. Unstreitig hat die erste Auflage entschieden zur Berichtigung verkehrter Ansichten über das Mittelalter beygetragen, das Studium desselben wurde mächtig angeregt, und wenn auch Ton und Haltung vielfach fehlerhaft sind, so sind die Fehler doch noch immer besser, als was früher als Wahrheit angenommen worden war. Würde es bey der ersten Auflage geblieben seyn, so hätte unsers Erachtens nach Niemand das Recht gehabt, von dem Werke im Ganzen übel zu sprechen; es wären die großen Schattenseiten durch die unläugbaren Verdienste übertroffen worden. Allein daß Hr. v. Raumer nach so langer Pause im Jahre 1842, einer ganz andern Generation gegenüber, als die seine erste Auflage gelesen, mit den alten Fehlern, dem alten langweiligen Raisonnement, mit der alten gesuchten Vermittlung nicht zu vermittelnder Gegensätze, den alten Ansprüchen und zuletzt noch mit der Erklärung hervortritt, man wünsche sich, gleich einem Romanschreiber, nicht eigentlich Männer von Fach zu Lesern — war wenigstens unüberlegt.

Die Zeit ist vorüber, wo man Deutschland mit verdünnter Speise fütterte; die ernstere Zeit verlangt auch von der deutschen Historik ein gemessenes und kräftiges Auftreten. Man kann nicht mehr mit Principien Buhlschaft treiben, oder mit einem mezzo termine die Geister beschwören. Die Grundlage aller Wissenschaft ist bedroht, seit man ihr das christliche Princip zu nehmen gesucht, seit eine ungezähmte Zweifelsucht mit den Quellen ihr höhnisches Spiel treibt, seit eine dünkelhafte Aftergelehrsamkeit, die weder Mark noch Ideen hat, und für lächerlich und abgeschmackt erklärt, wofür im eigenen Gehirn kein Raum sich findet, vom Richterthrone Besitz genommen hat. Eine Zeit ist gekommen wie jene, in der Solon seinen Bürgern verbot, thatenlos zu seyn. Mag man deßhalb, wie so oft geschehen ist, den Kampf unehrlich mit Schmähungen und mit Lügen führen, wir werden unsere Stellung mit jener Kraft behaupten, die ein redliches Streben nach Wahrheit verleiht, und uns vor den niedrigen Mitteln zu bewahren wissen, deren Anwendung diejenigen nur verächtlich macht, die hiezu ihre Zuflucht nehmen.

Nachschrift.

„Die angebliche Entdeckung des genannten Verfassers," heißt es in der Berliner allgemeinen Literaturzeitung vom 17. August 1842, Nr. 33. in Betreff der von mir benützten Regesten Pabst Innocenz IV. — „wobey er mitleidig auf Herrn von Raumer und alle anderen herabsieht, welche über jene Periode geschrieben, beschränkt sich ganz einfach darauf, daß er den durch die Cataloge der MSS. de la B. d. R. allgemein bekannten, zu Rom in Abschrift vorhandenen (?), in Deutschland insbesondere seit 1824 mehrmals besprochenen und auch von andern Historikern (welchen?) benützten Band — wahrscheinlich auf die aus den Versuchen von Richer und den Regesten Johanns XXII. hinreichend bekannte Weise — excerpirt hat." — Dem Leser möge zur Berichtigung dieser calumniösen Angabe folgendes Thatsächliche dienen:

1) Ist nicht bloß in dem von der L. Z. angeführten Artikel der G. A. Nr. 134 und 135., sondern auch in dem ersten, Nr. 113 — 116, gelegentlich dargestellt worden, welche Bewandtniß es von unserer Seite

mit der Benützung der Regesten nicht bloß Innocenz IV., sondern auch Gregors IX. (in der Bibl. Vallicell. zu Rom) gehabt habe. Wollte deßhalb der unbekannte Verf. des fraglichen Artikels nicht seine Leser absichtlich täuschen, so mußte er, was in dem einen wie in dem andern Artikel darüber gesagt war, mittheilen, wodurch freylich sich herausgestellt hätte, daß nicht von einem Bande, sondern von den Regestenbänden mehrerer Päpste die Rede war. Entweder hat also der Verf. des Artikels meine Recension nicht gelesen oder er hat geradezu die Unwahrheit gesprochen.

2) Habe ich mich nicht der mindesten Entdeckung gerühmt. Wohl aber hatte ich allen Grund mich der Auffindung des fraglichen Bandes zu freuen, da ich aus einer handschriftlichen Bemerkung des päbstlichen Archivars in der Regestensammlung der Vallicell. ersehen, daß der (in Paris befindliche) Band der Regesten Pabst Innocenz IV. dem päbstlichen Archive fehle. Freylich war der Titel desselben aus dem Catal. des MSS. allgemein bekannt, nicht aber der weitere Inhalt desselben; ob das geheime päbstliche Archiv von demselben eine Abschrift sich habe machen lassen oder nicht, ist für mich gänzlich gleichgültig. In Paris liegt das Original und das habe ich benützt. Was ist an dieser Thatsache zu mäckeln und zu deuten? Ebenso gleichgültig ist mir, daß derselbe in Deutschland mehrmals besprochen worden ist; ich habe bereits 1839 deßhalb eine Reise unternommen und als ich unterwegs krank geworden, 1842 dieselbe wieder angetreten und nun den fraglichen Band benützt, in wie ferne es für meinen Zweck paßte, copirt, und in wie ferne es genügte, excerpirt. Ich habe hierbey weder eine äußere Unterstützung noch ein anderes Motiv gehabt, als die Wissenschaft zu befördern. Dem Verf. des fraglichen Artikels hätte es also geziemt, dieses anzuerkennen, nicht aber mit hämischen Beschuldigungen aufzutreten, und die Leser unserer Blätter mögen bey dieser Gelegenheit bemerken, mit welch freundlichen Gesinnungen, mit welch aufmunternder Güte die Berliner gelehrten Blätter die literarischen Bestrebungen der Süddeutschen und insbesondere der Katholiken aufnehmen. Würde dasselbe von einem Norddeutschen oder Franzosen ausgegangen seyn, welche Veränderung in Ton und Haltung hätten wir nicht wohl dann in der Berliner literar. Zeitung beobachten können?!

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Emendationes Livianae. Scripsit Ernestus Guilielmus Fabri, Phil. Dr. Gymnasii Norimbergensis Professor. Norimbergae sumptibus Friderici Campi. MDCCCXLII.

Herr Professor Dr. Fabri, dessen Verdienste um den großen Geschichtschreiber Roms allgemein bekannt und anerkannt sind, hat uns in den vorliegenden Bögen abermals einen, wenn auch kleinen, aber sehr schätzbaren Beytrag zur Sicherstellung und Begründung des ächt Livianischen Textes gegeben und gezeigt, was es heiße, ein guter Kenner und umsichtiger Kritiker eines classischen Schriftstellers zu seyn. Hr. F. behandelt nämlich eine Reihe von Stellen aus dem XXVI. Buche des Livius, die ihm bis jetzt der Verbesserung ermangelt zu haben schienen und folgt hierbey besonders dem Codex Bambergensis, der, wie er anderwärts zu erörtern verspricht, lange die verdiente Berücksichtigung nicht erfahren habe, während er seinem Gehalte und Alter nach den besten beyzugesellen sey. Kommen hiebey auch viele sogenannte Kleinigkeiten zur Sprache, wie besonders Stellung der Worte, grammatische oder rhetorische Eigenthümlichkeiten und dergleichen, so stimmen wir Herrn F. vollkommen bey, daß gerade dadurch nicht wenig zur Vollendung der Form und somit zur Annehmlichkeit der Lectüre eines Autors geleistet werde. Ref. erlaubt sich nun, die Resultate der sorgfältigen Forschungen des Hrn. Verf. kurz aufzuzählen und hie und da eine Bemerkung einlaufen zu lassen.

Cap. 4, 2. wird ut nach evasurum se professus nach den Codd. als unzweckmäßig verworfen und nach dem Cod. Bamberg. praestaret promissum geschrieben, so daß mit per media Romana castra asyndetisch ein neuer Satz beginnt; ebendaselbst §. 5. u. 6. nach dem Cod. Bamberg. ubi datum signum esset und fieri visum est zurückgerufen; ingleichen Cap. 5, 5. praemissis namque, §. 6. equites peditesque. §. 7. inter sese. §. 13. quam condensam aciem irrupissent, in castra irrupturos, so daß irrumpere absichtlich wiederholt erscheint; aber dann möchte ich auch glauben, daß nach quam die Präposition in ausgefallen. Allein nach Vergleichung des Vorangehenden scheint eine Aenderung nicht rathsam. §. 17. multitudo hostium. *) Cap. 6, 2. cum oppleta fossa esset. §. 5. magna vis tamen hostium. §. 6. obiecto ab tergo equitatu — hat hier nicht etwa das obiecto auf die Form der Präposition einen Einfluß geübt? Cap. 7, 1. neque per castra, §. 3. quo iam inde ire pergeret, §. 6. clam Capuam pervadat. Cap. 8, 1. varie animi hominum. §. 8. utri obsidenda Capua, utri ad prohibendum obsidione patriam Romam veniundum esset. Ich wäre geneigter, die vulgata prohibendam wegen des folgenden veniundum beyzubehalten. Cap. 9, 1. quo die Vulturno est transgressus; daß Vulturno grammatisch richtig sey, bezweifle ich nicht; nur scheint der ablativus viae nicht

---

*) Wo in der Folge nur die Textesworte angeführt sind, deutet es eine Verbesserung der bisherigen Lesart nach den besten Codicibus, vorzüglich aber nach dem Bambergensis an.

recht am Ort; auch möchte das „Vulturnum traducit“ im vorhergehenden Cap. zu beachten seyn. §. 6. Tumultuosius quam allatum erat cursu hominum. §. 10. a Capua, der Cod. Flor. und Bamberg. lassen a weg; der Sprachgebrauch des Livius jedoch bestimmt den Hrn. Verf. fast für die gewöhnliche Lesart. Nicht unmöglich wäre hier die Verbindung von a Capua mit affertur oder ist es eine constructio ἀπὸ κοινοῦ? Cap. 10, 3. ad portam Collinam. Cap. 11, 7. tabernas argentarias, quas circa forum Romanum essent, mit Weglassung von tunc vor essent. Cap. 12, 1. nach dem Cod. Bamberg. ceterum non quantum Romanis pertinaciae ad premendam obsidione Capuam fuit; §. 8. autem nach in magistratu fehlt im Flor. und Bamb. Entspricht nicht dem autem das folgende: iam ne in foro quidem etc.? ebendaselbst wird deseruerant aufgenommen. §. 14. coeundo conferundoque cum hoste castra. Könnte coire nicht in seiner einfachen Bedeutung genommen werden mit Berücksichtigung der früheren Worte: ubi Romanae legiones sint, ibi et Carthaginensium exercitus debere esse. Cap. 13, 2, defectionis auctor ab Romanis. §. 5. u. 6. quoties in obsidentes quam inimici eruperimus. §. 11. transgressus Anienem amnem. §. 14. itaque quoniam aliter diis immortalibus est visum. §. 15. sagt Vibius Virrius: non videbo Ap. Claudium et Q. Fulvium victoria insolenti subnixos, neque vinctus per urbem Romanam triumphi spectaculum trahar, ut deinde in carcere aut ad palum deligatus, lacerato virgis tergo, cervicem securi Romanae subiiciam. Cod. Bamb. in carcerem aut palum del. Hier erscheint erstlich aut Hrn. F. unstatthaft, zweytens in carcere unverbindbar mit cervicem securi subiiciam; deßhalb glaubt er nach in carcere sey ein passendes Verbum ausgefallen, etwa enecer oder zu der Lesart des Bamb. includar. Vielleicht wäre dann condar rathsamer; vrgl. Cap. 16. Daß die Eingekerkerten gewöhnlich strangulirt wurden, ist bekannt, allein es fragt sich, ob man nicht aus dem speciellen Ausdruck für das „in carcere“ den allgemeineren in Gedanken ergänzen könne; lacerato virgis tergo beziehe ich bloß auf den ad palum deligatum. Cap. 14, 8. auri pondo M M septuaginta fuit, argenti triginta milia pondo et M ducenta. Cap. 15, 3. cum aliquis sociorum. §. 8. tradit. §. 9. concionem totam; de his quoque. §. 11. per mediam vadens turbam. Cap. 17, 4. postquam pars maior. §. 13. cum esset data venia. Cap. 19, 4. pleraque apud multitudinem aut per nocturnas visa species aut velut divinitus mente monita agens. So alle Codd., allein Hr. F. zweifelt an der Aechtheit der Lesart und liest: per nocturnas visas species; auf denselben Einfall gesteht Ref. auch gekommen zu seyn; dennoch muß er bey genauerer und wiederholter Betrachtung die vulgata beybehalten, die ihm dem Ausdruck und dem Gedanken nach treffender erscheint; denn der Sinn ist folgender: Scipio pleraque agebat apud multitudinem, quae aut per nocturnas species visa aut velut divinitus mente monita erant. Daß dann ein ut oder velut vor per unnöthig ja unrichtig wäre, fühlt meyne ich Jeder. §. 7. visam persaepe. §. 12. ad famam eius mit Ausstoßung von adventus. Cap. 20, 1. duabus tantis deinceps cladibus icti; §. 4. milites novi. Cap. 20, 2. de rebus ab se gestis. §. 9. et non minimum fuere spectaculum. Cap. 22, 1. Apuliam Macedoniamque provinciam; die Vulgata ist provincias, ich möchte aber jenes nicht sowohl durch Attraction mit dem zweyten Worte verbinden als vielmehr mit dem vorausgehenden: Consules sortiri iussi. §. 2. praerogativa Veturia iuniorum etc. Daß hier der Zusammenhang gestört sey, hat Hr. F. richtig gesehen; deßhalb erscheint uns seine Vermuthung, die Stelle sey lückenhaft, höchst wahrscheinlich; welche Worte gerade fehlen, kann natürlich bis jetzt nicht bestimmt versichert werden. §. 3. schreibt Hr. F. gratulandi causa turba cum coiret. §. 9. neque ego, inquit, vestros mores. §. 10. petiit und velle sese. §. 12. duobus plenis iam honorum. Cap. 25, 1.

Illyrios finitimasque ei urbes alterno metu quietas ut Macedonia haberet. Salmaſius hatte nach der Lesart des Puteanus altergo ab tergo emendirt, was Hr. F. aufnimmt. So ſinnreich dieſe Conjectur iſt und ſo geſchickt ſie Hr. F. vertheidigt, ſo mißfällt doch ſtets die Stellung. Vielleicht liegt in „alterno metu“ metu alteri incusso. §. 7. ſchreibt Hr. F. trefflich ad frangendos igitur vastare agros ... coepit. Cap. 26, 10. caesos exercitus. Cap. 27, 4. nocte et die. §. 11. publicas inimicitias hostilis et esse et futuras. Cap. 30, 11. maneant, inquit Marcellus, ut coram iis respondeam. Cap. 31, 7. posteaquam neque legata. Allein könnte hier gegen den Bamb. nicht ebenſo zu verfahren ſeyn, wie in der nächſt vorhergehenden Stelle gegen den cod. Rhenani? Cap. 33, 7. ecquis Campanorum bene meritus de republica nostra esset. §. 10. factum esse. §. 12. und 13. quaeque una secum dediderunt, ſo die Edd. quosque die Codd.; um dieß zu halten nimmt Hr. F. an, es ſey nach dedidere (ſo der Flor. u. Bamb.) quasque res dedidere ausgefallen. Nicht unwahrſcheinlich nach dem, was im folgenden Cap. erzählt wird. Dennoch könnte auch quodque verborgen ſeyn. Cap. 34, 6. qui Capuae fuisset. §. 8. prius, quam Capuam Hannibal veniret. Cap. 35, 3. ut privatim - darent. §. 5. nihil reliqui. Cap. 36, 12. hunc senatus consensum. Cap. 39, 3. militari gloria. §. 8. sub idem tempus. §. 11. non vi ac virtute. §. 13. frontibns velut pedestres acies urgebant, ſo Hr. F. nach einer allerdings leichten Conjectur; die Edd. haben pedestris, dazu ſchreibt der Verf.: dubito, satisne apte duae classes frontibus dicantur velut pedestris acies ursisse, ita ut uni aciei urgenti comparentur. Allein der Vergleich gilt nicht der Geſammtheit der beyden Flotten, ſondern den einzelnen Schiffen derſelben; wie kurz vorher geſagt wurde: prope collato pede gerebatur res, ſo ſcheint auch dieſer Vergleich gerechtfertigt. §. 16. nimmt Hr. F. die Lesart des Lovel. an: ille ut — procidit und ordnet ſo die Harmonie der Stelle. Ref. vermuthete in atque: actutum. Cap. 43, 8. huc rectus ex Africa cursus est nach der Aldina. Cap. 44, 3. et primo haud impares stetere acies nach dem Florent. 2. §. 8. quod plurimum — intererat. Cap. 45, 9. et stagna auferrent. Cap. 46, 4. ut nemo ab tergo ante sentiret. §. 9. arcemque et praesidium dedidit ohne se. Cap. 47, 5. octoginta una. §. 7. argenti infecti signatique nach Gronov's Verbeſſerung. §. 9. et naves onerariae nach ziemlich gewiſſer Vermuthung; ebendaſelbſt wird captaeque der Autorität der beſten Codd. zufolge geſtrichen. §. 12. inter tantas opes bellicas Carthago. Cap. 48, 3. laudes gratesque, wie ſchon Bekker; ebendaſelbſt omnis Africae ohne paene. §. 6. Q. Tiberilius. §. 11. conferant. §. 12. per omnes deos apparatos iurare, ſo Hr. F. nach einer Anzahl Codd.; die andern paratos. Ich zweifle, ob die Plautiniſchen Stellen für Livius rechtfertigend angewendet werden dürfen. Könnte nicht das ad zum unrichtigen Worte gefügt worden ſeyn, während es zu iurare gehörte? §. 13. haec ad eum ohne se. §. 14. meritum aut virtus. Cap. 49, 1. quippe ubi alibi. Dann billigt der Verf. ſtatt septingentos viginti quinque die Angabe im Puteanus MMMDCC. Allein wer bürgt dafür, daß nicht dem Abſchreiber ein M zu viel aus der Feder gefloſſen? §. 3. minorum decem tria milia. §. 6. si aliquis. §. 7. ceterum vocatis obsidibus mit Weglaſſung von Scipio nach ceterum. §. 12. nihil defuturum profecto; ebendaſelbſt alia me cura in aetatem harum intuentem stimulat, eine eben ſo leichte als triftige Conjectur. Cap. 50, 4. tibi eam und in recto et legitimo amore. §. 8. hodie populum dici posse. §. 9. merito, was

Rhenanus einsetzt, wird wiederum ausgestoßen. Cap. 51, 7. simul corpora animosque. §. 11. captae famam Carthaginis. Diese kurze Uebersicht wird hinlänglich darthun, wie viel auf kleinem Raume geleistet worden; es sind in der That wahrhafte emendationes. Möge der gelehrte Verfasser bald wieder Zeit und Gelegenheit finden, uns eine Frucht seiner reichen Forschungen und Sammlungen auf diesem Felde darzubieten.

Dr. Thomas.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich von Raumer.

(Schluß.)

3) Ein ähnlicher Fall ist mit Richer und dessen Benützung, auf welche der Verf. anspielt. Ich hatte gewünscht, diesen Schriftsteller theils zum 1. Bande der deutschen Päbste, theils zu einer Recension von Hok's Gerbert zu benützen und zu diesem Zwecke mich durch einen Freund an die Redaction der Mon. Germ. hist. gewendet, wenn möglich die Aushängbogen des Richer, an dem eben gedruckt ward, zu erhalten. Da hierauf keine Antwort erfolgte, und ich durch einen andern Freund, Dr. Kunstmann, einen Bamberger Geistlichen, in Erfahrung gebracht, daß sich der Codex Richers auf der Bamberger Bibliothek befände, so erbat ich mir denselben von Hrn. Dr. Jäck, der meiner Bitte auf das freundlichste willfahrte. Dieß ist das unverzeihliche Verbrechen, das mir den Grimm des Göttinger Recensenten der deutschen Päbste zugezogen hat, hinc illae lacrymae! Als nun der codex längst zurückgesendet worden, der Druck des ersten Bandes der deutschen Päbste voranschritt und ich keine Kunde hatte, wann der neue Band der Mon. G. h. mit Richer erscheinen würde, entschloß ich mich, die Stellen, welche ich für die Recension Gerberts copirt und weil sie ursprünglich nicht zum Drucke bestimmt waren, so niedergeschrieben hatte, wie sie aus der schwer zu entziffernden Handschrift in der Schnelligkeit heraus gelesen werden konnten, als Belege gleichfalls abdrucken zu lassen. Da ich sie nicht mehr mit dem Codex vergleichen konnte, hatte ich auch nicht mehr den Muth, die Stellen, die mir fehlerhaft zu seyn schienen, auf's Geradewohl zu verbessern. Einige

Zeit später erfuhr ich zufällig, der Codex sey aufs Neue nach Göttingen oder Hannover gewandert, worauf nach wenigen Wochen die dort gefüllte Bombe zerplatzte: Hr. Waitz recensirte den ersten Band der deutschen Päbste in den Göttinger gelehrten Anzeigen. — Doch nein, er umging den Text völlig und beschäftigte sich gemäß der ihm eigenthümlichen Auffassungsweise der Geschichte damit, den Codex mit den Stellen zu vergleichen, die ich in Ermangelung der Handschrift nicht mehr hatte collationiren können. Wahrscheinlich als Fortsetzung derselben, wie in den letzten Zeilen gesagt war, man werde ein anderes Mal sehen, welches der Gewinn dieses Buches sey, erschien dann später eine Anzeige in den Berl. Jahrb. (Nov. 1840. S. 773), welche ihren Geist und wahre Absicht hinlänglich durch einen lächerlichen Ausfall gegen die Ultramontanen beurkundete und gleichfalls sich an Nebendinge hing, während man in dem Werke des Verfassers derselben (Otto III.) hinlänglich findet, wie gut er das Buch zu benützen verstanden hat.

4) Der Seitenhieb in Betreff der Regesten P. Johanns XXII. ist vollends der Gipfel abgeschmackter Böswilligkeit. Ich habe von den Regesten dieses Pabstes gar nicht mehr als etwa ein halb hundert Urkunden benützen können, welche von dem päbstlichen Archivar sorgfältig collationirt und von mir ohne die leiseste Veränderung dem oberbayerischen Archive zum Drucke übergeben wurden. Die Fehler, die etwa hiebey vorkommen, sind also Fehler des Originals oder des Druckers, nicht die meinigen und der Streich, den der unbekannte Verfasser des Artikels der Literatur-Zeitung auf mich führen wollte, hat daher nur seine Blösse aufgedeckt, hat so recht vor aller Welt gezeigt, wie wenig man sich scheut, auch von den niedrigsten Mitteln Gebrauch zu machen, sobald nur Hoffnung vorhanden ist, daß sie zum Ziele führen. Wenn der Verf. etwas Näheres über die Recension der Hohenstaufen sagen wollte, warum erwähnt er nicht der auf gedruckten wie auf ungedruckten Quellen beruhenden Modificirung der Raumerschen Darstellungsweise, oder warum vertheidigt er nicht lieber die von mir als Irrthümer bezeichneten Angaben des Raumerschen Werkes? Man sieht, es war dem Verf. nicht um Wahrheit, sondern nur um Verdächtigung zu thun. Die liter. Zeitung, die solchen Dingen ihre Spalten öffnete, hat sich wie ihre Schwesterblätter dadurch einen Freybrief erworben, über mich zu sagen, was sie will; ich werde ihr Gerede nicht wieder berücksichtigen.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Ad editionis principis, collati a Burerio codicis Murbacensis, apographique Amerbachiani fidem, et ex doctorum hominum coniecturis recensuit accuratissimisque indicibus instruxit Frideric. Kritzius Professor Erfurtensis. Lipsiae sumptibus librariae Lehnholdianae. MDCCCXL.

Bald nachdem die Orellische Ausgabe des Velleius im Jahre 1835 erschienen war und auf's neue den Eifer vieler Freunde der Röm. Literatur für bessere Bearbeitung des Textes jenes Schriftstellers entzündet hatte, folgten, auf Orelli sich stützend, im Jahre 1836 eine neue Recognition des Velleius von Theophil. Kreißig und im J. 1837 ein emendirter Velleius von Fr. Heinrich Bothe, beyde, wie von verschiedenen Seiten gezeigt worden ist, leider zu früh und, weil man über die Grundlage kritischer Behandlung des Schriftstellers noch keineswegs im Reinen war, mit unsicherer Willkühr gearbeitet, so daß Velleius durch sie nicht viel gewonnen, wohl aber unter der Hand des erstern Manches, unter der des letztern Vieles, ja so viel gelitten hatte, daß er nach der Emendation, anstatt verbessert zu seyn, fast durchgehends als arg mißhandelt und verunstaltet erschien. *)

*) Dabey wird mancher gute und treffende Gedanke, den die Bothe'sche Ausgabe enthält, von Ref. mit Freuden anerkannt.

Weitere Bearbeitung des Velleius war daher unumgängig nothwendig, wenn das frisch begonnene Werk nicht abermal in's Stocken gerathen, sondern ganz oder doch so nah' als möglich an das Ziel der Vollendung geführt werden sollte.

Die Frage nun, ob und wie weit die Sache des Velleius durch die neue Ausgabe des Herrn Kritz gefördert worden sey, könnte durch mehrere schon früher in verschiedenen Zeitschriften (Jen. allgem. Lit. Zeitung; Jahrbücher wissenschaftl. Kritik u. a.) erschienene Recensionen zur Genüge beantwortet und abgethan zu seyn scheinen; doch glaubt der Verfasser gegenwärtiger, theils durch äußere Hindernisse, theils absichtlich verspäteten, Anzeige auch jetzt noch einige, wie ihn dünkt, sachgemäße und darum öffentlicher Bekanntmachung nicht ganz unwerthe Bemerkungen nachtragen zu können.

Die neue Ausgabe des Vell. beginnt (nach Titelblatt und Dedication) mit einer Praefatio (pag. V — XVIII); darauf folgen (mit eigener Pagination I — CXLIV) Prolegomena in vier Capiteln (I. De Vellei vita; II. De Vell. opere; III. De cod. Murbacensi, Amerbachiano et editione principe; IV. De Vell. editionibus emendandique auxiliis); dann der Text des Velleius mit reichlichen Annotationen (pag. 1 — 550); endlich noch I. Index rerum in Vellei histor. Romana memorabilium (pag. 551 — 600) und II. Index in annotationes (pag. 601 — 638). Wir werden uns mit unsern Bemerkungen auf die Prolegomena und den Text beschränken.

Das erste Capitel der Prolegomena handelt, wie bereits angedeutet, (p. I — XVIII) de Velleii vita. Unter dieser Aufschrift finden wir, da anderweite Nachrichten über Velleius bey andern alten Schriftstellern gänzlich fehlen, dasjenige zusammengestellt, was Velleius in seinem kleinen Geschichtwerke von sich, seinem Vater, Großvater und s. w., von seiner politischen und militärischen Laufbahn u. a. selbst ausdrücklich sagt, oder was sich aus seinen Aeußerungen so wie aus seinem Stillschweigen scheint schließen zu lassen. — Dabey können wir nicht umhin, über ein Paar Punkte unsre etwas abweichende Ansichten denen des Hrn. Herausgebers entgegen zu stellen. Pag. I et II handelt Hr. Kr. über den Vornamen unsers Geschichtschreibers, welcher nach Einigen Caius, nach Andern Publius, wieder nach Andern Marcus geheißen haben soll. Den Namen Publius, welchen schon Rhenanus auf dem Titelblatte der Edit. princeps unserm Geschichtschreiber in der Voraussetzung beygelegt hat, daß er jener P. Velleius gewesen sey, von welchem Tacitus in seinen Annalen (III. 39) als damaligen Befehlshaber in Macedonien eine rühmliche That erzähle, weiset Hr. Kr. mit den Worten von der Hand: „ . . . id prorsus incredibile est, si reputaveris, quanta cum diligentia (Velleius) de honoribus a se gestis dicat . . . . Sed Macedoniae praefectum se fuisse quum nusquam memoret, plane absonum est, qui minora sua referre non neglexerit, de gravioribus ne verbum quidem dicere . . . quare ut prorsus incertum est, quis ille P. Velleius fuerit, qui Macedoniae praefecturam obtinuit, ita est certissimum, eum a Velleio scriptore fuisse diversum.“ Dagegen glauben wir fagen zu müssen: Obgleich nicht als gewiß behauptet werden kann, daß der von Tacitus gelobte P. Velleius unser Schriftsteller gewesen sey, da ihn Tacitus eben nur mit den angegebenen Namen nennt, sonst aber ihn nicht näher bezeichnet, so kann und muß doch als möglich angenommen werden, daß unser Velleius der von Tacitus erwähnte Publius Vell. gewesen sey. Denn was Tacitus am a. O. erzählt, fällt in die Jahre 16 — 29 nach Christi Geburt, also in eine Zeit, in der unser Schriftsteller gewiß noch lebte (denn er schrieb ja sein Geschichtbuch erst im Jahre 29 nach Chr.), schon viele Kriegsdienste gethan, bereits die Prätur bekleidet hatte und wohl fähig war, zu thun, was Tacitus von seinem P. Velleius erzählt. Daß aber unser Geschichtschreiber selbst von diesem wichtigern Dienste ꝛc. in seinem Geschichtwerke nichts erwähnt, da er doch so manches Geringere von sich selber darin angegeben hat, erklärt sich ganz einfach und vollkommen befriedigend aus dem Werke selbst. Velleius führt nämlich seine Geschichterzählung mit jener Ausführlichkeit oder Umständlichkeit, welche ihm Anderer und seine eignen besondern Verdienste und dgl. zu erwähnen erlaubte, nur bis zum Regierungsantritte des Tiberius fort und zu den ersten Regentenhandlungen desselben, der ordinatio comitiorum und der Unterdrückung der Soldatenaufstände in Germanien und Illyricum (II. 124, 125); von Capitel 126 an, das er mit den Worten beginnt: „Horum sedecim annorum (14 — 29 n. Chr.) opera quis, cum universa oculis animisque omnium inhaereant, partibus eloquatur?“ entwirft derselbe nur noch im Allgemeinen eine Schilderung der durch Tiberius unter Seianus Mitwirkung hergestellten Ordnung im Staate (Cap. 126 — 128), und zählt in den Capiteln 129 und 130 nur noch je mit zwey Worten auf, was Tiberius im Laufe dieser Jahre gethan und gelitten habe. Bey dieser Behandlung der Geschichte der letzten 16 Jahre in 6 kleinen Capiteln ist also gar nicht auffallend, daß Velleius von seiner Person keine Erwähnung mehr thut, da er es füglicher Weise gar nicht hat thun können, sey es auch, daß er während jener Jahre in Macedonien oder anderwärts manchen achtbaren Dienst geleistet und dafür von seinem Herrscher Lob und Ehrenauszeichnung empfangen habe.

Den Vornamen Caius weiset Hr. Kritz (in der Hauptsache mit Recht) als bloße Vermuthung von Rhenanus zurück und erklärt sich sodann über den dritten Vornamen Marcus mit folgenden Worten: „Integrum nomen scriptoris nostri conservavit Priscianus VI, 11. p. 259 ed. Krehl., Marcum Velleium Paterculum vocans. In Marci igitur praenomine cum omnes Prisciani codices consentiant, nulla caussa est, cur

hanc grammatici auctoritatem incertissimis editorum commentis posthabeamus;“ und darnach hat er denn, wie bey völlig entschiedener Sache, diesen Vornamen für unsern Geschichtschreiber angenommen und sogleich seiner Ausgabe des Vell. den Titel voran gesetzt: „M. Vellei Paterculi quae supersunt etc.“ Dagegen haben wir ungefähr Folgendes vorzubringen. Priscianus handelt an der citirten Stelle von der Declination der nomina propria „quae formam habeat patronymicorum,“ sagt darüber p. 259 §. 63. „Et magis secundum tertiam ea proferunt nominatissimi auctores,“ führt Beyspiele aus Cicero und Terentius an und fährt so fort: „Trogus Pompeius in libro VI. Inde Scepsim petit, quo se Medias interfecta socru contulerat. Is ab Herculide petito colloquio. M. Velleius Paterculus libro primo: Nec minus clarus ea tempestate fuit Miltiadis filius Cimon.“ Dabey fiel uns zuerst auf, daß Prisian, der sonst die von ihm citirten Auctoren nur mit einem, höchstens mit zwey Namen bezeichnet, unsern Geschichtschreiber mit drey Namen bezeichnet haben sollte. Noch mehr wunderte ich mich darüber, daß Prisian, der sonst entweder bloß die-zu Beyspielen dienenden Wörter allein, oder ganze Sätze, worin jene vorkommen, anzuführen pflegt, in obigem Citate aus Trogus Pompeius den zweyten Satz, gerade denjenigen, in welchem das zum Beyspiel dienende Wort Herculide enthalten ist, nur unvollständig und somit unverständlich („Is ab Herculide petito colloquio?“) angeführt haben soll. Daraus schloß ich auf ein Verderbniß der Stelle und vermuthete, Trogus habe geschrieben: „Is (Midias) a Dercyllide petit colloquiom (i. e. colloquium). Velleius Paterculus etc.“, eine Vermuthung, welche zugleich den Satz des Trogus vervollständigt und dem Velleius den Vornamen M. (Marcus) dadurch abnimmt, daß sie das M (als m) an das voranstehende colloquio anrückt. Nach der Hand ward ich veranlaßt, wenigstens eine und die andere der auf der k. Hofbibliothek dahier befindlichen Handschriften Prisian's wegen der Stelle zu Rathe zu ziehen; und sieh da, in einem Cod. Tegerns. steht geschrieben a derculi de petito colloquio. M. vellius etc., in dem (vorzüglich guten) Cod. 280: a uerculide petit colloquio. M. Uellius etc. (Die über der Linie gesetzten Buchstaben e und o sind Correctionen von späterer Hand). Daraus geht hervor, daß die Aufnahme des Namens Dercyllide (statt Herculide), welche Krehl ungeachtet der dringenden Aufforderung dazu, wie sie in Xenophon's Hellenica (II. 1. §. 8 — 21) liegt, nicht gewagt hat, selbst durch Codd. beynah vollständig gerechtfertigt erscheint; dadurch findet sich zweytens unsere Vermuthung petit durch die ursprüngliche Schreibung im Cod. 280 vollkommen bestätigt und, da, petit angenommen, colloquiom (— quium) nothwendig folgen muß, unsre ganze Conjectur mehr als hinreichend geschützt. — Also, um zusammenfassend unsre Meinung über den Vornamen unsers Historikers auszusprechen, sagen wir: der Vorname Caius ist bloß von Rhenanus zuerst angenommen, dann von ihm selbst wieder verworfen worden; der Name Marcus hat, wenn als richtig anerkannt werden muß, was wir so eben über die Stelle in Priscianus gesagt haben, ferner gar keine Gewährschaft für sich; daß endlich unser Historiker der Publius Vell. des Tacitus gewesen sey, ist nach Zeit und andern Umständen möglich, ja gewissermaßen wahrscheinlich, doch haben wir bis jetzt keinen positiven Beweis dafür.

Außer dem bisher Besprochenen können wir auch das, was Hr. Kritz in demselben Capitel p. X. ff. vorbringt, nicht ganz ungerügt hingehen lassen, und dieß aus dem Grunde nicht, weil wir sehen, daß die Angaben, welche hier gleichsam als historische Thatsachen aufgestellt werden, sich späterhin müssen dazu mißbrauchen lassen, unter Beziehung auf sie dem Schriftsteller verdorbene Denkart und schlechten Styl vorwerfen zu können. Also Hr. Kr. sagt: „Post praeturam gestam aliis eum (Velleium) honoribus functum esse, quum nihil praeterea de suis rebus memoret, non est credibile.“ Daß aus dem Stillschweigen des Geschichtschreibers nichts darüber, was er zwischen den

Jahren 16 — 29 n. Chr. gethan oder nicht gethan habe, gefolgert werden könne, glauben wir im Vorhergehenden schon dargethan zu haben, und gleichwie wir uns enthalten werden von Velleius irgend eine That, die er gethan, oder irgend eine Ehrenauszeichnung, die ihm in dieser Zeit zu Theil geworden wäre, annehmen und behaupten zu wollen, so werden wir anderntheils es für schlechthin unglaublich zu halten, daß er nach bekleideter Prätur in der Zeit zwischen seinem 35. und 48. Lebensjahre seine Thätigkeit als Staats- und Kriegsmann noch irgendwie versucht und erprobt habe, uns auf keine Weise bereden lassen. — Hr. Kr. fährt fort: „Quantum autem tum ex Vellei silentio de relicua vita sua, tum ex eo, quod paullo ante Vinicii consulatum ad scribendam historiam Romanam animum appulit, coniicere licet, inde ab eo tempore, quo cum Tiberio ex Germania rediit, Romae procul a negotiis in honesto otio egit, urbis aulaeque oblectamentis fruens, ac simul litterarum studio vacans, ita quidem, ut non totus in iis habitaret et quasi esset abditus, sed ut otiosae vitae cursum iis dispungeret ac variaret, quemadmodum solent, qui non a prima aetate litterarum cognitioni intenti maiorem vitae partem rebus gerendis impenderunt.“

(Fortsetzung folgt.)

La petite chouannerie ou histoire d'un collége breton sous l'empire. Par A. F. Rio. Paris. Olivier Fulgence, libraire. 1842. 398 p. 8.

Ein sehr geistreiches, ja originelles historisches Genrebild. Der Verfasser, welcher in einem viel bewegten Leben an der Restauration und wissenschaftlichen Begründung der Religion in seinem Vaterlande arbeitete, war Zögling des Seminars zu Vannes in der Bretagne, welches, kaum seinem Untergange in der Revolutionsperiode entrissen, sogleich der Willkühr des kaiserlichen Erziehungssystemes Trotz zu bieten wagte. Nicht ohne vieles Interesse vermag man die zerstreuten Bemerkungen über den Druck der öffentlichen Zustände in Mitten der ausschweifenden Lobeserhebungen der streng überwachten öffentlichen Blätter zu lesen, gewahrt man, wie ungeachtet der Nivellirungswuth der alten Jacobiner und kaiserlichen Beamten die Bretonen ihre Eigenthümlichkeiten in harten Kämpfen zu erhalten wußten. Mit inniger Rührung muß man die ergreifenden Schilderungen von der Rückkehr jener „Bekenner“ lesen, welche des Priesterthums wegen geächtet und verbannt worden waren oder sich unter beständiger Todesgefahr im Lande selbst verborgen gehalten hatten und die nun die Stützen des neuen Aufschwungs der Gemüther wurden. Doch der eigentliche Reiz und die Krone des Werkes ist die Geschichte des Aufstandes der Bretonen gegen Napoleon während der hundert Tage und des ruhmvollen Antheiles, welchen die Studirenden von Vannes, Knaben von 15 — 19 Jahren, daran nahmen. Die Beschreibung dieses Guerillaskampfes, welcher nicht bloß mit der den Chouans eigenen Tapferkeit, sondern auch mit Glück und Umsicht geführt wurde, ist höchst anziehend und zeugt von einem nicht gewöhnlichen descriptiven Talente. So hübsch jedoch die Farben gehalten sind, so warm die Erzählung ist, so trägt sie doch nicht im Mindesten den Stempel der Uebertreibung. Obwohl der Verfasser an den Ereignissen, die er beschrieb, persönlichen Antheil genommen, mitfocht und mitlitt, so erwähnt er dennoch nie seiner Person und giebt dadurch ein lobenswerthes und seltenes Beyspiel schriftstellerischer und militärischer Bescheidenheit. Man kann im Ganzen sagen, es verbindet sein Werk alle Annehmlichkeiten eines Romans mit den strengen Anforderungen der Historie und empfiehlt sich dadurch zweyfach den Lesern. Denjenigen aber, welche diesen Blättern ihre Aufmerksamkeit schenken, machen wir noch besonders zu wissen, daß mehrere bretonische Nationalgesänge dem Texte einverleibt sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus ed. Kritz.

(Fortsetzung.)

Das mehrerwähnte Stillschweigen unsers Schriftstellers über sein eigenes übriges Leben wollen wir selbst mit Stillschweigen übergehen und nur die Frage stellen, nach welchem Gesetze der Logik der Schluß als richtig gelten könne: „Velleius schrieb sein Geschichtwerk erst im Jahre 29 nach Christ.; also muß er die Jahre von 16 — 29 n. Chr. den Vergnügungen des Stadt- und Hoflebens hingegeben, hie und da zur Abwechslung ein wenig mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, zu Rom in Unthätigkeit verlebt haben?“ Könnte man nicht mit gleichem, ja bey einem Manne, wie Velleius, mit besserm Rechte so schließen: „Erst im Jahre 29 kam Vell. dazu, seine Geschichte zu schreiben; er muß also, da er doch Willens war, einmal als Schriftsteller aufzutreten, in den vorher gehenden Jahren so übermäßig mit Staatsgeschäften zu Haus und im Felde überladen gewesen seyn, daß er zum Schreiben keine Muße fand?“ Mit solchen Schlüssen wird, wo geschichtlicher Grund und Boden fehlt, durchaus nichts ausgerichtet. — Aber Hr. Kr. giebt Gründe für seine Annahme: „Otiose Velleium sub Tiberio Romae vixisse produnt verba illa II. 101, 3. haud iniucunda tot rerum, locorum, gentium, urbium recordatione perfruor, quae non potuerunt scribi nisi ab homine, qui iam dudum a castrorum strepitu remotus tamquam in portum quietae vitae se recepisset, ac libenter militiae transactae meminisset. Eodem pertinet locus II. 52, 4. ut militari et verbo ex consuetudine utar.“ Diese Art zu schließen können wir unsers Theils wieder nicht begreifen. Velleius spricht in der ersten Stelle von Dingen, welche er in den ersten Jahren nach Christ. im Orient gesehen und erlebt hatte. Mußte er nun seit jener Zeit oder doch seit dem Jahre 16 n. Chr. otiose zu Rom gelebt haben ꝛc., um im Jahre 29 sagen zu können, daß er an jene früher erlebten Dinge sich noch immer mit Vergnügen erinnere? Gerade der fortwährend viel beschäftigte Mann, sollte man meinen, ergeht sich am liebsten und findet eine Art von Erholung in der angenehmen Erinnerung an früher Erlebtes. — Ueber die andere Stelle sagen wir bloß, daß sie bey Velleius anders laute, als sie Hr. Kr. anführt, und daß sie, selbst nach seiner Annahme gefaßt, nicht beweise, was er will, da doch gewiß, wer noch fortwährend mit Kriegssachen beschäftigt ist, viel eher, als wer schon seit 13 Jahren dem Kriegsdienste entsagt hat, von sich sagen kann, daß er nach seiner Gewohnheit als Soldat spreche und handle. Mit einem Worte: Wir wissen über Velleius' Leben nichts, als was er selbst in seinem Geschichtwerke von sich berichtet. Da nun diese Nachrichten, und sie bloß als einzelne Notizen, nur bis zum Jahre 15 nach Chr., d. h. bis zu Velleius' 35stem Lebensjahre ungefähr reichen, so sollen wir es nicht unternehmen, die kleinern oder größern Lücken in seiner Lebensgeschichte mit Schöpfungen unsrer Phantasie ausfüllen zu wollen, da diese je nach der vorgefaßten Ansicht ihres Urhebers gar sehr verschieden und nach ganz entgegengesetzten Seiten hin von einander abwei-

chend sich gestalten und dennoch die Wahrheit verfehlen, somit nur zu Irrthum und zu falscher Beurtheilung des geschilderten Mannes verleiten können.

Das zweyte Capitel der Prolegomena handelt (pag. XIX — LXXV) de Vellei opere, und zwar zuerst über den hergebrachten Titel des Werkes „Historiae Romanae ad M. Vinicium cos. libri duo," welchen Hr. Bothe in den allgemeinern „Vell. Paterc. historiarum ad M. Vinicium etc." umgeändert habe. Hr. Kritz meynt: „historiae Romanae inscriptionem, ex ipso cod. Murbacensi desumptam, non alienam esse commodeque retineri posse etc." Dazu erlauben wir uns zu bemerken was folgt. Wäre entschieden gewiß, daß die Benennung „histor. Romanae" aus dem Murb. Codex stamme, dann würden wir vielleicht keinen Vorschlag zu einer Aenderung annehmen dürfen, sondern den alten Titel beybehalten müssen. Allein dieß ist eben ungewiß, ob der Titel aus dem Murb. Codex entnommen, oder von Rhenanus gemacht worden sey; denn von allen in der Editio princ. und bey Orelli vorkommenden Auf- und Unterschriften scheint bloß die am Ende des ersten Buches, bey Rhenanus „C. Vellei Paterculi prioris libri ad M. Vinic. cos. finis," bey Orelli „Vellei Paterculi ad M. Vinicium liber primus explicit" der Hauptsache nach aus dem Murb. Cod. zu stammen, folglich, da in dieser Unterschrift die Benennung historia Romana nicht vorkömmt, diese dem Murb. Cod. fremd gewesen zu seyn. Zur Gewißheit hierüber oder doch zu einem festern Urtheile könnte uns, da nun einmal Burer, mit Controlirung des Textes zufrieden, über das Titelwesen sich gar nicht erklärt hat, Hr. Orelli verhelfen, wenn es ihm gefiele nachträglich sich bestimmt darüber auszuspechen, ob die Unterschrift am Ende des ersten und die Ueberschrift am Anfange des zweyten Buches seines Velleius in Amerbachs Abschrift wirklich buchstäblich so geschrieben seyen, wie sie in seiner Ausgabe gedruckt stehen. Indeß wie dem auch sey, wir glauben im Voraus behaupten zu dürfen, daß Vell. in seinem auf uns gekommenen Werke in zwey Theilen nicht bloß Römische Geschichte sondern einen kurzen Abriß der Weltgeschichte bis auf seine Zeit herab gegeben habe. Um klar zu machen, warum wir so glauben, müssen wir uns eine schon viel besprochene Stelle in Velleius etwas genauerer Betrachtung zu unterwerfen erlauben. Die Stelle steht in den zeitherigen Ausgaben im I. B. am Ende des VI. Capitels und lautet nach der Ed. princeps: „Aemilius Sura de annis populi Romani: Assyrii principes omnium gentium rerum potiti sunt, deinde Medi, postea Persae, deinde Macedones. Exinde duobus regibus Philippo et Antiocho, quia *) Macedonibus oriundi erant, haud multo post Carthaginem subactam devictis, summa imperii ad populum Romanum pervenit. Inter hoc tempus et initium regis Nisi **) Assyriorum, qui princeps rerum potitus, intersunt anni MDCCCCXCV." Hr. Kr. verweiset diese ganze Stelle aus dem Texte in die Anmerkungen und sagt darüber: „Haec non Velleii esse, sed a librario margini ascripta ac postea textui illata primus vidit Delbenius apud Aldum. Argumento est ipsa rerum commemoratio mirum quantum ἀπροσδιόνυσος, etc. . . . Quae quum ita sint, omnes fere editores atque Salmasius ad Tertullian . — verba eiicienda putarunt; tuentur tamen Ger. I. Vossius..., Froehlichius ... in iis retinendis paene superstitiosus, et Jos. Scaliger ..., quamquam hic transponenda censet post superiora illa §. 2. imperio vitaque privavit etc." Ref. dagegen muß auf seiner Superstition beharren und behauptet mit nähern Bestimmungen seiner Ansicht, welche er früher nur obenhin angedeutet hat, daß die angeführten Worte so gewiß wie irgend andere von Velleius stammen, und daß man, um alle Zweifel und Anstände welche sich dagegen erheben lassen, zu beseitigen, die Worte nur an das Ende des cap. XIII. versetzen und so lesen müsse: „Aemilius Sura de annis populi Romani Assyrii (ait) principes omnium gentium

*) Zu lesen: qui a Macedonibus etc.

**) Wird (auch von Hrn. Kr.) durch Correction gelesen: regis Nini Assyriorum.

rerum potiti sunt, deinde Medi, postea Persae, deinde Macedones. Exinde duobus regibus Philippo et Antiocho, quia Macedonibus oriundi erant, haud multo post Carthaginem subactam devictis, summa imperii ad populum Rom. pervenit. Inter hoc tempus et initium regiminis Assyriorum, qui principes rerum potiti sunt, intersunt anni MDCCCXLV." Mit Cap. 13. ist Vell. an's Ende der ersten Abtheilung seines Werkes gelangt (die übrigen Capitel 14 — 18 sind, wie er selbst ausdrücklich bemerkt, nur eine zwischen den ersten und zweyten Theil des Buches eingeschaltete Zugabe); auf diesem Punkte angekommen führt er seinen Lesern noch einmal in kurzer Recapitulation alles vor, was er bisher abgehandelt hat, indem er 1) mit Aemilius Sura's Worten sagt: „Zuerst unter allen Völkern behaupteten die Assyrier die Weltherrschaft, dann die Meder, hernach die Perser, dann die Macedonier. In der Folge, nachdem zwey von den Macedon. stammende Könige, Philippus und Antiochus, nicht lange nach Carthago's Unterjochung besiegt waren, kam die Weltherrschaft an das Römervolk," dann 2) mit eigenen Worten die Zeitbestimmung (welchen Zeitraum der erste Theil seines Werkes umfasse) beyfügt: „Zwischen dieser Zeit (dem Zeitpunkte der an Rom gekommenen Weltherrschaft) und dem Anfang des Regiments der Assyrier, welche zuerst die Weltherrschaft behauptet haben, liegen in der Mitte 1845 Jahre." *) So gestellt und so gedeutet haben die seit Delben von Einigen verdächtigten Worte sicherlich nicht nur nichts Anstößiges, sondern sie bilden vielmehr einen sehr wohl passenden Schluß des ersten Theils des Vell. Geschichtwerkleins, und liefern überdieß, um nun auf den Punkt zurück zu kehren, von welchem wir ausgiengen, den klarsten Beweis dafür, daß Vell. in seinem Buche nicht bloß römische sondern allgemeine Geschichte behandelt habe, und zeigen uns sogar, in welcher Ordnung und nach welchen Perioden er sie behandelt habe, nämlich nach den Perioden der Herrschaft der Assyrier, der Meder, der Perser und endlich der Macedonier im ersten Theile, die Periode der Weltherrschaft Roms im zweyten Theile. Die Richtigkeit dieser Ansicht bestätigen auch die wenn gleich nur geringen für uns noch erhaltenen zwey Fragmente des ersten Theiles des Werkes, dessen bey weitem größere Hälfte, Anfang und Mitte, für uns leider verloren ist.

Alles z. B., was wir im ersten Fragmente (Cap. 1 — 5.) lesen, welches zuerst von Thaten und Schicksalen der von Troja's Zerstörung nach der Heimat zurückkehrenden griechischen Helden spricht u. s. w. gehört und paßt vollkommen gut in eine Weltgeschichte, aber durchaus nicht in eine Geschichte Roms; im Anfange des 6. Cap. wird mit deutlichen Worten die Periode der Weltherrschaft Assyriens abgeschlossen und auf die der Mederherrschaft übergegangen: „Insequenti tempore imperium Asiaticum ab Assyriis, qui id obtinuerant annis MLXX, translatum est ad Medos etc." Wozu das in einem bloß auf Roms Geschichte sich beschränkenden Werke? Wie passend dagegen in einer nach den Perioden der von Volk zu Volk erst in Asien dann in Europa wandernden Weltherrschaft auszuführenden Universalgeschichte? Nach unsrer Ansicht der Stelle aus Sura läßt sich nun auch im Allgemeinen genau angeben, was in den für uns verlorenen Theilen des Vell. Werkes enthalten gewesen. Der verlorene Anfang muß die ältesten Geschichten von der Assyrer Herrschaft an bis nach Eroberung und Zerstörung Troia's behandelt haben; die nächsten Folgen dieser Begebenheit für Griechenland u. s. w. erzählt das erste Fragment, das wir haben, bis zum Ende der Assyrischen Herrschaft.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine weitere Rechtfertigung der von uns vorgeschlagenen Versetzung der ganzen Stelle, dann der kleinen Correctionen in Worten und Zahlen, müssen wir, um nicht über Gebühr weitläufig zu werden, hier unterlassen.

Die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie von Dr. Julius Richter. Berlin 1842. Verlag von E. H. Schröder.

In den attischen Alterthümern ist, wie so vieles andere, auch die Geschichte der Scene, d. h. die äußere Gestalt und die damit verbundenen manchfachen Einrichtungen des ganzen Theaters, noch mit vielem Dunkel bedeckt, und wenn es uns auch möglich geworden, nach den Untersuchungen gelehrter und scharfsinniger Forscher ein Gesammtbild einer dramatischen Aufführung zu entwerfen, so stoßen wir bey dem Eingehen in das Einzelne noch auf vieles Eigenthümliche und Unerklärliche; daß es bis jetzt nicht gelungen, alle Schatten von der großartigen Scene Athens zu verscheuchen, liegt einerseits in der Mangelhaftigkeit und Unsicherheit der Nachrichten, andrerseits wohl auch in einer gewissen Befangenheit oder auch Starrigkeit unsrer subjectiven Ansichten. So gehört auch die Frage, wie die Rollen der handelnden Personen unter die Schauspieler vertheilt gewesen, annoch zu den strittigen. Vor kurzem nun handelte Prof. Hermann in Marburg über diesen Gegenstand in folgender Schrift: De distributione personarum inter histriones in tragoediis Graecis. Marburgi 1840; gegen dessen Ansichten machte hierauf Prof. Lachmann in Berlin seine schon früher aufgestellten Sätze — sie finden sich in den Schriften: de mensura tragoediarum und de choricis systematis tragoediarum graecarum — in den Jahrbüchern von Seebode, Jahn und Klotz Jahrgang XI. Band 31. S. 456 ff. geltend, und zwar in der Art, daß sich Hr. Dr. Julius Richter, welchem, wie er selbst sagt, in der öffentlichen Besprechung dieses Gegenstandes Prof. Hermann und in der Beurtheilung der Hermann'schen Schrift Prof. Lachmann zuvorkam, bestimmt fühlte, in oben angezeigter Schrift theils die Hermann'schen Grundsätze gegen die Angriffe Lachmanns zu vertheidigen, theils seine eigenen Resultate zu veröffentlichen. Diese letzteren nun hier in kurzem darzustellen, kann allein in den Gränzen einer Relation liegen, nicht aber die verschiedenen Meinungen zu prüfen und zu entscheiden, worin mehr Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit enthalten sey.

Zuerst stellt der Verf. den Satz auf, daß die Vertheilung der Rollen erst nach Vollendung des Drama geschah, wie es die Aufeinanderfolge der Scenen gebot. Die Composition selbst erlitt also durch dieselbe keine Beeinträchtigung und, wo es nöthig war, gieng man über die gewöhnliche Dreyzahl der Schauspieler hinaus. In Beziehung auf die Entwicklungsgeschichte des griechischen Drama stimmt Hr. R. mit Hermann im Ganzen überein. Thespis, der Begründer des attischen Drama, führte einen Schauspieler ein als Correspondenten des Choragen; Aeschylus fügte den zweyten hinzu, so daß jener Thespideische der Protagonist statt des Choragen wird; Sophokles den dritten und damit war die feste Zahl abgeschlossen. So Hermann. Herr R. fügt nur hinzu, daß kein Verbot da gewesen, diese Zahl zu überschreiten und daß überhaupt vor Sophokles von keinem Protagonistes die Rede seyn könne.

Hierauf bespricht Hr. R. die Fragen: ob Sophokles drey Schauspieler für eine vollendete Tragödie hinreichend gehalten und deßhalb nicht mehr habe einführen wollen, und ob derselbe die Rollen vorher eingetheilt und nach vorgefaßter Eintheilung geschrieben habe? Die erste Frage wird wegen Diogenes Laert. III. 34 (im Buch selbst steht 56) nur negativ bejaht — es war kein Gesetz dagegen; die zweyte bestimmt verneint; denn wozu das παραχορήγημα? welches hinlänglich beweise, daß die Dreytheilung der Rollen zwar etwas Gebotenes, zum wenigsten Gewünschtes, aber für die Dichter durchaus nichts Bindendes war und daß Sophokles nicht nach einem prämeditirten Schema seine Tragödien gedichtet, sondern die Rollen des fertigen Stücks unter die drey Schauspieler zunächst vertheilt habe, wo dieß nicht genügte, einen vierten oder gar fünften hinzunahm. — Die Abstufung der Rollen vergleicht Hr. R. mit der Figurenstellung in den Giebelfeldern griechischer Tempel. Wie hier die Hautfigur in der Mitte, die andern niedriger als sie, auf beyden Seiten geordnet sind, so ist der Protagonistes der Mittelpunkt, der Glanzpunkt des ganzen Stücks, dem er auch den Namen giebt, wenigstens in vollendeten Dramen. Ob diese Geltung der Rollen in späteren Zeiten beybehalten worden, sey ungewiß; der Name des Tritagonistes sey freylich schon frühe in Mißcredit gewesen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus ed. Kritz.

(Fortsetzung.)

Dasselbe Fragment erzählt (von Capitel 6. an) was in die Periode der Mederherrschaft gehört bis zur Gründung Roms durch Romulus (Capitel 8.). In dem hiernächst für uns ausgefallenen mittleren Theile des Werkes muß fortgesetzt und ans Ende geführt gewesen seyn, was noch in die Periode der Mederherrschaft gehörte; dann die ganze Periode der Perserherrschaft; endlich die Periode der Macedonischen Herrschaft bis gegen Ende des Krieges der Römer gegen Perseus, von dessen Besiegung durch L. Aemilius Paulus das zweyte uns übrige Fragment handelt und dann die Periode der Macedonierherrschaft zu Ende führt, bis nach Zerstörung Korinth's und Karthago's die Periode der Weltherrschaft Roms beginnt, deren Darstellung Gegenstand des zweyten für uns (bis auf wenige Schlußworte) ganz erhaltenen Theiles des Vell. Buches ist.

In demselben zweyten Cap. der Prolegomena (pag. XXIV. ff.) vertheidigt Hr. Kritz (nach Herm. Sauppe) unsern Historiker gegen den Vorwurf niederträchtiger Schmeicheley, welcher ihm häufig gemacht worden ist, benimmt sich aber dabey als Defensor gar sehr wunderlich, da er, um von seinem Clienten einen Vorwurf abzuwenden, ihm zehn andere aufbürdet, ihn als einen der gemeinen Menschen jener Zeit darstellt, der Staat und Vaterland vergessend nur sich, seine Lust und seinen Vortheil sucht, den wahren Werth der Dinge nicht kennt, Gutes und Böses nicht zu unterscheiden vermag, das scheinbar Glänzende als vortrefflich preiset, darum in der Geschichterzählung nicht Ursachen und Absichten zu erforschen und darzulegen sucht, sondern sich auf Lobpreisung einzelner Personen beschränkt als ein Mensch, dem eben die Personen alles, die Sachen nichts gelten u. dgl. Wie viel Schiefes, Unklares und Unwahres in diesen Anklagen enthalten sey ausführlich nachzuweisen, würde uns zu weit führen; einige Gegenbemerkungen mögen genügen. So z. B. führt Hr. Kr., um recht augenscheinlich zu zeigen, mit welcher Leichtfertigkeit die Menschen jener Zeit über die wichtigsten Sachen geurtheilt haben, (pag. XXVI.) die Stelle aus Tacitus Annalen (I. 9.) an: „Multus hinc ipso de Augusto sermo, plerisque vana mirantibus etc.“ bis „pauca admodum vi tractata, quo ceteris quies esset,“ und fügt bey: „Hae plurimorum, inter quos etiam prudentium, sententiae de Augusto mortuo ita consentiunt atque conspirant cum iis, quae Velleius de eodem refert, ut dum apud Tacitum multitudinis iudicia relata legimus, ipsum Velleium loquentem audire nobis videamur.“ Welches Mißverständniß, welche Vermengung von Dingen, die bey Tacitus so klar und bestimmt von einander geschieden stehen! Tacitus berichtet zuerst das Gerede der gemeinen Menge (τῶν πολλῶν, plerorumque), welche darüber staunten, daß Augustus an demselben Tage einst die Regierung angetreten und nun das Leben geendigt habe; daß er zu Nola in demselben Haus und Zimmer, worin sein Vater Octavius, gestorben sey u. s. w. Diesem Gerede der Menge werden

dann gegenüber gestellt die Urtheile der Verständigen („At apud prudentes vita eius etc.“), welche, nicht an unwesentliche Zufälligkeiten denkend, auf das wahre Wesen der Sache eingiengen und das Leben des verstorbenen Princeps — die einen lobten, die andern tadelten (Tacit. Annal. I. 9. 10, welches letztere Cap. Hr. Kr. mit Unrecht außer Acht gelassen hat). Fragen wir nun, in welche von beyden bey Tacitus deutlich unterschiedenen Klassen von Menschen unser Geschichtschreiber zu setzen sey, so müssen wir nach klarem Zeugnisse seines Werkes antworten: Nicht in die Klasse der plerique, deren eitles Gerede ihm ganz fremd ist, sondern in die Klasse der prudentes, unter diesen aber freylich in die Reihe derjenigen, welche das Leben des Augustus nach ihrer Ueberzeugung lieber, sey es auch mit einiger Einseitigkeit, loben als gegen ihre Ueberzeugung in der Hauptsache tadeln wollten. Und darum, weil er den Augustus lobte, ihn für den Retter des Reiches hielt und für den Wiederhersteller von Ruhe und Ordnung im Lande, das leider nur zu lang unter wilden Parteykämpfen und blutigen Bürgerkriegen unsäglich gelitten hatte, darum soll sich nun Velleius für einen Schwachkopf, für einen urtheilsunfähigen Alletagsmenschen, für Einen aus der gemeinen Menge ansehen und verunglimpfen lassen? Mögen doch diejenigen, die das thun, mit einiger Unbefangenheit sich selbst fragen, mit welchem Rechte sie es thun. — So ferner, wenn Hr. Kr. (nach Sauppe; pag. XXVII. sq.) sagt: (Velleius) etiam ea facta, quae magnitudine sua prae ceteris eminent, non ad remp. refert, sed tamquam cum personis eorum, qui fecere, coniunctissima narrat, non assecutus, quamquam sine personis nihil geri potest, tamen in iis, quae gerantur, maius quoddam inesse et gravius, quam cuius vis et natura intelligi possit, si a rerum actoribus non discesseris,“ und wenn er dahin die Erzählungen de Aemilio Paulo I, 9. 10; de Q. Metello Macedonico I, 11; de P. Scipione Aemiliano I, 12 und noch 30 bis 40 andere rechnet, so glauben wir den Velleius dafür, daß er die Sache so behandelt hat, im Ganzen nur loben zu müssen, weil Geschichte schreiben etwas anders ist und seyn soll, als über Geschichte räsonniren, oder über Geschichte, sey es philosophisch, sey es politisch, phantasiren. — „Ex eodem fonte“ — fährt Hr. Kr. (pag. XXIX) fort — „unde fluxit ista iudicii levitas, ut personis in historia primum, aut potius unicum locum tribueret, repetendum est etiam, quod historiae Romanae succinctam expositionem saepe singularum rerum narratione distinxit, quae minime ad civitatem pertinent, sed tantummodo cum singulorum hominum fortuna aut moribus coniunctae sunt, iisque illustrandis inserviunt,“ und bezeichnet auch hier wieder nicht weniger als 30 Stellen, die als solche nicht zur Sache gehörige Einschiebsel zu betrachten seyn sollen, z. B. die Erzählung von Codrus Tod I, 2 u. s. w. Wir wissen nicht, wie Andere hierüber denken, bekennen aber ungescheut, daß uns eben diese kleinen Erzählungen — vielleicht eine und die andere, die wir wie eine nach unserer Art unter den Text gesetzte Anmerkung anzusehen haben, ausgenommen — eine wahre Zierde des Velleian. Werkleins zu seyn scheinen; durch sie hat Vell. seiner Epitome Reiz und Leben verliehen; durch sie lernen wir Sachen und Personen um vieles besser und bestimmter kennen, als durch vielleicht wortreiche Schilderungen und Charakteristiken geschehen könnte; ihnen ist es zuzuschreiben, daß Velleius kleines Geschichtbuch anstatt eines dürren Compendium, eines todten Registers von Namen und Zahlen, von Kriegen, Schlachten, Triumphen u. s. w., als ein liebenswürdiges Ding voll Lust und Leben erscheint, mit dem man sich gar gern befreundet.

Pag. XXXVI. sq. handelt Hr. Kr. de ordine, quem in componendo opere secutus est (Velleius). „Proposuit sibi Velleius (so lauten seine Aeußerungen hierüber) annorum seriem sequi et ut quidque tempore prius erat, ita etiam priorem in narratione locum ei assignare. Sed quum nimio personarum studio teneretur . . ., eo factum est, ut saepe invitus a consilio suo deflecteret, et non rebus sed personis admonitus traderet, quae alio loco tradenda erant.“ Das zum Belege dieser Behauptungen dienen-sollende Sündenregister liefert dann wieder Hr. Sauppe, welcher als „exempla huius negligentiae“

die Stellen II, 5. II, 41. II, 59. II, 69. angeführt hat. — Auch dieß wieder eine völlig grundlose, somit höchst ungerechte Beschuldigung, gegen welche wir den Vell. zu vertheidigen nicht unterlassen können. Der Verfasser allenfalls einer Haus- oder einer Stadtchronik könnte und müßte so verfahren, wie die Herren S. und Kr. verlangen; ein Geschichtschreiber dagegen, selbst wenn er Jahrbücher schreibt, kann sich nicht in der Art beschränken lassen, wie jene fordern, geschweige denn erst, wenn er eine freyere Darstellungsform, sey es aus andern Gründen oder weil die Natur der Sache es nicht anders gestattete, gewählt hat. Velleius nun, als Verfasser einer kurzen Uebersicht der Weltgeschichte, konnte in seiner Erzählung nicht von Jahr zu Jahr fortschreiten, sondern, da er von Periode zu Periode eilen mußte, nur je von einer sey es auch durch eine längere Reihe ven Jahren sich hindurch ziehenden Begebenheit zur andern. Ein Beyspiel zur Erläuterung unserer Meynung. „Similiter (schreibt Hr. Kr. pag. XXXVI gegen Ende) II, 41. narratio ad Caesaris consulatum processit; sed huius viri magnitudine admonitus auctor multa refert ex superiore tempore, quorum suo loco mentionem facere omiserat.“ Wahr ist, daß Vell. in dem 41. und den zwey darauf folgenden Capiteln Dinge von Cäsar berichtet, welche insgesammt einer frühern Zeit als sein Consulat angehören, und daß er dann erst in Cap. 44. den auf einen Augenblick bey Seite gelegten Faden der Haupterzählung wieder aufnimmt und so fortfährt: „Hoc igitur consule inter eum et Cn. Pompeium et M. Crassum inita potentiae societas etc.;“ aber wo anders als hier hätte denn Vell. die mancherley Dinge, welche er, in die frühere Zeit zurück greifend, in die bezeichneten drey Capitel zusammen gedrängt hat, erwähnen sollen? „Jedes an seinem Orte,“ sagen sie, d. h. „jedes bey der Geschichte des Jahres, worin jedes geschah.“ Allein Vell. erzählt ja nicht, und kann nicht nach dem Fortschritt einzelner Jahre erzählen; und selbst angenommen, daß Vell. in seinem Geschichtsabrisse etwas aus jedem der Jahre zu erzählen gehabt habe, in welche die oben erwähnten Data aus Cäsars Leben fielen: was für ein Ungeheuer von Geschichte würde er uns geliefert haben, wenn er uns bey einem Jahrgange seiner Geschichte mitten unter andern Dingen von Cäsar's Geburt und edelm Geschlechte, bey dem zehnten oder zwölften Jahre nach diesem ein Geschichtchen aus der Kindheit desselben erzählt, dann etwa beym fünfzehnten Jahre ein andres und so fort allemal nach einem Intervallum von je drey oder mehrern Jahren wieder ein anderes Bruchstück aus Cäsar's Leben, zwischen die Erzählung anderer Begebenheiten eingeschaltet, mitgetheilt hätte? Ein elendes Lappen- und Stückwerk würde es gewesen seyn, aus dem kein Mensch hätte klug werden können, von dem sich vielmehr jeder gesunde Verstand mit Widerwillen würde abgekehrt haben. Dagegen so gestellt, wie Vell. die Sachen gestellt hat, bilden sie ein schön geordnetes, leicht überschaubares Ganze. Cäsar war in einer kurz gedrängten Geschichte Roms in der That nicht zu erwähnen, bevor er zum Consulate gelangte. Von diesem Moment an aber und von der Schließung des Machtbündnisses mit Pompeius und Crassus war er allerdings eine Hauptperson in der Geschichte jener Zeit und werth, daß sein Geschichtschreiber zurück greifend in die Vergangenheit alles was zur genauern Kenntniß und Charakteristik des, selben dienen konnte, übersichtlich zusammen stellte. — Also anstatt den Vell. als einen flachen Alltagsmenschen, der vor lauter Personen zur Betrachtung der Sachen nicht habe durchdringen können, herabzusetzen, wollen wir lieber anerkennen, daß er sein kleines Geschichtwerk im Ganzen mit richtiger Schätzung der Sachen und der Personen recht und meisterlich abgefaßt und uns daran ein Muster hinterlassen habe, nach welchem sich zu bilden die Geschichtschreiber gewiß auch heutiges Tages noch nicht verschmähen dürfen. — Wie mit dieser von Cäsar handelnden Stelle, ganz so verhält es sich auch mit der von Octavian (II, 59.); ähnlich mit der Stelle II, 5. und mit der II, 69.; ähnlich mit allen von Hrn. Kr. angeführten und nicht angeführten Stellen ähnlicher Art in Velleius, wie wir darthun könnten und würden, wenn der dazu nöthige Raum uns hier gegeben wäre.

Pag. XLVI — LXXV (Ende des zweyten Capitels der Prolegom.) handelt Hr. Kr. von

dem Style (de dicendi genere) des Velleius, findet in dieser Beziehung die günstigen Urtheile eines Rhenanus, Muretus, Cellarius, Ruhnkenius „potius a sensu quodam vago atque praeiudicata opinione, quam ab accurata verae eius indolis cognitione profecta“, und sucht in weitläufiger Auseinandersetzung zu zeigen, daß Vell., dem man höchstens „latinae orationis virtutem“ zugestehen könne, als Stylist viel niedriger stehe, als man gewöhnlich meine. Denn (sagt er) „primum laborat (Velleius) omnibus vitiis, quae sui aevi erant propria“ (diese vitia aber sind: hyperbolica dicendi ratio; argutiarum studium; parum aptae imagines vel obscuriores comparationes; sententiae pluribus modis enunciatae; verborum aut locutionum eiusdem sensus cumulatio); was alles Hr. Kr. durch eine so reichhaltige Anführung von Belegstellen aus dem kleinen Werke unsers Schriftstellers darzuthun sucht, daß man bey deren Anblicke meynen sollte, es könne kaum ein gesundes und untadeliges Wort in demselben noch übrig seyn. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie von Dr. Julius Richter. Berlin 1842. Verlag von E. H. Schröder.

(Schluß.)

Darauf folgt eine Anwendung der als zugegeben betrachteten Sätze auf die uns noch erhaltenen Tragödien des Aeschylus, Sophokles und Euripides. Unter den 7 Tragödien des Aeschylus erfordern nur die Sieben gegen Theben und Prometheus drey Schauspieler und es fragt sich nun: war der dritte ein Tritagonistes oder ein Parachoregema? Das παραχορήγημα erklärt Hr. R. mit Schneider „über das attische Theaterwesen“ als eine Nebenausstattung, weil der Chorag auch diese Personen zu costümiren hatte. Das παρασκήνιον ist nur wieder ein besonderer Ausdruck für ein besonderes Verhältniß des παραχορήγημα und der χορευτὴς

bedeutet einen, der zum Choragen gehörte, ohne gerade zum thätigen Chore zu gehören. Das παραχορήγημα aber ist von keinem der 15 Choreuten gespielt worden. — Bey Aeschylus nimmt Hr. R. immer einen Tritagonistes an als den dritten Schauspieler: denn er sey hierin dem Sophokles gefolgt; Sophokles erbob zum Gesetz, was für Aeschylus Nothwendigkeit geworden war. Nun folgt von Seite 25 bis 90 eine genauere Untersuchung aller uns aufbewahrten Tragödien, in wie fern in ihnen jene Rolleneintheilung ersichtlich und zu bestimmen sey. Am Ende der oft ziemlich mühsamen Berechnung folgt eine tabellarische Uebersicht, wie bey den 32 Tragödien des Aeschylus, Sophokles und Euripides die Rollen des Protagonistes, Deuteragonistes, Tritagonistes und, wo es nöthig war, des Parachoregema und Paraskenion vertheilt gewesen.

Nach dieser Uebersicht behandelt Hr. R. noch drey Punkte; nämlich 1) über die Begriffe πρωταγωνιστὴς, δευτέραγωνιστὴς, τριταγωνιστὴς und ihr Verhältniß zu einander. 2) Ueber das παραχορήγημα und 3) über die Nothwendigkeit vernünftiger kunstgemäßer Eintheilung a posteriori. In Beziehung auf den ersten Punkt ergiebt sich: die Protagonistenrolle ist die Hauptrolle an Umfang u. Bedeutung; der Protagonistes hat gewöhnlich und eben deßwegen nur eine Rolle zu spielen, die beyden andern fast immer mehrere; wo nicht, so sind die andern Rollen, die er spielt, meistens subordinirt. Ferner in 21 der erhaltenen Stücke ist die Protagonistenrolle Titelrolle, was für ein äußeres Kennzeichen zu halten sey. Der Deuteragonistes hatte in der Regel die an Rang, Würde und Bedeutung zunächst stehenden zu spielen, wobey es geschehen konnte, daß er zwey sich feindlich gesinnte Personen repräsentirte, wie in der Elektra des Sophokles den Orestes und die Klytämnestra. Der Tritagonistes erhielt seine Rollen durch Zufall und durch Bestimmung des Dichters. Bey Besprechung des παραχορήγημα folgt Hr. R. ganz der Erklärung Hermanns; die Rolle des Pylades ist er geneigt für ein stehendes παραχορήγημα zu nehmen, da dieselbe unter 8 Parachoregemen sich viermal findet. Beym letzten Punkt sammelt Hr. R. das früher Gesagte und Dargelegte in mehrere Hauptsätze zusammen, die ihrem Wesen nach auch in dieser Relation bereits berührt worden sind.

G. Th.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus ed. Kritz.

(Fortsetzung.)

„Alterum, fährt Hr. Kr. fort, quod diximus in caussa fuisse, ut Velleii oratio minus excelleret . . ., ad ipsum solum pertinet, et, quantum coniicere possumus, cum eius studiorum ratione maxime coniunctum fuit . . . Mature enim in castra delatus non satis temporis iis adolescentiae studiis dedisse videtur, sine quibus ad perfectionem aliquam et iustum orationis robur perveniri nequit etc.“ Darum habe es Vell. kaum zur Mittelmäßigkeit im Style gebracht; man vermisse bey ihm einen gleichmäßigen und sanften Fluß der Rede; größere Perioden vollends seyen ihm gewöhnlich ganz mißlungen; ja sogar, wird angefügt: „interdum effecit non satis exculta scribendi facultas, ut auctor, dum argute scribere vult aut artificiose verba componere, ipsam sententiam efferat impeditius orationemque reddat obscuriorem.“ Auch dieß alles wieder mit einer stattlichen Menge von Beyspielen aus dem Werke des Vell. belegt. — „Tertia denique caussa, quae perfectae operis Velleiani formae obfuit,“ heißt es ferner, „festinatio effecit, ut Velleius ne tantum quidem, quantum ingenio ac litteris valeret, praestare posset, ac saepe infra virium modum subsisteret . . . Haud raro enim, impetu abreptus, animi sensus obscurius enunciat, contentus . . . certe aliquo modo dixisse, quod in maiore otio melius dicere poterat. Alias eandem ob caussam accessit ad familiaris sermonis negligentiam etc.“ Auch dazu wieder eine Menge von Beyspielen aus dem getadelten Werke, damit es selbst sich sein Urtheil spreche.

So interessant es nun seyn würde alle diese Beschuldigungen einer genauen ins Einzelne gehenden Prüfung zu unterwerfen um ihre völlige Grundlosigkeit oder doch dieß ans Licht zu stellen, daß darin eine ganz gewaltige Uebertreibung herrsche, so wenig kann dieß von dem Verf. einer bloßen Anzeige geleistet werden. Denn da schon der Klaglibellus des Hrn. Kr. dreißig große Octavseiten einnimmt, zu welchem Buche würde nicht die genau zergliedernde Gegenschrift des Vertheidigers anschwellen! Einige allgemeine Gegenbemerkungen werden daher unsern Lesern genügen müssen. — Hr. Kritz hat unter seine Beweisstellen viele aufgenommen, welche so, wie er sie giebt, nicht im Murb. Codex, sondern nur durch Correction eingeführt in seiner oder einer andern neuen Edition stehen, deren Autorschaft folglich Velleius von sich ablehnen würde; umgekehrt hat er andere nicht wenige Stellen aufgenommen, wie sie zwar im Murb. Codex aber verdorben stehen, so daß Vell. sie aus diesem Grunde nicht als sein Werk anerkennen würde. Viele Stellen, welche nach unserm und Anderer Sinn und Gefühl mit Witz und in ganz guten Antithesen ausgedrückte Sentenzen enthalten, hat Hr. Kr. ohne ihre Schuld auf die Proscriptionsliste der von ihm verworfenen argutiae gesetzt; er hat vergessen, daß Velleius nicht Reden schreiben wollte, wie Cicero, nicht eine ausführliche Geschichte Roms, etwa wie Livius, sondern eine

gedrängte Uebersicht der allgemeinen und in dieser begriffen der Römischen Geschichte, und daß er sich darum durch die Natur der Sache in die Nothwendigkeit habe versetzt gesehen vieles, was er gern umständlicher erzählt hätte, nur ganz kurz, in eingeschalteten Zwischensätzen, in Parenthesen u. dgl., zu erwähnen, und daß die von dem Schriftsteller öfter beklagte festinatio eigentlich darin bestand, daß er, nach dem Plane seines Werkes von Haupt- zu Hauptbegebenheit rastlos vorwärts getrieben, bey vielen untergeordneten, wenn auch wichtigen, Einzelheiten nicht verweilen durfte u. s. w.

Ueber das dritte Capitel der Prolegom. „de codice Murbacensi etc.“ (von pag. LXXVI bis CXXV inclus.) wagen wir, ohne es hier begründen zu wollen, unser Urtheil dahin abzugeben, daß neben dem vielen Guten, was darin gesagt ist, viel Ueberflüssiges vorkömmt und manches, was einer Berichtigung bedürfte.

Das vierte Capitel endlich giebt auf pag. CXXV extr. — pag. CXLIV eine sehr reichhaltige und wahrscheinlich (wir können darüber aus eigener Kenntniß nicht urtheilen) vollständige Uebersicht der Ausgaben des Vell. von der Editio princeps herab bis auf die von Fr. H. Bothe 1837; dazu noch ein Verzeichniß von „Disputationes de Velleio . . . in universum“ von „Emendationes Velleianae diurnis litterariis insertae etc.“ von „Peculiares emendationum libelli“ und endlich von Schriften, in welchen „loci Velleiani obiter tractati vel emendati“ zu finden sind.

Nachdem wir hiemit über Hrn. Kr.'s Prolegomena zum Velleius genugsamen Bericht gegeben haben, gehen wir nun zur Betrachtung der von ihm statuirten Textworte des Schriftstellers über.

In den Grundsätzen, daß man bey Bearbeitung alter Texte, so lang es nur immer möglich sey an der urkundlichen Ueberlieferung fest halten, die Eigenthümlichkeit der Schreibart jedes Auctors sorgfältig beachten und ihr gemäß gegebene Lesarten beybehalten oder durch Conjectur einzuführende ihr entsprechend gestalten müsse u. s. w., darin mit Hrn. Kritz vollkommen einverstanden, glauben wir — um unser Urtheil sogleich frey und unumwunden auszusprechen — nach wiederholt angestellter sorgfältiger Prüfung seiner Textbearbeitung des Velleius' behaupten zu müssen, daß er selbst dabey nicht selten gegen die anerkannt richtigen Grundsätze verfahren sey, indem er manche im Codex ganz richtig gegebene Stellen geändert oder falsch erklärt, andere schlechterdings unhaltbare als richtig zu behaupten gesucht, wieder andere, die einer kleinen Aenderung bedürftig waren, durch Ausstoßung von Worten, durch Wort- und Satzumstellung und auf andere Weise mehr verdorben als gebessert, somit den Text seines Schriftstellers nicht in der Vollkommenheit hergestellt habe, die man nach den Vorgängen jüngster Zeit von einer neuen Ausgabe desselben zu erwarten berechtigt war. Um dieses unser Urtheil, wie billig ist, gehörig zu begründen, wollen wir, ohne uns an die eben angedeutete, aber natürlich unvollständige Classification der nach unserer Meynung von dem Hrn. Herausgeber begangenen Fehler zu halten, mit unsern Lesern eine Anzahl von Stellen, wie sie in Vell. Werke von Capitel zu Capitel uns aufstoßen, kritisirend durchgehen.

I. 8, 4 f. sagt Velleius nach Ed. princ. „Romulus . . . . Romam urbem . . . . condidit . . . Id actum post Troiam captam annis CCCCXXXVII. Id gessit Romulus adiutus legionibus Latini avi sui etc.“ Hr. Kritz schreibt im letzten Satze mit Lips. Latinis, behält dagegen alles Vorhergehende unverändert und macht gegen einen Recensenten, welcher den Satz „Id actum — CCCCXXXVII.“ wegen des folgenden „Id gessit etc.“ für eine Glosse hielt, und gegen Clud., welcher nach diesem die Worte als unecht in Klammern stellte, die Bemerkung: Sed facile est ad videndum, Velleium, qui in universum neque studiosus est neque peritus orationis artificiose vinciendae, toto hoc loco . . . . . tam ieiune singula affere, ut nullo modo, nisi imprudentissimus sis, ex tali negligentia scribendi coniecturam de facta interpolatione facere possis.“ Sogleich ein Beyspiel davon, was für Dinge Hr. Kr. dem Vell. zumuthet, welcher, nach ihm ein höchst nachlässiger Stylist, die Rede kunstreich zu verbinden weder gestrebt noch verstanden habe.

Wohl citirt Hr. Kr. zum Beweiſe der Wahrheit ſeiner Behauptung eine Menge von 25 bis 50 in den Prolegomenen angeführten Stellen aus Vell., worin derſelbe ein und dasſelbe Wort entweder in einem oder in zwey einander nahe ſtehenden Sätzen wiederholt habe. Allein es iſt nicht die Wiederholung des Wörtchens id, worin allerdings unſere Stelle mit jenen andern Aehnlichkeit hat, was unſere Stelle anſtößig macht, ſondern etwas, worin jene Stellen von der unſrigen ſich weſentlich unterſcheiden, dieß nämlich, daß in dieſer, nachdem vorher in einem Haupt- und einem Relativ-Satze ausgeſprochen iſt „Sexta Olympiade . . . Romulus . . . Romam . . . condidit, a quo tempore ad vos consules anni sunt septingenti octoginta unus," dann, ohne irgend eine Verbindung, abermal eine Zeitbeſtimmung durch einen ſelbſtſtändigen Satz „Id actum post Troiam captam annis quadringentis triginta septem," nachgetragen, und endlich, wieder ohne Verbindung, mit dem hiſtoriſchen Hauptſatze „Id gessit Romulus adiutus etc." fortgefahren wird. So hat Velleius ſicherlich nicht geſchrieben; von einer ſolchen Satzreihe findet ſich in ſeinem Werke nicht ein einziges, nach innerlichen Merkmalen dem vorliegenden gleiches Beyſpiel. Die Stelle iſt ſomit als verdorben zu betrachten. Zu helfen iſt ihr nach unſerm Dafürhalten, nicht durch Ausſcheidung eines vermeintlichen Gloſſema, ſondern, unter Beybehaltung faſt aller Worte, durch Herſtellung paſſender Verbindung zwiſchen den zwey hiſtoriſchen Hauptſätzen, ungefähr in folgender Art: Sexta Olymp . . . Romulus Romam condidit . . . Id autem post Troiam captam annis CCCCXXXVII gessit Romulus adiutus legionibus regis *) Latini, avi sui. Libenter enim etc.

I. 10, 3. wird erzählt, Lucius Paulus habe zur Zeit ſeines Triumphes über Perſeus 4 Söhne gehabt; ex iis, wird dann beygefügt, duos natu maiores, unum P. Scipioni . . . in adoptionem dederat, alterum Fabio Maximo; duos minores natu praetextatos, quo tempore victoriam adeptus est, habuit. Aus dem letzten Hauptſatze wollte Gruter. die Worte minores natu als eine Gloſſe zu praetextatos ausgeſtoßen wiſſen; Ruhnken. meynte, Vell. habe geſchrieben duos m. n. praetextatos . . . domi habuit; Hr. Kritz behält alles, wie es durch die Edit. princ. überliefert iſt, indem er ſagt: „— quamquam concedi debet, accuratius ita dixisse Velleium (ib. §. 6. quos in familia retinuerat), tamen vulgata sana est; nam id ipsum, quod requirit Ruhnkenius, inest in verbo habuit, quod praegnanti sensu est in potestate habuit sive retinuit." Woher kennt Hr. Kr. dieſen prägnanten Sinn des Wortes habuit? Bis uns ſtreng beweiſende Stellen dafür geliefert werden, halten auch wir obige Worte für verfälſcht und glauben ſie, etwas anders als Grut. u. Ruhnk., rein herzuſtellen, wenn wir ſchreiben: duos minores natu in potestate, q. t. v. adeptus est, habuit.

In demſelben Cap. §. 5. wird von demſelben Paulus erzählt: — alterum ex suis, quos in familia retinuerat, liberis ante paucos triumphi alterum post pauciores amisit dies. Für ex suis ward ſchon längſt von namhaften Editoren ex his oder ex iis vorgeſchlagen. Hr. Kr. hingegen urtheilt: „neutrum opus, ut recte iudicavit Krausius . . .; nam Velleius saepe possessivo pronomine utitur, ubi facile eo careas, velut I. 1, 1; II. 17, 3 etc. Neque in verbis quos in familia retinuerat offendendum est; quae quamquam abundant, tamen licentia sermonis familiaris, qua Velleius saepe utitur, excusantur. v. Prolegg. c. III. p. LXXII." Zugegeben (obgleich es nicht völlig ſo iſt), daß an den citirten Stellen das Pronomen entbehrlich ſey, ſo iſt zwiſchen dem Gebrauche eines allenfalls entbehrlichen und dem eines völlig unpaſſenden und hinderlichen Poſſeſſivpronomen, wie suis in unſerer Stelle, ein bedeutender Unterſchied. Der hinter suis folgende Relativſatz quos in fam. retin. fodert durchaus ſtatt suis ein iis, illis (duobus) dgl.

(Fortſetzung folgt.)

*) So glauben wir mit Beybehaltung des überlieferten Latini corrigiren zu müſſen; wiewohl dieß hier nur Nebenſache iſt.

Hermanni Schellingii Philos. Lic. de Solonis legibus apud oratores Atticos dissertatio in certamine literario civium univers. Monacens. ab amplissimo philosophorum ordine praemio a rege praescripto ornata. Berolini MDCCCXLII. Sumptibus E. H. Schroederi.

Die philosophische Facultät der Universität München hat im Jahre 1841 folgende Aufgabe gestellt: „Es sollen die Texte der Attischen Redner, in denen Theile oder Bruchstücke der Solonischen Gesetzgebung erwähnt werden, in gehöriger Ordnung zusammengestellt, sprachlich und sachlich erläutert und nach Umständen zu Schlüssen auf das Ganze, den Geist und zweifelhafte Punkte der Solonischen Gesetzgebung benutzt werden.“ Eine Lösung dieser Aufgabe liegt uns in dieser Preisschrift des Hrn. Hermann Schelling vor; der andere Preisetrğger Dr. Karl Prantl hat uns bis jetzt bloß einzelne Theile seiner Arbeit in seiner Inaugural-Dissertation: „De Solonis legibus specimina“ kennen lernen lassen. In wie fern also beyde übereinstimmen oder in ihren Ansichten aus einander gehen, kann bis jetzt weder gesehen noch beurtheilt werden; interessant würde es seyn, beyde Arbeiten vergleichen und ihre Verdienste prüfen zu können. Was nun Hrn. Schelling betrifft, so hielt er sich und mit Recht genau an die gestellte Aufgabe; im prooemium entwickelt er kurz sowohl den Plan, den er sich bey der Lösung der Frage gemacht als auch die Art und Weise, mit der bey Ordnung und Erklärung der betreffenden Stellen verfahren. Hiebey scheint er jedoch die freylich kitzliche Frage, was ist für ein solonisches Gesetz zu halten, leichter abgefertigt zu haben, als es wünschenswerth, ja zum Zweck im Voraus nöthig war. Die Ordnung der einzelnen von den attischen Rednern erwähnten Gesetze ist einfach gewählt und eben deßwegen passend; Hr. Schelling behandelt nämlich zuerst in 14 Capiteln die Gesetze, welche sich auf das jus publicum beziehen, diese sind zweyfacher Art; 1) solche, welche das Staatsrecht und 2) die, welche das Criminalrecht ausmachen; hierauf folgen die Gesetze des Privatrechts; dieß zerfällt in das jus personarum, das jus rerum et hereditarium und das jus obligationum und wird in 8 Capiteln besprochen; im 23. Cap. folgen noch: fragmenta legum Solonearum, quorum sensus cognosci non potest.

Die Sach- und Worterklärung der einzelnen Capitel ist sehr verschieden, bald kurz, bald ziemlich ausgedehnt, je nachdem der Verf. mit den bisherigen Forschungen mehr oder minder zufrieden war; auch verargen wir es dem jugendlichen Verfasser gar nicht, daß er auf mehrere Punkte seine besondere Aufmerksamkeit concentrirt hat; nur hätte unsers Erachtens das in der Aufgabe liegende Zurückgehen auf das Ganze, auf den Geist der mit solcher Umsicht und Weisheit geschaffenen Staatsform des Solon öfter statt finden sollen. Gegen Ende des Vorworts heißt es:

> Praecipuam diligentiam adhibui in restituenda vera lectione, ubi opus videbatur et difficultas in re posita aliter inextricabilis id poscebat, qua in re quo modo versatus sim, videbunt qui capita XI, XIV, XVI, XVII, XXII. attentius perlegere non dedignaturi sunt.

Von diesen Stellen ein Paar näher zu betrachten, möge hierorts genügen. Im XI. Capitel, welches über den Mord und die deßfallsigen Gesetze handelt, wird zuerst folgendes Gesetz aus der Aristokratea des Demosthenes erörtert:

ΝΟΜΟΣ. Τοὺς δ' ἀνδροφόνους ἐξεῖναι ἀποκτείνειν ἐν τῇ ἡμεδακῇ καὶ ἀπάγειν, ὡς ἐν τῇ ἄξονι ἀγορεύει. λυμαίνεσθαι δὲ μή, μηδὲ ἀποινᾶν ἢ διπλοῦν ὀφείλειν, ὅσον ἂν καταβλάψῃ· εἰσφέρειν δὲ τοὺς ἄρχοντας, ὧν ἕκαστοι δικασταί εἰσι, τῷ βουλομένῳ· τὴν δ' Ἡλιαίαν διαγινώσκειν. Richtig erklärt der Verf. die Redensart *ἀποκτείνειν καὶ ἀπάγειν*, welche von den Auslegern angefochten oder falsch gedeutet ward, und die folgenden Ausdrücke. Der Schluß aber des Gesetzes giebt dem Verf. Anstoß und er glaubt, die Worte *εἰσφέρειν δὲ — τῷ βουλομένῳ* enthielten einen Fehler. Reiske erklärte das *εἰσφέρειν* von der Einleitung des Prozesses, der durch die Archonten an die Heliasten übergeben worden. Dieß billigt der Verf. deßwegen nicht, weil *τῷ βουλομένῳ* (scil. *τὴν ἑαυτοῦ δίκην φονικὴν εἰς τὴν Ἡλιαίαν εἰσφέρεσθαι*) als dativus commodi in solchen Rechtsformeln ungebräuchlich wäre; es sey daher *ἐξεῖναι* aus dem Vorhergehenden zu ergänzen und *εἰς* vor *τοὺς ἄρχοντας* einzuschalten: *εἰσφέρειν* bedeute nämlich auch die Berichterstattung eines Privaten an das Volk oder an eine Behörde. Diese Erklärung kann deßhalb nicht gebilligt werden, weil sie dem innern Zusammenhang der Stelle widerspricht; denn offenbar steht das *διαγινώσκειν* dem *εἰσφέρειν*, *τὴν Ἡλιαίαν* aber dem *τοὺς ἄρχοντας* gegenüber, somit erscheint die Reiskesche Deutung als die richtige. Der dativus *τῷ βουλομένῳ*, sollte er auch wirklich in keiner solchen Formel des Gesetzes mehr vorkommen, bedarf gar keiner Rechtfertigung.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus ed. Kritz.

(Fortsetzung.)

Wie Hr. Kr. ferner die Worte quos in familia retinuerat für überflüssige Zugabe halten könne, ist ganz unbegreiflich, da Vell. gerade nur diejenigen zwey Söhne des Aemil. Paulus bezeichnen will, welche nicht durch Adoption in andere Familien übergegangen, sondern in der des Vaters Paulus geblieben waren, eine Bestimmung, welche wegfällt, sobald wir ohne jenen Relativsatz bloß lesen: alterum ex suis liberis ante paucos . ., amisit dies. Was endlich die licentia sermonis familiaris, von welcher Vell. oft Gebrauch gemacht haben soll, anlangt, so ist dieß weiter nichts, als eine unbegründete Annahme, die sich Hr. Kr. gleich andern irrigen Vorstellungen von Velleius Wesen und Art durch Selbsttäuschung geschaffen und in seinem Buche leider nicht gar selten zur Täuschung auch Anderer unwillkührlich gebraucht hat. Sollen wir übrigens auch unsre Vermuthung über die ursprüngliche Fassung der Stelle noch äußern, so geht sie dahin, daß Velleius, welcher vorher schon die zwey ältern den zwey jüngern Söhnen gegenüber gestellt hatte, auch hier wieder das jüngere Paar Söhne als solches deutlich habe bezeichnen wollen, und darum geschrieben habe: „(Paulus) alterum e binis, quos in familia retinuerat, liberis ante paucos triumphi, alterum post pauciores amisit dies.“

I. 12, 7. lesen wir in der Editio princ. „neque se Roma, iam terrarum orbe superato, securam speravit fore, si nomen usquam stantis maneret Carthaginis: adeo odium certaminibus ortum ultra metum durat, et ne in victis quidem deponitur, neque ante invisum esse desinit, quam esse desiit. — Diese Stelle betreffend sagt Hr. Kr.: „Lipsius acute vidit, verba adeo odium — deponitur parenthesi esse includenda, ita ut sequentia neque ante invisum etc. arctissime cum prioribus cohaereant;“ dann: „Burmannus, qui bene monuit invisum pertinere ad nomen Carthag., perperam tuetur desinit, quod . . . ad Carthaginem relatum necessario cum Lipsio in perfectum est mutandum;“ und so giebt er denn im Texte seines Vell. die Stelle wie folgt: neque se Roma . . . securam speravit fore, si nomen usquam stantis maneret Carthaginis (adeo odium certaminibus ortum ultra metum durat, et ne in victis quidem deponitur), neque ante invisum esse desiit, quam esse desiit. — Was soll man dazu sagen? Wie die Worte liegen, müßte man Roma als gemeinschaftliches Subject zu neque speravit und zu neque desiit fassen, was nach den gegebenen Worten so wenig als dem Gedanken nach möglich ist. Soll aber im letzten Satze, wie Hr. Kr. will, Carthago (nomen Carthaginis) als Subject gedacht werden, so müßte es als solches auch ausdrücklich (wenigstens durch ein Pronomen) gesetzt seyn; denn die gefoderte Ergänzung desselben aus dem voraus gehenden Nebensatze si nomen usquam stantis maneret Carthaginis ist rein unmöglich; oder man gebe uns nur ein einziges sicheres Beyspiel gleicher Art

aus einem klassischen Schriftsteller Roms! Anderseits wie erbärmlich wird durch die willkührlich angenommene Parenthese die eine Hälfte der psychologischen Bemerkung des Schriftstellers, welche aus den obgleich einigermaßen mangelhaften Worten der Vulgata noch so deutlich hervorleuchtet, von der andern Hälfte losgerissen und dadurch das Ganze entstellt! Das einzige, was hier zu thun war, bestand darin, daß man den Ausdruck der bezeichneten Reflexion des Schriftstellers in's Reine zu stellen suchen mußte. Dieß versuchten auch schon mehrere achtbare Männer, am nächsten die Wahrheit treffend nach unserm Dafürhalten Fr. H. Bothe durch sein „neque ante invisum invisum esse desinit, quam etc.“ Ref., dem Gedanken nach mit Hrn. B. übereinstimmend, im Ausdrucke von ihm abweichend, glaubt, daß Vell. seine Reflexion so ausgedrückt habe: „Adeo odium certaminibus ortum ultra metum durat et ne in victis quidem deponitur, neque ante, invisum quod est, invisum esse desinit, quam esse desiit.“ Irrte das Auge eines Abschreibers von dem ersten invisum auf das zweyte, so brachte er in seine Abschrift die Worte neque ante invisum esse desinit d. h. die corrupte Lesart des Murb. Codex, wie sie uns in der Ed. pr. vorliegt.

I. 13, 3. wird von dem Besieger und Zerstörer Carthagos geurtheilt: „— Scipio tam elegans liberalium studiorum . . . et auctor et admirator fuit, ut Polybium Panaetiumque . . . domi militiaeque secum habuerit. Neque enim quisquam hoc Scipione elegantius intervalla negotiorum otio dispunxit, semperque aut belli aut pacis serviit artibus. Semper inter arma ac studia versatus aut corpus periculis aut animum disciplinis exercuit.“ So nach der Edit. princeps. Sigon., Ruhnken. und aa. halten die Worte „semperque — artibus“ für ein Glossema; Clud. schaltet hinter pacis das Wörtlein magis ein und will als Subject des Satzes „semper — serviit artibus“ nicht Scipio sondern quisquam gedacht haben. Damit einverstanden meint Orelli, daß zu der von Clud. verlangten Vergleichung des Scipio mit Andern schon das voranstehende Wort elegantius hinreiche. Hr. Kritz tritt Orelli bey und bemerkt: „Si qua igitur in loco inest durities, magis in eo cernitur, quod Velleius parum accurata et ἀνακολούθῳ oratione usus est, quam quod glossa . . . in textum irrepserit,“ und beläßt es somit bey dem vulgaten Texte, was unsers Erachtens nicht wohl gethan ist, und was er wahrscheinlich nicht gethan haben würde, wenn er seinen Schriftsteller unbefangener beurtheilt und nicht eine gar so sehr verzerrte Vorstellung von ungenauer, regelwidriger und regelloser Schreibart desselben sich auf eine recht eigentlich erkünstelte Weise angeeignet hätte. Wahrlich nicht ohne gute Gründe haben schon längst Männer von großem Namen an der vorliegenden Stelle Anstoß genommen. Um nur eines zu erwähnen, wie laut rufen nicht die in der Ed. princ. ungeschickter Weise durch größere Interpunction von einander getrennten Sätze „semper aut belli aut pacis serviit artibus“ und „semper aut corpus periculis aut animum disciplinis exercuit“ uns die Aufforderung zu, daß wir sie wieder mit einander in nähere Verbindung setzen sollen? Thun wir dieß, so werden wir, que als qui gelesen und dem jetzt voranstehenden semper vorangestellt, dem Velleius seine Worte und seine Ehre zugleich zurück gegeben und aller Noth abgeholfen haben; denn schwerlich wird etwas einzuwenden seyn, wenn Vell. geschrieben hat: „Neque enim quisquam hoc Scipione elegantius intervalla negotiorum otio dispunxit, qui semper aut belli aut pacis serviit artibus, semper inter arma ac studia versatus aut corpus periculis aut animum disciplinis exercuit“

II. 5, 3 steht in Edit. princ. geschrieben: „(Q. Macedonicus), facientibus . . . omnibus in procinctu testamenta . . ., non deterritus proposito, perseverantia ducis, quem moriturum miserat militem victorem recepit.“ Mit diesen Worten, die ja freylich so, wie sie liegen, nicht bestehen können, haben sich die Bearbeiter des Velleius zeither schon viel abgemühet, ohne etwas Befriedigendes zu Stande zu bringen. Hr. Kr. setzt eine von ihm schon früher vorgeschlagene Conjectur in den Text, indem er die Worte perseverantia ducis aus ihrer Stelle weg in den nach-

folgenden Satz überträgt: „non deterrit. prop., quem moritur. mis. militem, victorem recepit. Tantum effecit perseverantia ducis, mixtus timori pudor etc. Diese Versetzung aber ist fast eben so gewagt und gewaltsam, wie der Versuch derjenigen, welche, um den ersten Satz lesbar zu machen, die Worte perseverantia ducis nicht bloß aus ihrer Stelle, sondern als ein Glossem überhaupt aus Vell. Text entfernt wissen wollten; dazu kömmt, daß nach Versetzung der Worte dem ersten Satze neben der negativen Bestimmung non deterritus der affirmative Gegensatz „des Beharrens auf dem gegebenen Befehle“ recht fühlbar abgeht. Diesen rathen wir in den Text zu bringen, indem wir vorschlagen zu schreiben: (Q. Macedonicus) . . non deterritus proposito, sed perseverantia usus, quem moritur. miserat mil. victorem recepit. Tantum effecit mixtus timori etc., ein Vorschlag, welcher nach unserer Ueberzeugung der verdorbenen Stelle so vollständig aufhilft, daß nichts weiter gegen sie aufzubringen seyn dürfte.

In dem nämlichen Cap. (§. 3. Ende) lesen wir in Ed. pr. „Hic virtute ac severitate facti, at Fabius Aemilianus Pauli exemplo disciplinae in Hispania fuit clarissimus.“ Diese Worte, von verschiedenen Gelehrten schon verschieden construirt, zum Theil etwas geändert, construirt und deutet Hr. Kr. so, daß er exemplo disciplinae von dem vorhergehenden Genitiv Pauli abhängen läßt und dadurch den Sinn herausbringen will: Fab. Aemilianus fuit clarissimus disciplinae exemplo, *quod Paulus praeiverat* i. e. *sequendo* exemplo Pauli, in servanda disciplina exhibito, clariss. fuit. Wir bezweifeln sehr, daß die so construiten Worte diesen Sinn gewähren. — Die Worte der Edit. pr. behalten auch wir unverändert, construiren sie aber ganz einfach und nothwendig, wie uns dünkt, auf folg. Art: Hic virtute (für sich allein völlig bestimmter Begriff, so daß kein anderes Wort als weitere Bestimmung dazu genommen werden darf) ac severitate facti, at Fab. Aemil. Pauli exemplo (nach Paulus Vorgang, Muster) disciplinae (sc. severitate) in Hisp. fuit clarissimus. Die Ergänzung des Wortes severitate zu dem Genit. disciplinae, so daß severitas facti und severitas disciplinae einander gegenüber stehen, ist ganz richtig und namentlich in Velleius Art, wie z. B. I. 9, 6. cum Anici . . triumphum nemo interpellaret, fuere, qui Pauli (sc. triumphum) impedire etc. I. 18, 1. transit admiratio ab condicione temporum ad urbium (sc. condicionem). II. 49, 4. vir antiquus et gravis Pompei partes laudaret magis, prudens sequeretur Caesaris (sc. partes). Verkürzen wir unsern Satz um einige Worte „hic severitate facti, at Fabius Aemilianus disciplinae fuit clarissimus,“ so wird die Richtigkeit, ja die Nothwendigkeit unserer Auffassungsweise deutlich in's Auge fallen.

II. 7, 4. Edit. pr. „Rei tantae parum ad notitiam pertinens interponetur. Hic est Opimius, a quo etc.“ Auch zu dieser Stelle sind schon mancherley Aenderungsvorschläge gemacht und Erklärungen versucht worden. Hr. Kr. meint, die Andern hätten darum Aenderungen in Antrag gebracht, weil sie die Construction nicht recht gefaßt hätten; „nam (sagt er) rei tantae non dativus est ex interponatur *) pendens, sed genitivus ad notitiam referendus, ut verba sic construantur: ad notitiam tantae rei parum pertinens (sc. res) interponatur.“ Dagegen erlauben wir uns zu bemerken: diese Construction der Worte ist nach der gegebenen Wortstellung nicht möglich; jeden Falles dürfte parum nicht zwischen rei tantae und notitiam eingeschoben seyn, sondern müßte entweder dem Ganzen voraus oder hinter notitiam stehen und sich an pertinens anschließen: rei tantae ad notitiam oder ad tantae rei notitiam parum pertinens etc. Zweytens behaupten wir, daß nach Art und Regel des lateinischen Ausdrucks sich in dem gegebenen Falle res gar nicht ergänzen ließe, der ganze Satz also unlateinisch seyn würde. Soll nämlich aus einem Satze oder Satzgliede ein Wort sich zur Ergänzung eines unvollständigen Ausdrucks in einem andern Satz oder

*) so schreibt Hr. Kr. für interponetur.

Satzgliede in Gedanken einsetzen lassen, so muß dieses Wort entweder allein oder mit andern zusammengefaßt ein Satzglied (z. B. Subject, directes Object u. s. w.) in seinem Satze, ganz und vollständig ausgedrückt, darstellen, wie etwa in den bey Behandlung der unmittelbar vorhergehenden Stelle von uns angeführten Beyspielen. In dem uns hier vorliegenden Falle aber bilden die Worte „ad tantae rei notitiam parum pertinens“ selbst noch kein vollständig bezeichnetes Satzglied, denn es fehlt zu dem gegebenen adjectivischen Ausdrucke noch ein Substantiv, z. B. factum, oder aliquid dgl., und es kann und darf somit, da das unvollständig Gegebene nicht durch Entlehnung eines Wortes aus seiner eigenen Sphäre vervollständigt werden kann, res nicht zur Ergänzung gebraucht werden. Anders bey der (ganz und allein richtigen) Auffassung der Construction nach dem Sinne der andern Gelehrten, welche Hr. Kr. bestreitet.

(Fortsetzung folgt.)

Hermanni Schellingii Philos. Lic. de Solonis legibus apud oratores Atticos dissertatio in certamine literario civium univers. Monacens. ab amplissimo philosophorum ordine praemio a rege praescripto ornata. Berolini MDCCCXLII. Sumptibus E. H. Schroederi.

(Schluß.)

In dem nämlichen Capitel folgt sogleich das Gesetz aus der Rede des Demosthenes in Macart. 1068 — 1069.

ΝΟΜΟΣ. Προειπεῖν τῷ κτείναντι ἐν ἀγορᾷ ἐντὸς ἀνεψιότητος καὶ ἀνεψιοῦ· συνδιώκειν δὲ καὶ ἀνεψιῶν παῖδας καὶ γαμβροὺς καὶ ἀνεψιοὺς καὶ πενθεροὺς καὶ ἀνεψιαδοῦς καὶ φράτορας. Diese Worte haben den Herausgebern und Interpreten vielfachen Anstoß und somit vielfache Gelegenheit gegeben, durch Conjecturen und andre Mittel der wunden Stelle zu Hülfe zu kommen. Hr. Schelling ist mit keinem früheren Vorschlag zufrieden und will die Stelle also geändert und gebessert wissen: *προειπεῖν τῷ κτείναντι ἐν ἀγορᾷ ἐκτὸς ἀνεψιότητος· καὶ ἀνεψιοὺς συνδιώκειν τε καὶ ἀνεψιῶν παῖδας καὶ γαμβροὺς [καὶ ἀνεψιοὺς καὶ πενθεροὺς καὶ ἀνεψιαδοῦς] καὶ φράτορας.* Daran reihen sich folgende Bemerkungen. *ἐκτὸς ἀνεψιότητος*: ii propinquorum, qui sunt propiores, quam sobrini. Ante *ἐκτὸς* intelligendum: *τοὺς συγγενεῖς*, quod exprimi haud erat opus; nemo enim nesciebat, denuntiationem illam nonnisi cognatorum esse. Allein, müssen wir hier fragen, woher weiß denn der Verf., daß dieß in Athen gang und gebe gewesen? Zeigt nicht gerade obenstehendes Gesetz eine Motivirung an, die gar wohl möglich war? Gesetzt aber auch, die Ansicht des Hrn. Sch. wäre festbegründet, so fühlt doch jeder, daß der Zusatz *ἐκτὸς ἀνεψιότητος* eben so schal und schleppend ist, als ungereimt und fast ungriechisch im Zusammenhang mit dem Folgenden betrachtet. Denn sehen wir auch von der Künsteley der Worte ab, so konnte der Gesetzesurheber bey vorausgegangenem *ἐκτὸς ἀνεψιότητος* auf keine Weise so fortfahren: *καὶ ἀνεψιοὺς συνδιώκειν τε καὶ κ. τ. λ.* sondern ohngefähr mit: *ἀνεψιοὺς δὲ συνδιώκειν καὶ κ. τ. λ.* oder *συνδιώκειν δὲ τοὺς ἀνεψιοὺς κ. τ. λ.* Wenn hierauf der Verf. hinzufügt: coniecturam meam plane confirmant, quae sequuntur: *ἐὰν μὲν πατὴρ ἢ ἢ ἀδελφὸς ἢ υἱεῖς*, e quibus patet, reconciliationem quoque fuisse penes cognatos usque ad sobrinos etc., so ist dieß keineswegs richtig; denn wenn die *αἴδεσις* bloß Sache des Vaters oder Bruders oder der Söhne war, so konnte die *πρόρρησις* dennoch auch dem *ἀνεψιὸς* gestattet seyn; es liegt dieß fast in der Natur der Sache, daß die Aussöhnung mehr auf die nächsten Angehörigen eines Ermordeten beschränkt wird, die vorläufige Ahndung eines Mordes hingegen im Falle der Noth noch dem Geschwisterkind erlaubt ist. Deßhalb erscheint mir die vorgeschlagene Aenderung sprachlich und sachlich unerlaubt; darin aber stimmen wir mit dem Hrn. Sch. überein, daß in den Verwandtschaftsnamen vielleicht eine doppelte Lesart oder ein Glossem Unordnung hervorgebracht hat. Ich meinestheils schließe mich an die Meinung von Bunsen und Klenze an, welche folgendermaßen lesen: *ἐντὸς ἀνεψιότητος καὶ ἀνεψιούς· συνδιώκειν δὲ καὶ ἀνεψιῶν παῖδας καὶ γαμβροὺς καὶ πενθεροὺς κ. τ. ἑ.* Ref. könnte so noch mehrere Stellen besprechen, wenn es nicht außer seinem Bereiche läge; eine genaue Recension kömmt vielleicht aus andern Händen. *) Möge der Verf. selbst seine Kräfte nochmals diesen Untersuchungen zuwenden und vieles, was bis jetzt unklar gedacht oder fehlerhaft ausgedrückt ist, wird ihm ohne Zweifel heller, reiner und einfacher erscheinen.

G. Thomas.

---

*) Sie erschien unterdeß in der Zeitschrift für die Alterthumsw. 1842. 11, erinnert aber an das: *χρὴ δὴ κατ' αὐτὸν αἰεὶ παντὸς ὁρᾶν μέτρον.*

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus ed. Kritz.

(Fortsetzung.)

Ist nämlich rei tantae Dativ, von interponetur abhängend, so kann hernach und muß aus diesem vollständig ausgedrückten Satzgliede (rei tantae) zur Vervollständigung des unvollständig ausgesprochenen, (hier des Subjectes) „parum ad notitiam pertinens“ das Wörtlein res in Gedanken entlehnt und an seinem Orte in die Reihe der andern Worte hineingedacht werden. Und wenn die Worte „parum ad notitiam pertinens (sc. res)“ einen passenden Begriff lateinisch ausgedrückt an die Hand gäben, könnte und müßte man es bey den Worten der Ed. pr. bewenden lassen. Da dieß aber nach unserer Ueberzeugung der Fall nicht ist, so muß eine Correction versucht werden. Diese glauben wir darin gefunden zu haben, daß wir die Benennung der Menschenklasse, für welche die mitzutheilende Notiz zunächst Interesse hat, in den Text bringen, indem wir die Stelle so schreiben: Rei tantae potorum ad notitiam pertinens interponetur. Hic est Opimius, a quo consule celeberrimum Opimiani vini nomen etc.

II. 9, 1. Edit. princ.: (berichtigt nach Burer's Emendationen) „Eodem tractu temporum nituerunt oratores, Scipio Aemilianus Laeliusque, Ser. Galba . . . . Carbo Papirius. Nec praetereundus Metellus Numidicus et Scaurus et ante omnes L. Crassus et M. Antonius; quorum aetati etc.“ Ruhnken wollte die Worte „nec praetereundus M. N. et Scaurus“ hinter „M. Antonius“ versetzt wissen. „Ei cum Krausio (sagt Hr. Kritz) obsecuti sumus, non solum ut constructio constet, quam ille unicam transponendi caussam habuit, sed quia res ipsa flagitat duos summos oratores inter eos referri, qui nituerunt, neque adiungi iis, qui obiter tantum et secundo loco commemorantur.“ Darnach ordnet er denn den Text so: Eodem tr. temp. nituerunt oratores, Scipio Aemilianus . . Carbo Papirius, et ante omnis L. Crassus et M. Antonius. Nec praetereundus Met. Numid. et Scaurus. Quorum aetati etc. Allein dadurch ist der urkundlich überlieferte Text, zwar nicht ohne Anlaß, aber ohne Grund geändert und somit verdorben. Man berichtige die von Rhenan. ungeschickt gesetzten Interpunctionszeichen, und alles ist in der besten Ordnung, ohne daß man auch nur ein Wort zu versetzen braucht. Man schreibe: Eodem tr. temp. nituerunt oratores Scipio Aemilianus Laeliusque . . . ., C. Fannius, Carbo Papirius nec praetereundus Metellus Numidic. et Scaurus et ante omnes L. Crassus et M. Antonius; quorum aetati etc. „Nec praetereundus Met. Numidic.“ ist natürlich so viel als: et (orator) non praetereundus Metellus etc. (man vgl. I. 2, 1. Codrus, vir non praetereundus; I. 16, 3. novam comoediam Menandrus, Philemo ac Diphilus et invenere intra paucissimos annos, neque imitandam (i. e. et non imitandam) reliquere). Dabey bleibt dem L. Crassus und dem M. Antonius der Vorzug vor allen, aber auch dem Metellus Numidicus nebst Scaurus die ihm von Vell. zugedachte Ehre unter die Redner zu gehören, „qui nituerunt,“ während er nach dem

geänderten Texte bey Hrn. Kr. nur noch als ein obiter et secundo loco commemoratus erscheinen würde.

II. 10, 1. Edit. princ.: „adeo mature a rectis in vitia, a vitiis in prava, a pravis in praecipitia pervenitur.“ Dazu annotirt Hr. Kr.: Verba in vitia, a vitiis glossema esse sequentium, quo et loquendi usus et quaesita sententiarum oppositio tollitur, primus vidit Ruhnkenius, etc. und setzt demnach, mit Weglassung der angegebenen Worte in vitia a vitiis, als Text des Vell. den übrig bleibenden Rest: „Adeo mat. a rectis in prava, a pravis in praecipitia pervenitur.“ Ein Verfahren, das wir, auf's gelindeste gesagt, als sehr unüberlegt bezeichnen müssen. Sie wollen dem Velleius aufnöthigen, was er nicht gewollt hat, sententiarum oppositionem; und in ihrem eigenen Texte, wo ist sie, diese sententiarum oppositio? In dem ersten Gliede „a rectis in prava“ allerdings; aber im andern „a pravis in praecipitia?“ Sind doch prava nach Hrn. Kr. eigener Aeußerung zwar confinia praecipitibus, aber nicht opposita. Also die Stelle muß unverstümmelt ganz so belassen werden, wie sie durch die Ed. princ. aus dem Murb. Cod. überliefert ist. Velleius macht nämlich nach den Worten der Vulg. die ganz richtige Bemerkung, daß man (nicht in Sprüngen von Extrem zu Extrem, sondern) stufenweise vom Guten in Fehler (a rectis in vitia), von Fehlern (Untugenden) in Verkehrtheiten (a vitiis in prava), endlich von Verkehrtheiten kopfüber in volles Verderben (a pravis in praecipitia) und zwar in raschem Fortschritte von Stufe zu Stufe (mature) gelange.

Gehen wir, um dem Ende näher zu rücken, auf entferntere Capitel über!

II. 41, 1. „Hic (C. Caesar) nobilissima Juliorum genitus familia, et, quod inter omnis antiquissimos constabat, ab Anchise ac Venere deducens genus, forma etc. So die Edit. princ. Hr. Kritz setzt nach Acidalius in den Text: — nobilissima Juliorum genitus familia, et, quod inter omnes constat, antiquissima, ab Anchise etc. Wieder eine Wortversetzung ohne Noth und obendrein ohne lohnenden Gewinn. Hätte Vell. dieß sagen wollen, so würde er ohne Zweifel die Worte so gestellt haben: Hic nobilissima et, quod inter omnes constat, antiquissima Julior. genit. familia, ab Anchise etc. Allein aus der urkundlich von ihm gewählten Wortstellung ist mit Sicherheit zu schließen, daß er „Julior. genitus familia“ und „ab Anch. deducens genus,“ letzteres durch den Nebensatz „quod inter omnes etc.“ näher bestimmt, neben einander stellen wollte. Wir werden demnach allen Inconvenienzen entgehen und höchst wahrscheinlich, was Vell. geschrieben hat, herstellen, wenn wir schreiben: Hic nobilissima Juliorum genitus familia, et, quod inter omnes antiquiscios constat, ab Anchise ac Venere deducens genus, forma etc. Daß wir uns ein sonst nirgends (unsers Wissens) vorkommendes Wort antiquiscius (Alterthumskenner), dessen Begriff in unsre Stelle auch Hr. Orelli gebracht wissen wollte, durch Vermuthung in den Text bringen zu wollen erlauben, wird man uns vergeben können, wenn man bedenkt, daß es analogisch richtig (wie z. B. multiscius) gebildet und den Text auf's leichteste und vollkommenste zu berichtigen geeignet ist.

II. 69, 5. Edit. princ.: „omnibus, qui Caesarem patrem interfecerant, aqua ignique damnatis interdictum erat.“ Daß die Worte so nicht bestehen können, meint Hr. Kr., sey offenbar; leicht und gut habe Gruner. durch Versetzung des Wortes damnatis (zwischen interfecerant und aqua) geholfen. Diese Gruner'sche Conjectur wird denn in den Text genommen und unter Vergleichung einer Stelle in Dio Cassius XLVI, 48. p. 485 dem Ganzen der Sinn beygelegt: omnium Caesaris percussorum bona publicata erant, ipsisque aqua et igni interdictum. — Wir können auch hier wieder weder Grund noch Befugniß zu einer Wortversetzung erkennen, noch weniger ohne bessere Nachweisung uns bereden lassen, daß damnati, ohne irgend eine andere Zuthat gesetzt, Menschen bezeichne, quorum bona publicata. — Unsers Bedünkens muß damnatis nicht versetzt und dann schlecht gedeutet, sondern in ein anderes

zur Sache passendes Wort verwandelt werden. Dieß würde geschehen, denken wir, wenn man schriebe: omnibus, qui . . interfecerant, aqua ignique a senatu interdictum erat. Denn daß diese Aechtung durch den Senat ausgesprochen worden war, beweiset der unmittelbar folgende Satz bey Velleius: quo tempore Capito . . . vir ordinis senatorii, Agrippae subscripsit in C. Cassium.

II. 75, 1. Edit. princ. „— bellum quod . . . ciebat Ti. Claudius Nero . . . magni vir animi doctissimique ingenii.“ An doctissimi haben schon Ruhnken., dann Orelli u. aa. Anstoß genommen und dafür promptissimi, fortissimi u. a. in Vorschlag gebracht. Hr. Kritz, von Ruhnkenius Scrupel, „quod nemo veterum Claudium Neronem ab eruditione laudaverit,“ ausgehend, behält das überlieferte doctissimi, weil kein Grund da sey, bey dem bloß zufälligen Schweigen der andern Schriftsteller, dem Claud. Nero gegen das ausdrückliche Zeugniß des Velleius ingenium cultum litterisque instructum abzusprechen. Ganz richtig; allein, wir können nicht glauben, daß ingenium als Eigenschaft (natürliche Anlage, Geist, Talent dgl.) das Beywort doctum oder gar doctissimum annehmen könne, oder von einem Röm. Schriftsteller jemals erhalten habe. Etwas anderes wäre allenfalls, da der Römer „ingenii dotes“ kennt, ein „ingenium dotatissimum,“ und dann natürlich auch ein „vir dotatissimi ingenii = vir ingenii dotibus instructissimus.“

Im nämlichen Capitel §. 3.: „Livia, tum fugiens mox futuri sui Caesaris arma nus bimum hunc Tiberium Caesarem . . . gestans sinu . . . pervenit ad mare etc.“ So der Murb. Codex. „Sanatio huius loci debetur Kuhnkenio,“ sagt Hr. Kr. und nimmt die Conjectur desselben „mox futuri sui Caesaris manus, bimum etc.“ in den Text auf. An sich nicht übel; und doch läßt sich fragen, warum denn das vollständig gegebene arma, das doch gewiß eben so gut wie manus in den Zusammenhang paßt, weichen und diesem allein in der Stelle zu bleiben gestatten soll. Wir sehen dafür keinen Grund; vielmehr haben wir guten Grund, beyde Wörtchen neben einander in den Text zu stellen und zwar so: Livia, tum fugiens mox futuri sui Caesaris arma ac manus, bimum hunc Tiberium etc.; denn 1. dieß als Velleius Hand vorausgesetzt, erklärt sich die Entstehung der Verstümmelung auf die allerleichteste Weise. Ein Abschreiber, die Buchstabenreihe armaacmanus vor Augen, ließ, nachdem er arma geschrieben hatte, die darauf folgenden 4 Buchstaben acma, welche ihm als bloße Wiederholung der 4 vorhergehenden (arma) erschienen, hinweg und fuhr hinter arma fort nus bimum u. s. w. zu schreiben. 2. Wenn von beyden Wörtern nur eines im Texte bleiben dürfte, so müßte arma, als das principale, beybehalten und manus, als das accessorium, ausgestoßen werden. Doch Velleius wollte, wie die ganze Darstellung zeigt, beydes im Texte haben.

II. 80, 2. steht in der Edit. princ. geschrieben: „Hic vir (Lepidus) omnium vanissimus . . . inflatus amplius XX legionum numero in id furoris processerat, ut inutilis alienae victoriae comes, quam . . . dicendo, totam victoriam ut suam interpretabatur, audebatque denuntiare Caesari, excederet Sicilia.“ Ed. Basil. (Gelen.) corrigirte interpretaretur; audebatque etc., Ruhnken. interpretaretur auderetque. Hr. Kr. dagegen: „Nihil mutandum esse praeeunte Grubitzio . . . recte iudicavit Haasius . . . Velleius enim longiore oratione interiecta ab incepta structura ita abductus est, ut oblitus ut particulae sic continuaret verba, quasi supra tali fere modo esset locutus: Lepidus inflatus — numero ad summam insaniam et paene furorem processerat; *nam* inutilis alienae victor. comes — totam victoriam ut suam interpretabatur, audebatque etc. A similibus anacoluthis ne Ciceronem quidem cavisse iam Grubitzius et Haasius monuerunt etc.“

An dem allen ist nach unserer Einsicht nicht ein wahres Wort. Es ist mir und meines gleichen bey unbefangenem Lesen der Stelle nicht möglich, die Partikel ut der zwey Zwischensätze wegen zu vergessen und die darnach kommenden Indicative

interpretabatur und audebat ohne Anstand hinzunehmen, wie hätte Velleius, der Römer, einen solchen Solöcismus ertragen und selbst niederschreiben können? — Aber wir haben ein Anakoluthon vor uns liegen? Ich meines Theils sehe nichts, gar nichts in der vorliegenden Stelle, was uns zur Annahme eines Anakoluthes berechtigte; Anakoluthe aber ohne hinreichenden Grund annehmen heißt alles Schlechte und Corrupte in Sprachdarstellungen in Schutz nehmen. — Selbst Cicero hat solche Anakoluthe nicht ganz vermieden, sagt man. Solche, erwidern wir, hat er gewiß ganz vermieden; denn was man bey ihm von Anakoluthen findet oder zu finden meint, ist entweder anderer Art als das bey Velleius angenommene, oder der überlieferte Text ist irgendwie verdorben. — Für unsere Stelle nun in Velleius, wo die Indicative interpretabatur und audebat nach allen Regeln der Kritik als echt anerkannt und folglich beybehalten werden müssen, wissen wir kein anderes Mittel der Auskunft, als die Annahme, daß die Worte „in id furoris processerat“ aus einem wenigstens als wahrscheinlich darzustellenden Grunde aus ihrem ursprünglichen in einen andern Platz versetzt worden seyen. Wir glauben oder nehmen an, Velleius habe die Sätze so geordnet: „Hic vir . . exercitum Pompei . . . sibi iunxerat, inflatusque amplius XX leg. numero, inutilis alienae victoriae comes, quam . . . dicendo, totam victoriam (in id furoris processerat) ut suam interpretabatur audebatque denuntiare Caesari, etc. Ein Leser (Schreiber), welcher die parenthetische Natur des Satzes übersehend in einem Zuge zusammen las (Lepidus) totam victoriam in id furoris processerat ut suam interpretabatur etc., fand sich durch die augenfällige Unmöglichkeit einer solchen Construction veranlaßt, die Worte in id furoris processerat sammt ut an den Ort hinauf zu setzen, wo sie im Murb. Codex und nach ihm in der Urausgabe stehen, zumal sie dahin auch darum besonders gut zu passen schienen, weil sich dadurch eine (scheinbar) sehr schön fortschreitende Satzreihe ergab: Hic vir ... exercitum Pomp... sibi iunxerat, inflatusque ... numero in id furoris processerat, ut inutilis etc. In der Freude dann über die am Anfange hergestellte Ordnung bemerkte freylich der gute Mann die Unordnung nicht, welche er durch seine Wortversetzung in's Ende der Reihe gebracht hatte.

In Cap. 90 wird von der völligen Bezwingung der Hispanischen Völkerschaften gehandelt. Dabey bedient sich Vell. von Anfang an der pluralischen Bezeichnung des Landes Hispaniae, dann „in quas provincias;“ endlich in vier Sätzen hintereinander „illae provinciae . . . consumpserunt; illae . . . exercuerunt; illae . . . concusserunt; in illis . . . senatus . . . rescidit;“ im fünften Satze dagegen tritt auf einmal der Singular ein: „illa tot consularis, tot praetorios absumpsit duces, patrumque aetate in tantum Sertorium armis extulit, ut per quinquennium etc. Natürlich haben daran schon einer und der andere Gelehrte Anstoß gefunden und zu ändern versucht z. B. Cludius, welcher illae . . . absumpserunt etc. vorschlug. Hr. Kritz äußert sich dagegen in folgender Art: Sed quamquam transitus ex plurali in singularem valde offendit, praesertim in anaphora, tamen res talis est, ut nulla corruptelae suspicio oriri possit. Velleius sey, meint er, incuria quadam bey dem fünften der angezeigten Sätze in eine andere Denk- und damit in eine andere Ausdrucksweise verfallen; ja die Schlußperiode „Has igitur provincias etc.,“ in welcher er durch igitur das plurale provinciae wieder aufnehme, zeige offenbar, daß der Singular nicht durch einen Abschreiber in den Text gekommen, sondern durch Velleius eigenes Versehen, das er, hintennach bemerkt, durch jene Wiederaufnahme des Plurals doch einigermaßen gut zu machen gesucht habe. — Alles schief und entstellt und falsch.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus ed. Kritz.

(Fortsetzung.)

Nicht bloß anstößig ist der Uebergang aus dem Plural. in den Singularis, sondern in einer Satzreihe, wie die in Frage stehende ist, ganz unerträglich. — Kein Neulateiner würde sich ein solches Sprachvergehen erlauben; wie hätte ein Römer aus Augustus und Tiberius Zeit, wenn er als Schriftsteller auftreten wollte, sich solche Verstöße erlauben können? Daß Velleius bey Abfassung seines Geschichtwerkes so sorg- und gedankenlos verfahren sey und auf eine tadellose Form desselben so gar kein Gewicht gelegt habe, ist an sich unglaublich und jedenfalls von Hrn. Sauppe und Kr., wie wir oben angedeutet haben, keineswegs bewiesen. Der Satz „has igitur provincias etc.“ nimmt allerdings die am Ende des §. 1. abgebrochene Erzählung von der durch Augustus und Agrippa vollendeten Befriedigung Hispaniens, nach der (durch Paragraphe 2. und 3. fortgehenden) Einschaltung dessen, was früher im Laufe von zwey Jahrhunderten die Römer in jenen Ländern gethan und erlitten hatten, im Anfange des §. 4. wieder auf, aber so, daß er nicht nur nichts von einem Selbstbekenntnisse des Schriftstellers oder von Zurücknahme eines begangenen Fehlers enthält, sondern vielmehr gerade durch has provincias offenbar zeigt, daß der Schriftsteller in der ganzen Stelle, nicht von einer Hispania, sondern von mehrern provinciis Hispania's gesprochen hat. — Wie kann man da sagen: res talis est, ut nulla corruptelae suspicio oriri possit? Aber wie erst, wenn man über das Wort hinaus auch auf die Sache ein wenig Bedacht nimmt? Die Sätze der Ed. princ., welche Hr. Kr. vertheidigt, sagen aus: illa (Hispania) tot ... absumpsit duces, patrumque aetate in tantum Sertorium armis extulit, ut per quinquennium diiudicari non potuerit, Hispanis Romanisne in armis plus esset roboris, et uter populus alteri pariturus foret. Also — „Hispania erhob durch Waffen den Sertorius zu einer solchen Höhe (Größe ...), daß —“ Ist denn dieß auch wahr? War nicht vielmehr gerad umgekehrt Sertorius der Mann, welcher die Hispanier durch Waffen hoch erhob und den Römern furchtbar machte? Ferner, wenn gesagt ist: „Hispania erhob den Sertorius zu solcher Größe,“ so sollte der darauf folgende Satz, welcher das Maß der Größe des Sertorius bestimmen soll, doch eben von Sertorius etwas aussagen, worin sich jene Größe und ihr Maß gezeigt habe; in dem vulgaten Texte bey Vell. folgt aber nichts von Sertorius Größe, sondern — ein offenbares ἄτοπον: („Hispania erhob den Sertorius dergestalt), daß geraume Zeit hindurch nicht zu entscheiden war, ob Hispanier oder Römer mehr Stärke in den Waffen hätten, und welches der beiden Völker dem andern gehorchen würde.“ Kann so Velleius geschrieben haben? Gewiß nicht, wenn er bloß gesunden Menschenverstand besaß und von der Geschichte seiner Roma auf etwa 100 Jahre

zurück so viel Kenntniß hatte, als wir, die wir um 19 Jahrhunderte von jener Zeit abstehen. — Aus dem Gesagten geht, um kurz zu seyn, mit Evidenz hervor, daß Vell. geschrieben haben muß: illas (provincias) . . . patrum aetate in tantum Sertorius armis extulit, ut per quinquennium diiudicari non potuerit, Hispanis Romanisne etc.; die noch übrigen Worte „tot consularis, tot praetorios absumpsit (Sertorius) duces" sind eine zwischen illas und patrum eingeschobene Parenthese, in welcher Vell. andeutet, wie und wodurch Sertorius die Hispanier so hoch gehoben habe. — Die Verkennung dieser Parenthese hat den Schreiber des Murb. Cod. (oder schon einen seiner Vorgänger im Abschreiben) veranlaßt, sein Original, in der guten Meinung, es zu verbessern, so zu verderben, wie wir es nun haben. Las Einer nämlich zusammen: „illas tot consulares . . . absumpsit duces," so fiel er ganz natürlich auf den Gedanken, den vermeintlichen Fehler dadurch zu heben, daß er dafür illa tot consulares . . . absumpsit duces" setzte; und, war einmal dieß auf dem Papiere, so folgte das Uebrige „patrumque aetate in tant. Sertorium arm. extulit" so nothwendig, daß man sich über sein Daseyn gar nicht wundern darf.

II. 98, 3. steht in der Urkunde: „de quo viro (L. Pisone) hoc omnibus sentiendum ac praedicandum est, esse mores eius vigore ac lenitate mixtissimos, et vix quemquam etc." Dazu Hr. Kritz: Heinsius insolito hoc superlativo offensus coniecit mixtis iustissimos; dann die Anmerk. Orelli's: „Ruhnkenius temperatissimos. Verum nihil in caussa est, cur dubitemus, quin Velleius ad *ἀναλογίαν* vocis temperatissimus, etsi minus usitate, illum superlativum formarit." Also der Superlativ mixtissimus hat weiter nichts Anstößiges, als daß er „insolitus" ist; und, als nach Analogie des temperatissimus, wenn gleich etwas ungebräuchlicher Weise, gebildet kann man ihn wohl für Velleianisch anerkennen? Unserer Meinung nach ist mixtissimus, wenn mixtus etwas bedeutet, was aus Verbindung, Verschmelzung von zwey oder mehreren Bestandtheilen als ein drittes hervorgeht, nicht bloß ungewöhnlich, sondern unmöglich. Oder kann man z. B. ein aus Wein und Wasser gemischtes Getränk irgendwie ein magis mixtum oder ein mixtissimum nennen? Nein; sondern sagen kann man davon nur, daß es entweder mehr Wein als Wasser, oder mehr Wasser als Wein, oder sehr viel Wein mit wenig Wasser oder umgekehrt enthalte, aber weder in jenem noch in diesem Falle es ein gemischteres (magis mixtum) oder ein gemischtestes (mixtissimum) nennen. Die Rede von der Analogie des mixtissimus mit temperatissimus fällt demnach von selbst in nichts zusammen. Doctus, instructus, temperatus und hundert andere Participia können freylich, als Adjective behandelt, im Comparativ und im Superlativ erscheinen, weil sie Eigenschaften bezeichnen, die sich an oder in einem Gegenstande in höherm und höchstem Maße befinden können; was nach Obigem von mixtus auf keine Weise gesagt werden kann. Somit ist auch diese Stelle in Velleius wieder, als eine gewiß verdorbene, nicht auf Kosten des Schriftstellers und seiner Ehre fest zu halten, sondern zu emendiren. Emendirt aber wird sie ganz einfach und gut, wenn man schreibt: „de quo viro hoc ... praedicandum est, esse mores eius, vigore ac lenitate mixtos, mitissimos etc.

II. 110, 1. „Rumpit, interdum moratur proposita hominum fortuna." Dazu annotirt Hr. Kr. mit Ruhnk. Worten: „Heinsius coniecit rumpit interdum, interdum moratur etc. Perperam. Sueton. Aug. c. 77. Festos et solemnes dies profusissime nonnunquam ioculariter tantum celebrabat. Tacit. hist. III, 83. Utque in ludicro certamine, hos, rursus illos clamore et plausu fovebat etc." d. h. Hr. Kr. führt das Richtige (Heinsius Conjectur) selbst an, verwirft es aber aus nichtigem Grunde. Daß von den Partikeln interdum — interdum, modo — modo, modo — rursus u. s. w. in gewissen Fällen die eine wegbleiben könne, ist nicht zu läugnen.

Aber die Fälle sind wohl zu unterscheiden. Z. B. in der angeführten Stelle aus Sueton.

ist nichts weggelassen, der Schriftsteller konnte nonnunquam nur einmal setzen, wenn er den Sinn der Stelle nicht ändern wollte; Augustus feyerte festliche Tage (nicht bloß nonnunquam, sondern) allemal profusissime, dieß jedoch mitunter auf eine nur scherzhafte Weise; diese Stelle muß somit ganz aus dem Spiele bleiben. Die andere Stelle (aus Tacitus) unterscheidet sich von der Velleianischen darin, daß sie ein Subject und ein Prädicat enthält und nur verschiedene Objecte, auf welche die Thätigkeit des Subjectes allemal, doch abwechselnd wirkt, manchmal auf das eine, manchmal auf das andere; indeß in der Stelle des Velleius zwar ein Subject gegeben ist, aber verschiedene Prädicate, von denen keines allemal eintritt, sondern nur manchmal das eine, manchmal das anderee Die Ausdrucksweise in dem Beyspiel aus Tacitus (und in allen ihm gleichen) ließe sich allenfalls auch so erklären. Der Schriftsteller spricht zuerst etwas unbeschränkt aus, trägt aber dann, gleichsam sich corrigirend, die nöthige Einschränkung bey einem zweyten Gliede nach: „Populus . . . hos, rursus illos . . . fovebat;“ d. h. „das zuschauende Volk ermunterte die Einen (z. B. die Vitellianer), doch nicht immer nur sie, sondern hinwiederum auch die Andern (die Flavianer) durch Zuruf und Klatschen.“ Also unsere Stelle in Velleius ist unverstümmelt überliefert; sie muß mit Heinsius durch Verdoppelung des interdum geheilt werden.

II. 114, 4 und 5. „Batonem . . et Pinnetem, excelsissimos duces, captum alterum a se deditum iustis voluminibus ordine narrabimus, ut spero. Autumni victor in hiberna reducitur exercitus etc.“ So die Urausgabe nach Cod. Murb. — Hr. Kr. setzt, mit Vorzug vor mancherley andern Vorschlägen, die von Ruhnk. nach dem Editor. Basil. geäußerte, die Wahrheit, wie er sagt, ganz treffende Vermuthung in den Text: „captum alterum, alterum deditum;“ im letzten Theile der angeführten Stelle aber mit Ed. Basil.: „Autumno victor etc.“ Wir glauben die Stelle so corrigiren zu müssen: Batonem et Pinnetem . . ., captum alterum, alterum se dedentem (wie unmittelbar vorher „iuventutem . . . prosternentem se . . genibus imperatoris“) justis voluminibus ordine narrabimus. Sero autumni victor exercitus etc.“ Das zweyte alterum war in einer Handschrift durch a. bloß angedeutet; dieß verkannt und zusammen gelesen a se dedentem führte zu der vermeintlichen Correction a se deditum. Wie leicht man im letzten Theile der Stelle das nachhinkende ut spero (statt dessen man hinter narrabimus auch ut speramus zu erwarten berechtigt ist) entbehren könne, leuchtet ein; durch unser dafür gesetztes Sero wird das überlieferte autumni erhalten. Es ist, um dieß einmal ausdrücklich zu bemerken, nicht gar selten der Fall, daß der Murb. Coder schon Lesarten darbietet, welche durch absichtlich gemachte Correctionen, sey es zuerst in ihn, sey es schon in sein Original gekommen seyn müssen.

II. 117. 1. „Tantum quod ultimam imposuerat Pannonico ac Delmatico bello Caesar manum, cum . . . funestae ex Germania epistulae caesi Vari trucidatarumque legionum trium totidemque alarum et sex cohortium, velut in hoc saltem tantummodo indulgente nobis fortuna, ne occupato ducem et causa persona moram exigit. Varus etc.“ Hr. Kr. schreibt im Texte: „Tantum quod . . . . . et sex cohortium, ***; velut in hoc . . . . fortuna, ne occupato duce **** et causa et persona moram exigit.“ Wozu soll eine solche Behandlung eines verdorbenen Textes dienen? Was soll man sich in die hinter cohortium und wieder hinter duce angedeuteten Lücken hinein denken? Woher weiß Hr. Kr. daß, wenn auch wirklich im Ganzen etwas ausgefallen ist, dieß gerade an diesen Stellen geschehen sey? Wie kann er in dem durchaus verdorben vorliegenden Texte das einzelne Wort ducem in duce verändern, da er nicht wissen kann, ob occupato u. s. w. unversehrt erhalten sey oder nicht, und da, wenn dieß ist, zu occupato eben so wohl duci als duce passen würde? Was berechtigt ihn, bey der völligen Ungewißheit, ob *et* causa unverdorbene Worte seyen, mit Einfügung eines zweyten et zu schreiben: et causa et persona u. s. w.? Eine solche Halb-

thuerey können wir durchaus nicht billigen; entweder etwas ganzes oder gar nichts! — Wir unsers Theils wagen daher den Versuch die ganze Stelle, ohne Annahme irgend einer Lücke, bloß durch Aenderung etlicher Buchstaben und Wörtchen des überlieferten Textes in Ordnung zu bringen, indem wir vorschlagen zu schreiben: Tantum quod ultimam imposuerat Pannonico... bello Caesar manum, cum .... funestae ex Germania epistulae caesi Vari trucidatarumque legionum trium totidemque alarum et sex cohortium nuntium, hoc saltem tanto in malo indulgente nobis fortuna, non occupato duci indicant. Sed persona moram exigit. Varus Quintilius etc. Alle weitern Erläuterungen über Wort und Sinn dieses unsers Vorschlags müssen wir übrigens der Kürze wegen vor der Hand unterlassen.

In demselben Cap. §. 3. lesen wir in der Edit. princ.: „Is cum exercitui, qui erat in Germania, praeesset, concepit esse homines, qui nihil praeter vocem membraque haberent hominum, quique gladiis domari non poterant, posse iure mulceri.“ Diesen Text behält Hr. Kr. unverändert bey und behauptet, concepit esse homines, qui etc. sey so viel als, concepit Germanos esse homines, qui etc., da Germanos aus dem vorausgehenden Germania per synesin zu entnehmen sey. — Dieß glaube wer will; nach unserer Meinung müßte, wenn die Worte den geforderten Sinn sollten haben können, gesagt seyn: concepit eos (sc. Germanos) esse homines, qui etc.; ohne eos (oder ein gleichgeltendes Wort) würde der Satz: concepit, esse homines etc. nur den Sinn haben können: Varus bildete sich ein, es seyen Menschen (in der Welt), es gebe Menschen, welche u. s. w. Davon abgesehen: wie konnte Varus sich einbilden, daß die Germanen, wenn er sie als Menschen kannte und betrachtete, welche außer Menschenlaut und Menschenleib nichts Menschliches hätten, (sondern nahezu Bestien wären,) durch Recht und Gerechtigkeitspflege könnten bezwungen werden? — Also die Stelle in Velleius, von welcher wir handeln, ist offenbar so, wie sie urkundlich vorliegt, nicht als Velleianisch zu behaupten, sondern als verdorben anzunehmen. Hergestellt kann sie unsers Bedünkens durch folgende Aenderungen werden. „(Varus) concepit, a se homines, qui nihil praeter vocem membraque habent hominum, quique gladiis domari non poterant, posse iure mulceri.“ Kurz gefaßt konnte Vell. sagen: Varus concepit, a se Germanos posse iure mulceri; statt des Namens Germanos setzte er aber (natürlich bey seiner Absicht, das Unternehmen des Varus als thöricht darzustellen,) die umschreibende Bezeichnung derselben als eines nach seiner (des Schriftstellers) Ansicht noch fast thierischen und selbst durch Waffen nicht zu bändigenden Volkes, „homines, qui nihil . . . habent hominum, quique . . . domari non poterant.“ „Varus bildete sich ein, die Menschen, welche, Sprache und Körperbau abgerechnet, keine Menschen sind, und welche zeither durch's Schwert nicht gebändigt werden konnten, würden von ihm durch Recht und Rechtspflege besänftiget werden können.“

Hiemit genug auch über die von Hrn. Kritz eingehaltene Behandlung des Textes. — Ihrem Aeußern nach verdient die neue Ausgabe alles Lob. Nur hätten manche Druckfehler im Texte vermieden werden können und sollen. Abgesehen von fehlenden oder unrichtig gesetzten Paragraph-Numern am Rande (pag. 67. 69. 97. 120. 225. 320. 535) bemerken wir:

Pag. 30	lin.	4	ist con- zu deliren;
„ 58	—	2	- intellegi zu lesen st. intelligi;
„ 64	—	7	- patitur zu lesen st. paritur;
„ 126	—	6	- fudissent fugassentque zu lesen st. fudissentque;
„ 135	—	2	- Fonteiumque zu lesen st. Fontemiumque;

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Missionary Labours and Scenes in Southern Africa by Robert Moffat. With engravings by R. Baxter. London 1842.

Neben den vielen Beschreibungen von Reisen in das südliche Afrika, welche in neuerer Zeit bekannt geworden sind, tritt das hier genannte Werk mit so eigenthümlichen Vorzügen auf, daß es einer ganz besondern Beachtung der Freunde der Natur- wie der Völkerkunde empfohlen werden darf. Der Verfasser desselben lebte während der 23 Jahre seines Aufenthaltes im südlichen Afrika nicht etwa zunächst in Capstadt oder in ähnlichen städtischen Gemeinschaften der dort ansäßigen Europäer, sondern fast fortwährend in der wilden Natur des Landes und in der Mitte seiner eingebornen Völkerstämme, deren treuer Genosse in Freud und Leid, in Gefahren wie im Genuß der Ruhe er geworden war. Wie das Ohr an das oft wiederkehrende Gebrüll des Löwen, so gewöhnt sich der Muth des Mannes an den in solchem Lande unvermeidlichen Kampf mit den furchtbaren Mächten der äußeren Natur und mit der verheerenden Raubsucht des verwilderten Volkes; allmählig baut er sich in seiner Brust eine feste Burg des Vertrauens, des innren Sicherseyns auf, in welcher er, mitten in der grauenvollen Wüste des Fremdlingslandes, eines Friedens und einer Stille genießt, nach denen Jeder, der sie nur einmal empfand, wenn er wieder zurückgekehrt war in das Getümmel unsrer Städte und in das unersättliche Treiben der europäischen Zerrissenheit, ein beständiges Heimweh behält. Unsern Schottländer Moffat wenigstens wandelte dieses Heimweh, als er sein europäisches Vaterland vor einiger Zeit besuchte, in so hohem Grade an, daß er, wie uns dieß die Vorrede zu dem eben genannten Werk berichtet, keinen angelegentlicheren Wunsch fühlte, als den nach der Rückkehr auf seinen Posten in der Nachbarschaft der Löwen, am Tummelplatze der Wirbelwinde, in die Mitte seiner ihn kindlich liebenden Hottentoten und Kaffern, unter denen er von nun an den Rest seiner Jahre verleben, bey denen er sterben will.

Wir geben im Nachstehenden nur einige Hauptzüge aus Moffats reichem Werke.

Der Eingang desselben ist einer nähern Betrachtung der einzelnen Völkerstämme gewidmet, welche die Europäer, seitdem sie auf der Südspitze von Afrika sich niederließen, als die Eingebornen des Landes kennen lernten. Die Hottentoten, zu deren Stamme die Corannas, Namaquas und Buschmänner gehören, bewohnten schon damals und bewohnen noch fortwährend das südlichste Ende des Welttheiles von der Pequena-Bay im Westen bis zum großen Fischfluß im Osten. Sie zeigen sich von ihren Gränznachbarn, den Kaffern, Bechuanas und Damaras so verschieden, daß man nicht umhin kann, ihren Ursprung aus einem ganz andern Völkerstamme herzuleiten, als jener ihrer Nachbarn war. Die Bildung ihres Schädels wie ihrer Gesichtsknochen, die Gestalt und Hautfarbe ihres Leibes nähern sich mehr den mongolischen als den äthiopischen Völkerformen und Hr. Moffat fand, seitdem er Gelegenheit gehabt, mehrmalen Männer, Frauen und Kinder der Chinesen zu sehen, eben so wie

schon vor ihm Barrow eine so auffallende Aehnlichkeit zwischen diesem ostasiatischen Volk und den Hottentoten, daß er ohne das Merkmal der Kleidung und andern unwesentlichen Abzeichen beyde mit einander verwechselt haben würde. Dennoch hält er an der Voraussetzung fest, daß die Urväter der Hottentoten vormals in den nördlichern Gegenden des Welttheiles ihren Wohnsitz hatten, aus welchen sie einst im Verlauf der Jahrtausende allmählig nach dem Südende desselben durch die stärkeren Völker herabgedrängt wurden. Eine Bestätigung dieser Annahme soll unter andrem darinnen liegen, daß zuweilen auf den Sklavenmarkt von Cairo, tief aus dem Innern von Afrika, Sklaven von einer hellern Hautfarbe gebracht werden, deren Sprache mit jener der Hottentoten verwandt scheint. Diese möchten von jenen Resten ihres Urstammes herrühren, welche bey der Wanderung der Hottentoten gen Süden hin und wieder in den wechslenden Wohnsitzen zurückblieben.

Während die Hottentoten im engeren Sinne auch an Sitten wie an Sprache sich gleichen, läßt sich dagegen bey den Buschmännern die gleichartige Abstammung nur an der Aehnlichkeit der leiblichen Gestalt wie aus einigen andren Zügen der äußren Verwandtschaft errathen. Mit Leichtigkeit widerlegt übrigens Moffat die seltsame Meinung, nach welcher die Buschmänner Stammväter der andren, geistig höher stehenden Stämme, und eine treue Abspiegelung des Urzustandes derselben seyn sollten, vielmehr zeigt er, daß sich hier wie in andern Ländern, denen die äußere Ordnung und Verfassung der Staaten abgehet, ein Auswurf des Volkes gebildet habe, dem das müßig herumstreifende Leben besser zusagte, als die Arbeit und ruhige Ordnnng des geselligen Verkehres. Ein ganz ähnliches Verhältniß als zwischen den Hottentoten und Buschmännern beobachtete Moffat bey seinem mehr als zwanzigjährigen Aufenthalte unter den Bechuanen zwischen diesen und den Balalas, welche letztere nichts anderes sind als ein armes Pöbelvolk dieses Stammes, welches ohne eignen Besitz und ohne Lust am festen Wohnsitz überall herumzieht. Auch diese Balalas sind der Arbeit so abgeneigt, daß sie in der Zeit, wenn die Früchte des Landes reifen und die Ernte sich nahet,

in die abgelegensten Wüsten entfliehen und dort Hunger und Kummer erdulden, nur damit sie nicht von den Bechuanen genöthigt werden möchten, ihnen bey dem Geschäft der Ernte an die Hand zu gehen.

Was die Buschmänner betrifft, so ist namentlich ihre ganz verarmte Sprache nicht nur von jener der Hottentoten mit Ausnahme der ihnen beyden eigenthümlichen Klapplaute der Zunge sehr verschieden, sondern sie zerfällt auch in sich selber in sehr mannigfache Abarten. Der Grund ist hier derselbe, aus welchem auch die wortarme Sprache der Balalas so weit von der Sechuanasprache, welche die des Landes ist, sich entfernt hat, daß man ohne Dolmetscher sie nicht verstehen kann. Nur im geselligen Verkehr bildet und erhält sich die Sprache; wenn jene verwilderten Herumstreifer oft auf Wochen lang ihre Höhlenwohnungen oder bedeckten Erdlöcher verlassen, dann bleiben unterdeß ihre Kinder etwa unter der Aufsicht etlicher von Alter oder körperlichem Unvermögen gelähmter Personen allein zurück und die Kleinen, von denen manche noch kaum stammeln, andere nur unvollkommen zu reden vermögen, bilden sich dann unter einander eine Sprache, welche in die spätern Jahre mit hinüber genommen wird. Besser gesagt: mit dem Kreis der Gedanken und Erkenntnisse des täglichen Lebens verengert sich und verarmet auch zugleich jener der Sprache, der wortkarge, scheue Jäger hält sich zuletzt nur noch an einige Naturlaute, welche die Gegenstände seiner dringendsten Bedürfnisse bezeichnen. Daß in den Buschmännern die geistige Bildungsfähigkeit in demselben Maaß vorhanden sey, als in andern Völkern der Erde, dieses bezeugt das Beyspiel derjenigen unter ihnen, welche seit ihrer Bekehrung zum Christenthum an den allgemeinen Vorzügen der europäischen Bildung so wie der gesellschaftlichen Ordnung Theil genommen haben.

Mehr als mit den Stämmen der Hottentoten hatte unser Reisender mit jenen nachbarlichen Völkerschaften zu thun, welche sich mehr an die Hauptmasse der Bevölkerung des innern Afrikas anschließen und deren kriegerische Schwärme noch immerfort von Norden und Osten her sich gegen die Wohnplätze der Hottentoten herandrängen. Unter diesen

bilden namentlich die Kaffern, die Basutos und mehrere andre ihnen verwandte Völkerschaften nur einzelne Zweige des Bechuanastammes, während die an der Westseite gegen das atlantische Meer hin, im N. von den Namaquas wohnenden Damaras mit den Negern von Congo verwandt erscheinen.

Es war im Jahre 1817, als Hr. Moffat seine erste Missionsreise von Capstadt aus zunächst zu den Stämmen der Namaquas antrat. Sein Unternehmen erschien damals keineswegs als ein leichtes. Noch kurz vorher hatte ein Häuptling jener Stämme, welcher unter dem Namen Christian Afrikaner sehr bekannt geworden ist, aufgereizt durch die barbarische Härte der Colonisten die Waffen gegen diese, so wie gegen seine eigenen Stammverwandten ergriffen und nach allen Seiten durch Feuer und Schwert Schrecken und Vernichtung verbreitet. Als unser Reisender sich den Gränzen der Colonie gegen das Gebiet jenes furchtbaren Kriegers hin näherte, da betrachteten alle Colonisten seinen Weg als einen tollkühnen Gang zum sichern Tode. „Der unmenschliche Feind, so sagte der eine, wird Sie fest binden und Sie zur Zielscheibe für die Pfeile seiner Knaben machen.“ — „Er wird, so sprach ein Andrer, Ihnen die Haut abziehen lassen und mit dieser eine jener Trommeln überspannen, nach deren Tönen die Barbaren tanzen.“ — „Ihren Schädel, so sprach ein Dritter, wird er nehmen, um aus ihm bey seinen Festgelagen zu trinken.“ — Eine gute, mütterlich gesinnte Dame konnte, da sie den jungen Reisenden auf seinem Entschlusse beharren sahe, ihre Thränen nicht zurückhalten. „Wären sie, so sprach sie beym Abschied, schon ein bejahrter Mann, welchem ohnehin das Ende des Lebens auf einem oder dem andern Wege nahe stünde, dann hätte es weniger zu sagen, so aber ist Ihre Jugend noch zur Hoffnung eines langen Lebens berechtigt und Sie wollen gehen, um eine Beute jenes Ungeheuers zu werden?“

Das Vertrauen des unbewaffneten Wanderers im Fremdlingslande wurde nicht zu Schanden. Der furchtbare „Afrikaner,“ obgleich nur Wenige der Lauterkeit dieser Aeußerungen Glauben schenkten, hatte neuerdings, seitdem der gegen die Eingebornen so väterlich gesinnte Campbell ihn freundlich und eindringend dazu ermahnen lassen, friedliche Gesinnungen ausgesprochen und hielt von nun an diese Zusage, so daß Moffat einen seiner wißbegierigsten und gelehrigsten Schüler an ihm fand. Es konnten aber auch nur wenig Andre so geeignet seyn, nach allen Seiten hin Lehrer und Vorbilder eines verwilderten Volkes zu werden, als unser Schottländer. Aus dem Genuß aller europäischen Bequemlichkeiten gewöhnte sich derselbe bald in seiner Zeltenhütte, welche mehr einem durchbrochenen Netze als einem festen Obdache glich, an das Ertragen der Hitze, des Frostes und der bey Regenwetter herein dringenden Nässe; er begnügte sich mit der Kost der Namaquas, ward unter ihnen und mit ihnen Jäger, Handwerker, Arzt und Landbauer. Hierbey kam ihm die Gewandtheit und Geschicklichkeit seiner Hände sehr zu statten. Als die Horde des Afrikaners, wegen des Wassermangels am bisherigen Wohnplatz eine bessere Gegend zu ihrer Niederlassung aufsuchen wollte, war Vieles daran gelegen, daß der einzige Wagen, den sie bey sich hatten, jener des Hrn. Moffat, wieder in Stand gesetzt würde. Es fehlte vor Allem an dem Eisenwerk; Eisen mußte im Feuer erweicht und geschmiedet werden. Da erfand sich Moffat einen einfachen Blasebalg aus Ziegenbocksfell; ein Granitblock vertrat die Stelle des Ambos; was er noch nie versucht hatte, das gelang ihm, er verrichtete mit bestem Erfolg, zum großen Jubel seiner Namaquas die Geschäfte des Wagners und Schmiedes, und eben so gelang es ihm auch, mehrere schadhafte Schießgewehre wieder in guten Stand zu setzen. Wir entnehmen aus dem Bericht über jene Untersuchungsreise einige zu unsrem Zwecke dienliche Züge.

Die Gegend im Norden vom großen Orangefluß, gegen die südliche Sahara oder Kärru-Wüste hin ist großentheils sandig und unfruchtbar, mit Blöcken der Granitfelsen bestreut, reich an Eisensteinen, mit Spuren von Kupfererzen. Hin und wieder findet sich gediegenes Eisen, auf dessen meteorischen Ursprung selbst die Aussagen der Eingebornen schließen lassen. Zebras, Quaggas, Giraffen und Gazellen durchstreifen die Ebene, nur selten zeigt sich das Rhinozeros. Aus Mangel an andern

Lebensmitteln sahen sich die Reisenden nur auf den Ertrag ihrer Jagd angewiesen; das Fleisch, vor Allem der Zebras und der Giraffen war ihre gewöhnliche Speise. Wenn die besten Stücke verspeist waren, dann mußten die übrigen, an der Sonne gedörrten Theile, so hart als Sohlenleder, zuerst in heißer Asche und zwischen heißen Steinen gebraten, dann mit Steinen zerklopft werden, und auch so noch kosteten sie den Zähnen der hungernden Wanderer eine so harte Arbeit, daß nach beendigter Mahlzeit die Kinnladen schmerzten, der Mund zum Sprechen fast unfähig war. Das sparsame Getränk hiezu war ein trübes, sumpfiges Wasser. Wie groß mußte deßhalb die Freude Aller seyn, da sie einmal vor sich eine üppig grünende Fläche sahen. Doch jenes anlockende Grün bot weder für Menschen noch für Vieh etwas Genießbares dar; es war ein Euphorbiengesträuch voll giftiger Säfte, die sich selbst dem Honig der Bienen mitgetheilt hatten, der aus den Felsenritzen reichlich hervordrang und nach dessen Genuß die Reisenden die heftigst brennenden Schmerzen im Halse und ein mehrere Tage anhaltendes Kopfweh empfanden, obgleich sie zu ihrem Glück noch zeitig genug von einem Eingebornen, der sie beym Essen des Gifthonigs fand, vor diesem gewarnt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus ed. Kritz.

(Schluß.)

Pag. 147 lin. 5 ist maximam zu lesen st. maxumam;
„ 159 — 5 - arenaque zu lesen st. harenaque;
„ 163 — 4 - Mithridaten zu lesen statt Mithridatem;
„ 214 — 3 - Lasthene zu lesen st. Lathene;
„ 224 — 1 - nium (i. e. Asinium) zu lesen st. num (i. e. Asinum);
„ 249 — 4 - nocte aut die zu lesen st. die aut nocte;

Pag. 255 lin. 4 - civiles zu lesen st. civilis;
„ 256 — 3 - consule zu lesen st. sonsule;
„ 302 — 8 - abolendum zu lesen st. absolendum;
„ 346 — 2 - exercitus zu lesen st. exercitu;
„ 428 — 1 - Quintiusque zu lesen statt Quintusque;
„ 451 — 1 - gedruckt Hercyniae,
„ 457 — 3 - gedruckt Herciniae; soll beyde Male entweder Hercyn. oder Hercin. heißen;
„ 464 — 4 - Romae zu lesen st. Romanae;
„ 476 — 10 - pravitate zu lesen st. private;
„ 479 — 5 - fecit (praefecit) zu lesen st. fecis (praefecis);
„ 493 — 4 - totidem zu lesen statt todidem;
„ 523 — 5 - prae zu tilgen.

Zum Schlusse erlauben wir uns, mit Zuversicht die Hoffnung zu äußern, Hr. Kritz, welcher seine Vorrede mit den Worten Wyttenbach's geschlossen hat: „Iis, qui, si qua lapsi fuerimus, nos admonuerint, gratiam habebimus. Neque enim alium uberiorem ex hoc toto litterarum studio fructum capere nos posse iudicamus, quam ut erroribus quotidie et praeiudicatis opinionibus liberemur," werde es uns nicht verargen, daß wir so manche Schattenseite seiner Arbeit an's Licht zu kehren unternommen haben: er kann und soll überzeugt seyn, daß wir ohne alle persönliche Rücksicht nur die Sache im Auge gehabt und lediglich unserm Schriftsteller nach bestem Wissen und Können zu dienen gewünscht und gestrebt haben. Sind wir selbst bey unserm Eifer vielleicht in Fehler gefallen, so werden auch wir nach Wyttenbach's Worte mit freudigem Danke jede Belehrung, woher sie auch komme, entgegen nehmen.

J. Fr.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Missionary Labours and Scenes in Southern Africa by Robert Moffat.

(Fortsetzung.)

„Des Löwen Ritt“ auf der Giraffe, deren Rücken er durch einen Sprung erreicht und dann, mit den Klauen an den Schultern seiner Beute sich fest haltend ihren Nacken zerfleischt, bis das schnelle Thier erliegt, wurde unserm Reisenden nicht nur von den Eingebornen beschrieben, sondern an mehreren Giraffen, welche man unterwegs geschossen, zeigten sich in der Gegend der Schulterblätter und des Nackens die Narben jener Wunden, welche ein aufspringender Löwe ihnen früher einmal beygebracht hatte. Denn nicht selten gelingt es der starken Giraffe, ihren Feind von sich abzuschütteln. Ueberhaupt fand Hr. Moffat schon auf dieser Reise Gelegenheit, aus eigener Erfahrung, so wie aus den Erzählungen seiner ihm treu ergebenen, wahrheitsliebenden Begleiter mit dem südafrikanischen Löwen bekannt zu werden, über welchen er bey dieser Gelegenheit mehrere interessante Notizen mittheilt. So erwähnt er es als eine bekannte Sache, daß, wenn ein alter Löwe mit seinen Jungen oder wenn überhaupt mehrere Löwen gemeinsam auf die Jagd gehen, der älteste (stärkste) von ihnen die lebende Beute zu erhaschen sucht, und wenn dieß gelang, sie tödtet, während die andren sich ruhig am Boden schmiegen. Der Sieger ruhet hierauf bey dem getödten Thiere, vielleicht eine Viertelstunde lang aus, während die andren in ehrfurchtsvoller Entfernung sich um ihn her lagern. Endlich erhebt sich der alte Löwe und hält seine erste Mahlzeit mit den weichsten Theilen des getödteten Thieres, ruht dann noch einmal aus und genießt die zweyte Mahlzeit, nach deren Vollendung er sich hinwegbegiebt. Erst jetzt fallen die andren, jüngeren Löwen, die bis dahin sich vollkommen ruhig verhielten, über den Rest der Beute her, welcher dann gar bald vollends verzehrt ist.

Öefters sieht man Löwen, wie zu ihrer Uebung Sprünge machen und nicht eher ablassen, bis ihnen ein Sprung nach dem vorgesetzten Ziel, auch wenn dieses ein Baumstrunk seyn sollte, gelang. Am meisten thun dieses jene furchtbaren Thiere dann, wenn ihnen, weil der Sprung zu kurz war, eine Beute entwischt ist, wie man auch an unsern Füchsen in solchen Fällen etwas Aehnliches beobachtet hat. Ein Freund unsres Reisenden beobachtete einst einen alten Löwen, der zuerst allein den Sprung auf eine Felsenklippe, von welcher aus, wenn der Ansatz gelungen wäre, es leicht war, die unter ihm hin gehenden Zebras zu erreichen, so lange wiederholte, bis er ihm gelang und dann auch dasselbe in Gegenwart noch zweyer andrer Löwen that, welche sich bey ihm einfanden, obgleich die Beute, welche schon der erste Sprung verfehlt hatte, längst außer dem Bereich der Räuber war. Nach der Meynung der kindlich phantasiereichen Eingebornen reden bey solchen Gelegenheiten diese Thiere eine Sprache der brüllenden Töne unter einander, welche zwar ihnen selber, nicht aber dem Menschen verständlich ist.

Wenn der Gegenstand, welcher die Raubgier des Löwen reizte, ein ruhender, unbeweglich still sitzender ist, dann pflegt auch öfters der Löwe, so

wie manche andere Raubthiere sich zögernd vor demselben anzustellen, während er bey der ersten Bewegung, welche seine Beute zum Entfliehen macht, sie im schnellen Sprunge erhascht. Dieser Eigenthümlichkeit des furchtbaren Thieres und hierbey zugleich jener unverkennbaren Gewalt, welche der feste Blick des Menschenauges über viele Thiere ausübt, verdankte ein Mann seine Rettung aus großer Lebensgefahr. Dieser Mann, der zu den Leuten des H. Schmelen in Bethany gehörte, hatte einst einen Besuch bey Freunden gemacht und wollte auf dem Heimwege noch eine Antilope schießen, um seiner Familie ein Gericht Fleisch mit nach Hause zu bringen. Er nahm deßhalb einen Umweg nach einer kleinen Quelle oder Lache hin, bey der sich gewöhnlich solche jagdbare Thiere einfinden, um ihren Durst zu stillen. Die Sonne war schon ziemlich hoch gestiegen, als er zu der Lache kam, ein Wildpret zeigte sich nicht, der Mann legt seine Flinte an einen sanft abhängigen Felsen, dessen Rückseite mit Dornengebüsch bewachsen ist, trinkt einmal aus der Lache, setzt sich dann auch in der Nähe des Felsens nieder, und ermüdet, wie er ist, schläft er über dem Rauchen einer Pfeife ein. Die glühenden Strahlen der Sonne wecken ihn bald wieder auf; das erste, was er beym Oeffnen der Augen sieht, ist ein großer Löwe, der nur wenige Fuß von ihm entfernt, wie zum Sprunge bereit vor ihm liegt und ihm unbeweglich ins Gesicht schaut. Der Mann bleibt einige Minuten starr vor Schrecken; als ihm die Besinnung wiederkehrt, will er nach seiner Flinte greifen; aber bey der ersten Bewegung dieser Art, welche er macht, erhebt der Löwe das Haupt und brüllt fürchterlich. Noch ein und das andre Mal versucht es Jener, sein Gewehr zu erlangen; da aber dieses zu weit außer seinem Bereich liegt, und der Löwe bey jeder Bewegung seiner Hand in ungeheure Wuth geräth, giebt er diese Absicht auf und starrt in angstvoller Erwartung nach dem Thiere hin. Die Nachmittagssonne macht den Felsenboden, auf welchem der Mann sitzt, so heiß, daß die Gluth den nackten Füßen unerträglich fällt, er legt sie abwechselnd einen über den andern. Der Tag geht zu Ende, nicht aber die Pein des geängsteten Menschen, denn der Löwe bleibt auch die Nacht hindurch auf dem Anstand vor seiner Beute sitzen. Erst am andern Mittag erhebt sich das Thier, um an der Lache zu trinken; der Mann will diesen Augenblick dazu benutzen, sein Gewehr aufzunehmen; kaum aber beginnt er sich zu bewegen, da kehrt der Löwe, der seine Beute nicht aus den Augen verloren hat, in rasendem Zorne zurück und würde auf den erschrockenen Menschen gesprungen seyn, wenn dieser nicht von Furcht gelähmt unbeweglich still geblieben wäre. Er verhält sich jetzt auch, um das zornige Thier nicht noch mehr zu reizen, ruhig, während der Löwe, immer nach ihm hinblickend, noch einmal zur Lache geht und dort seinen Durst stillt, dann etwas besänftigter wieder auf seinen Anstand zurückekehrt. So kommt und vergeht auch, in beständiger Todesangst, die zweyte Nacht; der Mann, wie er später oft erzählte, wußte nicht, ob er gewacht oder geschlafen habe; hätte er aber auch das letztere gethan, dann müßte es mit offnen Augen geschehen seyn, denn er sah seinen Feind immer vor sich. Am darauf folgenden Vormittag geht der Löwe abermals nach der Lache, und während er hier trinkt, vernimmt er, wie es scheint, von der andern Seite her ein Geräusch, läuft dorthin und verliert sich im Gebüsch. Jetzt hat der Mann Zeit, sein Gewehr zu erlangen, er will aufstehen, die Glieder versagen ihm den Dienst; auf allen Vieren kriecht er zum Wasser, stärkt sich durch einen Trunk und setzt sich dann noch einige Augenblicke mit gespanntem Gewehr auf den Anstand, um dem Löwen, wenn er wiederkehren sollte, die Kugel durch den Kopf zu jagen. Das Thier kommt nicht zurück; er wagt es nun, mit der Flinte auf dem Rücken weiter zu kriechen, erreicht einen Fußsteig, wo ein Wandrer dem ganz Entkräfteten zu Hülfe kommt. Das Leben des Mannes war zwar gerettet, nicht aber ohne ein großes Opfer, denn in Folge der fast zwey Tage lang erduldeten Sonnengluth waren seine Fußzehen so entzündet worden, daß man sie abnehmen mußte.

Den starken Zügen der Wildheit, an denen die südafrikanische Wüste reich ist, fügt der verwilderte Mensch noch andre, eben so starke hinzu.

Auf der nämlichen Reise, von der wir hier erzählten, fand Herr Moffat eine alte Mutter, welche von ihren eignen Kindern, weil sie zu jedem Dienst des Hauses zu schwach war, mitten in die brennend heiße Wüste ausgesetzt war, um dort zu verschmachten, oder von den wilden Thieren gefressen zu werden. Sie lag da, in Erwartung ihres Endes schon seit vier Tagen, ihr Körper glich einem nur noch mit der zusammengeschrumpften Haut bedecktem Skelet. Unser mitleidiger Reisender wollte sie auf seinen Ochsenwagen nehmen, um für sie zu sorgen; sie wies den Antrag mit Entsetzen von sich; der Anblick eines Wagens war ihr noch etwas ganz Neues; sie hielt denselben für ein wildes Thier, furchtbarer als Löwen und Hyänen sind. Man mußte erwarten, daß sie an Convulsionen stürbe, wenn man sie mit Gewalt in den Wagen bringen wollte, darum gab man ihr gedörrtes Fleisch, so wie das Lieblingsmittel, womit jenes Volk das Gefühl des Hungers betäubt und den Mund zu neuer Lebensthätigkeit aufregt: Tabak, sammt einer Pfeife; in etlichen Tagen hoffte man, auf dem Rückweg wieder hier vorbey zu kommen und dann weiter für die arme Verlassene sorgen zu können. Als die Reisenden bey ihrer Rückreise wieder an denselben Ort kamen, fanden sie keine Spur mehr, weder von der Alten noch von den Gaben, die man bey ihr zurückgelassen hatte. Wie man später erfuhr, hatten ihre unnatürlichen Kinder von dem Hügel aus, den sie bewohnten, den Wagen vorbey kommen sehen, waren neugierig herab gekommen und als ihre noch lebende Mutter ihnen erzählte, was ihr geschehen, hatten sie dieselbe aus Furcht oder aus Schaam vor dem mächtigen Manne, für welchen sie Hrn. Moffat hielten, wieder zu sich genommen.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der seit dem 24. July bis November 1842 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

I.

Vom Inlande.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

Von dem historischen Vereine von Oberbayern:

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. Vierter Band. Zweytes Heft. München 1842. 8.

Von dem historischen Vereine in Bamberg:

Fünfter Bericht über das Bestehen und Wirken desselben. Bamberg 1842. 8.

Von dem historischen Vereine von Unterfranken und Aschaffenburg:

Zwölfter Jahresbericht für das Jahr 1841/42. Würzburg 1842. 8.

Von dem historischen Verein für Mittelfranken:

Eilfter Jahresbericht desselben 1841. Ansbach 1842. 4.

Von dem historischen Vereine der Pfalz in Speyer:

Erster Jahresbericht desselben. Speyer 1842. gr. 4.

Traditiones possessionesque Wirzenburgenses. Spirae 1842. 4.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwissenschaften:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Band V. Heft IV. Landau 1842. 8.

Katalog des naturhistorischen Museums in Kaiserslautern, aufgestellt von J. H. Bernheim. Kaiserslautern 1842. 8.

b) Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Hrn. Fr. Christ. Arnold, k. Oberappell. Rath dahier:

Beyträge zum teutschen Privatrechte. Zweyter Theil. Ansbach 1842. 8.

Von dem Hrn. Conservator Lamont dahier:

Annalen für die Meteorologie und Erdmagnetismus. Jahrgang 1842. 1. Heft. München 1842. 8.

Von dem Hrn. Regierungs- u. Med. Rath Schmidt in Würzburg:

Leben und Wissenschaft in ihren Elementen und Gesetzen. Würzburg. 1842. 4.

II.

Vom Auslande.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

Von der Batavischen Genootschap van Kunsten en Witenschappen in Batavia:

Verhandelingen XVII. Deel. 1 — 7. Stuck. Batavia 1837 — 1838. 8.

Von der k. preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen derselben. Monat May — July 1842. 8.

Abhandlungen derselben aus dem Jahre 1840. Berlin 1842. gr. 4.

Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen derselben im J. 1841. Breslau 1842. 4.

Von der naturforschenden Gesellschaft zu Freyburg:

Sechster bis achter Jahresbericht derselben. Freyburg. 1828 — 1830. 8.

Von der Société de Physique et histoire naturelle de Genève:

Mémoires. T. IX. Genève 1841 — 42. gr. 4.

Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Bd. 1 — 3. Darmstadt 1835 — 1842. 8.

Von dem Ferdinandeum für Tyrol und Vorarlberg in Innsbruck:

Neue Zeitschrift desselben. Achtes Bändchen. Innsbruck 1842. 8.

A. Von der Geological Society of London:

Transactions. Second Series. Vol. II — VI. London 1826 — 1841. gr. 4.

Proceedings. Vol. III — V. 1841 — 42. London 1841. 42. 8.

B. Von der Zoological Society of London:

Transactions. Vol. III. part. I. London 1842. gr. 4.

Proceedings. Part. IX. 1841. London 1841. 8.

Reports of the council and auditors. Read at the annual general meeting. April 1829 — 1842. London 1842. 8.

C. Von der Linnean Society of London:

Proceedings. Nobr. 1838 — März 1842. 8.

Transactions. Volum. XIX. part. I. London 1842. 4.

List of the Linnean Society of London. 1842. 4.

D. Von der Society of Arts, Manufactures and Commerce of London:

Transactions during the Session 1839 — 40 and 1840, 41. Volum. LIII. Part. 1. 2. London 1840, 41. 8.

E. Von der Medico-Botanical Society of London:

Transactions. Juny 1828. No. I. London 1828. July 1829. Vol. I. part. I. 1829. For 1832 and 1833. London 1834. Vol. I. part. IV. 1839. London 1839. 8.

Bye-Laws. London 1831. 8.

Address of Earl Stanhope, President of the Medico-Botanical Society. January 16, 1829 — 1831. 1836 u. 37. London 1829 — 1837.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin, année 1841. Nro. III, IV. 1842. Nro. I. Moscou 1841 — 42. 8.

Von der Academia Societa reale Borbonica di Napoli:

Rendiconto delle adunanze e dé lavori, Tom. I. Napoli 1842. gr. 4.

Von der Academia imperiale regia di scienze lettere ed Arti in Padua:

Nuovi Saggi Volum. V. Padova 1840. gr. 4.

A. Von der Académie roy. des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. 1 — 15. Août 1835 — Septbr. 1842. Paris 1835 — 42. 4.

B. Institut national des sciences et arts à Paris:

Littérature et beaux arts. Tom. troisième. Paris, prairial an. IX. 4.

Sciences morales et politiques. Tom. III — V, alte Serie v. J. 9. Savants étrangers Tom. I — III, neue Serie. Paris 1841. gr. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Missionary Labours and Scenes in Southern Africa by Robert Moffat.

(Fortsetzung.)

Der Bericht von einer andern Reise, welche Hr. Moffat bald nachher in Gesellschaft mehrerer Eingebornen von Afrikaners-Craal nach dem Griquaslande machte, giebt uns eine so lebendige Schilderung der südafrikanischen Wildniß und ihrer Bewohner, so wie der ungemeinen Beschwerden, welche der Reisende, wenn ihm nicht die Mittel eines Capitän Harris zu Gebote stehen, dort zu erdulden hat, daß wir einige Hauptzüge jenes Berichtes hervorheben wollen. Der Zweck der Reise war abermals der, daß für die kleine Horde, deren Häuptling Africaner war, ein besserer Wohnsitz im Lande der Griquas und mit der Bewilligung von diesen aufgefunden werden möchte. Die Reise wurde zu Pferde gemacht; eine Decke von Schaffellen war das Einzige, was man von Geräthschaften mitnahm, die nöthigen Lebensmittel sollten unterweges durch Jagd oder durch Verkehr mit den Corannas gewonnen werden. Das Loos der ersten Tage war noch ein sehr erträgliches, das Ohr unsers Reisenden war schon an das nahe Brüllen der Löwen gewöhnt; ein Coranna-Häuptling hatte die kleine Gesellschaft gastfrey bewirthet; gegen die Kühle der Nacht schützte sich Moffat dadurch, daß er, das Verfahren des Missionär Hänsel auf den Nicobarinseln nachahmend, sich bis an den Hals in Sand eingrub. „Was werden wir aber," so fragten die Gefährten, indem sie seinem Beyspiele folgten, „thun, wenn Löwen kommen?" — „Wir sind sicher davor," erwiederte Moffat, „denn die Löwen werden nicht bloße Menschenköpfe angreifen, wenn sie ganze Thierkörper haben können." Und so war es auch, die Ruhe dieser Nacht wurde durch nichts gestört.

Die Gegend am Ufer des Orangeflusses, durch welche der Weg am darauf folgenden Tage führte, gab dem Zuge ein lang entbehrtes Ausruhen auf dem üppigen Grün der Pflanzenwelt. Bäume und Gebüsche der verschiedensten Arten, südafrikanische Mimosen neben der bekannten Form der Weiden beschatten den Strom; in ihren Zweigen wiegt sich die Schaar der buntfarbigen, jedoch gesanglosen Vögel; am Ufer so wie auf den grünenden Inseln schreitet der Flamingo mit hoher Gestalt zwischen den andren Wasservögeln umher, während der Rabe unter den Schaalthieren des Gewässers eine reiche Mahlzeit hält und eine Truppe von Perlhühnern gesättigt von den Körnern des Grases mit schrillendem Geschrey an dem Wandrer vorüber fliegt. Mit diesen Zügen eines behaglichen Friedens der Thierwelt bildet die plötzlich hereinbrechende Gefahr von blutdürstigen Räubern einen auffallenden Contrast. Eine Cobra oder eine grüne Schlange windet sich am Stamm und an den Zweigen der Bäume hinauf und beraubt, mitten unter dem lautem Geschrey der Vögel, die Nester derselben; wie ein Pfeil stürzt sich ein Raubvogel unversehens auf den ruhig weidenden Hasen oder auf das Junge des Perlhuhns herab, während die andren, die sich ins Gebüsch zerstreuen, der Fuchs beschleicht; daneben würgt die Hyäne das junge Zicklein der Anti-

lope oder das neugeborne Füllen des Zebras, dessen Mutter der im Gebüsch lauernde Löwe mit schnellem Sprunge erhascht. Gegen diese Mörder gewährt weder das Dunkel der Nacht noch das Hinaufflüchten auf Bäume eine vollkommene Sicherheit, denn selbst in den Zweigen der hohen Akazien ergreift bey Nacht der kleine afrikanische Tiger, welcher zu klettern vermag wie eine Katze, das schlafende Perlhuhn.

Auch unser Reisender wurde auf der dießmaligen Wandrung im Griquaslande tiefer denn jemals früher in den Kampf mit den dort einheimischen Gefahren eingeweiht. Eines Nachmittags hatte er nach einem furchtbar anstrengenden Ritt durch die glühend heiße, wasserlose Sandebene wieder die Nähe des Stromes erreicht. Er war etwas hinter den Gefährten zurückgeblieben; diese ritten gegen eine Niederlassung der Buschmänner hinan, welche nahe bey dem Fluß auf einer kleinen Anhöhe lag, während H. Moffat, weil sein Pferd so wollte, seine Richtung nach einem Wasserpfuhl hin nahm, der sich in dem jetzt trocken liegenden Bette eines Nebenarmes des Stromes fand. Er stieg ab, gieng durch eine Oeffnung des Gebüsches nach der Lache hin und that aus derselben einen herzhaften Trunk. Kaum war dieses geschehen, als der ungewöhnliche Geschmack, den er im Mund empfand, zugleich mit der Gestalt des Geheges, das um den Pfuhl herum gezogen war, in ihm den Gedanken erregte, daß dieses Wasser vergiftet sey. Seine Vermuthung war nur zu richtig; in athemloser Eile kam ein armer Buschmann gelaufen, ergriff den Fremden ängstlich bey der Hand und wollte ihn von dem Wasser hinwegziehen, als aber dieser durch Zeichen, denn die Sprache dieser Buschmänner war ihm wie seinen Gefährten unverständlich, es andeutete, daß er bereits getrunken habe, da gerieth jener wie außer sich vor Schrecken und rannte schnell nach seinem Dorfe zurück. Moffat folgte ihm dahin, er dachte an nichts als an sein nahes Ende, mitleidig blickten ihn die Buschmänner und ihre Frauen an, seine eigenen Gefährten, in sprachloser Angst, erwarteten in jedem Augenblick, daß er todt vor ihnen niederfallen werde. Mitten in seinen Schmerzen mußte der Kranke lächeln; dieß wirkte wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Schaar der Wilden, welche ihre Freude durch ein lautes Geschwätz und Gesang ausdrückten, während sich hierbey die Frauen, wie beym fröhlichen Tanz, mit den Elnbogen in die nackten Seiten stießen. Der Zustand des Reisenden ward indeß ein höchst peinlicher; ihm war es, als wollte der innere Aufruhr des Blutes ihm die Adern zersprengen, der Puls schlug furchtbar schnell und heftig, das Haupt war von Schwindel ergriffen. Man hatte den Buschmännern es begreiflich gemacht, daß der Kranke die Frucht eines in jenem Lande wachsenden Solanum, von der Größe eines Eyes, zu haben wünsche, weil diese Erbrechen erregt; das gutwillige Volk lief sogleich nach allen Seiten umher, konnte jedoch keine solche Frucht auffinden; die jugendlich kräftige Natur unsers Europäers half sich durch starken Schweiß und durch häufiges Trinken von frischem Wasser. Das Uebelbefinden verlor sich allmählig, zum großen Jubel der armen Buschmänner, welche die Fremden reichlich aus dem einzigen Gericht, das sie selber hatten, mit dem schwärzlichen Fleische der Zebras bewirtheten, welche von ihnen durch das vergiftete Wasser gelähmt und getödtet worden waren. Denn diese Vergiftung der Lachen, meist durch die großen Zwiebeln der Amaryllis toxicaria, ist das gewöhnliche Hülfsmittel, dessen jene Wilden zum Fang der größeren Thiere sich bedienen. Als man sie beym Abschied mit einer guten Portion von Rauchtabak beschenkte, äußerte sich ihre Dankbarkeit durch gewaltige Sprünge und die wunderlichsten Geberden des Entzückens.

An einem späteren (dem 7ten) Tag der Reise kam Moffat mit seinen Begleitern bey Quis an, einem Punkte am Ufer des Orangeflusses, bey welchem eine große Krümmung desselben beginnt. Der viel kürzere Weg in gerader Linie nach Griquastown, dem Hauptort des Landes, schneidet diese Krümmung ab, geht aber, wie dieß unser Reisender nur zu bald erfuhr, durch eine, in der meisten Zeit des Jahres wasserlose Wüste. Er hatte demohngeachtet, in der Hoffnung, noch etwas Wasser zu finden, auf dem kürzeren Weg bestanden, der schon am andren Tage die Nähe des Stromes verließ. Zugleich mit diesem hatte ihn jedoch auch der größere Theil seiner Reisegefährten, wie es scheint, ohne

dieſe Abſicht zu hegen, verlaſſen, indem ſie eine etwas ſüdlichere, dem Strome nähere Richtung einſchlugen. Bey ihm war nur ein Begleiter geblieben, und beyde hatten anfangs viel Zeit damit verloren, ihre zurückgebliebenen Gefährten durch allerhand Signale zu ſich hin zu rufen. Endlich entſchloſſen ſie ſich, den Weg nach dem Langgebirge, durch welches der Paß nach Griquastown hindurch geht, allein anzutreten. Sie hatten weder Waſſer noch Lebensmittel bey ſich; die Roſſe, von der glühenden Hitze des Tages faſt aufgerieben, hätten auch ſchwerlich es vermocht, außer der Laſt des Reiters noch andre Bürden zu tragen; und ſie ſelber, die Reiter, fühlten ſich von dem zweytägigen Faſten ſo ermattet, daß ſie, als gegen Abend der Weg über einige ſteile Sandſteinhügel hinan und hinab gieng, wobey ſie genöthigt waren abzuſteigen, kaum ſich hinauf und hinab zu bewegen vermochten.

Noch ein Schuß wurde bey Einbruch der Nacht als Signal für die zurückgebliebenen Gefährten abgefeuert, da antwortete, ganz in der Nähe, das laute Gebrüll eines Löwen. Nirgends war dort ein Holz zu finden, um ein Feuer zum Schrecken des kühnen Räubers anzumachen; die beyden Reiſenden warfen ſich auf ihre Pferde, um ſo der Gefahr zu entkommen. Aber die armen Roſſe, obgleich die Furcht ſie noch mächtiger antrieb als die Sporen, konnten vor Ermattung faſt nur noch im Schritt gehen; in dem Gebirge, durch welches der Weg führte, wurde das Dunkel immer tiefer und nächtlicher; wenn die Reiter einmal ſtill hielten, um durch das Ohr zu vernehmen, was das Auge nicht mehr ſahe, hörten ſie deutlich hinter ſich das Annahen des Löwen. Nur zwey Kugeln in Allem hatten ſie zu verſchießen, man durfte dieſe nicht aufs Unſichre hin verſchwenden, rathſamer ſchien es, in möglichſter Eile einen gähen Abhang zu erſteigen und von dort den Feind durch hinabrollende Steine abzuſchrecken. Aber der Abhang war zu ſteil, um den Füßen eine feſte Stellung zu gewähren, nirgends fand ſich auch ein loſes Geſtein, das man hinabwälzen konnte, und wenn man jetzt wieder hinunter wollte zum verlaſſenen Steige, auf welcher Seite fand ſich der Löwe, deſſen Klauen man zu vermeiden ſtrebte? Die ängſtlichen Bewegungen der Pferde verriethen es, daß der Feind ganz nahe bey ihnen auf der rechten Seite ſey; jeden Augenblick mußte man erwarten, daß er auf eines von ihnen und ſeinen Reiter ſich ſtürzte. Der Weg durch das in Zickzackwindungen verlaufende Engthal, über Gebüſch und Sand oder über Sandſteinfelſenſtücke war ſo dunkel, daß nur noch die Pferde ihn erkannten; von Zeit zu Zeit vernahm man das Grunzen eines in ſeiner Nachtruhe geſtörten Pavians oder das Gekreiſch ſeiner Jungen; doch alle dieſe ſchwächeren Töne übertäubte bald ein furchtbares Aufbrüllen des nahen Löwen, welches ſo laut von Fels zu Felſen widerhallte, daß es den Reiſenden vorkam, als wären ſie in einer Löwengrube. Doch gerade jetzt, wo die Gefahr am größeſten, war auch die Rettung am nächſten; der Engpaß mündete plötzlich hinaus in die freye Ebene, welche der abnehmende Mond, der ſich im Oſten erhub, beleuchtete und mit ſeinen Strahlen in die Reiter wie in ihre Roſſe neuen Lebensmuth ergoß. Der Löwe ſchien vor der Hand in den Engthälern der Felſen zurück geblieben zu ſeyn. Die Reiter ſtiegen von ihren faſt zum Umſtürzen ermüdeten Pferden, aber ſo erſchöpft auch jene wie dieſe waren, ſchien es doch beſſer, noch etwas weiter zu ziehen, um ſo vielleicht etwas früher ein Waſſer zur Stillung des quälenden Durſtes und eine größere Sicherheit vor dem Angriff des etwa nachfolgenden Löwen zu finden.

Vier Stunden lang zog ſich, für die langſam ſchleichenden Thiere und Menſchen der Weg durch die Ebene, bis ſie das Ziel des heutigen Tagmarſches, den ſogenannten Waſſerfall erreichten, einen Höhenpunkt, von welchem ſich zuweilen, wenn es regnet, etwas Waſſer herabſtürzt. Vielleicht, ſo hoffte man, hatte ſich doch irgendwo auf dem Felſen ein wenig Feuchtigkeit verhalten. Aber obgleich der Durſt ſo heftig brannte, daß die Reiſenden nur mit Mühe die Zunge und Lippen zu einem ſparſamen Wort bewegen konnten, fühlten ſie doch ſich unvermögend, den Felſen noch in dieſer Nacht zu beſteigen; ſie ließen ihre Pferde gehen, wohin ſie mochten, zündeten ein kleines Feuer an und ſuchten durch das Rauchen einer Pfeife den Durſt ſo wie den Hunger zu täuſchen. In weiter Ferne hörte

man noch das Brüllen des Löwen, doch der Drang nach dem Schlafe ließ keine Furcht mehr aufkommen, bald waren die Augen geschlossen und die Ohren hörten nichts mehr. Wonach man im Wachen vergeblich sich gesehnt, das wurde jetzt durch den Traum im reichsten Maaße gewährt; unser Reisender sah sich (wie dieß Mehrere in ähnlicher Lage erfuhren) durch das nächtliche Spiel der Phantasie weit aus der dürren Wüste hinaus in paradiesisch fruchtbare Gefilde versetzt; ihn führte sein Traum von einem krystallhellen Strome zum andren, in deren kühlender Fluth er sich badete und aus denen er mit vollen Zügen trank; das Säuseln des Nachtwindes in der Felsenkluft verwandelte sich in Töne der Harfen.

(Schluß folgt)

Verzeichniß

der seit dem 24. July bis November 1842 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

C. L'institut de France des sciences mathemat. et phys. à Paris.

Mémoires, année 1809. Paris 1810. 4.

Mémoires présentés par divers savans, (sciences math. et phys.) Tom. II — VII. Paris 1830 — 41. 4.

Mémoires de l'académie royale des sciences. Tom. III — XVIII. Paris 1820 — 42. 4.

D. Archives du muséum d'histoire naturelle:

Tom. I. — II. Paris 1839 — 42. gr. 4.

E. Société royale et centrale d'agriculture à Paris:

Rapport sur le projet de colonisation de l'Algérie ou des fermes du petit Atlas, de M. L'Abbè Landmann. Séance du mercredi 2. Février. Paris 1842. 8.

F. Société Ethnologique de Paris:

Mémoires. Tom Ier. Paris 1841. 8.

G. Académie royale de Médecine à Paris:

Mémoires. Tom. IV — IX. Paris 1835 — 41. 4.

Bulletin. Premier — sixième année. 1836 — 41. Annuaire, Paris 1839 — 42. 8.

H. Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. Tom. I — II. Paris 1834, 35. 8.

Annuaire historique pour l'année 1837 — 42. Paris 12.

I. Journal des Savants:

Die Jahrgänge vom Januar 1830 bis December 1841 fortlaufend, dann Januar — August 1842. 4.

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. I. Juny and July 1842. No. 15. 16. Philadelphia 1842. 8.

Von der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

Vorträge gehalten in der öffentlichen Sitzung derselben bey ihrer ersten Jubelfeyer am 14. September 1836. Prag 1837. 8.

Von der Reale academia delle scienze di Torino:

Memorie della r. academia. Serie seconda. Tom. II. III. Torino 1840. 41. gr. 4.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Herrn Cavaliere Amadeo Avogardo in Turin:

Fisica di corpi ponderabili ossia trattato della constituzione generale di corpi. Tom. III, IV. Torino 1840, 41. gr. 8.

Von dem Herrn Johann Theodor Dr. Beelen in Löwen:

Chrestomathia rabbinica et chaldaica, cum notis grammaticis, historicis, theologicis. Vol. I. u. II. Lovanii 1841. 8.

Von dem Herrn Felix Bogaerts in Antwerpen:

Esquisse d'une histoire des arts en Belgique depuis 1640 jusqu'à 1840. Anvers 1841. 8.

Von dem Herrn Dr. Bernhard Bolzano in Prag:

Versuch einer objectiven Begründung der Lehre von der Zusammensetzung der Kräfte. Prag 1842. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Missionary Labours and Scenes in Southern Africa by Robert Moffat.

(Schluß.)

Desto schmerzlicher war, nach solcher Täuschung, die dürre Wahrheit, zu welcher das Erwachen zurückführte. Der ganze Leib von Fieberhitze durchglüht, die Augen entzündet, die Pein des Durstes aufs Höchste gesteigert. Abermals mußte das Rauchen von Tabak dem sprachlosen Munde wieder Beweglichkeit geben; die Glieder fühlten sich dennoch durch den festen Schlaf etwas gestärkt. Während der Gefährte nach den Pferden sich umsahe, von denen man nicht wußte, ob sie nicht eine Beute des Löwen geworden seyen, machte sich Moffat auf, um nach Wasser zu suchen. Der Gefährte hatte ihn nach dem Gipfel des Hügels zu einem vorspringenden Felsen hingewiesen, dort, meinte er, könnte sich noch am ersten etwas Wasser finden. Diese Hoffnung jedoch sahe sich getäuscht, das mühsame Hinanklettern war umsonst gewesen, es war oben auf der Anhöhe eben so dürr und trocken, als unten in der sandigen Ebene. Das unwillkührliche Husten, welches den H. Moffat beym Herabsteigen anwandelte, wäre demselben bald sehr theuer zu stehen gekommen. Die in den Felsenklüften wohnenden Paviane mochten jenen eigenthümlichen Ton der menschlichen Kehle für eine Herausforderung halten; gegen hundert Stück derselben, unter ihnen mehrere riesenhaft große, kamen herbeygesprungen, umringten den Reisenden von allen Seiten, indem sie ihren Zorn durch lautes Grunzen, Zähneblecken und Verzerren der Stirnhaut zu erkennen gaben und von Fels zu Felsen springend jeden Augenblick einen wüthenden Angriff erwarten ließen. H. Moffat wußte nur zu gut, daß wenn, er unter die Schaar dieser Bestien feuerte und eine von ihnen verwundete, es um ihn geschehen sey, denn in diesem Falle würden sie alsbald ihn zerfleischt haben, er bediente sich deßhalb nur seines Flintenlaufes, um die Zudringlichkeit jener Feinde, von denen mehrere schon seinen Hut berührten, in etwas abzuwehren. Endlich sahe er sich unten, am Fuße des Hügels, wieder im Freyen und in Sicherheit; schon hatte er den Hahn seiner Flente gespannt und auf zwey der überlästigst gewordenen Paviane angelegt, da kam ihm der Gedanke: du bist mit heiler Haut davon gekommen, so laß auch diese Felsenbewohner leben.

Der Gefährte kam und brachte beyde Pferde mit sich. Moffats Blicke drückten mehr als Worte das Gefühl der getäuschten Hoffnung aus; die Thiere wurden gesattelt, obgleich auch sie dem Durst fast erlagen. Auf dem Wege durch die sandige Ebene stellte die Luftspiegelung den Reisenden das Bild von reichlich fluthenden Seen dar, in welchen anmuthige Inseln lagen. Die Hitze wurde so unerträglich, daß Moffat und sein Begleiter von Zeit zu Zeit still halten und ihre Köpfe in die Höhlen des capischen Erdschweins oder Emsenscharrers (Orycteropus capensis) stecken mußten, um nur einige Linderung zu finden, denn dort gewährte weder ein Felsen noch das saft- und blätterlos dastehende Gesträuche einen Schatten; kein lebendes Geschöpf ward gesehen; nur eine Art von Grylle ließ ihre zirpenden Töne vernehmen.

Mehr noch als Moffat selber schien sein Gefährte von der ausdörrenden Hitze zu leiden. Zwar auch Jener hatte das Gefühl, als ob glühende Kohlen auf seinem Schädel lägen; Phantasieen, wie im heftigsten Fieber, beschlichen von Zeit zu Zeit sein Haupt, an dem Gefährten aber zeigten sich Spuren von einer viel bedenklicheren Verwirrung der Sinne, wie solche den Sonnenstich begleiten. Die Pferde giengen nur im langsamsten Schritte und auch zu dieser Bewegung mußten sie getrieben werden; endlich, spät am Nachmittag, kam man in der Nähe eines Hügels zu einer kleinen Lache, „Wittewater“ genannt. An dem wenigen Wasser derselben schien sich kurz vorher eine Truppe wilder Pferde oder Zebras gelabt zu haben; das, was diese übrig gelassen, schlürften fast ganz die beyden Pferde unsrer Reisenden auf; der arme Rest des Pfützenwassers, welcher an diese kam, war beschmutzt und von unzählgen kleinen Insektenlarven belebt, dennoch gewährte er den fast ganz verdursteten Wandrern eine unbeschreibliche Erquickung. Aber dieser Wasserschlamm hatte den Durst nur getäuscht, nicht gestillt, kaum hatten sich die Männer gegen Griquatown in Bewegung gesetzt, als sie die Pein des Sehnens nach Wasser in verdoppeltem Maaße zurückkehren fühlten. Als sie endlich spät in der Nacht zu Griquatown in der gastfreyen Wohnung des Hrn. Anderson ankamen, da konnte keiner von ihnen ein lautes Wort sprechen, nur durch die Sprache der Zeichen deuteten sie den Wunsch an, zu trinken.

Um das Gemälde der Beschwerden einer solchen südafrikanischen Reise, in der Nähe der großen Kärru-Sandwüste vollständig zu machen, fügen wir auch noch einige Züge aus dem Bericht unsers Reisenden über seine Rückreise von Griquatown nach Afrikanskral hinzu.

Menschen wie Pferde waren durch den mehrtägigen Aufenthalt bey den Gastfreunden, in einer Gegend, der es nicht an Wasser und mithin auch nicht an andern Lebensmitteln fehlt, wieder vollkommen gestärkt worden, auch die zurückgebliebenen Reisegefährten, welche auf ihrem Umwege niemals so großen Wassermangel erlitten hatten, waren etliche Tage nach H. Moffat in Griquatown angekommen, man beschloß deßhalb abermals, mit Lebensmitteln und einem kleinen Wasservorrath versehen, den geraden Weg durch die Wüste einzuschlagen, welcher, mit frischen Pferden in ungleich kürzerer Zeit zurück gelegt werden kann, als dieß auf der Herreise geschehen. Als die Reisegesellschaft an einem Nachmittag, in der Absicht heute noch bis zum Bache „Wittewater“ zu gehen in Griquatown aufbrach, bemerkte Hr. Anderson, daß der Horizont gegen Westen hin das Aussehen habe als ob ein Sturm sich nahen werde. In einem Lande, in welchem dergleichen Aspecten so oft täuschen, giebt man nur wenig auf sie, auch Hr. Moffat ließ sich durch sie von seiner Reise nicht abhalten. Doch lange vorher ehe man das Ziel der Tagreise erreicht hatte, entlud sich das Gewitter mit so furchtbarem Donner und Blitzen und in solchen Strömen des mit Hagel vermischten Regens, daß kein trockner Faden am Leibe der Reisenden blieb. Im Kampfe mit vier hungernden Hyänen sammelte man zwar einige tief im Gebüsch stehende, verlassene Krähennester um ein Feuer damit zu ernähren, der Regen jedoch ließ keinen Versuch dieser Art aufkommen; ganz durchnäßt und zitternd vor Frost legten sich die Reisenden auf ihren Ziegenfellen zur Ruhe, und — so siegreich ist die jugendliche Kraft über all dergleichen Ungemach — Moffat und seine Reisegefährten schliefen mitten in dem kalten Bade, mit welchem die Wolken sie überströmten ein, die Bedeckung von Sand und Schmuz, womit der Regenstrom ihre Körper überschwemmt hatte, wurde am andern Morgen in der nahen Pfütze abgewaschen; die erstarrten Glieder durch Bewegung wieder erwärmt und nun sollte mit dem Frühstück zugleich auch das gestern versäumte Abendessen nachgeholt werden. Aber ach, der treffliche Schiffszwieback, den Hr. Anderson seinen Gästen mitgab, war mit dem Vorrath des Tabaks in einen und denselben Sack gepackt worden; die Ströme des Regens hatten alles durchdrungen; die braune Jauche, mit der Baitze und dem scharfen Geschmack des Tabaks hatte den Zwiback durchweicht; keiner der hungernden Reisenden, obgleich sie alle Tabakraucher waren, vermochte ein solches gemischtes Mahl zu genießen.

Dergleichen Regengüsse, welche auf kurze Zeit das ganz vertrocknete Tiefland in einen See ver-

wandeln, nehmen in jenen Gegenden des südlichen Afrikas öfters eine strichweise Richtung. Während die eine Nachbargegend dann nach wenig Tagen durch solche Erquickung zu einer reichlich grünenden Aue wird, schmachtet die andere, nur wenig Stunden davon entfernte, noch fortwährend in grausenhafter Dürre. Ein Duft, wie von grünem Gras theilt sich dann, aus dem Lande das der Regen erquickt hat, der Luft, öfters auf sehr weite Fernen mit. Wenn die Viehheerden in einer nach Regen schmachtenden, verdorrten Landschaft jenen Duft des Grases wittern, dann ergreift sie, wie die Zugvögel, ein unwiderstehlicher Zug, dorthin, wo Wasser und Weide gefunden wird, zu wandern; sie entspringen, in wilder Eile, der Obhut ihrer Hirten, und, geführt von ihren leitenden Stieren, rennen sie unaufhaltsam durch die dazwischen liegende Wüste hin in den vom Himmel gesegneten Landstrich. Auf diese Weise verlieren die Namaquas und Bechuanas, so wie ihre Nachbarn, manche ihrer Heerden, denn der Lauf, den die hungernden und dürstenden Thiere bey solcher Gelegenheit unternehmen, geht oft mehrere Tagreisen weit über die Gränzen des einzelnen Volksstammes hinüber in ein ganz fremdes Gebiet.

Von ganz vorzüglichem Interesse erscheint das, was der Verfasser aus eigener, sorgfältiger Beobachtung über den Zustand der religiösen Erkenntnisse berichtet, welchen die Missionäre bey ihrem Hieherkommen unter den Eingebornen vorfanden. Nichts Andres kann so sehr geeignet seyn die Ansicht zu bestätigen, daß die Idee eines göttlichen Wesens keine der menschlichen Seele eingeborne sey, sondern daß der Mensch dieselbe durch Offenbarung empfangen mußte. Wie die Gesänge Ossians in der Erinnerung und im Munde des Volkes schon ganz am Verschwinden waren, als Macpherson dieses geistige Erbgut der Väter aufsuchte und ihm durch die Schriftsprache Fortdauer sicherte, so war auch der schwache Schimmer von einer Erkenntniß des Göttlichen, welchen die Eingebornen von Südafrika aus alter Ueberlieferung noch besaßen theils schon erloschen, theils dem gänzlichen Erlöschen nahe. Die Sprache der Bechuanas, die uns hier als Beyspiel dienen möge, hatte sich noch ein Wort erhalten, welches seiner Grundbedeutung nach Den welcher oben ist, (den Oberen) bedeutet. Denn in dem Worte Morimo ist die erste Sylbe der Artikel, rimo findet sich noch in legorimo, „Himmel“ und gorimo „oben“ oder „drüben.“ Auch des Wortes Barimo, welches der Plural von Morimo ist, bedienen sich die Bechuanas, wenn sie die Frage beantworten wollen: „wohin die Menschen gehen, wenn sie sterben?“ Wenn sich aber auch wirklich auf diese Weise die Schattenbilder einer ehemaligen Erkenntniß noch in das Reich der Sprache gerettet und darin erhalten haben, so stehen sie dennoch hier vor dem jetzt lebenden Geschlecht eben so unverstanden da, wie die Runenschriften auf den Felsensteinen des hohen Nordens. Was Morimo eigentlich sey und bedeute, darüber weiß fast Keiner mehr Bescheid zu geben, öfters kommt es vor, daß unter Tausenden, welche man darüber fragt, nur noch Eines, etwa ein altes Mütterchen, sich erinnert, daß sie in ihrer frühesten Kindheit einmal von Morimo gehört habe, und das was jene vermeyntlichen Zauberer, welche sich für Regenmacher oder auch bey Gelegenheit für Aerzte ausgeben noch von Morimo fabeln, weicht in den verschiedenen Berichten so sehr von einander ab, daß man die willkührliche, spätere Erdichtung nicht verkennen mag, obgleich aus allen so viel hervorgeht, daß Morimo nicht ein Schöpfer sondern Geschöpf sey wie der erste Mensch, mit welchem er, in Gesellschaft der Thiere aus einer Höhle hervorkam und seitdem, wenn er anders noch ist, gegen den Menschen weder gut noch böse, eher aber auf letztere Weise sich betrügt. Zuweilen geschieht es wohl auch, daß jene angeblichen Regenmacher ein Schlachtthier, von den Reicheren einen Stier, von Armen ein Zicklein begehren, wenn man in Krankheiten ihre Hülfe sucht. Sollte dieß noch ein Rest von der bey den Urvätern des Volkes herrschenden Sitte des Opferns im Dienste der Götter seyn, so hat dieser Rest wenigstens ganz seine anfängliche Bedeutung verloren, denn der Regenmacher schlachtet das Thier zunächst nur für seinen und der Seinigen Genuß. Ueberhaupt findet sich bey den Eingebornen des südlichen Afrikas nirgends mehr eine Spur von dem Glauben an einen Gott noch an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode; sie sind vollkommene Atheisten und Materialisten.

So vermag der Mensch das höchste geistige Erbtheil seines Geschlechts: die Erkenntniß eines göttlichen Wesens eben so wieder zu verlieren als jede andere, nicht im Kreise seiner natürlichen, sinnlichen Triebe wurzelnde Gabe, und er kann das Verlorne durch eigene Kraft nicht wieder finden, sondern es muß ihm abermals gegeben werden. Mit Recht spricht unser Reisender hiebey die Vermuthung aus, daß vornämlich solche Völker dem Loos einer völligen Beraubung des vormals auch ihren Vätern verliehenen Lichtes ausgesetzt sind, welche sich durch viele langfortwährende Auswanderungen am weitesten von dem Ursitze unsers Geschlechtes, von der Stätte der Denkmale, von dem Schauplatze der großen Thaten Gottes an den Völkern entfernt und so dem Verkehr mit den näher am Stamme gebliebenen Zweigen entzogen haben.

Es möge an diesen wenigen aus Moffats reichhaltigem Werke entnommenen Zügen erkannt werden, wie sehr die Missionary Labours and Scenes in southern Africa es werth seyen, viele aufmerksame und theilnehmende Leser zu finden.

v. Schubert.

Verzeichniß

der seit dem 24. July bis November 1842 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von dem Herrn Adolph Brongniart in Paris:

Mémoire sur la famille de Rhamnées. Paris 1826. 8.

Notice historique sur Antoine Laurent de Jussieu. 8.

Extrait des annales des sciences naturelles. Paris 1831. 8.

Nouvelles recherches sur la structure de l'épidermis des végétaux. 8.

Recherches sur la structure et sur les fonctions des Feuilles. 4.

Note sur le Colocasia odora et l'élévation de temperature de ses fleurs. 4.

Considérations sur la nature des végétaux, qui ont couvert la surface de la terre aux diverses époques de sa formation. Paris 1838. 4.

Von dem Herrn Grafen Georg v. Buquoy in Prag:

Prodromus zu einer neuen verbesserten Darstellungsweise der höhern analytischen Dynamik. Prag 1842. 4.

Von dem Herrn J. M. Callery in Paris:

Dictionnaire encyclopédique de la langue Chinoise. Paris 1842. 4.

Von Hrn. J. Desnoyers, secret. de la société d'histoire de France à Paris:

Sur les cavernes et les bréches à ossements des environs de Paris. Paris 1842. 4.

Von dem Herrn Grafen Moritz v. Dietrichstein, geh. Rath in Wien:

Synopsis numorum Romanorum, qui in museo caesareo Vindobonensi adservantur, digessit Josephus Arneth. Pars II. Vindobonae 1842. 8.

Von dem Herrn B. C. Dumortier, Deputirten in Brüssel:

Belgium and the Twenty-Four Articles; by Charles White esq. etc. Bruxelles 1838. 8.

Observations complémentaires sur le partage des dettes des Pays-Bas. Bruxelles 1838. 8.

La Belgique et les vingt-quatre Articles. Bruxelle 1838. 8.

Adresse au peuple Belge. Brux. 1839.

Traité de paix entre la Belgique et la Hollande du 23 Janvier 1839. 8.

Commentationes Botanicae. Tournay 1822. 8.

Observations sur les graminées de la Flore Belgique. Tournay 1823. 8.

Notize sur un nouveau genre de plantes: Hulthemia. Tournay 1824. 8.

Florula Belgica (Staminacia.) Tornaci Nerviorum 1827. 8.

Analyse des Familles des Plantes. Tournay 1829. 8.

Recherches sur la motilité des Vegetaux. Gand 1829. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Travels in Kashmir, Ladak, Iscardo, the countries adjoining the mountain-course of the Indus and the Himalaya, north of the Panjab. With Map engraved by Direction of the Hon. East India Company, and other Illustrations. By G. T. Vigne. In two Volumes. London 1842. Vol. I. XLVIII u. 406 S.; Vol. II. 462 S. 8.

Vigne's Reisen in Kaschmir, Ladak und Klein-Tibet reihen sich in ehrenwerther Weise an die großartigen Reisen von Moorcroft, Gerard und Baron Hügel an. Schon vor zwey Jahren ließ er A personal narrative of a visit to Ghuzni, Kabul and Afghanistan in Druck erscheinen, zu welchem Werke das vorliegende die größere und in geographischer Beziehung wichtigere Schlußabtheilung ausmacht. Vigne ist der erste Europäer, der die Hauptstadt Klein-Tibets betreten hat, und dieß ist das Hauptverdienst seiner Reise, das wichtigste Resultat für die Geographie. Ladak ist vor ihm schon von Moorcroft und Gerard besucht worden; über Kaschmir liegt uns das Meisterwerk des Barons Hügel vor: wir werden daher in unserm Referate das auf diese Länder Bezügliche größtentheils übergehen, um uns zunächst bey der Beschreibung von Iskardu aufzuhalten.

Vigne verließ England am 16. Oktober 1832, in der Absicht, eine Reise von zwölf bis vierzehn Monaten zu unternehmen, woraus jedoch sieben Jahre wurden. Im Fluge eilte er über Marseille, Malta, Konstantinopel, Trapezunt, Erzerum, Teheran, Ispahan, Schiraz nach Bombay, wo er schon am 1. Januar des folgenden Jahres eintraf. Da ihm hier das Klima nicht zusagte, so suchte er die kühleren und gesunderen Regionen des Himalaya auf, und von dem herrlichen Anblicke dieses großartigsten aller Gebirge entzückt, wurde nun erst eine rechte Wanderlust in ihm rege, die ihn weit über die Gränzen der englischen Besitzungen hinaus führte.

Der erste Band des vorliegenden Werkes und noch ein großer Theil des zweyten ist der Schilderung Kaschmirs gewidmet, wo unser Reisender mit Baron Hügel und Dr. Henderson zusammen traf und mit ihnen einen Garten bewohnte. Umständlich wird das herrliche Thal mit seiner, unter dem harten Drucke der Sieks schmachtenden Bevölkerung nach all seinen Verhältnissen geschildert. Selbst der Jagden, die bey keinem Volke mehr enthusiastische Liebhaber als bey den Engländern finden und in Indien namentlich zu ihren Hauptergötzungen gehören, selbst dieser ist nicht vergessen. Da wir durch Baron Hügel eine vollständige Kenntniß von Kaschmir bereits mitgetheilt erhalten haben, wollen wir lediglich das Hauptsächlichste aus Vigne's Schilderung (Band II. S. 14) der wilden Thiere Kaschmirs, worüber wir noch so wenig wissen, hervorheben.

Der Pergunah von Duchin Parah scheint eine größere Mannigfaltigkeit an Wild aufzuweisen zu haben, als irgend ein anderer Theil von Kaschmir. Den Steinbock oder Kyl sieht man bisweilen in Menge unter seinen Felsenklippen. Eine Art des Moschusthieres von dunkelröthlicher Mausfarbe, auch in Klein-Tibet, wo sie Hla genannt wird,

vorkommend, ist nicht ungewöhnlich. Die schönsten Moschusthiere kommen von Khoten zwischen Yarkund und den Gränzen des eigentlichen Chinas.

Der Tyhr der Chur-Berge bey Simla, hier Tsaghul genannt, ist sehr gemein in Muru-Wurdcurm und Kishtaware, wo er der Kras genannt wird. Der Gural oder die Himalaya-Gemse, und der Kakur (barking deer) wird ebenfalls gesehen. Der Hanglu oder Kaschmir-Hirsch ist nirgends prachtvoller, als in Duchin Parah, auf welche Gegend ihn Vigne beschränkt glaubt; Falconer sieht ihn für eine besondere Art an. Die Hauptfarbe eines zahmen Hirsches, den der Reisende sah, war hell ingwerfarbig. Er war 13 Fäuste hoch, sein Geweih hatte ein oder zwey Augensprossen (brow antlers) und ist an der Spitze in 2 — 4 Zacken getheilt; außerdem entspringt noch ein Sprossen als besondere Eigenthümlichkeit aus der Mitte der Stange. Das Kalb ist schön gefleckt. Dieser schöne Hirsch ist eine Hauptzierde der hochliegenden Parks und Fichtenwaldungen von Kaschmir, doch scheint seine Verbreitung auf die Bergkette um die Südostseite des Thales beschränkt zu seyn.

Der Bär scheint nirgends häufiger als auf den Bergen um Kaschmir vorzukommen, und bey einem Abendritt wird zum wenigsten einer an den bewaldeten Berghängen gesehen. Es giebt zwey Arten: den braunen und den schwarzen. Vom braunen Bären ist das Weibchen braun und das Männchen — Vigne sah sie paarweise beysammen — von einer licht schmutzig gelben Farbe, auf dem Halse und den Schultern mit Roth vermischt. Der letztere wird häufig in die Ebene des Pendschab und Hindustans zur Schau geführt. Ein großer männlicher gelber Bär hat, wenn er aufrecht steht, eine Höhe von 6 — 7 Fuß. Der schwarze Bär ist viel kleiner und minder häufig, seine Behaarung ist kürzer und er trägt ein weißes Halsband. Er ist weit mehr zu fürchten als der braune, da er einem Angriffe nicht ausweicht. Die braunen Bären sollen zuweilen in Menge herabkommen und die Fruchtbäume plündern.

Der Wolf ist nicht sehr gemein, noch weniger die Hyäne, deren Vorkommen im Thale Vigne bezweifelt. Der Leopard und die Wildkatze sind gemein; vielleicht daß auch der Tiger vorkommt. Schakals und Füchse sind häufig; letztere nicht von der kleinen grauen Art Hindustans, sondern von der großen buschschwänzigen. Sehr gemein ist der Otter; das Stachelschwein sah Vigne zu Dodah bey Kishtawar, so daß es auch ein Bewohner Kaschmirs seyn wird. Affen kommen im Thale nicht vor, eben so wenig Hasen, was letzteres der englische Reisende, der ein großer Jagdliebhaber ist, als etwas ganz befremdliches hervorhebt.

Unter den Vögeln zeichnet Vigne besonders den Kubuk Deri oder das große Königs-Rebhuhn aus. Den Falco Bonelli, der vor noch nicht sehr langer Zeit im südlichen Europa entdeckt wurde, fand er in Kaschmir. Unsere Tichodroma phoenicoptera bewohnt das ganze alpine Pendschab. Wasservögel sind häufig.

Mit dem siebenten Kapitel des zweyten Bandes beginnt des Verfassers Schilderung seiner Reise nach Klein-Tibet. Auf dieser, der ersten, die von einem Europäer ausgeführt wurde, wollen wir ihn begleiten, um ein Land kennen zu lernen, von dem in den nächsten Zeiten wohl häufiger als jetzt die Rede seyn dürfte. Klein-Tibet war zur Zeit, als Vigne es besuchte, noch frey von dem Joche der Sieks, ist aber gleich nach seinem Abgange unter ihre Botmäßigkeit gerathen, wie dieß schon früher mit Ladak und Kaschmir der Fall war. Die Engländer aber müssen dahin streben, dießseits des Indus alles Land in ihre Gewalt zu bekommen, und über kurz oder lang wird daher das ganze Pendschab ihnen zufallen. Die Dankbarkeit, zu welcher die Engländer vor der Hand den Sieks wegen der Unterstützung, die diese ihnen im Afghanen-Kriege geleistet haben, verpflichtet sind, mag zwar noch eine Zeit lang diese Katastrophe hinausschieben, aber es wird an scheinbaren oder begründeten Veranlassungen nicht lange fehlen, um sie herbey zu führen. Dann fällt nicht bloß der Staat von Lahore, sondern auch seine Dependenzen, Kaschmir, Ladak und Klein-Tibet den Engländern zu, und diese werden dadurch im Westen die unmittelbaren Nachbarn des himmlischen Reiches, was den Chinesen nach den erst kürzlich gemachten Erfahrun-

gen kein sonderlich angenehmes Ereigniß seyn wird, und weitere Verwicklungen mit ihnen herbeyführen kann.

Zur Ueberschreitung der Gränze von Kaschmir hatte Vigne die Erlaubniß Rundschit Sings, des Maharadschas der Sieks nöthig. So ungern dieser sie gab, indem es ihm nicht angenehm seyn konnte, daß ein Engländer in Verkehr mit dem Beherrscher Klein-Tibets treten wollte, dessen Unterjochung von ihm seit längerer Zeit beabsichtigt war, so konnte er doch auch diese Erlaubniß nicht geradezu verweigern, als der englische Resident in Lahore sich dafür verwendete. Man suchte dafür den Reisenden und insbesondere dessen Gefolge in Schrecken zu setzen vor den Gefahren, die sich ihnen auf diesem Zuge entgegen stellen würden. Man erzählte ihnen unter andern, daß in Iskardu Juden wohnten, die hauptsächlich nach Menschenfleisch lüstern wären. Dagegen hatte Ahmed Schach, der Gylfo (Beherrscher) von Klein-Tibet entgegengesetzte Gründe, die Ankunft Vigne's zu betreiben, indem er sich's nicht anders denken konnte, als daß dieser ein Emissär der ostindischen Kompagnie sey, dessen Anwesenheit bey ihm allein schon ausreiche, um ihn gegen die Angriffe der Sieks sicher zu stellen; ein merkwürdiges Zeichen von dem Respekte, welchen die brittische Autorität bis an die Gränzen Chinas sich begründet hat.

In Bonakot, am Fuße des Gebirges, das unser Reisender zu übersteigen hatte, empfieng ihn bereits ein Abgeordneter des Gylfo, um ihn zu bewillkommnen und nach Iskardu zu geleiten. Der Paß war sehr steil und beschwerlich zu ersteigen und führte über eine Höhe, die gegen 12,000 Fuß betragen mochte, von wo es wieder auf einem nicht minder mühseligen Pfade in das Thal von Gurys hinab gieng. Den Eintritt in dieses Thal schildert Vigne als sehr reizend, indem der Kischengunga oder Krischna-Fluß als ein mächtiger Strom durch einen schönen, zum Theil mit Linden, Wallnußbäumen und Weiden besetzten Wiesengrund dahin fließt, während die Berge auf beyden Seiten nur eine Reihe steiler Abstürze und mit Kiefern besetzter Alpenspitzen zeigen. Das Thal mag ohngefähr fünf engl. Meilen Länge, nirgends aber über eine Meile Breite haben. Es enthält 5 oder 6 Dörfer, 2 mahomedanische Kapellen und eine kleine, aus Holz und Steinen von den Maleks von Bonakot errichtete Veste und noch eine andere, die erst kürzlich von den Sieks erbaut worden war. Das Thal hat eine höhere Lage als das von Kaschmir und Iskardu, indem sie nach dem Thermometer 7200 Fuß beträgt. Der Radscha, der früher unter der Protektion des Gylfo stand, war seit einiger Zeit den Sieks zinsbar geworden, die hier den äußersten Gränzpunkt ihrer Herrschaft hatten.

Von Gurys sind es 3 Tagreisen bis Burgil (Birkenbäume) am Fuße des hochliegenden Tafellandes von Drotsuh. Der erste Haltplatz ist bey Zean, der zweyte wird Makpan genannt und ist gegen die Flußseite gelegen, aber ohne Wohnung. Bären sind hier sehr zahlreich und Vigne sah einmal 5 beysammen. Gewöhnlich waren es die hellfarbigeren Bären, von denen, wie schon erwähnt, das Weibchen braun und das Männchen gelblich weiß ist, mit einem feuerfarbigen (flame-colour) Fleck auf den Schultern. Der schwarze Bär hält sich mehr im dicken Dschungel auf. Im Aufsteigen nach Burzil hört der Kalkstein plötzlich auf, und wird durch Granit ersetzt, durch welchen sich der Pfad 5 — 6 engl. Meilen hinauf zur Waldgränze zieht. Das Nachtlager bey den Birken mochte ohngefähr 12,000 Fuß über dem Meere erhöht seyn. Von da ziehen sich zwey Defileen weiter. Das eine wendet sich linker Hand, das andere, welches dießmal Vigne passirte, führt zu dem Tafellande von Drotsuh. Dieses ist nur dritthalb Monate lang vor dem ersten October von Schnee frey; später machen Schnee und Kälte es unmöglich, dasselbe zu passiren. Vom Frühlingsäquinoctium an läßt die Kälte etwas nach, aber der Schnee, welcher 5 — 6 Ellen hoch liegt, wird ein wenig erweicht und bleibt deßhalb auf weitere 40 Tage nicht passirbar. Wenn er durch Frost erhärtet ist, können ihn Fußgänger bis gegen Mitte Junys überschreiten, dann wird die Sonne zu mächtig und die ganze Fläche steht unter Wasser, so daß 25 — 30 Tage lang die Passage völlig gesperrt ist; vor Mitte July kann man nicht sagen, daß sie schneefrey ist.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der seit dem 24. July bis November 1842 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Sylloge Jungermannidearum Europ. Tornaci Neriorum 1831. 8.

Recherches sur la structure comparée et le developpement des animaux et des vegetaux. Bruxelles 1832. 4.

Notice sur le genre Maelenia de la famille des Orchidées Brux. 1834. 4.

Essai carpographique présentant une nouvelle classification des fruits. Brux. 1835. 4.

Mémoire sur les Lophopodes. Tournay 1836. 8.

Notize sur les modifications du Crane de l'Orang-Outang. Brux. 1838. 8.

Mémoire sur l'embryogénie des molusques Gastéropodes. Brux. 1837. 4.

Mémoire sur le Delphinorhynque Microptère échouè à Ostende. Brux. 1839. 4.

Von dem Herrn Professor Christian Doppler in Prag:

Ueber das farbige Licht der Doppelsterne und einiger anderer Gestirne des Himmels.

Von dem Herrn Dr. Eduard Duller in Darmstadt:

Neue Beyträge zur Geschichte Philipps des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen. Darmstadt 1842. 8.

Von dem Herrn P. Flourens, Secrétaire perpet. de l'acad. roy. des Sciences etc. à Paris.

Examen de la Phrénologie. Paris 1842. 8.

Analyse raisonnée de travaux de Georges Cuvier, précédée de son éloge historique. Paris 1841. 8.

Von dem Herrn Dr. Foelix in Paris:

Revue étrangère et francaise de législation etc. 3. Série. 9e année 1842. Tom. premier. No. 7 — 11. Juillet — Novbr. Paris 1842. 8.

Von dem Herrn Prof. Dr. Frankenheim in Breslau:

System der Krystalle. Breslau 1842. gr. 4.

Von dem Herrn Ludwig Ritter v. Heufler in Innsbruck:

Die Ursachen des Pflanzenreichthums in Tyrol. Innsbruck 1842. 8.

Durch Mr. Jomard, Membre de l'Institut de France:

Documents statistiques sur la France. Paris 1835. gr. 4.

Statistique de la France. Territoire, Population. Par. 1837. gr. 4.

Statistique de la France. Commerce extérieur. Paris 1838. gr. 4.

Tableau général des Mouvements du Cabotage pendant l'année 1840. Paris 1841. gr. 4.

Statistique de la France. Agriculture Tom. I — IV. Paris 1840 — 42. gr. 4.

Von dem Herrn Karl Kreil, Adjunkt an der k. Sternwarte zu Prag:

Magnetische und meteorologische Beobachtungen in Prag. Zweyter Jahrgang vom 1. August 1840 — 31. July 1841. Prag 1842. 4.

Von dem Herrn A. Th. Kupfer in St. Petersburg:

Travaux de la commission pour fixer les mesures et poids de l'empire de Russie. Tom. 1. et 2. Petersburg 1841. gr. 4.

Von dem Herrn Christian Laßen, Professor zu Bonn:

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. Vierten Bandes zweytes Heft. Bonn 1842. 8.

Durch Herrn Lebrun, Pair de France, Directeur de l'imprimerie royale:

Collection orientale. Vol. 1 — 3.

a) Histoire des Mongols. Paris 1836.

b) Le livre des rois. Paris 1838.

c) Bhâgavata Parâna. Paris 1840. gr. Fol. Prachtausgabe.

Von dem Herrn H. T. Link in Berlin:

De la formation des corps solides. Berlin 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Travels in Kashmir, Ladak, Iscardo, the countries adjoining the mountain-course of the Indus and the Himalaya, north of the Panjab etc.

(Schluß.)

Bey Burgil traf ein Abgesandter des Ahmed Schach ein, um unsern Reisenden zu melden, daß ein Trupp Räuber in der Nähe wäre, daß aber sein Herr mit einer ansehnlichen Macht angezogen käme, um sie am folgenden Tage zu vernichten. Gegen Abend überraschte ein Sohn des Gyolfo, von stattlichem Gefolge und Musikanten begleitet, den Reisenden, um ihn zu bewillkommnen und ihn zu eskortiren. Am andern Tage traf Vigne mit dem Fürsten von Klein-Tibet selbst zusammen, eben als dieser die Räuber, welche eines seiner Dörfer ausgeplündert hatten, angreifen und niederhauen ließ. Der Empfang war eben so freundlich als achtungsvoll und der Zug nach Iskardu über das Hochland von Dertsuh wurde nun gemeinschaftlich ausgeführt.

Dieses hochgelegene Tafelland dehnt sich nördlich von Kaschmir zwischen diesem und Iskardu aus und mag eine Länge von ungefähr 30 engl. Meilen und halb so viel Breite haben. Einen traurigeren und öderen Landstrich, meynt Vigne, als diesen könne die Sonne nicht bescheinen. Sein Grundgestein ist gewöhnlich Granit und Gneiß, von welchen hohe kahle Hügel und Piks auf der Fläche sich aufthürmen und ein Kranz von Bergspitzen scheint es allenthalben einzuschließen. Vigne sammelte einige wenige Pflanzen, die im Anhange von Royle bestimmt sind; außer dem allgemeinen Mangel an Grün zeigten sich noch viele Moräste an den Ufern der Gewässer, welche theils nordwärts dem Indus, theils südwärts dem Jylum zuströmen. Einmal traf er eine Partie Tibetaner, die Fische mit der Hand fiengen, von welchen einige fast ein halb Pfund schwer waren; es waren kupferfarbige Forellen mit großen dunklen Flecken. Seine Aufmerksamkeit wurde besonders durch das laute, schrillende und wiederholte Pfeiffen des Drun oder Pua erregt, einer Art Murmelthier von der Größe eines kleinen Fuchses, der ganze Körper von derselben Farbe, nur daß der Rücken von einem breiteren und viel dunkleren Streifen durchzogen war. Es scheint eine neue Art zu seyn, die aber in ihrer Lebensweise sehr mit dem gemeinen Murmelthiere übereinkommt. Jacquemont ist der erste, welcher berichtet, daß er das Fell einer neuen Art Murmelthier aus Klein-Tibet erhalten habe. Vigne glaubt, daß unter diesem Thiere Herodots Riesen-Ameisen gemeynt seyn könnten. Bären sind auch noch auf dieser Höhe sehr häufig. Zwey Tage lang dauerte der Marsch über dieses Hochland; dann gieng es auf einem steilen, durch die Felsen sich hinziehenden Pfade hinab in das tief unten liegende Thal des Indus nach Iskardu.

Hier angelangt, wollen wir uns nun mit dem Verfasser über die Verhältnisse eines Landes orientiren; von dem Vigne sich rühmen konnte, der erste Europäer zu seyn, dessen Fuß es betreten durfte.

Das Wort Tibet wird in der Sprache von

Ladak einfach als Bod ausgedrückt; ein Tibetaner wird daselbst Bodpa genannt, woher der Name Butan stammt, wie Tibet bisweilen im Tiefland genannt wird. Klein-Tibet heißt in Kaschmir Suri-Butan, Aprikosen-Tibet, von der Menge dieser Früchte, die es hervorbringt. Tibet wird in Ober-, Mittel- und Klein-Tibet eingetheilt und dehnt sich von Lassa bis Gilghit auf eine Erstreckung von ungefähr 1200 engl. Meilen aus. Isolirte Piks von ungeheuerer Höhe sind allenthalben von jedem hohen Passe aus sichtbar. Klein-Tibet enthält ungefähr 12000 engl. Quadratmeilen und hat eine Länge von 170 Meilen. Lassa ist die Hauptstadt von Ober-Tibet, Leh oder Ladak von Mittel-Tibet und Iskardu, das kaum eine Stadt genannt werden kann, indem es nur ein zerstreuter Haufen Häuser ist, ist der Hauptplatz von Klein-Tibet.

Die Bewohner von Ladak sind Buddhisten, die von Klein-Tibet schiitische Mahomedaner. Gleich der Mehrzahl der östlichen Nationen sind sie von kleiner Statur. Ahmed Schach, obwohl nur 5 Fuß 11 Zoll messend, war doch einer der größten Männer des Landes. An Schönheit sind die Klein-Tibetaner in keiner Weise den Kaschmirern gleich. Die letztern haben gewöhnlich große Augen, die der Klein-Tibetaner sind kleiner und mehr längs gestreckt und ihre starken Wangenbeine scheinen die einer Rasse von tartarischem (richtiger mongolischem) Ursprunge zu seyn. Weibliche Schönheit ist in Kaschmir gewöhnlich, aber verhältnißmäßig selten in Klein-Tibet und noch mehr in Ladak. Die blaßrothe und weiße Complexion der Kaschmirer ist sehr ungewöhnlich in Klein-Tibet.

Ahmed Schach mochte zur Zeit von Vignes Anwesenheit ein Mann von 65 bis 70 Jahren seyn. Er hatte fünf oder 6 Söhne, von denen der älteste kurz vorher gestorben war. Gegen die Sieks hatte er bisher glücklich seine Unabhängigkeit behauptet, während Ladak bereits in ihrer Gewalt war. Sein Bruder war, nach des Vaters Bestimmung, Radscha von Parkuta am Indus. Gegen unsern Reisenden zeigte er sich fortwährend voll Gefälligkeit.

Das Thal des Indus bey Iskardu liegt nach thermometrischen Bestimmungen 6300 Fuß über dem Meere, also 900 Fuß niedriger als das von Gurys und 1000 Fuß höher als das von Kaschmir. Seine größte Länge ist 90 engl. Meilen, seine größte Breite 7. Ungeheuere Berge, 6000 bis 8000 Fuß oder mehr über dasselbe sich aufthürmend, umgeben es von allen Seiten und steigen kahl und schroff vom Thale auf, dazwischen mit langen steilen Defileen, die sich zu dem einfassenden Kamme hinaufziehen, der noch viel höher ist. Der Indus fließt in einer nicht sehr ruhigen Strömung hindurch, hat eine Breite von 100 — 200 Ellen und bespült die Ost- und Nordseite des Felsens, auf welchem die Veste von Iskardu steht.

Wo immer Wasser herabfließt, wird es von den Tibetanern benützt. Der Boden wird in Plateaus erhöht, die 40 Ellen Länge und 20 Breite haben, von Steinwällen unterstützt sind und künstlich bewässert werden. Pfirsiche, Aprikosen, Maulbeer-, Apfel- und Birnbäume finden sich in großer Menge, unter denen die Wohnungen der Landleute zerstreut sind; selbige sind gewöhnlich aus Stein und Lehm gebaut und durch ein Holzgerüste unterstützt. Die Melonen haben einen vortrefflichen Geschmack, die Trauben und Aepfel sind ausgezeichnet, Pfirsiche und Aprikosen gewöhnlich klein, aber eine Sorte ungemein süß; Rosinen werden sehr gut bereitet.

Das Klima des Indus-Thales in Klein-Tibet ist im Sommer etwas wärmer, und im Winter vielleicht etwas kälter als das von Kaschmir. Regen fällt nur zu Zeiten; der Ausdruck des Gyolfo war, daß es hier nicht regne, womit jedoch nur das Gewöhnliche bezeichnet werden sollte.

Das 9. Kapitel des 2. Bandes (S. 277) beginnt mit einer Schilderung der hier vorkommenden Thiere. Der Yak findet sich, wild, wie Vigne erzählt wurde, auf dem nördlichen Abhange des Himalayas, der sich in das Thal von Yarkund hinabzieht. Das Klima der Thäler von Klein-Tibet ist für ihn im Winter zu heiß, daher er auch nur in den nördlicheren Distrikten sich findet. Die Bastarde mit dem gemeinen Rind sind vortrefflich. Letzteres ist klein und hat auf dem Rücken keinen Fetthöcker oder nur einen sehr kleinen. Vigne sah Yaks von allen Farben.

Der Kuch-Kar (Ovis Polii) ist ein gewöhnliches Wildschaf, wie Vigne meynt, wahrscheinlich einerley mit Ovis Ammon von Pallas. Nach des Gyolfo's Angabe, läßt er sich bisweilen, aber sehr selten, in Klein-Tibet auf den Bergen von Katakchund sehen. Der Steinbock, in Klein-Tibet Skin, in Kaschmir Kyl genannt, ist sehr häufig, und 1 — 200 Stück werden im Winter, wenn sie gezwungen sind in die Thäler herabzukommen, getödtet. Seine Hörner sind länger, gekrümmter und verdünnen sich mehr. Vigne erhielt das größte Paar, das in Klein-Tibet aufzutreiben war und eine Länge von 4 1/4 Fuß hatte. Die riesenhafte Ziege, welche in Afghanistan Mar-Khur heißt, wird in Klein-Tibet Rawacheh (Rawa, Horn, Chogho groß), in Pureh Rush, auch bisweilen Tsuh Ra, Wasserziege, genannt, weil sie öfters auf niederen, aber unzugänglichen Felsen über dem Wasser gesehen wird. Sie findet sich auf den Bergen von Budukshan und ist sehr wahrscheinlich der Ras von Burnes und Wood. Blythe ist der Meynung, daß weil die Hörner dieser gigantischen Ziege in der Form nach den Individuen verschieden sind, sie von einer zahmen Rasse, die wieder verwilderte, abstammen möchte; ihre Färbung ist jedoch, wie Vigne glaubt, einförmig. Eine andere Art ist der Sha, der wie Blythe sagt, dem korsischen Mufflon sehr ähnlich ist, aber weit größer. Der Sna ist der Nahur von Nepal. Seine Hörner sind gekrümmt, glatt und vierseitig; die Größe ist die eines gewöhnlichen Schafes, die Farbe trübbräunlichgrau.

Der H'la ist ein Moschusthier und, wie Falconer meynt, eine neue Art, die in Duchin Para in Kaschmir gefunden wird; ihre Farbe ist rothbraun. Von den Bären ist schon gesprochen worden. Der Wolf unterscheidet sich nicht von dem gewöhnlichen; der Fuchs ist das große Thier vom Himalaya, in keiner Hinsicht vom europäischen verschieden. Der Hase von Klein-Tibet ist eine neue Art, welche die steinigen Ufer und Sandflächen der Thäler bewohnt, bisweilen ihr Lager im tartarischen Stechginster macht und wo es kein Grün giebt, im Sand liegt, bisweilen auch in den Spalten der Felsen oder in Höhlen, die sie sich unter denselben ausgräbt. Vom Murmelthier ist schon früher die Rede gewesen.

Von Iskardu aus machte Vigne einen Abstecher nach den westlichen Gegenden am Indus und erhielt von Gyolfo eine ansehnliche Bedeckung. Unter großen Beschwerden mußte der 15,500 Fuß hohe Paß erstiegen werden, der nach Husara (Astor) führt. Unbeschreiblich majestätisch war dafür die Aussicht, die den Reisenden auf der Höhe zu Theil wurde, wo überall ungeheure Berge und Gletscher sich aufthürmten. In Husara wurde Vigne sehr freundlich vom Radscha aufgenommen, überstieg dann von hier aus nochmals eine Höhe, um hinab nach dem Indus zu gelangen, da wo er sich mit dem Gilghit vereinigt und dann bald aus den Gebirgen heraus tritt in das Flachland des Pendschabs. Vigne wäre gerne noch weiter vorgedrungen, aber der Radscha von Gilghit, der der Eskorte nichts Gutes zutraute, verwehrte ihm den Eintritt, und so mußte unser Reisender wieder umkehren.

Von Iskardu wendete sich dann Vigne nach Ladak, wohin wie ihm nicht weiter folgen wollen, da er hier Gegenden betrat, die uns schon aus früheren Berichten bekannt sind.

Eine besondere Erwähnung verdient noch die große Karte, welche dieser Reisebeschreibung beygegeben ist. Sie giebt im großen Maaßstabe eine Darstellung von Kaschmir mit seinen Pässen, von Ladak und Klein-Tibet, dem Gebirgslauf des Indus und dem alpinen Pendschab überhaupt. Auf Kosten der Direction der ostindischen Kompagnie durch John Walker gefertigt, sind alle Hülfsmittel benützt, um diese Karte zu der vorzüglichsten aus allen zu machen, die bisher über die genannten Gegenden erschienen sind.

Verzeichniß

der seit dem 24. July bis November 1842 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Durch Herrn Martin (du Nord), Garde des Sceaux:

Compte général de l'administration de la justice civile et commerciale en France. Pendant l'année 1840. Paris 1842. gr. 4.

Compte général de l'administration de la justice criminelle en France. Pendant l'année 1840. Paris 1842. gr. 4.

Von dem Herrn Philipp van der Maelen in Brüssel:

Etablissement géographique de Bruxelles. (Catalogue.) Bruxelles 1841. 8.

Notice sur l'établissement géographique de Bruxelles. 8.

Von dem Herrn Van Meerbeeck de Malines:

Recherches historiques et critiques sur la vie et les ouvrages de Rembert Dódoens. Malines 1841. gr. 8.

Von dem Herrn Alex. Moreau de Jonnes, Ministre du commerce à Paris:

Statistique de l'Espagne (avec une carte). Paris 1834. 8.

Statistique de la Grande-Bretagne et de L'Irland (avec une carte). Thl. 1. 2. Paris 1837. 38.

Recherches statistiques sur l'Esclavage colonial. Paris 1842. 8.

Von dem Herrn Morren, Prof. der Botanik zu Lüttich:

Recherches sur la rubéfaction des eaux et leur oxygenation par les animalcules et les algues. Bruxelles 1841. gr. 4.

Von dem Herrn Dr. Christofor. Negri in Mailand:

Il Segistan ovvero il Corso del fium Hindmend secondo Abu Ishak-El-Farssi-El-Istachri Geografo Arabo. Milano 1842. gr. 4.

Von dem Herrn Commerzienrath Neumann in Prag:

Chemie als natürliche Grundlage wissenschaftlicher Natur- und Gewerbkunde nach den wichtigsten Resultaten phys. und chem. Forschungen ꝛc. Prag 1842. gr.

Von dem Herrn Adolph Pleischl, Professor an der hohen Schule zu Prag:

Bemerkungen zu dem Werke des Hrn. Dr. Kilian: „die Universitäten Deutschlands in medicinisch-naturwissenschaftlicher Hinsicht betrachtet“ in Beziehung auf die k. k. Universität zu Prag. Prag 1829. 8.

Beyträge zu einer medicinischen Topographie Prags, der Hauptstadt Böhmens ꝛc. Chemische Untersuchung der Prager Wasser. Prag 1836. 8.

Zweyte Lieferung. Chemische Untersuchung des Wassers aus dem Brunnen im Carolingebäude. Prag 1838. gr. 4.

Beyträge zur physikalischen Geographie Böhmens. Erste Lieferung. Ueber das Eis im Sommer zwischen den Basaltstücken bey Kamcik nächst Leitmeritz in Böhmen. Prag 1838. 8.

Chemische Untersuchungen des Torfes von der Sr. Excellenz ꝛc. dem Grafen v. Kolowrat Liebsteinsky ꝛc. gehörigen Herrschaft Reichenau in Böhmen. Prag 1838. 8.

Können natürliche Mineralwasser durch künstliche ersetzt werden? Wien 1842. 8.

Von dem Herrn de Roosmalen in Paris:

De l'envahissement du commerce et de l'industrie sur les lettres, les sciences et les arts. Aperçu statistique (1842). Paris 1842. 8.

Von dem Herrn Baron von Reiffenberg in Brüssel:

Paléographie etc. Tom. IX, Nro. 3 — 5. Extrait du Tom. VIII. No. 8, 10 des Bulletins, de l'acad. roy. de Bruxelles. Bruxelles 8.

Notice Biographique sur Jos. Bas-Bern Van Praet, conservateur de la bibliothèque roy. à Paris etc. Bruxelles 1840. 8.

Eloge de M. Adrian Phil. Raoux, membre de l'acad. roy. des sciences de Brux. Brux. 1842. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.
Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der allgemeinen Versammlung der k. Akademie der Wissenschaften am 11. December 1842 eröffnete der Hr. Staatsrath Frhr. v. Freyberg, Vorstand derselben, die Sitzung mit folgenden Worten:

Meine verehrtesten Herren Collegen!

Seit unserer letzten Zusammenkunft ist es uns leider zur Gewißheit geworden, daß wir unsern hochverehrten ehemaligen Vorstand, Herrn Geheimen Rath v. Schelling, nicht mehr in unserer Mitte werden zu sehen hoffen dürfen. Das Unersetzliche der Lücke, die durch den Austritt dieses gefeyerten Mitgliedes bey uns entstanden ist, wird gewiß von uns allen auf das lebhafteste empfunden. Was uns trösten mag, ist die Ueberzeugung, daß der Ausgetretene auch fortan noch den Ergebnissen unserer Thätigkeit jene Theilnahme zuwenden wird, deren er unseres Amtes für das, was seine Aufgabe ist, so gewiß seyn kann.

Möge seinem gewaltigen, der Versöhnung des Wissens mit dem Glauben so erfreulich zugewendeten Geiste es gelingen, der deutschen Tiefsinnigkeit noch ihre schönsten Siege zu bereiten.

Wir werden es an uns nicht fehlen lassen, die wissenschaftlichen Probleme, die, zumal in der Collision eines solchen Geistes mit entschieden anders Denkenden zur Sprache kommen können, mit gespannter Aufmerksamkeit in ihrer Entwicklung zu verfolgen und nach Maßgabe des Ergebnisses hiebey das Wort zu nehmen.

Haben wir einerseits den eben bezeichneten Verlust zu betrauern, — so können wir uns anderseits wieder erfreut und ermuthigt fühlen, durch den Zuwachs einer glänzenden Reihe so ausgezeichneter Männer, welche seit unserer letzten Versammlung Mitglieder unserer Körperschaft geworden sind, und von welchen ich heute die hier Anwesenden hiemit dem Gesammtverein vorzustellen mir die Ehre gebe. Der reiche Gewinn, die energische Förderung, welche unsere Akademie durch diesen Zuwachs an so stattlichen Kräften, sich für die Lösung ihrer Aufgaben erhoffen darf, findet in den schon so bewährten Verdiensten unserer neuen Genossen gewiß ohnehin die schönste Bürgschaft.

Was zunächst die philologische Classe betrifft, so sind ihr in der Person der Herren Rektoren Fröhlich und Hocheder zwey der ausgezeichnetsten Schulmänner zugegangen. Die verdienstvollen und allgemein geschätzten Arbeiten des erstern über die Werke des Sophocles, Vellejus Paterculus, Phädrus und Catull sind eben so bekannt, als die tiefen und umfassenden Kenntnisse in der klassischen Literatur des nunmehr an der hiesigen Hochschule wirksamen Hrn. Prof. Hocheder. Um die Motive der Wahl des Herrn Professors Maßmann anzudeuten, genügt es, auf seinen in dem Gebiete der altdeutschen Sprache und Literatur wohl erworbenen Ruhm zurückzublicken.

Wenn Herr Domcapitular Windischmann der gelehrten Welt auch nur durch seine Abhandlung „über die chronologische Reihenfolge der plau-

tinischen Stücke“ bekannt geworden wäre, so würde es schon genügen, uns seiner Genossenschaft auf das lebhafteste zu erfreuen. Aber auch seine tiefen Kenntnisse in Sanskrit, dem Zend und dem Armenischen müssen uns auf das Höchste willkommen seyn.

Herr Avelino, Sekretär der Hercolanesischen Akademie und Direktor des bourbonischen Museums in Neapel, gilt für den vorzüglichsten Kenner des Alterthums in seiner Heimath, und hat sich, abgesehen von mehreren antiquarischen Schriften, vorzüglich durch sein Werk über das Museo borbonico große Achtung in der gelehrten Welt erworben. Die Werke des Herrn Grafen Castiglione, „Monete cufiche del Museo di Milano“ und mémoire géographique et numismatique sur une partie orientale de la Barbarie; dann „Gothicae versionis bibliorum partes ex Ambrosianea depromptae bezeichnen uns dieses unser neues Mitglied als einen tüchtigen Orientalisten und rücken ihn uns durch seinen Eifer für unsere ältesten Sprachdenkmale um so näher. Ritter Micali in Florenz empfieng in unserer Wahl nur eine so verdiente Anerkennung der großen Verdienste, die er seit 30 Jahren sich durch seine so erfolgreichen Forschungen im Gebiete der ältesten Geschichte seines Vaterlandes erworben hat.

Die Fülle philologischer und antiquarischer Gelehrsamkeit, welche Herr Ukert, Bibliothekar in Gotha, besonders in seiner Geographie der Griechen und Römer entwickelte, machen seinen Eintritt in unsere erste Classe gewiß sehr willkommen; und von Herrn Zeuß in Speyer werden die Verdienste mit in diese Klasse eingebracht, die er in seinen reichhaltigen Schriften sich neben dem Geschichtlichen auch über das Sprachliche der german. Stammvölker gesammelt hat.

Der mathematisch physikalischen Klasse konnte es nur zur größten Ehre gereichen, fürs erste die Herren Professoren v. Kobell und Wagner, welche sich bereits um die Akademie und ihre Attribute so hoch verdient gemacht, nunmehr als ihre ordentlichen Mitglieder begrüßen zu können — und dann vier ausgezeichnete Männer des Vaterlandes sich beygesellen zu können, von denen der eine — Hr. Professor Desberger durch das, was er als Lehrer und Autor in der Mathematik geleistet, der Klasse eine so schöne Aussicht auf ein nachhaltiges Mitwirken eröffnet; und der andere, Herr Dr. Schafhäutl durch seinen bereits mit glänzenden Erfolgen belohnten Eifer im Fache der Chemie und Physik zu gleich schönen und nicht minder großen Erwartungen berechtigte. Hermanns Verdienste um die wissenschaftliche Begründung der Statistik, so wie die Verdienste und der Eifer des Herrn Geheimen Raths v. Ringseis für eine ächt philosophische Grundlage des Studiums der Naturwissenschaften verbürgen uns so den Gewinn, als den Glanz, der durch ihren Eintritt in unsere Mitte uns zugehen wird; während zugleich durch den Zuwachs von auswärtigen Mitgliedern, welche, wie Bessel in der Astronomie, Aug. de St. Hilaire und Adrian v. Jussieu in der Botanik, Rich. Owen in der vergleichenden Anatomie und Grunert in Greifswalde, als Männer erster Größe in ihren Fächern bekannt sind, nicht bloß der Ruhm, sondern auch die Potenzirung und das Ausgreifen unserer Thätigkeit und Wirksamkeit sich nur erhöht finden kann. Herr Professor v. Görres hat seinem Eintritt in unsere Mitte eine Schrift vorangeschickt, aus welcher uns ein deutscher Geist entgegenweht, der von der historischen Klasse, die auf diesen Mann erster Größe den nächsten Anspruch hat, gewiß nur auf das freudigste als der ihr verwandte begrüßt werden kann. Nicht minder willkommen ist wohl der bezeichneten Klasse der Eintritt Hurters und Böhmers und zwar des erstern schon um der Fackel des Lichts willen, die dieser so wahrheitsliebende Forscher in einen so verkannten Zeitraum der Geschichte hineingetragen; des zweyten aber als eines tief eindringenden Prüfers und Ordners der Quellen. Der Gewinn, den sich diese Klasse durch den Eintritt unseres Landsmannes von Spruner für ihre Zwecke erhoffen darf, ist durch die gediegenen Arbeiten dieses Mannes auf dem Gebiet unserer vaterländischen Geschichte verbürgt.

Indem nun ferner von Reiffenberg und de Ram sich uns beygesellt haben, ist hiedurch ein näherer wissenschaftlicher Verkehr mit einem Lande eingeleitet, mit welchem eine innigere Verbindung

schon um der Belebung so vieler deutscher Elemente willen so wünschenswerth erscheint. Cavaliere Bianchini, auf welchen unsere Wahl gefallen, bekannt durch seine historischen Arbeiten über Neapel und Sicilien, gilt für den einflußreichsten Mann aller wissenschaftlichen Anstalten in dem letztgenannten Reiche und hat sich auf das freundlichste bereit erklärt, zu unsern Zwecken mitzuwirken.

Und das Gleiche ist in Beziehung auf den Duca di Serra di Falco — bekannt durch sein Werk „Antiquità di Sicilia“ zu bemerken, den die Akademie als ihr Ehrenmitglied sich beygesellt.

Ein Blick auf so große Capacitäten und so ehrenhafte Namen kann uns gewiß zu schönen Hoffnungen auf vielseitige Mithülfe zur Erreichung unserer edeln Zwecke berechtigen.

Unsere auswärtige Correspondenz und das so reiche Verzeichniß der an uns gelangten Büchergeschenke, — welche beyde hier zur Einsicht liegen, bestätigen, daß unser Verkehr mit den bedeutendsten Instituten Europa's und selbst über unsere Welttheile hinaus immer belebter wird, so wie sie insbesondere das erfreulichste Interesse des gelehrten Deutschlands an unserm Institute beurkunden.

Es ist mir sehr angenehm, zur Anzeige bringen zu können, daß Seine Majestät der König durch allerhöchste Entschließung vom 6. dieß die Fortsetzung der magnetischen Beobachtungen an der hiesigen Sternwarte auf weitere drey Jahre zu genehmigen geruht haben, — es ist mir dieses um so angenehmer, als diese Beobachtungen bereits eine ausgezeichnete Anerkennung im Auslande gefunden haben. — —

Nachdem hierauf der Herr Vorstand die Arbeiten der einzelnen Classen durchgangen hatte, und von der Gesammtakademie die nöthigen Maaßregeln besprochen worden waren, um die Attribute der Akademie in ein den Anforderungen der Wissenschaften entsprechendes Verhältniß zu setzen, vereinigten sich die anwesenden Mitglieder zuletzt noch zu dem Beschlusse: „Es solle nach dem Turnus von der treffenden Klasse, in der herkömmlichen und von allerhöchster Stelle bestätigten Weise eine Preisaufgabe bekannt gemacht und der Preis nach Maaßgabe der zu Gebot stehenden Mittel hiefür bestimmt — demzufolge von dem Präsidio dießfalls das Weitere verfügt werden.“

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 7. Januar d. J. las Hr. Conservator ꝛc. von Martius nachstehende Notiz über die Sculpturen auf dem Berge Gabia bey Rio de Janeiro in Brasilien.

Ich gebe mir die Ehre, der Classe eine Zeichnung vorzulegen, welche mir aus Rio de Janeiro mit der Nachricht zugekommen ist, daß es die Abbildung colossaler Sculpturen sey, welche man auf dem Berge Gabia, nicht weit von Rio de Janeiro beobachtet habe.

Das Instituto Historico geographico brasileiro, von der Anwesenheit räthselhafter Charaktere benachrichtigt, die sich auf einer Granitwand des genannten Berges, in bedeutender Höhe über dem Meere und schon aus der Ferne sichtbar, befänden, ordnete vor einigen Jahren zwey seiner Mitglieder ab, um diese Reste einer unvordenklichen Zeit zu untersuchen.

Sie befinden sich an einem cubischen Granitfelsen der Gabia, eines durch seine pittoresken Formen von der See- und Landseite her auffallenden, wohl über 1500 Fuß hohen Berges, und zwar, wenn man von dem Serrote de Boa Vista aus aufsteigt, rechts fast auf der Spitze. Die ziemlich flache Wand, worauf die Charaktere sichtbar sind, ist nach S.O. gegen das Meer hin gerichtet. Der Punkt ist nicht leicht zugänglich, und aus dem *) Berichte der Commissarien ist nicht ersichtlich, ob dieselben bis zur unmittelbaren Nähe der Sculpturen selbst gekommen sind, welche sie jedoch abgezeichnet haben. Diese Charaktere lassen sich, ihrem

*) in der Revista trimensal des Instituto No. 2. 1839 p. 86 veröffentlicht.

allgemeinsten Ansehen gemäß, mit einer Art Keilschrift zu vergleichen. Sie sind mehrere Fuß (7 — 8 Palmos) lang und stehen in einer horizontalen Reihe neben einander. Theilweise scheinen sie fast von horizontalen Linien eingeschlossen zu seyn, wenn diese nicht etwa bloß durch Verwitterung des Gesteins entstanden seyn sollten, worauf der Umstand hinzudeuten scheint, daß der Granit des Berges, wegen beträchtlichen Antheils an Glimmer und Feldspath überhaupt stark verwittert ist. Die Figuren sind ziemlich tief, aber in ungleicher Stärke eingegraben. Die Commission wagte nicht, mit Entschiedenheit auszusprechen, ob sie von Menschenhand oder von der Feile der Zeit herrühren. Der Ort ist den Südwinden und den von Süden her kommenden Regenstürmen ausgesetzt, weßhalb es ihr wahrscheinlich wird, daß die eingegrabenen Figuren durch diese Einflüsse gelitten und an Deutlichkeit verloren haben.

Die einzelnen Zeichen sind in ihrer Hauptrichtung vertical, jedoch nicht gleich lang, meistens nach Unten kolbig erweitert, nach Oben tragen sie so ziemlich in gleicher Höhe Querleisten, welche hie und da die einzelnen Verticalzeichen mit einander verbinden. Dieß letztere Verhältniß, welches von einer gleichmäßigen horizontalen Verwitterung eines vorzugsweise weichen Gesteins abgeleitet werden könnte, scheint der Ansicht das Wort zu reden, die hier kein Menschenwerk anerkennen will, sondern nur die Wirkung jener feinsten, unsichtbaren und langsam thätigen Instrumente, womit die Zeit arbeitet.

Inzwischen verdient doch der Gegenstand jedenfalls Berücksichtigung Solcher, die sich mit der Untersuchung amerikanischer Denkmäler beschäftigen, bis man entweder durch das Vorkommen analoger Verwitterungsprocesse über seinen natürlichen, oder durch Auffindung verwandter unzweifelhafter Menschenwerke über seinen künstlichen Ursprung belehrt worden ist.

Zweyerley dürfte diesem räthselhaften Monument ein historisches Interesse leihen: einmal die Art und Stellung der Zeichen selbst, dann die Oertlichkeit, wo sie sich finden.

Ohne daher die Frage zu berühren, ob hier

wirklich ein historisches Denkmal vorliege, nehme ich davon nur Veranlassung, um einige allgemeine, hierauf bezügliche Bemerkungen zu machen.

Daß die amerikanische Menschenrace sich nie und nirgends zur Darstellung eines Alphabets, einer Schriftsprache erhoben habe, wird auch gegenwärtig, nachdem so zahlreiche Denkmäler aus ihrer frühesten und edelsten Vorzeit bekannt geworden sind, mit eben so viel Sicherheit anzunehmen seyn, als es von Torquemada, Clavigero und v. Humboldt *) vor längerer oder kürzerer Zeit geschehen ist.

Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß die verschiedenen Spuren bildlicher Darstellungen, welche man an Bauwerken angebracht, in lebendigen Fels gehauen oder auf Stein gemalt, antrifft, ein wenn auch noch so schwaches Stammeln mit der Zunge der Kunst, die Bestimmung haben, Etwas auszusagen, daß sie also für die Beurtheilung früherer Zustände von Wichtigkeit sind.

Alle derartigen Denkmäler, welche ich zur Zeit kennen gelernt habe, sind entweder von einem historischen oder von einem mysteriösen Charakter, sie beziehen sich entweder auf die Geschichte der Menschen oder auf die ihrer Götter.

Die historischen Monumente stammen bald aus dem Leben eines Volkes, bald nur aus dem einer Horde; bald gehören sie ausschließlich nur der Geschichte der Dynastie an.

Solche Denkmäler finden wir am häufigsten und am größten entwickelt bey den Merikanern und den Bewohnern von Cundinamarca und Hochperu.

*) Vue des Cordilléres et Monuments des peuples d'Amerique p. 62.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.
Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 7. Januar d. J. las Hr. Conservator ꝛc. von Martius nachstehende Notiz über die Sculpturen auf dem Berge Gabia bey Rio de Janeiro in Brasilien.

(Schluß).

Es ist bekannt, daß in den Baudenkmalen jener Gegenden eigenthümliche, großartige Verhältnisse, ein selbstständiger Styl, in mehrerley Abwandlungen herrscht, und daß sie auch durch zahlreiche Sculpturen verziert sind, denen man, in Ermanglung der Schrift, die Bedeutung derselben zutrauen darf.

Was an diesen großen und dauerhaften Monumenten sich auf historische Thatsachen bezieht, scheint vorzugsweise die Thaten Einzelner zu bezeichnen, und dergleichen Ueberlieferungen möchten sich namentlich dadurch von den ägyptischen Denkmälern unterscheiden, daß sie nur sehr selten dynastische Begebenheiten darstellen. Vielleicht ist der ungeheuere Monolith auf dem Thorgebäude zu Tiagnanaco in Bolivia das einzige größere Bauwerk, dessen Figuren sich auf eine lange Reihe von Fürsten beziehen. Hr. A. d'Orbigny schreibt dieß Bauwerk bekanntlich dem Bergvolke der Aimara zu. Es ist höchst merkwürdig, daß die bey weitem meisten dieser Monumente von Völkern errichtet worden sind, die auf Hochebenen und in Gebirgen wohnten. In ganz Südamerika sind sie nur in diesen Gebirgsländern gegen Westen gefunden worden. Sie rühren demnach nur von von demjenigen Stamm der amerikanischen Race her, welchen Orbigny den der Andes, L'homme américain andien, nennt. Die andern beyden Hauptstämme, der Pampas- und der Guarani-Stamm nach d'Orbigny, im Allgemeinen Bewohner von Niederungen und Ebenen, haben gar keine monumentalen Bauwerke von beträchtlicher Ausdehnung hinterlassen. Die Zeugen ihres Kunstsinnes sind rohe Malereyen auf Felsen oder Sculpturen, welche, so viel mir bekannt ist, niemals en relief, immer nur in die Tiefe gearbeitet sind.

Die Malereyen sind, nach dem Material zu schließen, womit sie auf die Felsen gemalt sind (Rocou oder Röthelfarbe, mit Wasser oder Oel angerieben), sehr jung. Sie gehören dem gegenwärtigen Bildungsgrade der Indianer an. Sie beziehen sich nicht auf eine weit hinaufreichende Geschichte, sondern nur auf den engen und ärmlichen Kreis der Ereignisse in einer Horde. Es sind rohe Versuche, Jagden, Fehden, Hinterhalte, Friedensschlüsse u. s. w. auf eine ganz einfache Weise, durch Striche und Puncte symbolisirt, darzustellen. Die Armuth der Kunstmittel entspricht dem gesammten Zustand der Gesittung. Von dynastischen Interessen, von Suprematie einer Familie und Vererbung gewisser Fürstenrechte, von Zügen aus der Geschichte mächtiger Fürsten oder Krieger ꝛc. findet sich hier keine Spur.

Als ein Beyspiel von solchen Darstellungen,

*) Vom ägyptischen Baustyl unterscheiden sich diese Werke unter Andrem durch den hohen Sockel, der dort, in den ebenen Gegenden, fehlt.

aus dem dermaligen Bildungszustande der Wilden hervorgegangen, kann ich die Malereyen auf einem Felsen der Serra de Anastasio im Innern der Provinz Bahia anführen. *)

Mit einem größeren Aufwande von Kunstmitteln dargestellt, jedoch nur um weniges vollkommener sind die Figuren, welche man im nördlichen Brasilien, namentlich an vielen Beyflüssen des Amazonenstromes, und ganz ähnlich im Gebiete des Orinoco, in die Felsen eingegraben findet.

Ich habe dieselben an dem Jupurá und an einem seiner nördlichen Beyflüsse, dem Rio dos Enganos, in großer Ausdehnung wahrgenommen (a. a. O. S. 1257 1284.) Sie bedecken dort sowohl die horizontalen Sandsteinbänke am Ufer, als senkrechte Sandstein- und Granitwände. Sie stellen, wohl nicht symbolisch, sondern als wirkliche Schildereyen, freylich mit sehr ungeübter Hand, ganze menschliche Figuren, Köpfe von Menschen, und überdieß Thiere, Schlangen, Onzen, Crocodile u. s. w. vor.

Es ist schwer zu sagen, ob sie historische Traditionen vergegenwärtigen sollen, ob sie bloß bildnerische Versuche der Langenweile jener Stämme sind, welche sich zur Zeit, wenn die Flüsse wasserarm sind, wegen des dann leichteren Fischfanges an diesen aufhalten, oder ob sie auch einen hieroglyphischen, mythologischen Charakter haben.

Wegen ihrer großen Verbreitung (hie und da bedecken sie Viertelstunden weit die Felsen) muß man annehmen, daß sie entweder nur langsam, aber in vielen Jahren oder von einer sehr zahlreichen Bevölkerung in kürzerer Zeit eingegraben worden seyen.

Auch hier kommen Antlitze, gehörnte oder mit einer Art Calantica bekleidete Köpfe vor, welche der Vermuthung Raum geben, daß eine religiöse Beziehung bey ihrer Darstellung obwaltete. In der tiefen, melancholischen Stille jener ungeheueren Wälder, wo man nur selten, von den wenigen Bergen herab blickend, durch eine blaue Rauchwolke an die Anwesenheit von Menschen erinnert wird, kann man

*) S. Spix u. Martius Reise II. 740. 752. u. d. Atlas.

sich eines ernsten Eindruckes beym Anblicke jener rohen Bildereyen nicht erwehren und man wird versucht, in ihnen die Spuren eines entarteten Cultus, einer verloren gegangenen Naturweisheit anzuerkennen.

Aber welche Kluft liegt zwischen diesen rohesten Kunstschöpfungen und den großartigen Bau- und Bildwerken zumal der älteren mexicanischen Epoche! Bey diesen findet man stationäre Typen von ernsten, gräßlichen Göttergestalten. Alles weist auf eine hohe Ausbildung mythologischer Processe und hierarchischer Verhältnisse hin. Eine genauere Kenntniß dieser erst in neuester Zeit mit kritischem Auge betrachteten Denkmale wird uns wahrscheinlich noch verschiedene Göttersysteme erkennen lassen, so wie es schon zur Zeit nicht schwer ist, wenigstens drey verschiedene, eigenthümliche Baustyle zu unterscheiden. Solche Verschiedenheiten lassen uns auch darauf schließen, daß diese Entwicklungen im religiösen Bewußtseyn und in der priesterlichen Organisation durch lange Zeiten hindurch gedauert haben, durch Zeiten, deren Epochen uns jetzt noch ganz räthselhaft und unmeßbar erscheinen.

Auf der andern Seite tragen die rohen Darstellungen, welche man in den Ebenen am Amazonenstrom, am Rupunuri und Orinoko findet, allerdings auch ein Gepräge hohen Alters. Sie sind theilweise vom Zahn der Zeit verwischt, und datiren auf eine Vergangenheit zurück, aus welcher uns sonst gar nichts übrig geblieben ist. Das Gräuliche und Entsetzliche der mexicanischen und aimarischen Schildereyen, welches dort um so auffallender wirkt, als sie eine große Herrschaft über das schwer zu bearbeitende Material beurkunden, kommt in den Denkmälern der Indianer in den Ebenen Südamerikas nicht zum Durchbruch, aber doch sind auch diese des schwermüthigen Ernstes nicht ledig, der ein Grundzug in der amerikanischen Kunst zu seyn scheint. Die große Aehnlichkeit in den Figuren erinnert an etwas Traditionelles. Was aber dargestellt wird, sind wohl nur die letzten Reste eines verloren gegangenen Cultus, eines höheren Naturverständnisses. Nur dieses konnte sich bey den nomadischen Horden noch erhalten, welche in ihrem träumerischen Bewußtseyn lediglich das rohe Leben

der Gegenwart leben, wie der Sprachgebrauch der Brasilianer sagt: Gente sem rey, sem fê, sem ley, Leute ohne König, Priester und Gesetz. Die Mythologie dieser wilden Horden hat sich aufgelöst in einen blinden Aberglauben und in eine düstere Erregbarkeit für die Schrecknisse der Einsamkeit, welche ihre getrübte Phantasie mit gespenstischen Unholden und Waldgeistern bevölkert.

Eine solche blinde Furcht vor finsteren Mächten schien auch meine indianischen Begleiter zu fesseln, als sie jene verwitterten Bildnereyen auf den Felsen am Jupurá erblickten. Sie schlichen sich schon mit Sonnenaufgang aus dem Lager, näherten sich still den Sculpturen, starrten sie lange an, oder fuhren ihnen mit dem schüchtern über den Felsen streifenden Zeigefinger nach.

Man könnte somit sagen, daß die großartigen Bau- und Bildwerke in Mexico, Yucatan und Hochperu einerseits, und jene rohen Sculpturen in den Niederungen am Orinoko und Amazonas andererseits die beyden Pole historischer Ueberlieferungen der amerikanischen Menschheit seyen. Zwischen den sittlichen, bürgerlichen und religiösen Zuständen, aus welchen diese so verschiedenartigen Denkmale hervorgegangen sind, liegt eine große, dunkle Epoche, welche aufzuhellen eine der interessantesten Aufgaben für die Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechts ist.

Je weiter wir uns von jenen großen Strömen gegen Süden und Osten wenden, um so seltener erscheinen uns in dem ungeheueren Gebiete östlich von den Andesgebirgen Spuren bildender Kunst; und in gleichem Verhältnisse finden wir den Ureinwohner mehr und mehr verarmt an geschichtlichen Traditionen, an bürgerlichen Einrichtungen, um so mehr sind die Völker in kleine und kleinere Horden zerstiebt und die Sprachen in unendliche Dialekte auseinander gefallen.

Am Schluße dieser allgemeinen Bemerkungen erlaube ich mir auch noch das Ortsverhältniß zu erwähnen, wo sich die Charaktere auf der Gabia befinden. Dieser Berg erhebt sich, nahe am Meere auf eine beträchtliche Höhe. Die Zeichen sind an einem Orte befindlich, wo sie selbst aus großer Entfernung noch sichtbar sind. Wenn sie wirklich das Werk von Menschen sind, so ist es außer Zweifel, daß sie nicht von daselbst Lebenden in Stunden der Langenweile eingehauen wurden, sondern von Solchen, die zu dem Werke einen mühsamen Weg in die Höhe, und zwar oft unternehmen mußten. Ihr Daseyn ist deßhalb nicht als eine zwecklose Spielerey zu deuten. Sie sollten entweder den unten vorüber Ziehenden ein Signal seyn, oder sie hatten Bedeutung für einen Cultus, der auf der Höhe eines majestätischen, weithin Land und Ocean beherrschenden Berges begangen wurde.

Hr. v. Humboldt hat *) die Aufmerksamkeit der Archäologen auf das merkwürdige Factum gerichtet, daß in vielen Gegenden an dem oberen Orinoco, z. B. zwischen Encaramada, El Capuchino und Cayçara steile Felswände in Höhen, zu denen man jetzt nur mittelst gewaltiger Gerüste emporsteigen könnte, mit rohen Figuren von Sonne, Mond, Crokodilen u. s. w. bedeckt seyen, was die Indianer dadurch erklärten, daß ihre Vorfahren „zur Zeit der hohen Gewässer“ dort oben in Kähnen gefahren seyen. Die Charaktere an dem Gipfel der Gabia stehen auf einem nicht unzugänglich, jedoch schwer besteiglichen Punkt. Man braucht daher, um ihre Anwesenheit zu erklären, nicht eine andere Wasserbedeckung, als die dermalige in Anspruch zu nehmen. Bedeutungsvoll ist aber jedenfalls die hohe Oertlichkeit. Sie läßt uns, wie erwähnt, in den colossalen Zeichen aus einer vorhistorischen Zeit ein Werk erkennen, welches mit der eigenthümlichen Denkweise und Bildung seiner Urheber im engsten Zusammenhange steht, und sollte die Reisenden insbesondere veranlassen, ihr Augenmerk dahin zu richten, ob sich nicht in andern erhöhten Orten ähnliche Reste finden, welche sofort als Spuren eines Naturcultus zu betrachten wären.

*) Relation II. S. 238. 252 n. a. a. O.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse den 14. Januar 1843 wurden nachstehende Aufsätze eingereicht und zum Theil vorgelesen:

1. Einige neue Beobachtungen über die chemische Wirksamkeit der einfachen Kette und die Passivität des Eisens. Von Herrn Prof. C. F. Schönbein in Basel.

Vor Kurzem machte ich einige Abhandlungen bekannt, in denen durch eine Reihe von Versuchen gezeigt wurde:

1. daß der Grad der electrolytischen Wirksamkeit einer einfachen Kette wesentlich bedingt werde von dem chemischen Verhältniß, in welchem die Jone eines Electrolyten stehen entweder zu der Substanz der Electroden einer solchen Kette oder zu den die Electroden unmittelbar umgebenden Materien.
2. Daß das Eisen, als positive Electrode in verdünnter Schwefelsäure dienend, je nach Umständen entweder wie Gold und Platin oder aber wie ein leicht oxydirbares Metall sich verhalten könne.

So lange das Eisen als positive Electrode in seinem normalen Zustande sich befindet, d. h. so lange es leicht oxydirbar ist, so lange wird dasselbe auch, wie jedes andere unedle Metall, eine lebhafte Wasserstoffgasentwicklung an der negativen Electrode der Zersetzungszelle veranlassen. Vermindert man aber die Oxydirbarkeit des fraglichen Metalles oder hebt man dieselbe möglichst auf, so wird auch in gleichem Verhältnisse die Wasserelectrolyse geschwächt oder aufgehoben. Gemäß den in den angeführten Abhandlungen gemachten Angaben, kann ein als positive Electrode functionirender Eisendraht, der sich im positiven Zustande befindet, z. B. dadurch wieder activ oder oxydirbar gemacht werden, daß man die Kette in beliebiger Weise auf einige Augenblicke öffnet. Bey dem Wiederschließen derselben findet daher auch eine sehr lebhafte Wasserstoffgasentbindung an der negativen Electrode statt, welche indessen bald wieder aufhört, indem das Eisen unter diesen Umständen wieder in den Zustand chemischer Unthätigkeit zurückkehrt.

Da das passive Eisen hinsichtlich seiner volta'schen Eigenschaften dem Platin sehr ähnlich ist, so liefert eine volta'sche Combination beyder Metalle auch nur einen sehr schwachen Strom oder, was das Gleiche ist, entwickelt sich am Platin eines so beschaffenen Plattenpaares, wenn z. B. in verdünnte Schwefelsäure gebracht, keine merkliche Menge von Wasserstoffgas, während dagegen die Entwicklung dieses Elementes ziemlich reichlich ausfällt, wenn gewöhnliches Eisen mit Platin in volta'scher Verbindung steht. Dieses verschiedenartige Verhalten des positiven und activen Eisens giebt ein bequemes Mittel an die Hand, die Veränderungen, welche das fragliche Metall hinsichtlich seiner chemischen oder volta'schen Eigenschaften unter gewissen Umständen erleidet, ohne Hülfe des Galvanometers augenfällig zu machen.

Umwindet man das Ende eines gewöhnlichen Eisendrahtes, das bestimmt ist, in verdünnter Schwefelsäure als positive Electrode einer einfachen Kette zu dienen, mit einem kleinen Stückchen dünnen Platindrahtes und schließt man die Kette dadurch, daß man das so umwickelte Ende des Eisendrahtes in die erwähnte Flüssigkeit eintaucht, so wird am Platin, so lange die Kette geschlossen bleibt, kein Wasserstoffgas sich entbinden, unter diesen Umständen auch an der negativen Electrode nur wenig Gas sich entwickeln. Oeffnet man nun die Kette irgendwo in der Weise, daß das mit Platin versehene Ende des positiven Eisendrahtes ruhig in der verdünnten Schwefelsäure der Zersetzungszelle verbleibt, so tritt in dem Augenblicke, wo das Oeffnen erfolgt, noch keine Gasentwicklung an dem Platindraht ein, und vergeht immer einige Zeit, bis jene beginnt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.
Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

1. Einige neue Beobachtungen über die chemische Wirksamkeit der einfachen Kette und die Passivität des Eisens. Von Herrn Professor C. F. Schönbein in Basel.

(Schluß.)

Schließt man die Kette wieder, bevor die Gasentbindung am Platin sichtbar wird, so fällt auch die Wasserstoffentwicklung an der negativen Electrode der Kette äußerst schwach oder ganz unmerkbar aus. Wartet man aber mit dem Schließen der Kette so lange ab, bis Wasserstoffbläschen anfangen an dem mit dem Eisendraht verbundenen Platin zu erscheinen, dann tritt auch eine lebhafte Gasentwicklung an der negativen Electrode in dem Augenblicke ein, wo der volta'sche Kreis geschlossen wird. Meinen frühern Angaben zufolge dauert aber diese Gasentbindung auch nur wieder einige Secunden lang an und hat sie einmal aufgehört, so sieht man an dem Platin des Eisendrahtes kein Bläschen mehr aufsteigen.

Diese Versuche machen die Abhängigkeit der Electrolyse des Wassers von der chemischen, oder, wenn man lieber will, von der volta'schen Beschaffenheit der positiven Eisenelectrode sehr augenscheinlich. So lang am Platin des Eisendrahtes kein Wasserstoffgas sich zeigt, so lange kann auch keine merkliche Oxydation des Eisens statt finden, so lange muß dieses Metall positiv oder stark electro-negativ seyn und eben so lange bleibt auch die Electrolyse der Zersetzungsflüssigkeit unterdrückt. Die electrolysirende Kraft der ganzen Kette wird sehr bedeutend gesteigert, sobald sich Wasserstoff an dem Platin des Eisendrahtes zeigt; d. h. so bald dieser letztere sich zu oxydiren beginnt oder activ wird.

Sehr merkwürdig ist das Verhalten eines gewöhnlichen Eisendrahtes, dessen eines Ende man mit einer Hülle von Bleyhyperoxyd überzieht und sich seiner als der positiven Electrode einer Kette bedient.

Für Diejenigen, welche den Versuch wiederholen wollen, bemerke ich, daß ein vollkommen tauglicher Versuchsdraht erhalten wird, wenn man einen gewöhnlichen Eisendraht als positive Electrode einer mäßig kräftigen Säule dreyßig Sekunden lang etwa vier Linien tief in eine Bleyzuckerlösung eintauchen läßt und nachher mit Wasser abspült. Wird nun das mit dem Hyperoxyd überzogene Ende des Eisendrahtes als positive Electrode einer einfachen Kette in verdünnte Schwefelsäure so eingetaucht, daß diese Flüssigkeit noch einen Theil des unbedeckten oder nackten Eisens umschließt, so wird ein so beschaffener Draht gerade so sich verhalten, wie dieß ein Gold- oder Platindraht thun würde. Nicht nur entwickelt sich keine merkliche Wasserstoffmenge in dem Falle, wo mit dem Hyperoxydende die Kette geschlossen wird; man erhält auch das gleiche negative Resultat, wenn die Kette erst geöffnet und dann nach kürzerer oder längerer Zeit wieder geschlossen wird, während der Versuchsdraht in der verdünnten Schwefelsäure verbleibt.

Bey Anwendung eines gewöhnlichen Eisendrahtes als positiver Electrode fällt meinen früheren

Erfahrungen zufolge das Ergebniß ganz anders aus; es findet bey jedesmaligem Wiederschließen der Kette eine lebhafte Wasserstoffgasentwickelung an der negativen Electrode statt. Die Thatsache verdient jedoch hier bemerkt zu werden, daß die Electrolyse des Wassers sofort lebhaft beginnt, wenn der präparirte Eisendraht innerhalb der verdünnten Schwefelsäure an einem nicht mit Hyperoxyd bedeckten Theile mit irgend einem leicht oxydirbaren Metalle, wie z. B. mit Zink, Zinn, Kadmium, Kupfer ꝛc. berührt wird. Es hört aber die Gasentbindung an der negativen Electrode wieder auf, sobald man die genannten Metalle von dem Versuchsdrahte entfernt. Wird mit dem letzteren gewöhnliches oder actives Eisen in Berührung gesetzt, so verursacht man zwar hiedurch ebenfalls eine lebhafte Gasentbindung an der negativen Electrode der Kette; es dauert aber dieselbe nur wenige Augenblicke an, selbst in dem Falle, wo die Berührung zwischen dem Versuchsdrahte und dem gewöhnlichen Eisen nicht unterbrochen wird. Dieses letztere tritt nämlich unter den erwähnten Umständen gleichfalls in den passiven Zustand, was mit andern Metallen nicht geschieht, wenigstens nicht in einem merklichen Grade.

Das außergewöhnliche Verhalten des mit Bleyhyperoxyd combinirten Eisendrahtes findet indessen nur so lange statt, als an ihm jene Substanz mit Innigkeit haftet. Nach einiger und zwar ziemlich kurzer Zeit lockert sich dieselbe vom Draht ab; zum Theil wird sie auch aus leicht einzusehenden Gründen reducirt; und ist dieser Zustand einmal eingetreten, so verhält sich der Draht ganz wie ein gewöhnlicher.

Ich kann nicht umhin, bey diesem Anlaß einer andern Thatsache Erwähnung zu thun, die mir der Aufmerksamkeit der Physiker nicht ganz unwürdig zu seyn scheint. Taucht der positive Zuleitungsdraht einer Kette wie auch das eine Ende unseres Versuchsdrahtes in ein Queckſilbernäpfchen ein, befindet sich das mit Bleyhyperoxyd behaftete Ende des gleichen Drahtes in der verdünnten Schwefelsäure der Zersetzungszelle und ist die Kette offen, so kann man eine beliebige Anzahl gewöhnlicher Eisendrähte in die erwähnte Flüssigkeit einführen, ohne daß beym Schließen der Kette die Wasserstoffgasentbindung an der negativen Electrode selbst auch nur für einen Augenblick angefacht würde.

Um diesen Zweck zu erreichen, hat man nur das eine Ende eines gewöhnlichen Eisendrahtes zuerst in das besagte Queckſilbernäpfchen und nachher das andere Ende desselben Drahtes in die Flüssigkeit der Zersetzungszelle einzutauchen. Wie viele Eisendrähte nun auch auf die angegebene Weise in den volta'schen Kreis eingeführt werden mögen, so treten sie doch alle in den Zustand chemischer Unthätigkeit in der verdünnten Schwefelsäure, d. h. verhalten sich beym Schließen der Kette ganz wie Platindrähte. Entfernt man nun den Versuchsdraht aus der sauren Flüssigkeit, so beharren zwar die übrigen in ihr befindlichen Eisendrähte in ihrer Passivität, vorausgesetzt, die Kette bleibe geschlossen; wird aber die letztere geöffnet und nach einigen Sekunden wieder geschlossen, so findet in dem Augenblick, wo dieß geschieht, eine äußerst lebhafte Entbindung von Wasserstoffgas an der negativen Electrode statt, die indessen auch wieder nur kurz andauert.

Stellt man den eben beschriebenen Versuch anstatt mit gewöhnlichen Eisendrähten mit Drähten aus Kupfer, Zinn, Kadmium u. s. w. an, so wird eine lebhafte und andauernde Wasserstoffentwickelung an der negativen Electrode eingeleitet, aus welchem Umstande erhellt, daß unter diesen Umständen das gewöhnliche Eisen von den übrigen leichter oxydirbaren Metallen auffallend sich unterscheidet.

Schon vor einigen Jahren machte ich die Beobachtung, daß ein gewöhnlicher Eisendraht, wenn mit Bleyhyperoxyd volta'sch combinirt, selbst in verdünnte Salpetersäure oder in eine Kupfervitriolauflösung gebracht werden könne, ohne daß derselbe von besagter Säure merklich angegriffen würde oder Kupfer aus Vitriollösung fällte. Mit Ausnahme des Silberhyperoxydes vermag keine andere electronegative Substanz die erwähnte Veränderung im Eisen zu bewerkstelligen, d. h. einen solchen Grad von Positivität in diesem Metalle zu erregen.

Es ist unschwer einzusehen, daß in dieser merkwürdigen Eigenschaft des Bleyhyperoxydes die vorhin angeführten Thatsachen ihre nächste Erklärung finden, daß also dieses Hyperoxyd es ist, welches nicht nur den Versuchsdraht selbst, sondern auch die mit ihm volta'sch verbundenen gewöhnlichen Eisendrähte passiv gegen die verdünnte Schwefelsäure macht. Und eben diese Passivität des Eisens ist es wieder, welche die Electrolyse des Wassers in der Zersetzungszelle in dem Augenblicke hemmt, wo die Kette geschlossen wird.

Welcher Theorie über den Voltaismus wir auch huldigen mögen, der Einfluß, den das Bleyhyperoxyd auf das Eisen ausübt, muß uns dermalen noch höchst räthselhaft erscheinen. Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß erstere Substanz einer der electro-negativesten Körper ist, und in dieser Hinsicht selbst das Platin weit übertrifft; man sollte daher auch voraussetzen dürfen, das ein volta'sches Element aus Eisen und dem besagten Hyperoxyd gebildet, ein viel wirksameres als dasjenige sey, welches Platin mit Eisen bildet; man sollte mit andern Worten vermuthen, daß daß Eisen combinirt mit Bleyhyperoxyd in verdünnter Schwefelsäure rascher sich oxydirt, als das Eisen dieß thut, wenn mit Platin vergesellschaftet. Wie die Erfahrung lehrt, findet aber in der Wirklichkeit gerade das Gegentheil statt und wird in einer Anzahl von Fällen die Oxydation des Eisens um so mehr gehemmt, je negativer die mit diesem Metalle volta'sch combinirte Substanz ist.

Diese auffallende Thatsache hängt auch auf das innigste zusammen mit den Erscheinungen, welche ich in meiner in Poggendorff's Annalen neulich erschienenen Abhandlung „Ueber einen eigenthümlichen Zustand des Eisens," wie auch in meinen frühern

Arbeiten über die Passivität dieses Metalles besprochen habe.

Es ist mir nicht bekannt, daß schon Versuche angestellt worden wären in der Absicht, den Einfluß zu bestimmen, welchen auf das Stromresultat der einfachen Kette eine Electrode ausübt, die mit der sie umgebenden Zersetzungsflüssigkeit selbst einen geschlossenen volta'schen Kreis bildet. Da nun die chemischen Eigenschaften der Metallelectroden, den neuesten Untersuchungen über diesen Gegenstand zufolge, die Wirksamkeit einer Kette so wesentlich bedingen und erfahrungsgemäß die natürlich chemische Beschaffenheit der Oberfläche vieler Metalle, vorzüglich aber die des Eisens unter den jetzt so wohl bekannten Umständen auffallend verändert wird, so ist es mehr als nur wahrscheinlich, daß bey Anwendung bestimmter volta'scher Combinationen als Electroden und bey dem gleichzeitigen Gebrauch gewisser elektrolytischer Substanzen als Zersetzungsflüssigkeiten Stromresultate erhalten werden, welche die jetzigen Theorien vorauszusehen nicht im Stande sind.

Untersuchungen der angedeuteten Art dürften aber namentlich auch dazu führen, uns Aufschlüsse zu verschaffen über die immer noch so dunklen und wenig verstandenen Veränderungen, welche die Oberfläche metallischer Körper unter gewissen Umständen erleiden und die das Eisen, dieser auch in vielen andern Beziehungen so höchst merkwürdige und räthselhafte Körper in so ausgezeichnetem Grade zeigt.

2. Auszüge aus Briefen von

a. Herrn Prof. Morren in Lüttich d. d. 10. Dec. 1842.

Fossile Knochen von Thieren aus der Classe der Frösche sind überhaupt selten; die aus dem Grobkalke sind vorzüglich merkwürdig. Im Jahre 1829 habe ich in meiner Revue des découvertes d'ossements fossiles, faites dans le Brabant (2. edit. Brux. 1829 — 1831) bekannt gemacht, daß ich in der Nähe von Brüssel eine gute Zahl solcher fossiler Knochen entdeckt hätte, welche der Gattung Bufo (nicht Rana) angehörten und zwar unbestimmten Arten. Diese Reste lagen in Nestern eines regenerirten Terrains, unter Schichten von Hornstein und Sand, welche diese Formation charakterisiren und einer der Schichten des Pariser Grobkalkes entsprechen. Obgleich von mehreren Geologen, wie D'Omalins de Hallay, Fischer und Boué aufgefordert, diese paläontologischen Funde zu beschreiben, unter welchen sich auch Reste eines Dachs finden, die in dem neuen Dictionaire des sciences naturelles unter dem Namen Meles Morrenii aufgeführt worden sind, hatte ich doch nicht an eine Bekanntmachung derselben in dieser Weise gedacht. Ich scheine jedoch berufen zu seyn, überall diesen Trümmern der Vorzeit zu begegnen. Vor Kurzem habe ich bey Uccle, in der Nähe von Brüssel, eine ungeheure Quantität derselben Knochenreste gefunden, so daß ich mich jetzt doch dazu bestimmen werde, sie ausführlich zu bearbeiten.

In neuester Zeit habe ich mich auch mit der Anatomie der Kartoffel beschäftigt. Es giebt an diesem Knollen noch immer allerley Neues zu beobachten. An der blauen Hornkartoffel (Tab. 8. Fig. 29. der Monographie von Putsche und

Bertuch) finde ich, daß der schöne violette Saft die Formation der Fecula in den Zellen ausschließt, welche ihn enthalten. In der Peripherie findet man kubische Krystalle, je einzelne in einer Zelle.

---

b. Von Hrn. Dr. Guyon, Oberarzt der französischen Armee vor Algier und Mitglied der wissenschaftlichen Commission daselbst. d. d. Algier 25. Dec. 1842.

Herr Viviani hat, wie sie wissen, bereits vor längerer Zeit bekannt gemacht, daß er die berühmte Pflanze des Alterthums, das Silphium, in einer Doldenpflanze aus der Gattung Thapsia wieder erkenne, welche in Tripoli wild wächst. Ich habe Gelegenheit gehabt, diesem Gegenstande meine Untersuchung zu widmen, und gefunden, daß das Silphium der Alten allerdings eine Thapsia, und zwar die Thapsia garganica, ist. In einer Abhandlung, die ich unter der Feder habe, werde ich diesen Punkt vollständig aufklären.

Herr Durien, Mitglied der wissenschaftlichen Commission, hat in der Provinz Oran, an den Teichen, eine ganz kleine, diöcische Pflanze von kurzer Lebensdauer entdeckt, welche der Typus einer neuen Pflanzenfamilie werden wird. Semper aliquid novi ex Africa.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

3. Herr Conservator Steinheil berichtet über ein von ihm construirtes und unter seiner Leitung ausgeführtes Okularheliometer. *)

Unter allen Messungsmitteln für kleine Winkel ist das Princip der Doppelbilder oder des Heliometers das vollkommenste. Indem die von demselben Objecte erzeugten zwey Bilder durchsichtig über einander hinweg bewegt werden können, ist die Ränderberührung derselben frey von Beugungserscheinungen welche bey dem Filarmikrometer statt finden. Zudem bedarf man keiner Beleuchtung des Gesichtsfeldes noch eines sichtbaren Maaßes für die Abstände und Positionswinkel, weil stets das Eine Bild dem Andern zur Einstellung dient. Diese großen Vortheile haben längst den Werth des Heliometers als unschätzbar für diese Classe von Messungen dargethan. Aber das Frauenhofersche Heliometer fodert, daß das Objectiv des Achromaten diametral in zwey Hälften getheilt werde, was zwar bis zu Dimensionen von 8 Zoll Oeffnung ausgeführt ist, aber schon hierbey in den zu bewegenden großen Maßen anderweitige Nachtheile herbeyführt. Auch wird man sich nicht leicht entschließen das Objectiv des stärksten Instrument einer Sternwarte zu theilen, weil es dann optisch weniger leistet als nicht getheilt. Diese und ähnliche Gründe haben den Director der K. Russ. Hauptsternwarte Pulkowa, Staatsrath v. Struve Exc. veranlaßt, bey seiner Anwesenheit dahier die Mittel mit mir zu berathen, durch welche dem größten Refractor, der aus dem Utzschneider- und Fraunhoferschen Institut hervorgegangen ist, die oben erwähnten Vortheile des Heliometers zugewendet werden könnten. Aus dieser Berathung ist die Construction des Ocularheliometers hervorgegangen, welchen ich heute die Ehre haben werde der Classe vollendet vorzuzeigen.

Das Instrument beruht auf einem Princip, welches zwar nicht neu ist, aber erst in der gegenwärtigen Form die Vortheile, deren es fähig ist, entwickeln kann.

Eine Zwischenlinse zwischen Objectiv und Okular wird zerschnitten und durch ihre Verstellung der kleine Winkel gemessen. Findet, bey constanter Stellung der Linsenhälften, die Verstellung in der Richtung der optischen Axe statt, so hat man die Einrichtung, welche Brewster 1813 angab. Verstellt man die Linsenhälften in der Richtung ihres Durchschnittes, also senkrecht auf die optische Axe, so hat man die Construction, welche Amici im 9ten Band der Correspondance Astronomique des Hrn. von Zach beschreibt. Aber Amici wendet eine einfache Linse an und erhält daher farbige Ränder, zu deren Aufhebung er Prismen benützt, die das Instrument sehr complíciren und doch nur näherungsweise verbessern.

*) Bestimmt für die Kais. Russ. Hauptsternwarte Pulkowa, um den dortigen großen Refractor von 21 Pariser Fuß Brennweite und 14 Pariser Zoll Oeffnnng zu Messungen kleiner Winkel nach dem Princip der Doppelbilder anwendbar zu machen.

Bey meinem Okularheliometer besteht die Zwischenlinse in einem diametral getheilten achromatischen Objective, keine Hälfte kann für sich allein bewegt werden. Ihre Bewegung erzeugt die entgegengesetzte der andern Hälfte, so, daß beyder Lage gegen die optische Axe stets symetrisch bleibt. Dadurch erhält man vollkommen scharfe achromatische Bilder und kann stets die Coinzidenzen in der optischen Axe des Hauptobjectives beobachten. Welcher Genauigkeit dieses Messungsmitel fähig ist, wird am besten aus der Theorie des Instrumentes ersichtlich werden.

Sey: p die Brennweite des Objectives,
q die Brennweite der Zwischenlinse.
A der Abstand der Zwischenlinse vom Brennpunkt des gr. Objectes,
β die Vereinigungsweite der Objectivstrahlen durch die Zwischenlinse,
Δ die Verstellung der Zwischenlinse senkrecht auf die optische Axe,
O die entsprechende Verstellung des Bildes in der Vereinigungsweite β,
ψ endlich der Winkel welchen O vom Objective aus macht,

so findet zwischen diesen Größen folgende Relation statt:

$$\frac{O}{\Delta} = \frac{A}{A+q} = \frac{\beta}{q}$$

$$O = \frac{p \cdot q}{A+q} \text{ Tang. } \psi$$

$$\Delta = \frac{p \cdot q}{A} \text{ Tang. } \psi$$

Bey unserm Okularheliometer ist aber

$p = 2880'''$ } Ein Umgang der Schraube
$q = 720$ } $= 0'''.31$
$\beta = 114$ woraus folgt
$A = 135'''.44$
$\Delta = 4.4535$
$O = 0.7049$

Die größte Verstellung der Linsen beträgt aber 36 Linien, es wird daher

Die Verkürzung des Fernrohres durch das Zwischenobjectiv $= 21'''.44$.

Der größte meßbare Winkel für 3 Zoll Verstellung $= 8.08$ Minuten.

Die Trommeln durchlaufen für 1 Bogensekunde 22.27 Theile.

Aber bey den bedeutenden Dimensionen, welche das Schuberwerk erhalten muß, würden die verschiedenen Lagen der optischen Axe im Raume Fehlerquellen im Instrumente erzeugen und die Bewegungen zum Maaße des Positionswinkels würden nicht mehr sanft und gleichförmig erfolgen. Daher mußte diesem durch geeignete Balancirung entgegen gewirkt werden.

Um diese zu erlangen habe ich in starkem Metallringe ein doppeltes System von Frictionsrollen angebracht. Die Axen des einen Systemes sind parallel mit der optischen Axe, die Axen des andern stehen senkrecht auf die optische Axe. Das erstere hat für die Gegengewichte doppellte Axendrehung, letzteres nur einfache. Dadurch ist das ganze Instrument in jeder Lage des Fernrohres vollkommen balancirt, und die Drehung um die optische Axe erfolgt eben so leicht als bey den Meridiankreisen. Dieser Zustand des Gleichgewichtes wird endlich auch durch Verstellung der Schuber nicht gestört, weil diese, wie schon erwähnt, stets symetrisch erfolgt. Der Positionskreis giebt durch diametrale Nonien unmittelbar $10''$. Jede Trommel hat diametrale Indices. Für alle Rectifications-Elemente sind die Corectionsschrauben vorhanden.

So glaube ich das Instrument als technisch vollendet bezeichnen zu dürfen und freue mich dieses neue vielversprechende Messungsmittel so berühmten und geschickten Händen zu übergeben.

4) Conservator Steinheil legt der Classe die vorläufigen Ergebnisse einer Untersuchung über qantitative Analyse durch physikalische Beobachtungen in gedruckter Abhandlung vor und berichtet über den wesentlichen Inhalt derselben, wie folgt.

Schon im Jahre 1837 habe ich eine Methode entwickelt, nach welcher durch Beobachtung zweyer physikalischer Eigenschaften eines Gemenges aus Zucker, Alkohol und Wasser die Procentgehalte ohne chemische Ausscheidung bestimmt werden können. Diese Arbeit ist in den Acten deponirt, welche damals aus dem Prüfungs-Commissorium über die halimetrische Bierprobe erwachsen sind. Ich habe unterdessen geeignetere Messungsmittel ausgedacht und namentlich durch die optische Gehaltsprobe — welche ich am 11. Dezember 1841 der Classe nebst Beschreibung für die gelehrten Anzeigen vorzulegen die Ehre hatte, das Problem auf eine sehr einfache Form gebracht. Die gegenwärtige Mittheilung ist aber allgemeiner gehalten, weil auf selbem Weg auch manche nützliche Anwendung bey anderweitigen chemischen Bestimmungen herbeygeführt werden kann.

Die physikalischen Eigenschaften verschiedener Stoffe bedingen die Eigenschaften, welche einem Gemenge aus ihnen zukommen. Wir werden später die Bedingungen angeben, unter welchen dieser wechselseitige Zusammenhang sich durch lineäre Funktionen darstellen läßt. Setzen wir dieß voraus und bezeichnen wir in einer Auflösung aus 2 Körpern durch

α den Procentgehalt der einen Substanz
β den Procentgehalt der andern
} nach Gewichtstheilen.

A. die numerische Beobachtung der Einen physik. Eigenschaft
B. die numerische Beobachtung der Andern physik. Eigenschaft
} des Gemenges,

so erhält man den Zusammenhang der Beobachtungen A und B mit den Procentgehalten α und β durch die Gleichungen

$$\left.\begin{aligned} A &= \alpha M + \beta N + O \\ B &= \alpha M' + \beta N' + O' \end{aligned}\right\} \quad (I)$$

wo M N O, M′ N′ O′ Coeffizienten sind, welche von der Natur der gelösten Stoffe abhängen.

Die Beobachtung jedes Gemenges aus denselben Substanzen, nur den Procentgehalten nach verschieden, gemacht an denselben physikalischen Eigenschaften, gibt aber wieder zwey ähnliche Gleichungen

$$\left.\begin{aligned} A' &= \alpha' M + \beta' N + O \\ B' &= \alpha' M' + \beta' N' + O' \end{aligned}\right\} \quad (II)$$

Eben so giebt die Beobachtung eines dritten Gemenges

$$\begin{aligned} A'' &= \alpha'' M + \beta'' N + O \\ B'' &= \alpha'' M' + \beta'' N' + O' \end{aligned}$$

Würde man also dreyerley Gemenge nach bekannten Gewichtsprocenten zusammensetzen und bey diesen die physikalischen Eigenschaften A B A′ B′ A″ B″ beobachten, so könnten daraus die 6 Coeffizienten M N O M′ N′ O′ bestimmt werden.

Allein wenn die physikalischen Eigenschaften an Instrumenten beobachtet werden, welche für $\alpha = o$ und $\beta = o$ auch $A = o$ und $B = o$ geben, so wird wie aus (I) zu ersehen ist, auch O und $O' = o$. In diesem Falle hat man also nur 4 Coeffizienten zu bestimmen, wozu zwey nach den Zusammensetzungen bekannte Gemenge und 4 Beobachtungen an denselben ausreichen. Man findet dann durch die Beobachtungen A A′ B B′ und die Procentgehalte α β α' β' die 4 zu bestimmenden Coefficienten μ μ' ν ν' aus (I) und (II) durch die Gleichungen:

$$\left.\begin{aligned} \alpha &= A\mu + B\nu \\ \beta &= A\mu' + B\nu' \\ \alpha' &= A'\mu + B'\nu \\ \beta' &= A'\mu' + B'\nu' \end{aligned}\right\} \quad (III)$$

oder wenn man mehr als zweyerley Flüssigkeiten gemengt und beobachtet hat, diejenigen Verbesserungen von μ μ' ν ν', welche allen Beobachtungen möglichst gut entsprechen nach der Methode der kleinsten Quadrate auf bekannte Weise.

Sind so die Coeffizienten bekannte Zahlenwerthe, so werden sie in die ersten zwey Gleichungen (III) substituirt, welche dann die Procentgehalte α^n β^n irgend eines Gemenges aus obigen Substanzen geben, durch Beobachtung von A^n und B^n.

Will man bey der Bestimmung von A^n und B^n auch unabhängig seyn von der Temperatur, so werden dieselben Flüssigkeiten bey einer möglichst verschiedenen Temperatur beobachtet und für diese die Coeffizienten aufs Neue bestimmt. Der Unterschied gegen die erste Bestimmung ist dann der Einfluß, welcher der Temperaturdifferenz der beyden Beobachtungsreihen entspricht, da die Gehalte α β α' β' nicht geändert haben.

Obiges ist nur unter der Anfangs gemachten Voraussetzung richtig, daß sich der wechselseitige Zusammenhang zwischen Gehaltsprocenten und den physikalischen Beobachtungen durch lineäre Funktionen darstellen lasse. Dieß heißt mit andern Worten in den Gleichungen (I) müssen die zweyten und höhern Potenzen von α und β keinen merklichen Einfluß mehr haben auf die Werthe von A und B. Der Einfluß wird aber um so geringer, je kleiner α und β selbst sind, d. h. je kleiner der Procentgehalt der aufgelösten Stoffe ist. Hieraus geht die Belehrung hervor, daß das Auflösungsmittel im Verhältniß zu den aufgelösten Stoffen viel seyn müsse. Indessen wird auch, bey gleichen Messungsmitteln, die Genauigkeit der Bestimmung in demselben Maaße geringer, so daß die Natur der zu bestimmenden Stoffe die jedesmalige Gränze des Procentgehaltes kennen lehren muß.

Um der jedesmaligen Berechnung überhoben zu seyn, wird man dann die Funktion in eine Tafel bringen, welche, wie wir so eben zeigten, limitirt ist durch die Bedingung der Proportionalität.

Soll aber eine solche Tafel dazu dienen auch die den Procentgehalten nach reichern Auflösungen zu bestimmen, so scheint es am zweckmäßigsten ein bestimmtes Gewicht der reichhaltigen Flüssigkeit mit dem mehrfachen Gewichte des gleichen Auflösungsmittels zu verdünnen, so daß nun der Gehalt des verdünnten Gemenges innerhalb der Tafel liegt. Dann giebt die Tafel die Procentgehalte α und β des verdünnten Gemenges, woraus die ursprünglichen Procentgehalte α' und β' sich aus der einfachen Relation finden

$$\alpha' = (m + 1)\,\alpha$$
$$\beta' = (m + 1)\,\beta$$

welche Rechnungsvorschrift nur voraussetzt, daß von dem ursprünglichen Gemenge Gewichtstheile abgewogen wurde.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der seit dem 24. July bis November 1842 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Un manuscrit des ducs de Bourgogne. Bruxelles 1842. 8.

Von dem Herrn Baron von Reiffenberg in Brüssel:

Reihe von Actenstücken über den öffentlichen Unterricht in Belgien.

Recueil des arrêtés, réglements, décisions, programmes, déterminant l'organisasion, le régime et le système d'enseignement de l'école préparatoire, l'école speciale du genie civil etc. à Gand. Gand 1838. 8.

Recueil de l'école spéciale des mines et de l'école des arts et manufactures annexées à l'université de Liège. Liège 1839. 8.

Enseignement supérieur. Concours genéral. Arrété organique du 13. Oct. 1841. Brux. 1841. 8.

Concours de 1841 — 42. Programme des questions à traiter à domicile public officiellement par le Moniteur du 16. Novbr. 1841. Bruxelles 1841. 8.

Concours de 1841 — 42. Programme des questions à traiter et loges. Publié officiellement le 10. Avril 1842. Brux. 1842. 8.

Concours général. Réglement pour la tenue des concours en loges et pour la défense publique. Brux. 1842. 8.

Concours universitaire. Publications relatives au concours de 1842 — 43. Brux. 1842. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. März.
Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

4. Herr Conservator Steinheil legt der Classe die vorläufigen Ergebnisse einer Untersuchung über quantitative Analyse durch physikalische Beobachtungen in gedruckter Abhandlung vor und berichtet über den wesentlichen Inhalt derselben, wie folgt.

(Schluß.)

Als Beyspiel der Anwendung des Gesagten wollen wir auf diesem Wege die Verbindungen von Zucker, Alkohol und Wasser den Gewichtsprocenten nach bestimmen.

Wir wählen dieses Beyspiel wegen der in technischer Beziehung wichtigen Ermittelung des Zucker- und Alkoholgehaltes der Biere.

Wir benöthigen hier vorerst zur Bestimmung der Coeffizienten zwey den Procentgehalten nach bekannte Gemenge dieser Substanzen und ihre Beobachtung nach zweyerley physikalischen Eigenschaften.

Die Eine zu beobachtende physikalische Eigenschaft A sey die scheinbare specifische Schwere — etwa gegeben durch ein Areometer. Dessen Scala sey jedoch nach Gewichtsprocenten Zucker getheilt und zeige Null für den Zuckergehalt = 0 bey 15 ° R.

Die Andere zu beobachtende Eigenschaft B sey die optische Brechbarkeit des Gemenges. Sie werde gemessen an meinem optischen Gehaltmesser. Auch dieser zeigt 0 wenn der Gehalt = 0 ist.

Die Flüssigkeit I sey zusammengesetzt aus Alkohol $\alpha = 2$, Zucker $\beta = 7$, Wasser $= 91$

Die Flüssigkeit II sey zusammengesetzt aus Alkohol $\alpha' = 6$, Zucker $\beta' = 2$, Wasser $= 92$

Zucker und Alkohol sind gemessen in Einheiten, frey von Wasser.
Die Beobachtung dieser Gemenge bey + 15° giebt für

Flüssigkeit I	Flüssigkeit II
A = 6.0	A′ = — 0.60
B = 73.5	B′ = 42.4

Hieraus folgt durch Substitution in die Gleichung (III)

$\mu = -1.1932$
$\mu' = 0.50181$
$\nu = 0.1246$
$\nu' = 0.05427$

welche Werthe in die 2 ersten Gleichungen (III) gesetzt für irgend ein n tes Gemenge geben:

$$\left.\begin{aligned} \alpha^n &= -\ 1.1932\ A^n + 0.1246\ B^n \\ \beta^n &= \quad 0.5018\ A^n + 0.0543\ B^n \end{aligned}\right\} + 15^o \ldots . \text{(IV)}$$

Die Beobachtung derselben Flüssigkeiten bey 5° R. giebt

Flüssigkeit I	Flüssigkeit II
A = 6.225	A′ = — 0.4257
B = 75.0	B′ = 43.3

woraus wie oben folgt:

$$\left.\begin{aligned} \alpha^{n\prime} &= 1.2019\ A^{n\prime} + 0.12642\ B^{n\prime} \\ \beta^{n\prime} &= 0.50637\ A^{n\prime} + 0.0513\ B^{n\prime} \end{aligned}\right\} + 5^o \ldots \text{(V)}$$

Aus (IV) und (V) folgt für jede Temperatur von (5° + t)

$$\left.\begin{aligned} \alpha^n &= -\ A^n\,[(1.2019) - t\ (0.00087)] + B^n\,[(0.12642) - t\ (0.000182)] \\ \beta^n &= \quad A^n\,[(0.50637) - t\ (0.000456)] + B^n\,[(0.051305) + t\,(0.000296)] \end{aligned}\right\} \ldots \text{VI}$$

Woraus die Procentgehalte α^n an Alkohol und β^n an Zucker folgen, wie man bey dem zu bestimmenden Gemenge die Angabe des Areometers A^n, die Angabe der optischen Probe B^n und die Temperatur des Versuches (5° + t) beobachtet hat.

Um diese Werthe in eine Tafel zu bringen, also die Rechnung ein für allemal abzumachen, setzen wir in Gleichung (IV) A^n successive — 1, 0, + 1, 2 . . . 12 und berechnen die Glieder A^n (— 1.1932) und A^n (0.5018), eben so B^n successive 30, 40 . . . 120 und berechnen die Glieder B^n (0.1246) und B^n (0.0543), so wird

A^n	IV A^n (— 1.202)	III A^n (0.5018)	B^n	II B^n (0.125)	I B^n (0.054)
— 1	+ 1.19	— 0.50	30	3.74	1.63
0	0.00	0.00	40	4.98	2.17
+ 1	— 1.19	+ 0.50	50	6.23	2.71
2	2.39	1.00	60	7.47	3.26
3	3.58	1.51	70	8.72	3.80
4	4.77	2.01	80	9.97	4.34
5	5.97	2.51	90	11.21	4.88
6	7.16	3.01	100	12.46	5.43
7	8.35	3.51	110	13.71	5.97
8	9.55	4.01	120	14.95	6.51
9	10.74	4.52			
10	11.93	5.02			
11	13.13	5.52			
12	— 14.32	+ 6.02			

Regel.
$\alpha^n = \text{II} + \text{IV}$
$\beta^n = \text{I} + \text{III}$

Man rechne die Zwischenwerthe der Argumente, mache den algebraischen Zeichenwechsel in der Tafel verschwinden und setze die Aenderung der Argumente für 10° R. weniger als 15° neben bey, so entsteht durch Weglassung der 2ten Decimalstelle nachfolgende Tabelle, aus welcher sich findet

der Alkoholprocentgehalt α^n . . . . = II — IV
der Zuckerprocentgehalt β^n . . . . = I — III

B Optische Probe.	I	I′	II	II′	A Areometer nach		III	III′	IV	IV′
	+ 15°	+ 5°	+ 15°	+ 5°	Scheinbar spec. Gewicht, Tralles.	Procent Zucker in der Auflösung.	+ 15°	+ 5°	+15°	+ 5°
30	7.6	0.0	5.0	+ 0.2	0.995		6.5	+ 0.1	0.1	+ 0.1
2	7.7		5.3		6		6.4		0.4	
4	7.8		5.5		7		6.2		0.7	
6	7.9		5.8		8		6.1		1.0	
8	8.0		6.0		0.999	0	6.0	+ 0.1	1.3	+ 0.1
40	8.2	0.0	6.3	+ 0.2	0	¼	5.9		1.6	
2	8.3		6.5		1	½	5.8		1.9	
4	8.4		6.8		2	¾	5.6		2.2	
6	8.5		7.0		1.003	1	5.5	+ 0.1	2.5	+ 0.1
8	8.6		7.3		4	¼	5.4		2.8	
50	8.7	0.0	7.5	+ 0.2	5	½	5.3		3.1	
2	8.8		7.8		6	¾	5.1		3.4	
4	8.9		8.0		1.007	2	5.0	+ 0.1	3.7	+ 0.1
6	9.0		8.3		8	¼	4.9		4.0	
8	9.1		8.5		9	½	4.7		4.3	
60	9.3	— 0.1	8.8	+ 0.2	0	¾	4.6		4.6	
2	9.4		9.0		1.011	3	4.5	+ 0.1	4.9	+ 0.1
4	9.5		9.3		2	¼	4.4		5.2	
6	9.6		9.5		3	½	4.2		5.5	
8	9.7		9.8		4	¾	4.1		5.8	
70	9.8	— 0.1	10.0	+ 0.2	1.015	4	4.0	+ 0.1	6.1	+ 0.1
2	9.9		10.3		6	¼	3.9		6 4	
4	10.0		10.5		7	½	3.7		6.7	
6	10.1		10:8		8	¾	3.6		7.0	
8	10.2		11.0		1.019	5	3.5	+ 0.1	7.3	+ 0.1
80	10.3	— 0.1	11.3	+ 0.2	0	¼	3.4		7.6	
2	10.4		11.5		1	½	3.2		7.9	
4	10.5		11.8		2	¾	3.1		8.2	
6	10.7		12.0		1.023	6	3.0	+ 0.1	8.5	+ 0.1
8	10.8		12.3		4	¼	2.9		8.8	
90	10.9	— 0.2	12.5	+ 0.3	5	½	2.7		9.1	
2	11.0		12.8		6	¾	2.6		9.4	

B Optische Probe.	I	I′	II	II′	A Areometer nach		III	III′	IV	IV′
	+ 15°	+ 5°	+ 15°	+ 5°	Scheinbar spec. Gewicht. Tralles.	Procent Zucker in der Auflösung.	+ 15°	+ 5°	+15°	+ 5°
4	11.1		13.0		1.027	7	2.5	+ 0.1	9.7	+ 0.1
6	11.2		13.3		8	¼	2.4		10.0	
8	11.3		13.5		0	½	2.2		10.3	
100	11.4	— 0.2	13.8	+ 0.3	1	¾	2.1		10.6	
2	11.5		14.0		1.032	8	2.0	+ 0.1	10.8	+ 0.2
4	11.6		14.3		3	¼	1.9		11.1	
6	11.7		14.5		4	½	1.7		11.4	
8	11.8		14.8		5	¾	1.6		11.7	
110	12.0	— 0.3	15.0	+ 0.3	1.036	9	1.5	+ 0.0	12.0	+ 0.2
2	12.1		15.3		7	¼	1.4		12.3	
4	12.2		15.5		8	½	1.2		12.6	
6	12.3		15.8		9	¾	1.1		12.9	
8	12.4		16.0		1.041	10	1.0	+ 0.0	13.2	+ 0.2
120	12.5	— 0.3	16.3	+ 0.3	2	¼	0.9		13.5	
					3	½	0.7		13.8	
					4	¾	0.6		14.1	
					1.045	11	0.5	+ 0.0	14.4	+ 0.2
					6	¼	0.4		14.7	
					7	½	0.2		15.0	
					8	¾	0.1		15.3	
					1.049	12	0.0	+ 0.0	15.6	+ 0.2

Diese Tabelle giebt den Gehalt der Biere an Extract und Alkohol auf ± 0.1 Proc. eben so, wie man ihn durch die halimetrische Probe oder durch chemische Analyse findet. Zur ganzen Operation, die Jeder ausführen kann, sind kaum 2 Minuten erforderlich, während selbst die halimetrische Probe einige Stunden Zeit eines geübten Experimentators in Anspruch nimmt. Hieraus geht recht klar hervor, welchen bedeutenden Vortheil diese Methode in manchen Fällen gewährt.

Ich behalte mir vor in einer ausführlichen Abhandlung in unsern Denkschriften weitere Anwendungen dieser Methode, namentlich deren Application auf Verbindungen von mehr als 3 Substanzen zu geben. Hier mag es genügen den Weg solcher Untersuchungen im allgemeinen bezeichnet und nachgewiesen zu haben, daß Verbindungen von Zucker, Alkohol und Wasser auf höchst bequeme Weise eben so sicher als auf analytischem Wege durch physikalische Beobachtungen quantitativ ermittelt werden können.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843. Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

5. Prof. v. Kobell zeigt galvanographische Zeichnungen von Hrn. Hoffmann in Kopenhagen vor und bemerkt dazu Nachstehendes.

Ich habe im vorigen Sommer Sr. Majestät dem Könige von Dänemark, als einem erhabenen Beförderer der Wissenschaft, meine Schrift „die Galvanographie“ in geziemender Ehrfurcht zugesendet und Se. Majestät haben geruht, mir dagegen galvanographische Proben von Herrn Hoffmann in Kopenhagen zustellen zu lassen, welche ich hiemit der königl. Akademie vorzulegen die Ehre habe. Diese Proben sind theils kaligraphischer Art, theils Imitationen von Radirungen und Gravirungen und geben einen Beweis, daß, wie solches nicht zu bezweifeln war, auch sehr feine Strichzeichnungen auf galvanographischem Wege ausgeführt werden können. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß eine Strichzeichnung leichter und schneller radirt und geäzt, als galvanographisch zum Drucke hergestellt werden kann, indessen bietet das galvanographische Verfahren doch in Beziehung auf Freyheit und Weichheit der Behandlung mancherley Vortheile dar; der Kupferstich dagegen mit der ihm eigenthümlichen Schärfe wird galvanographisch immer nur annähernd zu erreichen seyn. Am schwierigsten sind kräftige Schattenpartieen hervorzubringen, wozu übrigens das Einstauben solcher Stellen mit irgend einem Pulver (semen Lycopodii, Graphitpulver ꝛc.) angewendet werden kann, wie ich solches bereits mehrfach gezeigt habe.

Die vorliegenden Proben sind von einem sehr geschickten Zeichner, Namens Kyhn, gefertigt und Hr. Hoffmann hat dazu in einer kleinen Schrift ein Gemisch von Leinölfirniß und Mennig als Dinte empfohlen. Es ist aber weniger diese Dinte, als eine feine Feder und einige technische Fertigkeit, welche man dazu nothwendig hat und fast jede Oelfarbe, namentlich Eisenroth, Mineralschwarz ꝛc. lassen sich, mit Terpentinöl, Mohnöl ꝛc. gehörig verdünnt, mit einer weichen lithographischen Feder eben so gut auftragen, wie denn auch eine Auflösung von Wachs in Copaivabalsam mit irgend einer Farbe gemischt hiezu dienen kann. (Es werden galvan. Abdrücke einer nach letzterer Art angefertigten Zeichnung von Hrn. Rottmann jun. vorgezeigt.)

Außerdem enthält obige Schrift, was die Manipulation des Galvanographirens, die Platten, auf welche man malt oder zeichnet, Apparat, Schließung ꝛc. betrifft, wesentlich nichts Anderes, als was ich schon im Jahre 1840 publicirt habe oder was schon vorher aus der Galvanoplastik bekannt war. Ich würde diese Schrift daher nicht anzuführen haben, wäre mir nicht auf Befehl des Königs mit obigen Blättern ebenfalls ein Exemplar zugeschickt worden. Es ist übrigens dem Vorhergehenden nur noch beyzufügen, daß Hr. Hoffmann darin meiner früheren Arbeiten mit keinem Worte erwähnt und allenfalls, daß er zu glauben scheint, als hätte sich die Galvanographie mit der Galvanoplastik des Professor Jakobi gleichsam schon von selbst verstanden.

Was das Letztere betrifft, so macht Professor Jakobi in einem Bericht über die Galvanographie an die Petersburger Akademie *) die Bemerkung, daß das physikalische Phänomen, daß auch nichtleitende Flächen sich allmählig und in vollkommenster Regelmäßigkeit mit Kupfer bedecken, nicht so leicht erklärt werden könne, als es wohl den Anschein haben möchte und daß dabey an ein allmähliges Ueberwachsen der nichtleitenden Reliefpartieen von Unten herauf keineswegs zu denken sey, und ich habe bey mehreren Gelegenheiten darauf aufmerksam gemacht, daß größere glatte Flächen, von Firniß z. B., wenn sie mit galvanischem Kupfer überwachsen, nicht genau copirt werden, sondern daß die Flächen dazu eine gewisse Rauhheit haben müssen, eine Erscheinung, welche in der Jakobischen Galvanoplastik gar nicht vorkommt, da leitende Flächen immer genau copirt werden, sie mögen aussehen, wie sie wollen. Wenn sich also die Galvanographie mit der früher bekannten Galvanoplastik schon von selbst verstünde, so lägen die erwähnten Fragen, gewiß nicht unerledigt vor und Prof Jakobi würde sie natürlich ohne Schwierigkeit beantwortet haben.

Es wird Niemand die anzuwendenden Farben und Firnißе zu den Leitern zählen, obwohl sie nicht absolute Isolatoren sind, aber auch mit Rücksicht auf ein geringes Leitungsvermögen erklärt sich die Erscheinung nicht zureichend, denn eine Firniß- oder Wachsschichte auf Metall überwächst ganz anders, als eine leitende Substanz. Es legen sich einzelne Punkte von Kupfer darauf ganz unregelmäßig und ungleichzeitig an und wie gesagt, copiren sie die Flächen nicht genau, wenn sie glatt sind, was bey Strichen freylich ohne merklichen Einfluß auf den Abdruck ist. Diese Bedingung rauher Flächen deutet darauf hin, daß hier beym Belegen und Copiren auch Krystallisationserscheinungen mit im Spiele seyen und wer dergleichen Proben gemacht hat, dem kann es nicht entgehen, wie eine rauhe Fläche weit schneller überwächst, als eine glatte, eine Anomalie, welche durch andere, als bloß galvanische Einflüsse ihre Erklärung finden muß.

*) Bullet. scientif. X. Nr. 6.

Es sey damit keineswegs gesagt, als wäre ich ohne die Galvanoplastik des Prof. Jakobi zur Galvanographie gelangt, daß aber diese aus jener nicht unmittelbar vorher zu sagen war, daß sie nicht eine bloße Variation ist, wie z. B. in Beziehung auf galvanographische Zeichnung das Material einer rothen oder einer schwarzen Farbe, eines Gänsekiels oder einer Rabenfeder, sondern daß neue Erfahrungen dazu kommen mußten, um ihre Möglichkeit überhaupt darzuthun, das wird Jeder zugestehen, welcher Einsicht in die Vorgänge hat und sie unbefangen zu beurtheilen im Stande ist. Farblagen für tiefe Schatten kann man in einer gewissen Art, aber nur sehr unvollkommen leitend machen, und wird sich dieses Vortheils, wo es seyn kann, bedienen, zarte Töne können aber ohne Nachtheil für ein Bild nicht so behandelt werden und daß sie gleichwohl überwachsen, darin beruhen eben die Anfänge der Galvanographie und darin liegt noch fortwährend ihre Bedingung.

---

6. Derselbe macht Mittheilung über einige mineralogische und chemische Abhandlungen des Hrn. Professor Scacchi in Neapel.

Herr Professor Scacchi hat die Güte gehabt, mir diese Abhandlungen zuzuschicken, welche den ersten Theil seiner Memorie mineralogiche e geologiche ausmachen, der jedoch noch nicht vollständig erschienen ist.

Die eine dieser Abhandlungen betrifft ein neues Mineral aus der Solfatara von Pozzuoli, welches der Verf. Voltait nennt. Es findet sich in glänzenden schwarzen undurchsichtigen Krystallen, welche zum tesseralen System gehören. Der Bruch ist unregelmäßig und fettglänzend, das Pulver graulichgrün. Die Krystalle lösen sich in Wasser auf und die Auflösung reagirt auf Schwefelsäure, Eisenoxyd, Eisenoxydul und etwas Thonerde. Vor dem Löthrohre in Kolben erhält man schwefelsäurehaltiges Wasser und rothes Eisenoxyd als Rück-

stand. Die Formen der Krystalle sind das Oktaeder, der Würfel und das Rhombendodecaeder. Eine quantitative Analyse konnte nicht angestellt werden und der Verf. ist geneigt, den Voltait für einen Eisen-Alaun zu halten. —

Ein anderes neues Mineral, der Periklas, ist der Gegenstand einer zweyten Abhandlung. Dieses Mineral findet sich auf dem Monte Somma und ist eines der interessantesten, welche in neuerer Zeit entdeckt worden sind.

Der Periklas krystallisirt in regelmäßigen Oktaedern und zeigt höchst vollkommene Spaltbarkeit nach den Flächen des Würfels. Er ist glasartig, durchsichtig, dunkelgrün, hat ungefähr die Härte des Feldspaths und ein specifisches Gewicht von 3,75. Vor dem Löthrohre ist er unschmelzbar, wird als Pulver in Säuren vollständig aufgelöst, widersteht aber der Auflösung in ganzen Stücken. Wesentlich besteht dieses Mineral nur aus Talkerde. Die Analyse gab

Talkerde . .	89,04
Eisenoxydul .	8,56
Verlust . .	2,40
	100,00

Den Verlust glaubt der Verf. durch Talkerde decken zu dürfen und hält es für wahrscheinlich, daß die Mischung 91 Talkerde und 9 Eisenoxydul sey, letzteres als isomorph mit der Talkerde nicht in bestimmtem Verhältnisse.

Es konnte bey der Analyse keine Spur von Kieselerde, Thonerde, Kalkerde, Manganoxyd oder ein Alkali gefunden werden, eben so wenig Chlor, Fluor und Schwefelsäure. Auch beym Glühen erleidet das Mineral keinen merklichen Gewichtsverlust. Die salzsaure Auflösung giebt mit Ammoniak einen grünlichen Niederschlag.

Der Analyse nach zu urtheilen, scheint das Mineral wesentlich wirklich nichts als Talkerde zu enthalten und bildet so ein merkwürdiges Analogon zum Corund, in so ferne es eine für sich krystallisirte Erde darstellt. Man erhält dadurch einen interessanten Beytrag zur Erkenntniß der Krystallisation der Basen von 1 Atom Sauerstoff.

Eine dritte Abhandlung berichtet über den krystallisirten Eisenglanz und das Magneteisenerz vom Vesuv.

Die Combinationen der beschriebenen Eisenglanzkrystalle sind bekannt: nach den von dem Verf. angestellten Winkelmessungen ergiebt sich der Scheitelkantenwinkel des primitiven Rhomboeders zu 86° 5′, also vollkommen übereinstimmend mit dem Winkel des Corunds.

Eine interessante Verwachsung ist die an mehreren Krystallen zu beobachtende, daß dergleichen Rhomboeder in der Art zu einem Oktaeder sich vereinigen, daß ihre ausgedehnten basischen Flächen die Oktaederflächen bilden. Der Verf. bemerkt, daß diese Verwachsung gegen die gewöhnlichen Gesetze der Krystallisation sey, da sie einen Winkel der Axen von 70° 32′ voraussetzt und folglich die Verbindungsfläche gegen die Axe unter 35° 16′ geneigt sey, welche Fläche gesetzmäßig nicht in der Krystallreihe des Eisenglanzes vorkommen kann. Es wird dieses ausführlich abgehandelt, doch dürfte aufmerksam zu machen seyn, ob diese Krystalle nicht vielleicht ursprünglich Magneteisenerz waren und sich allmählig in Rotheisenerz umgewandelt haben, wie solches vom Martit, der bekanntlich auch in Oktaedern krystallisirt, wahrscheinlich ist.

Vom Magneteisenerz wird eine Combination des Oktaeders und Rhombendodecaeders mit einem Pyramidenoktaeder, Trapezoeder und Hexakisoktaeder beschrieben. Die letzteren Gestalten wurden durch Messung bestimmt. Das Trapezoeder ist die bereits bekannte Varietät, wo die Winkel an den längeren Kanten = 144° 54′ 11″ und an den kürzern = 129° 31′ 16″.

Das Triakisoktaeder mit Winkeln an den längern Kanten = 134° 1′ und an den kürzern = 158° 46′ ist eine neue Varietät, welcher das Naumann'sche Zeichen $\frac{5}{3}O$ zukommt. Man kennt also jetzt 8 Varietäten dieser Form.

Das Hexakisoktaeder ist $5O\frac{5}{3}$, eine Varietät, welche schon von Mohs am Magneteisenerz beobachtet worden ist.

Endlich theilt der Verf. noch chemische Berechnungen mit über den Topas und die natürlichen

Fluorhaltigen Phosphate. Er geht dabey von der Ansicht aus, daß die Flußsäure im Topas als Kieselflußsäure enthalten sey und in den Phosphaten als Fluorphosphor. Diese Ansicht verdient alle Aufmerksamkeit, sie aber mit einiger Sicherheit anzuwenden, setzt voraus, daß die chemisch dargestellten Verbindungen ähnlicher Art genauer studiert werden, als es bis jetzt der Fall war.

---

7. Hr. Prof. v. Kobell theilt ferner krystallographische Beobachtungen mit.

1. Ueber die Krystallisation einer Verbindung von Harnzucker und Chlornatrium.

Ich habe Krystalle dieser Verbindung von Hrn. Baron von Bibra zugeschickt erhalten. Aehnliche, welche mir Hr. Prof. Buchner gab, habe ich schon früher einmal bestimmt. Es waren heragonale Pyramiden von 126° 30′ Randktw. und 126° 58′ Scheitlktw. mit einer deutlichen Neigung zur Hemiedrie, da die eine Hälfte der Pyramiden immer mehr ausgebildet war als die andere. Die zuletzt erhaltenen Krystalle bestätigen diese Hemiedrie, da sich noch ein Rhomboeder daran findet. Die Neigung des neuen Rhomboeders, welches den Scheitel von den früher bekannten von den Flächen aus zuspitzt, wurde zu diesen Flächen annähernd 161° 30′ gefunden. Daraus bestimmt es sich zu $\frac{1}{2}$ R. Weiter kommt auch das diagonale heragonale Prisma an den Krystallen vor und die Zeichen der gewöhnlichen Combinationen sind:

R. — R. $\frac{1}{2}$ R. ∞ P2.

Die Winkel von R sind an

den Schtlkt. . . . = 78° 41′ 24″
an den Randkt. . . = 101° 8′ 36″

die Winkel von $\frac{1}{2}$R sind an

den Schtlkt. . . . = 104° 50′
an den Randkt. . . = 75° 8′

2. Ueber die Berechnung der Ableitungscoeffizienten tesseraler Krystalle für die Naumann'sche Bezeichnung.

Ich habe in meinem Buche „Grundzüge der Mineralogie“ gezeigt, wie auf eine sehr einfache Weise die Kanten- und Flächenwinkel tesseraler Krystalle aus Formeln berechnet werden können, welche für die Gestalten des quadratischen, heragonalen und rhombischen Systems aus der sphärischen Trigonometrie sich ergeben. Man kann sich derselben auch mit Vortheil zur Berechnung der Ableitungscoeffizienten bedienen, wie nachstehende Fälle erweisen.

1) Berechnung von m für die Triakisoktaeder mO. Gegeben der halbe Winkel an den längeren Kanten = a, gesucht tang A = m.

$$\text{tang A} = \frac{\text{tang a. sin. } 45^\circ}{\text{R}}$$

Um den Neigungswinkel an den längern Kanten = 2 a aus dem Coeffizienten m des Zeichens zu finden, sucht man für m, als Tangente genommen, den zugehörigen Winkel A und hat dann

$$\text{cot. a} = \frac{\text{cot. A. sin } 45^\circ}{\text{R}}$$

2) Berechnung von m für die Trapezoeder m Om.

Gegeben der halbe Winkel an den längern Kanten = a, gesucht m = tang. B.

$$\text{cos. B} = \text{cot. a}$$

Umgekehrt dient zur Bestimmung des Winkels a aus m = tang B

$$\text{cot. a} = \text{cos. B}$$

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.
Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

7. Hr. Prof. Kobell theilt ferner krystallographische Beobachtungen mit.

3) Berechnung von n für die Tetrakisheraeder ∞ On.

Gegeben der Winkel an den längern Kanten C. Es sey $v = \frac{C - 90^o}{2}$, so ist cot. v = n.

Umgekehrt findet sich $C = 2v + 90^o$, wenn zu n, als Cotangente, der zugehörige Winkel v aufgesucht wird.

4) Berechnung von m und n für die Hexakisoktaeder mOn.

Gegeben die Winkel der mittleren und der kürzesten Kanten B und C. Es sey $a = \frac{1}{2} C$, $b = \frac{1}{2} B$

Man berechne $\sin. A = \frac{R. \cos. a}{\sin. b}$, so ist

tang. $(A + 45^o) = n$

Um m zu finden, setzt man den berechneten Winkel $A + 45^o = B'$, den halben Kantenwinkel $B = a$, so ist

$$\text{tang. } A' = \frac{\text{tang. a. sin. B}}{R} = m$$

Um aus den Zeichen die Neigungswinkel an den mittleren Kanten B zu finden, so ist $\frac{1}{2}B = a$ und $m = \text{tang. } A$

$n = \text{tang. } B'$

und $\cot. a = \frac{\cot. A. \sin. B'}{R}$

Um den Neigungswinkel an den kürzesten Kanten C zu finden, hat man zu n, als Tangente genommen, den zugehörigen Winkel aufzusuchen und davon 45^o abzuziehen. Das Compl. des Restes = A und der halbe Neigungswinkel = b an den mittleren Kanten B, so ist

$$\cos. \tfrac{1}{2} C = \frac{\cos. A. \sin. b}{R}$$

Für die hemiedrischen Gestalten kann man nach den früher gegebenen Formeln die für die holoedrischen Gestalten nothwendigen Daten und daraus nach dem Vorhergehenden die Ableitungscoeffizienten berechnen.

3) Ueber ein neues Zinksalz. Von Fr. v. Kobell.

Aus einer Auflösung von Zinkhaltigem Kupfervitriol mit überschüssiger Säure, aus welcher durch kohlensaures Natrum ein Theil der Basen gefällt worden war, bildeten sich durch längeres Stehenlassen etwas grünlich gefärbte Krystalle, welche ich, da ihre Form keinem bekannten Salze anzugehören schien, einer nähern Untersuchung unterwarf. Um sie möglichst rein darzustellen, versuchte ich ein Umkrystallisiren. Ich löste sie daher in heißem Wasser auf und erhielt nach einigen Tagen dieselben Krystalle, nur, wie ich es wünschte, farblos, durchsichtig und mit hinlänglich glatten Flächen, um sie mit dem Reflexionsgoniometer messen zu können. Sie gehören in das klinorhombische System und er-

scheinen gewöhnlich als Hendyoeder mit einem vordern Klinodoma, dessen Combinationskanten mit der Endfläche der Klinodiagonale parallel sind, ferner mit der klinodiagonalen Fläche und einem hintern Hemidoma, das obere Eck des Hendyoeders abstumpfend.

Ziemlich genau ließ sich die Neigung der Endfläche p zu den anliegenden Flächen des Klinodoma's d messen und gab 155°.

Die Neigung der Seitenflächen m an der vordern Seitenkante gab 111°, die Neigung von p : m 105° $\frac{1}{2}$ — 106°.

Berechnet man mit diesen Winkeln und p : m = 106° das Hendyoeder und das Klinodoma d, als Endflächen eines Disphenoeders, so erhält letzteres so nahe das Zeichen $\overset{\circ}{\mathrm{H}}2$, daß daraus die Neigung von p : m, als diejenige, welche am wenigsten sicher zu messen war, mit großer Wahrscheinlichkeit zu 106° 14′ angenommen werden kann.

Die Neigung von p zum hintern Hemidoma q fand sich annähernd = 118°.

Außer diesen Flächen kommen noch drey andere Klinodomen vor, wovon eines die untern Randkanten mit parallelen Combinationskanten abstumpft s, ein anderes die obern Randkanten und das dritte das obere Eck zuschärft.

Das erstere konnte gemessen werden und gab s : m = 139°

Es berechnet sich daraus das Zeichen $3\overset{\circ}{\mathrm{H}}\frac{3}{2}$

Die Dimensionen der Stammform ergeben sich

a : b : c = 0,3606 : 1 : 1,4550

α = 70° 10′ 17″

Das Zeichen der öfters zu beobachtenden Combinationen ist

$\overset{\circ}{\mathrm{H}} . \overset{\circ}{\mathrm{H}}2 . \infty\overset{\circ}{\mathrm{H}}\infty . 3\overset{\circ}{\mathrm{H}}\frac{3}{2} . (\frac{5}{2}\overset{\circ}{\mathrm{H}}\infty)$. Letztere Fläche ist vieleicht $(3\overset{\circ}{\mathrm{H}}\infty)$.

Die Krystalle zeigen keine Spur von Spaltbarkeit und sind meistens in der Richtung der Hauptaxe verkürzt.

Sämmtliche Flächen sind glatt, nur p zeigt zuweilen einige Streifen nach der Klinodiagonale.

Vor dem Löthrohre schmelzen die Krystalle anfangs, entwickeln im Kolben viel Schwefelsäurehaltiges Wasser und reagiren auf Zinkoxyd, ohne alkalische Reaction zu zeigen. Beym Glühen verliert das Salz 60 Proc. Wasser mit Schwefelsäure.

Bey der Analyse wurde das Zinkoxyd mit hydrothionsaurem Ammoniak gefällt a; der Niederschlag in Salzsäure aufgelöst, mit kohlensauerm Kali gefällt und wie bekannt weiter damit verfahren. Das Filtrat von a gab nach dem Abdampfen und Ausglühen des Rückstandes noch eine geringe Menge von Zinkvitriol.

Mit einer besondern Quantität wurde die Schwefelsäure bestimmt und mit salzsauerm Baryt gefällt. Das Wasser fand sich aus dem Verlust. So wurde in 100 Theilen erhalten

			Sauerstoff		
Schwefelsäure	39,66	„	23,74	„	6
Zinkoxyd	20,00	„	3,97	„	1
Wasser	40,34	„	35,82	„	9
	100,00				

Diese Mischung stimmt vollkommen mit der Formel $\dot{\mathrm{Z}}\mathrm{n}\,\dddot{\mathrm{S}}^2 + 9\,\dot{\mathrm{H}}$ überein. Das Salz ist also saures schwefelsaures Zinkoxyd mit 9 Mischungsgewichten Wasser.

Von den sauern schwefelsauern Salzen mit Basen von 1 Atom Sauerstoff hat man bisher nur das sauere schwefelsaure Kali und Natrum näher gekannt. Das erstere hat 2 Mischungsgewichte Wasser und soll rhombisch, nach Frankenheim mit 1 Mischungsgewicht Wasser isomorph mit $\mathrm{Na}\,\dot{\mathrm{H}}^4\,\ddot{\dot{\mathrm{P}}}$ krystallisiren. Das letztere scheint mit verschiedenem Wassergehalte vorzukommen. Ein dergleichen bey Bereitung von Salpetersäure als Rückstand erhaltenes habe ich rhombisch krystallisirt gefunden. Da die Krystalle an der Luft schnell feucht werden und dann verwittern, so konnten einige Winkel mit dem Anleggoniometer nur annähernd gemessen werden. Die meisten Krystalle waren Combinatio-

nen einer Pyramide mit dem zugehörigen Prisma und einem makrodiagonalen und brachydiagonalen Doma. Aus den Messungen ergiebt sich für P $a : b : c = 0{,}4991 : 1 : 0{,}7399$, daher die Scheitelkantenwinkel von P = 135° 2′ und 117° 46′, der Randkantenwinkel 80°, die ebenen Winkel der Basis (Querschnitt des Prisma's) 107° und 73°. Die herrschende Combination ist P. ∞P. $2\overset{o}{P}\infty$.

Das beschriebene Zinksalz ist im kalten Wasser etwas schwer, in heißem leicht auflöslich. Beym Glühen wird es so zersetzt, daß mit dem Wasser 1 Mischungsgewicht Schwefelsäure fortgeht und das neutrale Salz zurückbleibt.

Die Krystalle dieses sauern schwefelsauern Zink-Oxyds sind an der Luft unveränderlich.

---

8. Herr Conservator Dr. Lamont berichtet über die magnetischen Beobachtungen in der dreyjährigen Periode 1840 — 41 — 42.

Die dreyjährige Periode, auf welche sich die magnetischen Beobachtungen ursprünglich hätten erstrecken sollen, ist nun vollendet, und es kann nicht ohne Interesse seyn, einerseits auf den Stand der Anstalten, welche Behufs der magnetischen Untersuchung zur Ausführung gekommen sind, einen flüchtigen Blick zu werfen, anderseits die Resultate näher ins Auge zu fassen, theils um zu erkennen, welche Fortschritte gemacht worden sind, theils um aus dem Geschehenen Verhaltungsmaßregeln für das weiter zu unternehmende abzuleiten.

Die größten und ausgedehntesten Vorbereitungen zur Untersuchung des Erdmagnetismus hat unstreitig England getroffen. Auch in der Ausführung gieng England voran. Der Plan darf wohl als hinreichend bekannt vorausgesetzt werden: ich beschränke mich hier darauf, die Art und Weise, in welcher derselbe ins Werk gesetzt wurde, in Kürze zu erwähnen.

Im August 1839 segelte eine See-Expedition, bestehend aus drey Kriegsschiffen, unter dem Befehle des berühmten Capitän Roß ab mit der Bestimmung, von Australien aus in die Südsee vorzudringen und an verschiedenen magnetisch wichtigen Punkten Messungen vorzunehmen.

Die Expedition überbrachte zugleich die Beobachter und Instrumente für die Observatorien in St. Helena und Vandiemensland.

Ueberall nahmen die nöthigen Vorbereitungen, die Einrichtung der Gebäude und Instrumente so viel Zeit in Anspruch, daß keines von den magnetischen Observatorien zu der anfangs festgesetzten Zeit beginnen konnte, mit Ausnahme des schon früher bestehenden Observatoriums in Dublin. Die regelmäßigen Beobachtungen nahmen in St. Helena ihren Anfang im August 1840, in Toronto im September und in Vandiemensland im October desselben Jahres. Das Observatorium in Madras konnte erst mit dem Monat Januar 1841 und jenes am Cap der guten Hoffnung mit dem Monat März beginnen; noch später erreichten die Anstalten in Simla, Singapore und Bombay ihre Vollendung.

In Greenwich wurde im Jahre 1841 auf Kosten der Admiralität ein vollständiges Observatorium mit der Sternwarte verbunden. Zu gleicher Zeit richtete Sir Th. Brisbane auf eigene Kosten ein Observatorium in Makerstown bey Edinburg ein.

Zu den brittischen Observatorien kann man auch diejenigen zählen, welche der Rajah von Travancore in Trevandrum und der König von Oude in Lucknow errichten ließen. Im erstern wurden die regelmäßigen Beobachtungen mit dem 1. May 1841 begonnen, vom letztern habe ich keine fernere Nachricht vorgefunden.

Nächst den bedeutenden Opfern, welche Großbritannien zur Förderung der magnetischen Untersuchung gebracht hat, verdient die in jedem Fache der Wissenschaft Großes hervorrufende Liberalität der russischen Regierung vorzügliche Anerkennung. Der ursprünglichen Bestimmung zufolge sollten zehn Observatorien in Rußland eingerichtet werden, näm-

lich Petersburg, Catharinenburg, Barnaul, Nertschinsk, Kasan, Nicolaijeff, Tiflis, Sitka, Helsingfors, Pekin.

Auch in Rußland nahmen die nöthigen Vorbereitungen einen Theil der dreyjährigen Periode weg, so zwar, daß das Observatorium in Petersburg am 1. Januar 1841, die Observatorien in Catharinenburg, Barnaul, Nertschinsk und Kasan erst um die Mitte des Jahres 1841, Sitka und Helsingfors zu Anfange des Jahres 1842 ihre Arbeiten beginnen konnten. In Nicolaijeff und Tiflis war zum Bau der Observatorien am Anfang des Jahres 1842 der Befehl noch nicht ausgefertiget: wahrscheinlich ist an diesen Orten keine Beobachtung während der ersten Periode zu Stande gekommen. In Pekin sollte nicht das vollständige Beobachtungssystem, sondern nur ein Theil desselben ausgeführt werden.

Die Errichtung eines neuen Observatoriums in Moskau ist wahrscheinlich im Laufe des Jahres 1842 zu Stande gekommen.

Im übrigen Europa wurde der magnetischen Untersuchung weit weniger Förderung zu Theil, als die Bewunderung und Billigung, welche der großartige Plan allgemein gefunden hatte, erwarten ließen. Das hiesige Observatorium war das erste auf dem europäischen Continent, wo das vollständige Beobachtungssystem der englischen Observatorien zu Stande kam; die regelmäßigen Arbeiten fiengen mit dem 1. August 1840 an. Im Juny 1841 wurde in Brüssel unter der thätigen Leitung des Herrn Quetelet ein magnetisches Observatorium der Sternwarte beygefügt, wo ebenfalls die zweystündigen Beobachtungen seither gemacht worden sind. In Cadix hat die spanische Regierung unter der Leitung des Herrn Montojo ein Observatorium erbauen lassen, welches schon vor der Mitte des Jahres 1841 seine Vollendung erreichte. In Prag hat Hr. Kreil magnetische Beobachtungen zu Stande gebracht, und mit großer persönlicher Anstrengung, unterstützt durch die freywillige Theilnahme einiger Mitarbeiter, wenigstens den bedeutendsten Theil des vollständigen Beobachtungssystemes ausgeführt. In Breslau wurden magnetische Instrumente, welche die brittische Association übersendet hatte, unter der Direction des Herrn von Boguslawsky aufgestellt; es scheint aber nicht, daß vor der Mitte des eben verflossenen Jahres die zweystündigen Beobachtungen oder absolute Messungen daselbst daselbst gemacht worden sind. In Mailand besteht schon seit vielen Jahren ein magnetisches Observatorium, wo die Termine regelmäßig gehalten worden sind; ob sonst tägliche Beobachtungen gemacht wurden, ist mir nicht bekaunt.

Zu den projectirten oder angefangenen Observatorien, über deren Vollendung oder spätere Schicksale mir nichts bekannt geworden ist, gehören: das Observatorium in Alten, im nördlichsten Theile Norwegens, wozu die Royal Society die Instrumente zu liefern gesonnen war; das Privat-Observatorium der Herren Dr. Belot und Dr. Förg in Havannah in dem Berichte der brittischen Association für 1841 erwähnt; das Observatorium in Algier, auf Kosten der französischen Regierung begonnen; das Observatorium in Cairo auf Kosten des Pascha von Aegypten eingerichtet; das Observatorium in Turin von Herrn Plana beantragt und von der sardinischen Regierung genehmigt.

Hiermit wäre ungefähr der Stand der magnetischen Observatorien dargestellt; über den Fortgang der Arbeiten ist wenig zu berichten nöthig. Die zweystündigen Beobachtungen, die Termine und die absoluten Messungen wurden dem Programme der Royal Society gemäß ausgeführt. Eine Erweiterung des Systemes fand gleich anfangs in den englischen Observatorien in St. Helena, in Toronto, am Cap der guten Hoffnung und in Vandiemens-Land statt, indem stündliche Aufschreibungen anstatt der zweystündlichen eingeführt wurden; auch in dem hiesigen Observatorium sind schon gleich vom Anfange 18 Beobachtungen täglich gemacht worden.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. März.
Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

8. Hr. Conservator Dr. Lamont berichtet über die magnetischen Beobachtungen in der dreyjährigen Periode 1840 — 41 — 42.

(Schluß.)

Eine besondere Beachtung fanden die magnetischen Störungen; an den meisten Orten ist dahin gearbeitet worden, ihren vollständigen Verlauf durch ununterbrochene Beobachtung zu erhalten. Mit einem Theile der englischen Observatorien hat man ausgedehnte magnetische Aufnahmen (magnetic Surveys) d. h. Messung der absoluten magnetischen Declination, Inclination und Intensität an verschiedenen Punkten des Landes verbunden; am Cap der guten Hoffnung und in den englischen Besitzungen in Nordamerika sind die Messungen bereits zu Stande gekommen, noch an mehreren Orten sind solche im Werke. Capitän Roß hat von Australien aus zwey Expeditionen in die Südsee in den Monaten November — April 1840 — 41 und 1841 — 42 ausgeführt, und wollte im October 1842 zum dritten Male aufbrechen; das Ergebniß war eine große Anzahl magnetischer Messungen auf den Schiffen, auf Inseln und auf dem Eise, interessant wegen der hohen südlichen Breite und wegen der Nähe des magnetischen Poles und des Punktes der größten Intensität; seine Reise, auch sonst an Entdeckungen reich, gehört zu den kühnsten Unternehmungen brittischer Seefahrer.

Nach Aufzählung der zur Untersuchung der magnetischen Kraft getroffenen Einrichtungen und ausgeführten Arbeiten kommen wir nun zu der Hauptfrage: Was ist der Erfolg der Beobachtungen, was lehren sie in Bezug auf die magnetische Kraft der Erde?

Die Frage muß nothwendig in zwey andere aufgelöst werden: Wie äußert sich im Verlaufe der Zeit die magnetische Kraft an demselben Orte, und welcher Zusammenhang besteht zwischen den magnetischen Erscheinungen an verschiedenen Punkten der Erdoberfläche? Zur Beantwortung der letztern Frage fehlen noch gänzlich die erforderlichen Data, denn wenn man einige Termine, die Störung vom 24. Sept. 1841, und einige absolute Bestimmungen ausnimmt, so ist bisher von den englischen, wie von den russischen Beobachtungen auch Nichts zur allgemeinen Kenntniß gelangt. Gleichwohl scheinen die wenigen von Auswärts erhaltenen Beobachtungen hinreichend, um einige Grundbestimmungen festzusetzen.

Wenn etwa gehofft worden ist, es würden sich einfache und allgemeine Gesetze herausstellen, so hat diese Hoffnung als völlig grundlos sich erwiesen. Zwar besteht zwischen den magnetischen Zuständen aller Orte ein enger Zusammenhang und, wenn eine große ungewöhnliche Bewegung an einem Punkte der Erdoberfläche sich zeigt, so hat man Grund anzunehmen, daß sich dieselbe über die ganze Erdoberfläche ausbreitet, ohne jedoch an den verschiedenen Orten vollkommen gleichzeitig oder in gleicher Weise sich zu äußern. Im übrigen treffen

wir ganz ähnliche Verhältnisse an, wie in der Meteorologie; es besteht keine symmetrische Vertheilung der magnetischen Kraft auf der Erdkugel, und obwohl nach Verlauf eines Tages und eben so nach Verlauf eines Jahres ähnliche Bewegungen wiederkehren, so stellt sich eben so wenig ein das ganze Phänomen bedingendes Gesetz heraus, wie dieß bey den analogen Bewegungen der Temperatur der Fall ist; mit einem Worte die Aeußerungen der magnetischen Kraft sind einerseits in einer regelmäßig wirkenden — auf irgend eine Weise mit dem Laufe der Sonne zusammenhängenden — Haupturſache begründet, anderseits aber durch eine unendliche Menge von Zufälligkeiten bedingt, die keine Theorie umfassen kann.

Was die erste oben erwähnte Frage betrifft, so besitzt jedes einzelne Observatorium die nöthigen Data zu deren Beantwortung, und ich gebe mir die Ehre, der mathematisch-physikalischen Klasse hier eine Abhandlung mit graphischen Darstellungen vorzulegen, worin ich aus den hiesigen Beobachtungen diejenigen Thatsachen, welche charakteristisch die Wirkungsweise der magnetischen Kraft bezeichnen, hervorzuheben gesucht habe. Wie man aus dem Vorhergehenden ersieht, gehört unser Observatorium zu denjenigen, welche am meisten Materialien gesammelt haben; überdieß sind bey uns, wie ich früher schon zu erwähnen Gelegenheit genommen, Vorsichtsmaßregeln und Methoden in Anwendung gekommen, die später erst anderwärts Berücksichtigung gefunden haben, und die geeignet waren, weit größere Schärfe den Resultaten zu geben; aus beyden Gründen dürften die aus den hiesigen Beobachtungen gefolgerten Thatsachen besondere Beachtung verdienen. Ich will versuchen, einige Hauptpunkte in Kürze hier näher zu bezeichnen:

1) die magnetische Declination in München zu Anfang der Beobachtungen (August 1840) betrug 17° 0′ und hat, allmählig abnehmend, jetzt (Anfang von 1843) einen Betrag von 16° 44′ erreicht. Die Abnahme — keineswegs gleichmäßig, oder nach einem bestimmten Verhältnisse wachsend — giebt Grund zu glauben, daß außer der wirkenden Haupturſche, welche jetzt die Nadel dem astronomischen Meridian näher bringt, auch Zufälligkeiten, wie bey allen übrigen magnetischen Verhältnissen eintreten. Die Mittel der einzelnen Monate sind von einander nur um den Betrag der Säcular-Aenderung verschieden; eine jährliche Periode, wie z. B. bey der mittlern Temperatur der Luft, ist nicht vorhanden.

2) Die Nadel hat während der 24 Stunden ihren nördlichsten Stand im Mittel um 8 Uhr Morgens und ihren westlichsten Stand zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags; der Unterschied beyder Stände beträgt im Sommer, wo er am größten ist, 9′, 5 und im Winter, wo er am kleinsten ist, 4′, 0. Außerdem zeigt der tägliche Gang mehrere Wellen oder relative Maxima und Minima.

3) Die Horizontal-Intensität (wofür genaue Bestimmungen erst seit November 1841 erlangt worden sind) betrug im Mittel für das letztverflossene Jahr 1,9313. Sie nimmt alle Jahre zu, und hat eine jährliche Periode, mit einem Maximum im Frühjahre und Minimum im Herbste. Ob die Säcular-Zunahme der Horizontal-Intensität bloß durch Aenderung der Inclination bedingt wird, oder ob auch die totale Kraft einer Aenderung unterliegt, bleibt noch unentschieden.

4) Die Horizontal-Intensität hat während der 24 Stunden eine bedeutende ziemlich regelmäßige Bewegung; das Minimum ist im Mittel um 10 Uhr Morgens, das Maximum um 8 Uhr Abends. Die Bewegung beträgt im Sommer 0,0014, im Winter etwa 0,0002, die Horizontal-Intensität = 1 gesetzt. Außer dem hier bemerkten Maximum und Minimum kommen mehrere, nach der Jahreszeit sich verschieden gestaltende Bewegungen (Wellen) vor, deren Zahl, wie es auch bey der Declination der Fall ist, zu beträchtlich scheint, als daß man sie der Wirkung der Sonne allein zuschreiben könnte. Wahrscheinlich hat die magnetische Kraft regelmäßige Oscillationen um einen mittlern Zustand, dessen Aenderungen durch die Wirkung der Sonne bedingt werden.

5) Die Terminbeobachtungen würden sehr nützlich seyn, wenn Störungen während der Termine vorkämen, was, so lange unsere Beobachtungen dauern, nicht der Fall gewesen ist. Zur Bestimmung des täglichen Ganges und der Mittelwerthe gewähren die Terminbeobachtungen keine Resultate, die nicht mit unvergleichbar größerer Sicherheit aus den täglichen Beobachtungen abgeleitet werden könnten.

6) Die magnetischen Störungen können erst durch Vergleichung mit dem, was anderwärts beobachtet worden ist, auf Resultate führen; zu solcher Vergleichung ist bisher keine Gelegenheit gewesen. In Beziehung der Häufigkeit und der Gränzen der Störungen kann man annehmen, daß im Durchschnitte nicht mehr als eine große Störung auf einen Monat trifft, und die Bewegungen nicht über 45′ bey der Declination und 0,0110 bey der Horizontal-Intensität (die Intensität selbst = 1 gesetzt) hinausgehen.

Die zweyte dreyjährige Periode, auf welche sich noch, königlichem Befehle zufolge, die Beobachtungen des hiesigen Observatoriums erstrecken sollen, hat nun angefangen. Nach den Ergebnissen der ersten Periode hat es zweckmäßig geschienen, einige Aenderungen der bisher bey uns befolgten Einrichtung zu treffen, um einerseits überflüssige Mühe zu vermeiden, anderseits die Zwecke der Beobachtung sicherer zu erreichen. Diese Aenderungen sind:

1) an Termintagen werden nur die gewöhnlichen Stunden-Beobachtungen aufgezeichnet, außer, wenn eine größere Störung eintrifft; im letztern Falle wird der Stand der Instrumente (wie es bisher bey Störungen überhaupt im hiesigen Observatorium gewöhnlich war) von Minute zu Minute aufgezeichnet.

2) Da die Beobachtungen der geraden Stunden nicht hinreichend sind, die Wendepunkte der täglichen Bewegung genau kennen zu lernen, auch die bey uns schon früher hinzugefügten

ungeraden Tagesstunden nicht genügen, so werden die täglichen Beobachtungen mit drey neuen Stunden vermehrt, so daß nun jeden Tag 21 Stunden aufgezeichnet werden.

3) Um einerseits eine Unterbrechung der Beobachtungsreihe, die durch mögliche Störung der Instrumente herbeygeführt werden könnte, zu vermeiden, anderseits eine beständige Controlle zu haben, werden sämmtliche Instrumente in duplo aufgestellt werden. Diese Einrichtung wird vorzugsweise bey der Horizontal-Intensität, wo das allmählige Nachlassen der Magnete Unsicherheit veranlaßt, einen wesentlichen Vortheil gewähren.

4) Das dritte magnetische Element, die Inclination, die bisher, in Ermanglung eines geeigneten Instrumentes, bey uns unberücksichtiget geblieben ist, wird künftig eben so, wie die Declination und Intensität beobachtet werden.

Verzeichniß

der seit dem 24. July bis November 1842 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Von dem Herrn Baron von Reiffenberg in Brüssel:

Enseignement moyen. Concours général; année scolaire 1840 — 41. Bruxelles 1841. 8.

Concours général 1842. Arrété ministeriel du 4. Juin 1842. Brux. 1842.

Concours général 1842. Arrété royal du 12. Mai 1842. Brux. 1842.

Instruction primaire. Province de Luxembourg. Caisse de prévoyance en faveur des Instituteurs primaires. Arrétés royaux du 28. Janvier 1842. Brux. 1842. 8.

Etat de l'instruction primaire Belgique. 1830 — 40. Brux. 1842 gr. 8.

Mémoire sur les moyens de corriger les malfaiteurs et les fainéants etc. par le Vicomte J. P. Vilain XIV. Nouvelle edition. Brux. 1841. 8.

Rapport général fait aux chambres par le ministre de l'intérieur et des affaires étrangères, sur l'état de l'enseignement etc. dans les universités pendant l'année 1839. gr. Fol.

Pièces á joindre au rapport No. 360, fait au nom de la section centrale etc. sur le projet de revision de la loi de 1835. fol.

Appendice à l'annexe de No. 360. fol.

Etat de l'enseignement superieur en Belgique pendant l'année 1841. Brux. 1842. fol.

Rapport fait, au nom de la section centrale, par M. Dechamps sur le titre premier du projet de lois sur l'instruction publique. Bruxelles 1842. fol.

Petition de l'université catholique de Louvain, concernant le projet de loi sur l'enseignement superieur. Séance du 2. Août 1842. fol.

Von demſelben:

Aktenſtücke über Minen und andere öffentliche Arbeiten:

Compte rendu des travaux de l'administration des mines pendant l'année 1840. Bruxelles 1841. fol.

Péage des routes ou taxe des Barrières. Session 1837 — 38. fol.

Mines. Rapport présenté à la chambre de réprésentants par M. le ministre des travaux publics. Brux. 1839. fol.

La navigation de la Belgique vers Paris. Brux. 1840. fol.

Canalisation de l'Escaut et de la Lys. Brux. 1837. fol.

Von dem Herrn Vicomte de Santarem in Paris:

De l'introduction des procédés relatifs à la fabrication des étoffes de soie. Paris 1838. 8.

Mémoire sur les institutions politiques etc. des colonies anglaises. Paris 1840. 8.

Mémoire sur les connaissances scientifiques de Don Jean de Castro. (Extrait du Bulletin de la société de Geographie.)

Analyse du journal de la navigation à la terre du Brésil. Paris 1840. 8.

Recherches historiques, critiques, sur Americ Vespuce et ses voyages. Paris 1842. 8.

Chronica do descobrimento e conquista de Guiné. Paris 1841. 8.

Quadro elementar das relações politicas e diplomaticas de Portugal com as diversas potencias do mundo. Tom. I. II. Paris 1842. 8.

Atlas composé de mappemondes et de cartes hydrographiques et historiques etc. Paris 1842. gr. F.

Von dem Herrn Gotthelf Schmidt, Profeſſor in Berlin:

Syſtem der elliptiſchen Bogen zur Erleichterung der Integral-Rechnung und zur Beſtimmung aſtronomiſcher Größen. Berlin 1842. 4.

Von dem Herrn Auguſt Schultze, Hofrath und Prof. in Freiburg:

Mikroſkopiſche Unterſuchungen über des Herrn Robert Brown Entdeckung lebender, ſelbſt im Feuer unzerſtörbarer Theilchen in allen Körpern und über Erzeugung der Monaden. Carlsruhe und Freiburg 1828. Fol.

Macrobiotus Hufelandii, animal e crustaceorum classe novum reviviscendi post diuturnam asphyxiam et aviditatem potens etc. Berlin 1840. gr. 8.

Echiniscus Bellermanni, animal crustaceum, Macrobioto Hufelandii affine. Berlin 1840. gr. 8.

Durch Herrn Iwan Simonoff, Professeur émérite de l'université de Casan:

Observations astronomiques faites a l'observatoire de l'université impériale de Kazan. Premier cahier. Kazan 1842. 4.

Von dem Herrn Prof. Spengel in Heidelberg:

Alexandri aphrodisiensis lib. quaestionum naturalium et moralium ad Aristotelis philosophiam illustrandam. Monachii 1842. 8.

Incerti autoris paraphrasis Aristotelis sophisticorum elenchorum. Monachii 1842. 8.

Von dem Herrn Hercule Strauß-Dürkheim in Paris:

Traité pratique et theorique d'anatomie comparative. Tom. I. et II. Paris 1842. 8.

Durch Herrn Wendland in Paris:

Observations météorologiques faites à Nijne-Taguilsk et à Vicimo-Outkinsk, gouvernement de Perm année 1842. Paris 1842. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.
Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 18. Febr. las Herr geistl. Rath Dr. Buchner die folgenden Bemerkungen über „die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxemburgische Haus“ (Berlin bey G. Gropius. 1840. gr. 8. 48 S.) *)

Kaiser Karl IV., sagt der Verf. dieser Schrift, unabläßig bemüht, die Macht seines Hauses und der Krone Böhmens zu vergrößern, suchte auch dieselbe vorzugsweise über die Mark Brandenburg auszudehnen. „Die jüngern in den Besitz der Mark Brandenburg gelangten Brüder (Ludwig der Römer und Otto) durch scheinbar uneigennützige Handlungen zu begünstigen . . . Zwietracht und feindliche Trennung zwischen ihnen und ihrem ältern Bruder (Ludwig dem Brandenburger) herbey zu führen, und dadurch die Aufhebung des vorbehaltenen Erbrechts zu erwirken, erscheint als Grundlage des von dem Kaiser in dieser Beziehung verfolgten politischen Systems.“ Mit diesem Urtheile müssen wir ganz und gar übereinstimmen. K. Karl IV. war wirklich die erste Ursache der Zwietracht zwischen den drey Söhnen des Kaisers, welche die Mark Brandenburg in der ersten Theilung erhalten hatten. Seine Gemahlin war bekanntlich des Pfalzgrafen Rudolfs einzige Tochter. Sie hatte ihm bereits mehrere Städte und Schlösser in der obern Pfalz als Heirathsgut zugebracht. Nun kam er auf den Gedanken, durch diese seine Gemahlin die ganze obere Pfalz bis an die Donau an Böhmen zu bringen, und weil er besorgte, der Markgraf Ludwig und seine Brüder möchten ihm einst diese Erbschaft streitig machen, so schloß er zu Dresden im Monat Sept. 1351 zwey Verträge ab; in dem ersten verzichtete der Markgraf auf die ihm als Heirathsgut von seiner Gemahlin eingebrachten Orte; in dem andern auf die Erbschaft der ganzen obern Pfalz, wenn Anna's Vater keine weitern Nachkommen mehr erwerben sollte *).

Mit diesem eigenmächtigen Verfahren waren Ludwig der Römer und die andern bayerischen Prinzen nichts weniger als zufrieden; er klagte laut, daß der Brandenburger allein regiere, und das Erbe der Wittelsbacher beschädige. Der Markgraf mußte, um sie zu besänftigen, ihnen versprechen, in Bayern 6 Jahre lang nichts zu ändern, und in der Mark Ludwig dem Römer die Regierung sogleich allein zu überlassen. **) Einen Monat später kam wahrscheinlich durch Vermittlung des Kaisers die förm-

*) Obwohl diese für Bayern so interessante Schrift bereits in den gelehrten Anzeigen 18442 Nr. 185 — 187 besprochen wurde, dürfte es doch nicht ungeeignet seyn, sie von einem andern Standpunkte aus nochmals zu berühren.

*) Die beyden Urkunden, wovon die erstere bey Lünig und die andere bey Petzl abgedruckt ist, scheint der Verf. nicht zu kennen, wenigstens hat er davon keinen Gebrauch gemacht.

**) Laut Urk. im Reichsarchiv ddto. Frkfrt. an der Oder 10. Nov. 1351. Auch diese Urkunde ist dem Verf. unbekannt.

liche Theilung der Länder zu Stande, welche diese drey Brüder aus der Verlassenschaft des Vaters erhalten hatten, und welche die Ursache des Verlustes der ganzen Markgrafschaft geworden ist, im Lukauer Vertrag. Diesen Vertrag kennt der Verf. und citirt ihn, eben so auch Urkunden des Wiener Archives v. J. 1363, die Heirath des Herzogs Otto mit Karls IV. Tochter Elisabeth betreffend. Eine weitere wichtige Urkunde des Wiener Archives, betreffend das Bündniß Ludwig des Römers und seines Bruders Otto mit dem Herzoge Rudolph von Oesterreich und seinem Bruder wider Stephan und seine Söhne, Budissin 8. May 1364, scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn.

Von der ehelichen Verbindung des Prinzen Wenzel mit Johanna, einer Tochter des Herzogs Albrecht von Straubing-Holland, gleichfalls in der Absicht geschlossen, um diesen Fürsten in der Brandenburger Angelegenheit für sich zu gewinnen, finde ich ebenfalls in dieser Schrift nichts erwähnt. Dagegen aber sind Nova: ein Document des Markgrafen Otto vom 15. May 1371, wo er die Stände der Neumark anweiset, dem Herzog Friedrich von Bayern und seinen Verwandten, im Falle er ohne Erben stürbe, zu huldigen; und eine weitere vom 10. July 1371 act. Stendal, denselben Gegenstand betreffend. Die letztere interessante Urkunde hat der Verf. in der Beylage No. I. ganz abdrucken lassen. Auch eine Urkunde, den Waffenstillstand im Jahre 1371 geschlossen, betreffend, citirt er als im Wiener Archiv vorhanden. Von dem Congreß zu Breslau aber, welcher wegen dieser Angelegenheit daselbst im Monat März 1372 statt fand und dem Herzog Friedrich von Bayern beywohnte, finde ich in dieser Abhandlung nichts erwähnt. Neu ist, was S. 15 u. 16 aus einer Nro. III. abgedruckten Originalurkunde von den Verhandlungen Karls IV. mit dem Papst vorkommt; und ein Vertrag dieser Sache wegen mit dem Churfürsten von Sachsen, ddto. 4. April 1372 abgeschlossen; ebenso die Nro. IV. abgedruckte Expositio, quomodo Marchia Brandenburgensis, Ottone Marchione ab ea cedente, in possessionem regis Boemie translata sit. Es ist diese Expositio ein in lateinischer Sprache abgefaßter Auszug aus den von Karl und seinem Sohne Wenzel zu Fürstenwald den 17. und 18. August 1373 den bayerischen Herzogen ausgestellten Urkunden. Sie befinden sich im Wiener Staatsarchiv und werden wohl keine andern seyn, als die aus dem bayerischen bey Attenkhover Nr. XXXVII. u. XXXVIII. abgedruckten. Die Expositio spricht von 500,000 Goldgulden, welche der Kaiser im Vertrag den bayerischen Herzogen versprochen habe; in der bayerischen Urkunde stehen nur 200,000 fl. in Fristen zahlbar und 100,000 fl. in Pfandscheinen. Der Verf. der Abhandlung meint, dieser Verkaufspreis, den er auf 600,000 fl. berechnet, wäre mehr als hinreichend gewesen, und die Mark dem König Karl theuer genug zu stehen gekommen. Das gleichzeitige Chronicon Salisburgense sagt: Duces Bawarie vendiderunt Caesari Marchiam Brandenburgensem pro XII fortalitiis et civitatibus sitis in Bawaria, . . pro exili pretio. Ein anderer Schriftsteller bemerkt, es wären nicht einmal die Glockenseile bezahlt worden.

Daß das Land nicht unbedeutend war, beweiset die sehr schätzbare Beylage Nro. V., enthaltend eine statistische Beschreibung der damaligen Mark Brandenburg, gleichfalls aus einer Wiener Handschrift entnommen.

9. Herr Conservator Dr. Vogel liest einen Aufsatz des Adjuncten Dr. Vogel jun. über die Einwirkung des Phosphorwasserstoffgases auf Metallsalze.

Böttger hat beobachtet, *) daß das nicht selbst entzündliche Phosphorwasserstoffgas als Reagens zur Erkennung und Abscheidung einiger Metalle gebraucht werden kann, indem dasselbe mit gewissen Metallsalzen in Berührung gebracht Niederschläge hervorbringt, während es andere ganz unverändert läßt. Da dieser Umstand dazu dienen kann, bey quantitativen Analysen Metalle auf eine einfache Art von einander zu trennen, so schien es mir von Interesse,

*) S. Böttgers neuere Beyträge zur Physik und Chemie. 1841. p. 116.

die Reaction des Phosphorwasserstoffgases auf Metallsalze einer näheren Prüfung zu unterwerfen und insbesondere zu untersuchen, ob mit einem dadurch fällbaren Metall nicht auch ein solches mitfällt, welches allein nicht niedergeschlagen wird, welchen Umstand auch Berzelius *) bey Citirung der erwähnten Arbeit in seinem Jahresbericht zu untersuchen für nothwendig erachtet.

Das zu den Versuchen verwendete Phosphorwasserstoffgas stellte ich durch Kochen des Phosphor mit einer Lösung von Kali in Spiritus dar.

Nach Böttger's Angabe fällt dieses Gas, eingeleitet in Lösungen, Tellur, Gold, Palladium, Silber und Queckſilber, aber es fällt nicht Platin, Iridium, Rhodium, Kupfer, Uran, Wismuth, Bley, Zinn, Cadmium, Zink, Nickel, Kobalt, Eisen und Mangan.

Ich habe diese Versuche wiederholt, aber nur zum Theil bestätigt gefunden. Insbesondere richtete ich meine Aufmerksamkeit darauf, ob es möglich sey, ein Metall aus freyer Auflösung vollständig und in seiner ganzen Quantität durch Phosphorwasserstoffgas abzuscheiden, was natürlich unumgänglich nothwendig zu wissen ist, wenn von diesem neuen Fällungsmittel bey quantitativen Bestimmungen ein geeigneter Gebrauch gemacht werden soll.

Die fünf von Böttger als fällbar angegebenen Metalle fand ich vollkommen geeignet für die Anwendung des Phosphorwasserstoffgases, indem sie durch dasselbe vollständig erschöpft werden. Besonders empfindlich gegen Phosphorwasserstoffgas zeigten sich die Silbersalze; nach einer ganz kurz andauernden Einleitung dieses Gases in eine ziemlich concentrirte Auflösung von salpetersauren Silber war in der von dem Niederschlag abfiltrirten Flüssigkeit auch durch die empfindlichsten Reagentien keine Spur von Silber mehr nachzuweisen. Das durch Einleiten des Phosphorwasserstoffgases gebildete Phosphorsilber wird schon beym Erhitzen in einer offenen Porcellanschale vollkommen zersetzt, und es bleibt metallisches Silber zurück, indem der Phosphor vollständig abgegeben wird.

*) S. Berzelius Jahresbericht. 1842. 2. Heft p. 173.

Zur Bestimmung der Queckſilberoxydsalze ist das Phosphorwasserstoffgas mit eben so gutem Erfolge, als beym Silber in Anwendung zu bringen. Leitet man nämlich das Gas in eine Sublimatlösung, so entsteht ein sehr charakteristischer Niederschlag von orangegelber Farbe. Dieses Phosphor-Queckſilber unterscheidet sich von dem auf trockenem Wege bereiteten, welches schwarz ist, schon durch seine Farbe und weicht auch in seiner procentigen Zusammensetzung von demselben ab. Es stimmt dagegen sowohl in Farbe als Zusammensetzung vollkommen mit der Phosphorqueckſilber-Verbindung überein, welche Rose *) durch Erhitzen des Sublimats in Phosphorwasserstoffgas erhalten und beschrieben hat.

Bey einer Temperatur von 100° C. erhitzt, verändert es sich nicht; steigert man aber die Temperatur noch über den Kochpunkt des Wassers hinaus, so schmilzt es und verflüchtigt sich zuletzt. Es besteht in 100 Theilen aus 75,927 Queckſilber und 24,073 Phosphor. Um den Gehalt an Queckſilber in dieser Verbindung zu bestimmen, kochte ich das Phosphorqueckſilber mit Salpetersäure, wodurch es sich in phosphorsaures Queckſilber umwandelt und fällte durch Einleiten eines Stromes von Schwefelwasserstoffgas das Queckſilber. Das dadurch gebildete Schwefelqueckſilber wurde hierauf mit Salpetersalzsäure zersetzt und das Queckſilberoxyd durch Fällung mit Kali bestimmt.

So anwendbar das Phosphorwasserstoffgas zur Bestimmung des Queckſilbers auch ist in Queckſilberoxydsalzen, so wenig ist dieß der Fall bey Queckſilberoxydulsalzen. Da es bey der angegebenen Art der Bereitung des Phosphorwasserstoffgases durch Erhitzen des Phosphor in einer weingeistigen Kalilösung zu vermeiden fast unmöglich ist, daß mit dem Phosphorwasserstoffgas zugleich auch Weingeistdämpfe übergehen, welche sich dann in der Lösung condensiren, so ergiebt sich hieraus der nachtheilige Umstand, daß in Weingeist unlösliche Metallsalze dadurch aus ihren Lösungen theilweise gefällt werden. Man erhält in diesem Falle in dem Niederschlage durch Phosphorwasserstoffgas außer den Phosphor-

*) S. Poggendorff's Annalen. XXIV. p. 318.

metallen noch die durch den Alkohol gefällten unzersetzten Salze.

Natürlich muß bey der Berechnung dieser Umstand zu Irrthümern Veranlassung geben. Der störende Einfluß der Alkoholdämpfe läßt sich am besten an Queckſilberoxydulſalzen nachweiſen. Leitet man nämlich in eine Auflösung von ſalpeterſauren Queckſilberoxydul Phosphorwaſſerſtoffgas, ſo ſieht man deutlich, daß außer dem ſchwarzen Niederſchlag ſich noch weiße Flocken bilden, welche ſich zuerſt abſetzen, ſo daß bey genauerer Unterſuchung nicht zu verkennen iſt, daß man einen aus verſchiedenen Queckſilber-Verbindungen beſtehenden Niederſchlag vor ſich hat. Doch auch abgeſehen von dem eben bezeichneten nachtheiligen Einfluß der Alkoholdämpfe, iſt noch zu berückſichtigen, daß das Phosphorwaſſerſtoffgas eine reducirende Wirkung auf Queckſilberoxydulſalze äußert. Ich habe den in Queckſilberoxydulſalzen durch Phosphorwaſſerſtoffgas gebildeten grauen Niederſchlag in mehreren unabhängig von einander angeſtellten Verſuchen einer näheren Prüfung unterworfen und gefunden, daß derſelbe niemals allein aus Phosphorqueckſilber beſteht, ſondern ſtets von einer nicht geringen Menge metalliſchen Queckſilbers begleitet iſt. Schon mit bloßem Auge, ganz deutlich aber unter der Loupe laſſen ſich die metalliſchen Kügelchen von reducirtem Queckſilber erkennen. Dieſe Bildung von metalliſchem Queckſilber neben dem Phosphorqueckſilber verbietet die Anwendung des Phosphorwaſſerſtoffgaſes bey Analyſen von Queckſilberoxydulſalzen gänzlich.

Um mich zu überzeugen, daß bey Anwendung des Phosphorwaſſerſtoffgaſes mit einem dadurch fällbaren Metall nicht auch ein ſolches mit niedergeſchlagen wird, welches allein für ſich nicht präcipitirt werden kann, leitete ich das Gas in eine aus Eiſen- und Silberſalz gemengte wäſſerige Auflöſung. Das Silber wurde vollſtändig als Phosphorſilber herausgeſchlagen und vom Eiſen nicht die geringſte Spur. Dasſelbe Reſultat gab die vermiſchte Löſung von Sublimat und Zinkſalz.

Mehrere Verſuche haben gezeigt, daß das ſelbſt entzündliche Phosphorwaſſerſtoffgas, welches durch Kochen von kauſtiſchem Kali in Waſſer gelöst mit

Phosphor erzeugt wird, ſich in der Wirkung auf Metallſalze von dem nicht ſelbſt entzündlichen in keiner Hinſicht unterſcheidet.

Die Kupferſalze werden durch das ſelbſt entzündliche, ſo wie auch durch das nicht ſelbſt entzündliche Phosphorwaſſerſtoffgas niedergeſchlagen, wie es ſchon von vielen Chemikern beobachtet und mitgetheilt worden iſt. Das ſchwefelſaure Kupferoxyd wird aber erſt nach einer 10 bis 15 Minuten langen Einwirkung des Phosphorwaſſerſtoffgaſes niedergeſchlagen, was wahrſcheinlich Böttger veranlaßt haben mag, das Kupfer in die Reihe derjenigen Metalle zu ſetzen, welche durch Phosphorwaſſerſtoffgas keine Veränderung erleiden. Eſſigſaures Kupfer dagegen wird ſogleich durch Phosphorwaſſerſtoffgas unter Entwicklung von eſſigſauren Dämpfen aus der Löſung gefällt. Es iſt jedoch nicht möglich die Kupferſalze aus ihren Löſungen durch Phosphorwaſſerſtoffgas, auch durch längeres Einleiten desſelben, vollkommen zu präcipitiren, weßhalb dieſes neue Reagens für Kupferſalze und überhaupt für die Fälle, in welchen Kupferſalze mit andern Metallſalzen in Auflöſung ſich befinden, nicht anwendbar iſt.

Um das Phosphorwaſſerſtoffgas in einer bequemeren Form zur Anwendung zu erhalten, kann man es in Ammoniak leiten und als Phosphorammoniak gebrauchen. Da es aber ſchwierig iſt, die vollkommene Sättigung des Ammoniak zu erreichen, das nicht hinlänglich geſättigte Ammoniak aber in ſeiner Anwendung zu Irrthümern Veranlaſſung geben kann, ſo habe ich vorgezogen, das Gas unmittelbar anzuwenden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Plato's Unterredungen über die Gesetze. Aus dem Griechischen übersetzt von J. G. Schultheß. Zweite Auflage, neu bearbeitet von Salomon Vögelin, Professor am Gymnasium in Zürich. Zürich 1842. Zwey Theile. XVI. 293. XXIV. 391.

Die einzige deutsche Uebersetzung des platonischen Werkes über die Gesetze ist in dieser zweiten Ausgabe, die beynahe 60 Jahre nach der ersten erscheint, um vieles lesbarer geworden. Sehr wahr bemerkt Hr. V. in der Vorrede des ersten Theiles: „Vielleicht hat es gerade in unserer Zeit, die sich im Schaffen und Erwägen der Verfassungen noch immer mehr als in deren Befolgung und Entwickelung bewegt, ein allgemeines Interesse, den Versuch einer solchen Verfassung aus der Hand des geistreichsten Philosophen des Alterthums zu betrachten, zumal er hier wie nirgends sonst das Praktische zu seinem Augenmerk gemacht hat. Solcher allgemeinen Betrachtung möchte dann eine populäre Uebersetzung wie die vorliegende am besten entgegen kommen.“ Ref. würde jedoch den Kreis der Leser, die dem Buche zu wünschen sind, viel weiter ziehen. Es ist zweifelhaft, ob Plato den „Versuch einer Verfassung“ beabsichtigt habe. Vielleicht hat er den Entwurf einer Gesetzgebung nur als Einkleidung für seine Gedanken über das Wesentliche jeder Staatsverfassung gewählt. Diese Gedanken sind so groß und tief, daß sie auch von den Vielen, die zu einem Theoretiker als Baumeister einer Verfassung kein Zutrauen haben, ihrer Aufmerksamkeit werth geachtet werden müssen. Solche aber thun wohl, ihren Blick von jener Einkleidung abzuwenden und auf die Grundsätze allein zu richten. In diesen wird man zwar Mancherley vermissen, das man gewohnt ist als Bedürfniß der Staaten jetziger Zeit anzusehen. Die sogenannten materiellen Interessen kommen wenig zum Vorschein; desto ungehemmter breiten sich die höheren aus, durch deren Pflege die Jugendzeit der griechischen Staaten so herrlich gewesen ist. In der That lernt man die ganze Staatsweisheit der Griechen aus keinem Werke besser kennen, als aus diesem. Plato schrieb es in hohem Alter, in der Lebenszeit wo der Mensch, nach seinem Urtheile (Th. I. S. 172), für die Gesetzgebung das schärfste Auge hat. Er schrieb es als in Griechenland Aristokratie und Demokratie, nach langen und erschöpfenden Kämpfen, einander ungefähr gleich stark und gleich entartet gegenüber standen; und nach den bitteren Erfahrungen, die er selbst auf Sicilien gemacht hatte. Zu der Republik stehen die Gesetze in dem Verhältnisse eines milden Herbstes zu dem hohen Sommer. Plato zeigt sich herablassender, genügsamer, ohne jedoch der Wahrheit etwas zu vergeben oder von wesentlichen Forderungen abzulassen.

Als Probe der gelungenen Uebersetzung läßt Ref. eine Stelle aus dem siebenten Buche (p. 797 Steph.) folgen.

Der Athener. Was ich sagen möchte, läßt sich ohne Furcht nicht wohl sagen; doch ich will Herz fassen und nicht davon abstehen.

Kleinias. Nun was werden wir denn zu hören bekommen, Fremdling?

Der Athener. Ich behaupte, daß noch Niemand in keinem Staate es erkannt habe, welches wichtige Ding für die Gesetzgebung die verschiedenen Spiele seyen, wie sehr von diesen der Bestand oder Unbestand der Gesetze abhänge. Wenn diese ihre festgesetzte Ordnung haben, so daß die gleichen Leute allezeit in gleicher Art und auf die gleiche Weise die gleichen Spiele treiben und sich an den gleichen Lustbarkeiten ergötzen, so ist das von der gewissen Folge, daß auch die Satzungen über ernste Dinge festen Bestand haben. Giebt es hingegen in jenen immer Veränderungen und Neuerungen und steten Wechsel, heissen die jungen Leute niemals dasselbe willkommen weder in der Stellung und Haltung ihres eigenen Körpers, noch in Kleidung und Waffen und anderem Geräthe; will ihnen nicht gefallen, daß für ein und allemal unter ihnen angenommen und festgesetzt bleibe, was wohlgeziemend und ungeziemend sey; hat sich vielmehr der besondere Ehre zu versprechen, wer immer etwas Neues aufbringt und einführt, das von dem Gewöhnlichen abweicht, in Gestalten und Farben und allem dergleichen; so glauben wir aus guten Gründen behaupten zu können, daß das dem Staate das größte Verderben sey. Denn dieß muß unvermerkt die Sitten der Jugend umändern und machen, daß das Alte bey ihr in Verachtung komme und nichts mehr Geltung habe als was neu ist. Ein größerer Schaden, ich sage es noch einmal, könnte einem Staate nicht widerfahren, als wenn das die herrschende Sprache und Denkart wird. Laßt mich sagen, wie groß mir das Uebel vorkommt.

Kleinias. Wenn man in einem Staate die Sachen darum tadelt, weil sie alt sind, meynst du?

Der Athener. Gerade das.

Kleinias. Da werden wir nicht obenhin, sondern mit aller möglichen Geneigtheit anhören, was du darüber zu sagen hast.

Der Athener. Die Sache verdient es auch.

Kleinias. Rede nur.

Der Athener. Wohlan, so wollen wir immer aufmerksamer auf unser Gespräch werden, und einander über die Sache dieses sagen: Ihr wisset so gut als ich, daß in allen Sachen, das Böse ausgenommen, Veränderung sehr gefährlich sey. Sie ist es in der Witterung, in Winden, in der Lebensordnung, in der Gemüthsart: sie ist es mit einem Worte nicht etwa in den einen Dingen, und in den andern nicht, sondern in gar allen, mit der einzigen schon gemachten Ausnahme des Bösen. Betrachten wir die Körper, wie sie sich an jede Speise, an jeden Trank und jede Anstrengung gewöhnen. Wir werden sehen, daß sie anfangs viel Beschwerde davon haben, dann aber aus denselben Dingen mit der Zeit sich Fleisch und Blut für sie erzeugt, daß ihnen diese ganze Lebensart allmälich lieb und vertraut und bekannt wird, daß sie endlich ein völlig vergnügtes und gesundes Leben dabey führen. Kommt einer dann etwa in die Nothwendigkeit, irgend eine ihm zusagende Lebensart wieder zu ändern, so leidet er anfangs darunter, wird krank und kann nur mit Mühe hergestellt werden, indem seine Natur wieder an die neue Nahrung gewöhnt wird. Nun sollte man bedenken, daß es den Menschen auch in ihrem Geiste und der Natur des Gemüthes auf gleiche Weise geht. Jede Seele hegt nämlich Ehrfurcht für die Gesetze, und scheut sich an den Ordnungen etwas zu ändern, unter denen sie erzogen worden, und die durch des Schicksals Gunst durch viele und lange Zeit unverändert geblieben sind, so daß sich niemand zu denken weiß oder gehört hat, daß darin jemals etwas anders gewesen sey, als wie es noch auf den heutigen Tag ist. Es ist also nöthig, daß der Gesetzgeber irgend ein Mittel ausfindig mache, wodurch eine solche Gesinnung in dem Staate herrschend würde. Ich finde nun, sie wäre durch folgendes Mittel erhältlich. Die Veränderungen in den Spielen der Jugend sieht man insgemein, wie wir vorhin sagten, für eigentliches Spielwerk an, und glaubt nicht, daß ein so beträchtlicher Nutzen oder Schaden daraus erwachsen werde. Man wendet daher solche Veränderungen nicht ab, sondern bewilligt und begünstigt sie. Und man denkt nicht daran, daß aus den Kindern, die in den Spielen Neuerungen machen, nothwendig ganz andere Männer aufwachsen müssen, als aus den Kindern voriger Zeit, daß diese andern Männer dann auch eine andere Lebensart suchen, und daß sie folglich auch andere Gebräuche und Gesetze verlangen werden; und Niemand hat die Besorgniß, daß daraus dann das erfolgen müsse, was ich so eben das größte Uebel für die Staaten genannt habe. Von kleinerem Belange nun möchten die Uebel seyn, die bey den andern Dingen, wie bey den Geberden und Stellungen, aus solchen Veränderungen entstehen. Aber der häufige Wechsel in den Sitten und im Lob und Tadel der Handlungen sind meines Erachtens die allergrößten Uebel, und die man am allermeisten zu verhüten hat. Th. 2. S. 20 — 23.

In der Vorrede des zweiten Theiles hat Hr. V. Plato's Vaterschaft zu diesem Werke, die weder von Aristoteles noch von Cicero bezweifelt wurde, gegen die Einwürfe neuerer Kritiker gut vertheidigt, jedoch nicht so gewaltig als es in unseren Anzeigen

1840 Nr. 2. flg. durch den sel. Prof. Kopp geschehen ist, durch dessen frühen Hintritt wir einen unserer geschätztesten Mitarbeiter verloren haben.

Jahresbericht von der k. Studienanstalt zu Erlangen. Vorausgeschickt eine Aristologie für den Vortrag der Poetik und Rhetorik, von Dr. Ludwig Döderlein, k. Studienrector. Erlangen 1842.

Das Vorwort des Verfassers zu seiner Aristologie (Beyspiel-Sammlung aus Griechen und Römern) ist ein schönes Nachstück zu den gehaltreichen pädagogischen Bekenntnissen desselben, welche Referent in diesen Blättern (1840 Nr. 25) angezeigt hat. Auch hier legt der Verf. sein Verfahren und die Gründe dar, die ihn dazu bestimmen, ohne daß er dafür den geringsten Anspruch auf eine allgemeine Gültigkeit macht. Vielleicht erwirbt ihm eben diese Anspruchlosigkeit (die in dem Maße seltener, wie die „Voraussetzungslosigkeit“ oder doch die Voraussetzung derselben gemeiner wird) bey den Lesern, deren ihm Ref. recht viele wünscht, mehr Eingang, als ein höherer Ton erlangen könnte. Ein Auszug läßt sich nicht geben, so kurz gefaßt ist die Erzählung; doch kann sich Ref. nicht enthalten, den letzten und, wie ihm dünkt, wichtigsten Satz auszuheben.

„So oft es Anlaß giebt, klassische Werke näher zu betrachten oder gar zu zergliedern, arbeite ich immer lieber auf blinde Bewunderung, als auf scharfsichtige Kritik hin. Zwar die Zeit der Hyperkritik, die vor zwanzig Jahren auf ihrem Höhepunkt stand, scheint für die Jugend vorbey, aber die der Athaumastie dauert fort. Dieser entgegenzuarbeiten ist gewiß das edelste Streben. Es kann fruchtlos wenigstens für den Augenblick bleiben, aber Didaktik in Gymnasien läßt sich von der, — man erlaube mir diesen Ausdruck! — Uebung in der ungetrübten Bewunderung des Schönen und der Begeisterung für dasselbe durchaus nicht trennen. Daher halte ich jene, immerhin treffenden, ästhetisch-kritischen Anmerkungen in poetischen Chrestomathien für bedenklich, welche den Schüler anleiten, Fehler auch in schillerischen und göthischen Gedichten zu bemerken und, ubi plura nitent in carmine, paucis offendi maculis. Die sinnliche Naturbetrachtung wird durch die Sonnenflecken gestört, die für die verständige Naturforschung das höchste Interesse haben. Allerdings ist die Kritik, und besonders die ästhetische, eine köstliche Sache, aber wenn die Correctur der Schülerarbeiten zu wenig Stoff und Gelegenheit zu ihrer Uebung gäbe, so finden sich in unsrer Literatur Namen und Werke genug, an denen sich auch das jugendlichste Kunsturtheil ohne Gefahr der Impietät versuchen kann.“

Mit Recht bezeichnet der Verf. das große Uebel der Athaumastie nur als fortdauernd; denn es ist ein bereits altes Uebel. Schon vor hundert Jahren schrieb Montesquieu (Pensées diverses): On ne saurait croire jusqu'où a été dans ce siècle la décadence de l'admiration. Ein berühmter Maler, Sir Josua Reynolds, der Johnson und Burke zu Freunden hatte, ergriff dagegen das rechte Mittel, ähnlich dem Credo ut intelligam; er nöthigte sich zur Bewunderung. Ref. will die lehrreiche Stelle aus den wenig bekannt gewordenen Denkwürdigkeiten des Mannes hersetzen.

„Da ich als Jüngling von zwanzig Jahren die Werke Raphaels im Vatican sah, machten sie auf mich einen geringen und gar nicht angenehmen Eindruck. Der Aufseher, dem ich dieß gestand, wunderte sich darüber nicht; schon mancher, sagte er, habe sogar nach Raphael's Werken erst gefragt, nachdem er daran vorüber gewesen sey. Dieß tröstete mich nicht; ich fühlte mich durch meine Unempfänglichkeit außerordentlich gedemüthigt; ich war mitten unter Kunstwerken, die mir nicht gefielen, weil ich sie nicht verstand; es war Unwissenheit von meiner Seite; ich war sehr niedergeschlagen. Indessen schickte ich mich an, einige dieser Werke zu copiren, betrachtete sie unabläßig und nöthigte mich so zu sagen zur Bewunderung derselben. In Kurzem begann mir ein neuer Geschmack, ein neues Licht zu dämmern; ich gelangte zu der Ueberzeugung, daß ich einen irrigen Begriff von der vollendeten Kunst mitgebracht hatte. Die Wahrheit ist, daß, wären jene Werke das gewesen, was sie nach meiner Erwartung hätten seyn sollen, ihre Schönheit oberflächlich und lockend, nicht aber von der Gründlichkeit gewesen wäre, die ihnen den hohen Ruhm erworben und gesichert hat.“

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

Zweyte Hälfte. July — December.

Manuſkripte.

Origen de los Asturianos sus armas y blasones. fol.

Chronicon Waldsassense. 4.

Mich. Serveto, De trinitatis erroribus libri 7. 4.

Versos manuescritos de los dos Leonardos. 4.

Vita venerabilis patris Nic. Lancicii e societate Jesu tentata primum et inçhoata a Casim. W. Kojalowicz, theol. doctore, nunc vero curis secundis revisa, denuo conscripta, methodo meliore digesta et plusquam dimidio aucta a quodam ejusdem societatis Jesu sacerdote in provincia Bohemiae. fol.

Chronik der Biſchöfe von Augsburg, Bamberg, Chur, Conſtanz, Eichſtätt, Halberſtadt, Hildesheim, Mainz, Paderborn, Speier, Straßburg, Worms, Würzburg. 4.

Die Figuren aus einem Manuſkript von Talhofers Fechtbuch durchgezeichnet. 2 Voll. fol.

J. Bilius, Notae generales in genealogiam antiquiss. et nobiliss. gentis Nafuaceae. Hag. Comitis. 4.

Druckwerke.

A. Jarry de Mancy, Atlas historique et chronologique des littératures anciennes et modernes, des sciences et des beaux-arts. Paris 1831. f.

Bibliografia italiana ossia Elenco generale delle opere — stampate in Italia e delle Italiane publicate all' Estero. Milano 1841.

Jacques-Charles Brunet, Manuel du libraire et de l'amateur de livres. 4e édition. T. I. p. 1. 2. II. p. 1. Paris 1842.

J. M. Quérard, La littérature française contemporaine. 1827 — 1838. Continuation de la France litéraire. Vol. 7. 8. Paris 1842.

Indice ultimo de los libros prohibidos y mandados expurgar: para todos los reynos y señorios del catolico rey de los Españas el Señor Don Carlos IV. Madrid 1790. 4.

Dr. Heinichen, Vom Bücherleſen und der Bücherkunde. Quedlinburg 1842.

L. A. Constantin, Bibliothéconomie ou nouveau manuel complet pour l'arrangement, la conservation et l'administration des Bibliothèques. Paris 1841.

Catalogue of printed books in the British Museum. Vol. I. London 1842. fol.

— — — des livres, dessins et estampes de la bibliothèque de feu M. J. B. Huzard. Vol. 1 — 3. Paris 1842.

Giornale dell' J. R. istituto Lombardo di scienze, lettere ed arti e biblioteca italiana compilata da vari dotti nazionali e stranieri. Vol. IV. Milano 1842.

R. E. Prutz, Literarhiſtoriſches Taſchenbuch. I. Jahrgang für 1843. Leipzig.

Ad. Jocher, Obraz bibliograficzno-historyczny literatury i Nauk W Polsce, od wprowadzenia do nieji druku po rok 1830 Wlacznie. T. I. II. Wilno 1840.

Dr. J. W. Schäfer, Handbuch der deutſchen Literatur. Th. 1. Von der älteſten Zeit bis auf Opitz. Bremen 1841.

F. Bouterwek, Historia de la literatura española. Madrid 1829.

Franc. Ruiz de Vergara y Alvara, Historia del colegio viejo de S. Bartholomé, Mayor de la celebre universidad de Salamanca. Vol. 1 — 3. Madrid 1766. fol.

Jos. Jungmann, Historie literatury ceské aneb saustawny přehled spesu ceskych, s krátkau historij národu, oswicenj a gazyka. (Geſchichte der böhmiſchen Literatur). W Praze 1825.

Th. Wright, Biographia britannica literaria or biography of literary characters of Great-Britain and Ireland. Anglo-Saxon period. Lond. 1842.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Erster Theil. Die Logik. Herausgegeben und nach Anleitung der vom Verfasser gehaltenen Vorlesungen mit Erläuterungen und Zusätzen versehen von Dr. Leopold von Henning. 1840.

Sofern die neueste Philosophie ihren wesentlichen Zweck und ihr eigentliches Verdienst darein setzt, das System der Idee in seiner absoluten Wahrheit und Totalität entwickelt und abgeschlossen zu haben, kann sie nur als wissenschaftliches Ganzes vollkommen verstanden und gewürdigt werden. Daher ist die mit Erläuterungen und Zusätzen nach Hegels Vorlesungen erschienene Encyclopädie eine für das Studium und die Kritik seiner Philosophie willkommene Erscheinung und wir wünschen nur, daß die Herausgabe derselben durch den von Herrn Prof. Hotho zu liefernden dritten Band bald vollendet werde.

Der Herr Herausgeber des vorliegenden Bandes hat seine Aufgabe in einer aller Anerkennung werthen Weise erreicht, indem durch die Zusätze, womit er den Text versehen hat, wenn auch nicht durchaus in Hegels Worten, so doch in seinem Sinne Erläuterungen und Aufschlüsse gegeben werden, die denjenigen, welche mit der speculativen Philosophie nicht vertraut sind, nur erwünscht seyn können.

Wenden wir, um uns vorläufig über den Sinn, in welchem Hegel das Problem der Philosophie concipirt hat, zu verständigen, unsern Blick zunächst auf die Vorreden, welche er den drey Ausgaben seiner Encyclopädie voraus schickte, so erscheint uns die Vorrede zur zweyten Ausgabe besonders beachtenswerth, indem sie gleichsam die Vorhalle zu dem Bau bildet, den Hegel in dem Werke selbst versuchte. So sehr er sich gegen alle vorläufigen Erklärungen über Philosophie, die nur durch die immanente Entwicklung ihres Begriffs erfaßt werden könne, sträubte, so erhielt sein System doch unstreitig durch die inhaltschweren vielversprechenden Vorreden bedeutende Empfehlungen. Mit welchem Pathos richtete er sich zum Beyspiel schon in der Vorrede zu seiner Phänomenologie einerseits gegen „die den Mangel an Gedanken zu einem vernunftbescheidnen Kriticismus stempelnde Trivialität der Kant'schen Schule, welche mit der Leerheit an Ideen in gleichem Grade ihren Dünkel und ihre Eitelkeit steigerte," andrerseits gegen die Extravaganzen der in ein eben so formelles Schematisiren, wie wesenloses Phantasiren übergehenden Schelling'schen Schule, der er jedoch um so eher einen gesunden Kern zugestehen mußte, als dieser die Grundlage seiner eignen Philosophie bildete. Wie großartig concipirt er in der erwähnten Vorrede die Idee des Werkes selbst, welches als „die begriffene Weltgeschichte die Stufen, durch welche der Weltgeist zum absoluten Wissen fortschreite, dialectisch aus ihrem immanenten Begriffe reproducire und mit innrer Nothwendigkeit zu Momenten eines in sich geschlossenen Ganzen ordne." Und wenn er dessenunerachtet die Phänomenologie nur als Propädeutik der absoluten Wissenschaft faßte, deren Grundlinien die Logik und in weiterer Ausführung die gesammte Encyclopädie enthalte, so läßt sich erwarten, daß er, wenn der

Vergleich erlaubt ist, dem letztern Werke ein Panorama vorsetzte, welches den imposanten Eindruck, womit er sein erstes Werk eröffnete, nicht verringerte.

In der That wird jeder, der von der Philosophie die Lösung der tiefsten Lebensfragen erwartet und in ihr eine die Wahrheit aller Sphären des geistigen Lebens begreifende Wissenschaft sucht, mit freudigem Erstaunen von dem Muthe sich überrascht fühlen, mit welchem Hegel die „Wiederherstellung des absoluten Gehaltes in dem eigenthümlichsten freysten Elemente des Geistes“ verspricht, indem der Geist in der Philosophie „die Versöhnung mit sich selbst feyere, so daß diese Wissenschaft nur mit dem Widerspruche gegen die Religion und den Staat im Widerspruche seye.“

Welcher Wahrheitsfreund möchte diesem tiefen Denker nicht ferner beystimmen, wenn er S. XIII fortfährt: „Es gehört zu den üblen Vorurtheilen über die Philosophie, als ob sie sich im Gegensatz befände gegen eine sinnige Erfahrungskenntniß, die venünftige Wirklichkeit des Rechts, und eine unbefangene Religion und Frömmigkeit; diese Gestalten werden von der Philosophie anerkannt, ja selbst gerechtfertigt; der denkende Sinn vertieft sich vielmehr in deren Gehalt, lernt und bekräftigt sich an ihnen, wie an den großen Anschauungen der Natur, der Geschichte und der Kunst; denn dieser gediegene Inhalt ist, sofern er gedacht wird, die speculative Idee selbst.“

Indem er nun zur Beleuchtung der besondern Vorurtheile übergeht, welche sich gegen die Philosophie (d. h. hier gegen Schelling und sein Identitätssystem) geltend machen, giebt er über den Spinozismus, auf den sich das Identitätssystem basirt, Erklärungen, welche Mißverständnisse darüber glücklich enthüllen, und sofern er sich zugleich über Spinoza's Standpunkt stellt und Gott eben so sehr als absoluten Geist definirt, wie die Freyheit und Selbstständigkeit des Menschen hervorhebt, steigert er die Erwartung auf sein System selbst.

Wenn er endlich mit großem Pathos nicht nur die Einheit der Philosophie mit der Theologie behauptet, sondern auch an diese die Forderung stellt,

daß sie sich zu einem allseitigen Glaubenssysteme entwickle, so werden diese Ansprüche noch dadurch überboten, daß er einerseits einem Tholuk, dessen Verdienste er übrigens schätzt, theilweise Heterodoxie vorwirft, andrerseits in Fr. Baaders Panegyrikus des Theosophen Böhme einstimmt und nur darum durch die ältere Mystik und die moderne Gnosis (Baaders) sich nicht vollkommen befriedigt erklärt, weil sie nur particuläre, subjective Formen der Forschung seyen, während die Wissenschaft „den reichen Inhalt, welchen Jahrhunderte und Jahrtausende vor sich gebracht haben,“ in der seinem Begriffe entsprechenden objectiven Methode entwickle.

Erregen solche Versprechungen die größten Hoffnungen von der Tiefe und dem Umfange eines alle Bedürfnisse befriedigenden, alle Gegensätze vermittelnden und alle Sphären des Wissens begreifenden Systems, so wird der, welcher von keinem Vorurtheile gegen die Philosophie eingenommen ist, und sich überzeugt, daß der Mißbrauch der Vernunft, dieser Gottesgabe, ihren Gebrauch nicht aufhebt, sondern vielmehr nöthig macht, um so zutrauensvoller Hegels System studiren, als dieser ausdrücklich in der erwähnten Vorrede versichert, „daß, wie nicht das natürliche, sondern nur das wiedergeborene Herz die religiöse Wahrheit fühle, so auch nur der wiedergeborene Geist, nicht aber die eben so sehr von der Philosophie wie von der Religion zu überwindende und zu widerlegende natürliche Vernunft [(raison) *) des raisonnirenden Denkens] zur wissenschaftlichen Erkenntniß derselben sich erhebe, eine Wiedergeburt des Geistes aus der natürlichen Unwissenheit sowohl als dem natürlichen Irrthum, welche durch Unterricht und den durch das Zeugniß des Geistes erfolgenden Glauben der objectiven Wahrheit geschehe.“

Man mag aber Hegels System auch mit noch so vielem Zutrauen und mit dem besten Vorsatz, es in seiner Wahrheit zu erfassen, studiren, die Unangemessenheit, ja selbst der Widerspruch der Ausführung zu dem Begriffe der Wissenschaft, die He-

*) Die von Hegel sonst als Verstand bezeichnete subjective Abstraction und äußerliche Reflexion.

gel verspricht, dringt sich dem Unbefangenen unabweislich auf.

Kehren wir vorerst zu seiner Phänomenologie zurück, so wird der wahrhaft große Gedanke: die wissenschaftliche Bildungsgeschichte des Weltgeistes darzustellen, durch die schon im ersten Abschnitte ausgesprochene Absicht, das Bewußtseyn von Stufe zu Stufe zu dem reinen Wissen zu läutern, in welchem es den Gegenstand als sein Wesen erfasse, zur subjectiven Propädeutik der Logik, d. h. der Wissenschaft des abstracten Denkens herabgesetzt, in welcher durch die Abstractheit, das heißt Unbestimmtheit ihres Begriffs, subjectives und objectives Denken und Seyn nicht mehr unterschieden, und in ihrer Unterschiedenheit auf einander bezogen werden, sondern zusammenfallen oder identificirt werden. Wie negativ durch diesen Zweck die Dialektik wird, läßt sich leicht einsehen, und in der That werden alle Gestaltungen des Bewußtseyns zu bloßen Uebergängen zum reinen von dem unbestimmten Seyn nicht zu unterscheidenden Wissen reducirt, welches den Anfang der Logik bildet, als deren Voraussetzung und Vermittlung Hegel in seinem ausführlichen Werke die Phänomenologie ausdrücklich bestimmt.

In seiner Encyclopädie aber ist die Logik die erste voraussetzungslose Wissenschaft. Denn die Einleitung, die er derselben voraussetzt, bildet, so gehaltvoll sie in vieler Hinsicht ist, keineswegs die Rechtfertigung der Nothwendigkeit seines philosophischen Standpunktes, zufolge dessen er von der Identität des Denkens und Seyns ausgeht.

Es ist gewiß ein an sich zweckmäßiges Verfahren, daß er die Darstellung und Kritik der bestimmten Stellungen oder Verhältnisse des Gedankens zur Objectivität der näheren Begriffsbestimmung und Eintheilung der Logik vorausschickt, indem er diese durch jene zu begründen sucht.

Allein erstens hat er die drey Standpunkte, die er abhandelt, nicht aus dem Begriffe des Wissens als eben so viele Formen oder Stufen desselben abgeleitet. Hätte er dieses philosophisch versucht, so hätte er die Leibnitzisch-Wolfische Metaphysik nicht als erste Stellung des Gedankens zur Objectivität, dem Empirismus, dieser niedrigsten unmittelbarsten Form der Philosophie, eben so unphilosophisch wie unhistorisch vorausgesetzt, und das unmittelbare Wissen nicht als höchste Stufe und als Uebergang zu der von ihm beabsichtigten absoluten Wissenschaft gefaßt, um so mehr, als er hauptsächlich Jakobi's Philosophie in der Bestimmung des unmittelbaren Wissens im Auge hatte! —

Zweytens beweist er durch seine Kritik des unmittelbaren Wissens wohl die Nothwendigkeit der Vermittlung, nicht aber des Standpunktes, auf welchem die bestimmte Vermittlung des Wissens mit dem Seyn in der Identität beyder negirt ist. Daher ist nicht nur die seiner Kritik der erwähnten Standpunkte vorausgeschickte Eintheilung der Philosophie, wornach sie Wissenschaft des mit sich identischen Denkens sey, welches sich selbst, um für sich zu seyn, sich als Andres (als Natur) gegenüberstelle, um in seinem Andern (als Geist) nur bey sich selbst zu seyn;" nicht nur diese vorläufige Eintheilung der Philosophie (als Wissenschaft der Idee an und für sich oder als Logik, als Wissenschaft der Idee in ihrem Andersseyn als Naturphilosophie und endlich als Philosophie des Geistes, als der aus ihrem Andersseyn in sich zurückkehrenden Idee) ist, wie Hegel selbst gesteht, etwas Anticipirtes und mithin Unbegründetes, selbst seine nähere Begriffsbestimmung der Logik als Wissenschaft des absoluten Denkens, welches allen wahrhaften Inhalt aus sich selbst producire, ist unbegründete Annahme, welche ihren Grund in der vorausgesetzten, aber nicht bewiesenen Identität des Denkens und Seyns hat.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. I. Section Th. 56. Epimachus - Ergyne. II. Section Th. 20. Invaginatio — Johann (Herzog von Burgund). III. Section. Th. 16. Peneda - Perigymna. Leipzig 1842. 4.

Annales academici. 1838 — 39. Hagae Comitis. 1841. 4.

Das vaterländische Museum in Böhmen im Jahre 1842. Prag 1842.

C. Biedermann, deutsche Monatschrift für Literatur und öffentliches Leben. Bd. I. Leipzig 1842.

Rivista Europea. Nuova serie del Ricoglitore italiano e straniero. Anno V. p. 2. 3. Milano 1842.

Fr. Creuzer, Deutsche Schriften. Bd. 3. Heft 3. Leipzig 1842.

Hamann's Schriften. Th. 8. Abth. 1. Nachträge, Erläuterungen und Berichtigungen. Berlin 1842.

W. Fr. Meyern, Hinterlassene kleine Schriften. Herausgegeben von Dr. E. Fr. v. Feuchtersleben. Bd. 1 — 3. Wien 1842.

Ferd. Perez de Oliva, las obras. Cordoba 1586. 4. (Erste höchst seltene Ausgabe).

A. W. de Schlegel, Essais littéraires et historiques. Bonn 1842.

F. W. Bergmann, Theorie der prosodischen Quantität mit besonderer Anwendung auf die lateinische Sprache. Leipzig 1842.

Fr. Bopp, Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Altslawischen, Gothischen und Deutschen. Abtheil. 4. Berlin 1842. 4.

Le Prince Alex. Handjéri, Dictionnaire français - arabe - persan et turc. Vol. 2. 3. Moscou 1842. 4.

Jos. Barretto, A dictionary of the Persian and Arabic languages. Vol. 1. 2. Calcutta 1804—6.

Fr. Bopp, Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch - europäischen. Berlin 1841. 4.

Mich. Ant. Vassalli, Ktyb yl klym Mâlti' Meysserbyl - latin u byt Taljan sive liber dictionum Melitensium hoc est Lexicon Melitense - latino - italum. Romae 1796. 4.

Will. Yates, A grammar of the Sanscrit language on a new plan. Calcutta 1820.

J. J. Schmidt, Grammatik der tibetischen Sprache. Petersburg 1839. 4.

Thomas Pinpin, Litrong pagaaralan nang manga Castilla. Libro en que aprendan los Tagalos la lengua Castellana. En Bataan 1610. 8. (Tagala et hisp.)

J. L. Taberd, Dictionarium latino - anamiticum. Serampore 1838. 4.

J. J. Schmidt, Tibetisch = deutsches Wörterbuch nebst deutschem Wortregister. St. Petersburg 1840. 4.

F. Franc. de Joseph, Arte y reglas de la lengua Tagala. Manila 1752.

Pedro de Alcala, Arte para ligeramente sober la lengua Araviga emendata y annadida y segunda mente imprimida. Granada 1505.

J. M. Callery, Missionario Apostolico in Sinis. Systema phoneticum scripturae sinicae. Vol. 1. 2. Macao 1841.

E. Burnouf, Observations grammaticales sur quelques passages de l'essai sur le Pali, de M. M. E. Burnouf et Lassen. Paris 1827.

Dr. C. Freese, Griechisch römische Metrik. Dresden 1842.

Th. Benfey, Griechisches Wurzellexikon. Th. 1. 2. Berlin 1842.

Appendix lexici totius latinitatis ab Aeg. Forcellino elucubrati et in tertia editione patavina ab Jos. Furlanetto aucti et emendati. Fasc. 1. 2. Patavii 1837.

Fr. Luis do monte Carmelo, Compendio de orthografia. Lisboa 1767. 4.

Bluteau, Vocabulario Portugueze Latino, autorizado com Exemplos dos melhores Escritores Portuguezes e Latinos. T. 1 — 8. Suppl. T. 1. 2. Coimbra 1712 — 21. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Erster Theil. Die Logik.

(Fortsetzung.)

Identisch ist das Seyn und Denken nur im Selbstbewußtseyn — und das seyende Ich ist eins und dasselbe; — aber daß das Seyn überhaupt mit dem Wissen identisch sey, dieß hat Hegel eben so wenig im ersten Abschnitte der Phänomenologie, in welchem, wie Ref. andern Orts zeigte, der Beweis völlig mißlungen ist, als in der Encyclopädie bewiesen. In seiner Kritik des Kant'schen Standpunktes setzt er Encycl. §. 44 die Unselbstständigkeit der Gegenstände oder daß sie nur Gedanken seyen (was ist, sagt er §. 465, ist nur, sofern es Gedanke ist, der Gedanke ist die Sache), mit solcher Gewißheit voraus, daß er sich, in Folge der Voraussetzung, der Gegenstand falle wie der Begriff in das Bewußtseyn selbst, über nichts mehr wundert, als über die Meynung, das an sich oder das Wesen der Dinge sey unerkennbar. Sey es ja doch weiter nichts, als die abstracte Vorstellung derselben!

Hegel stellt mithin dem Kant'schen Extrem der Unerkennbarkeit der Gegenstände die entgegengesetzte Meynung ihrer absoluten Erkennbarkeit in dem Sinne gegenüber, wornach sie außer dem Denken gar nicht existiren. Aber ein Extrem wird durch das andere nicht widerlegt. Vielmehr folgt aus der Einheit des Subjects mit der Objectivität oder dem wesentlichen Verhältnisse des erstern zur letztern nur die Möglichkeit einer Uebereinstimmung seines Erkennens mit den Gegenständen und hierin besteht eben die objective Wahrheit des Wissens. Aber diese Uebereinstimmung oder Einheit des Wissens mit dem Seyn ist nicht die Identität des Denkens und Seyns in dem Sinne, wornach das letztere oder die Objectivität nur eine von der Subjectivität oder dem menschlichen Geiste gedachte Welt wäre.

Wie sich in Fichte's subjectivem Idealismus die Unwahrheit der Voraussetzung des absoluten Ichs als Schöpfer seiner selbst und der Welt durch die Ausführung in allen Instanzen verräth, indem es seine vorausgesetzte Unendlichkeit weder theoretisch noch praktisch zu realisiren vermag, so verweist auch Hegels reines Denken, zu dessen Abstractheit er Fichte's energisches Princip neutralisirte, seine Unzulänglichkeit, seine Absolutheit zu manifestiren, in seiner ganzen Entwicklung. Denn durch die immanente Entwicklung des reinen Denkens ergiebt sich kein andres als ein formelles Wissen, daher Hegel consequenter Weise selbst die Logik I. Bd. S. 11 als die Wissenschaft des reinen d. h. abstracten Selbstbewußtseyns betrachtet, und sie III. Bd. S. 24 sogar ausdrücklich als formelle Wissenschaft definirt.

Daher hat er durch die immanente Dialektik des reinen Denkens nur die allgemeinen Gesetze und Kategorien abgeleitet, die sich deßhalb eben so sehr als Principien und Verhältnißbestimmungen des Seyns erweisen, weil jenes in seiner Wahrheit mit diesem (nicht identisch ist aber) übereinstimmt, eine Uebereinstimmung, welche in der wesentlichen Einheit

des gegenständlichen Bewußtseyns mit dem Selbstbewußtseyn begründet ist, welches letztere, wie schon Carteſius erkannte, das Princip und die Norm aller Gewißheit ist. — Demzufolge fängt seine eigentliche Logik erst mit dem zweyten Bande an, in welchem er nach dem Vorgange der ältern Logik mit dem Gesetz der Identität beginnt, dessen Voraussetzungslosigkeit als einfachster formeller Bestimmung er dadurch selbst erweist, daß er das abstracteste, leerste materielle Princip: das reine Seyn dadurch bestimmt. *)

Die bestimmten Kategorien, zu denen er von den allgemeinen Gesetzen des objectiven Denkens übergeht, erweisen sich, so weit sie logisch abgeleitet werden, als die Reflexionsbestimmungen, welche, was schon Kant forderte, eben so sehr die Urtheils- und Schlußformen bedingen, wie jene Grundgesetze die Begriffsbildung bestimmen, so daß sich die objective und die subjective Logik in einem allseitigen Verhältnisse auf einander beziehen.

Sofern nun aber Hegel das objective Bewußtseyn mit dem Selbstbewußtseyn identificirt, und das reine Denken als absolutes Wissen, und mithin als „objectivirendes Thun“ oder als „productives Erkennen“ voraussetzt, macht er in der Logik, die er nur durch die Reduction des Inhalts auf die Form als absolute Wissenschaft fassen konnte, den Versuch, die Selbstbestimmung des Absoluten durch alle Momente und Stufen der Weltentwicklung darzustellen.

Prüfen wir nun diesen Versuch einer solchen kosmogonischen Logik **), so fragt es sich vor allem, ob das reine Seyn dem Begriff des Absoluten, für dessen unmittelbarste Definition es Hegel erklärt, entspricht, da es vielmehr statt ursprüngliches

*) Sofern er I. Log. S. 59 das reine Seyn als einfache Gleichheit mit sich selbst und S. 49 als ununterschiedene Einheit definirt, setzt er in der That das Princip der Identität der Erklärung des Seyns voraus.

**) Wirklich erklärt Hegel den logischen Begriff ausdrücklich als „Schöpfer der Welt.“

Princip zu seyn, erwiesenermassen das letzte Product der subjectivsten Abstraction ist.

Daß nun dieses reine Denken durch seine immanente Selbstbestimmung zu einer Kosmogonie oder speculativen Physik sich gestalte, ist schon deßhalb zu bezweifeln, weil Hegels Naturphilosophie im Ganzen eine andre Entwicklung des Wissens darstellt, als die objective Logik, und z. B. in einer dieser entgegengesetzten Ordnung vom Quantitativen zum Qualitativen übergeht.

Betrachten wir aber Hegels objective Logik als Lehre vom Seyn an sich selbst, so erscheint der Fortgang derselben keineswegs als ein durchaus immanenter, indem er durch Erschleichungen, Tautologien, ungelöste Widersprüche, logische Sprünge und Rückfälle vielfach gestört ist. So weit er sich aber bewährt, und Hegels Verdienst soll auch in dieser Sphäre nicht verkannt werden, ergiebt er sich nicht aus der Dialektik des reinen d. h. abstracten Begriffs, sondern er hat Kants und namentlich Schellings speculativ empirische Naturforschung zur Grundlage und theilt die Vorzüge und Mängel der zu Hegels Zeit herrschenden Physik und Chemie so entschieden, daß er sie zu jeder andern Zeit in der Gestalt, in welcher sie erschienen ist, nicht hätte entwerfen und ausbilden können.

Es ist hier nicht der Ort, den vollständigen Beweis der erwähnten Mängel von Hegels objectiver Logik zu geben, Ref. hat ihn in einer ausführlichen Kritik derselben versucht, — einige Proben jener logischen Irrthümer mögen hier genügen. Erschlichen, nicht aber begründet ist der Uebergang vom reinen Seyn zum Nichts und durch dieses zum Werden, da Hegel das erstere als eben so unbestimmt und leer faßt, wie das letztere, mit dem er es deßhalb für identisch erklärt; ein Uebergang, welcher jedoch nicht ein Werden, sondern vielmehr ein Vergehen oder ein Entwerden wäre.

Die Tautologie, die schon in jener abstracten Identificirung — „das Seyn und das Nichts ist dasselbe“ — *) ausgesprochen ist, wiederholt sich in

*) §. 88. S. 171 der neuen Ausgabe.

den weiteren Verhältnißbestimmungen der objectiven Logik unzähligemal, indem die Gegensätze nicht als unterschiedene Momente zu den sie begreifenden Einheiten vermittelt, sondern für identisch erklärt werden. So wird z. B. durch die Erklärungen: „was etwas an sich ist, das ist es für anderes, oder das hat es an ihm, Inneres und Aeußeres ist dasselbe, die Ursache enthält nichts, was nicht in der Wirkung wäre und umgekehrt," aller Unterschied dieser Begriffe und eben damit ihr bestimmtes Verhältniß zu einander aufgehoben. Und doch gesteht Hegel anderwärts selbst, daß der Unterschied in der Dialektik der Begriffe eben so wesentlich ist wie die Identität, indem nur unterschiedene Momente zur concreten bestimmten Einheit des Begriffs vermittelt werden können.

Und wenn er vollends §. 143 die Möglichkeit als Reflexion in sich (als Insichseyn) für unwesentliche Wesentlichkeit — eine contradictio in adjecto — erklärt und §. 144. das Wirkliche selbst im Unterschiede von der Möglichkeit als das äußerliche Concrete bezeichnet, welches als solches das nur Innerliche: die abstracte Reflexion in sich sey, wofür er §. 143. die Möglichkeit erklärt hatte, so sind dieß abstracte Widersprüche und Verwechslungen der Begriffsbestimmungen, welche alles wissenschaftliche Denken unmöglich machen.

An eigentlichen Wiederholungen oder Rückfällen kann es in einer Logik, in welcher die ganze Organisation des Lebens aus dem reinen, d. h. abstracten Denken deducirt werden soll, gleichfalls nicht fehlen. So wird z. B. die Existenz §. 123 in denselben Worten definirt, wie §. 121 der Grund derselben, und so fern oder so weit die Dialektik in den verschiedensten Sphären dieselbe ist, entspricht die Ausführung der Forderung: der Eine Begriff werde auf jeder Stufe seiner Entwicklung in einer neuen concreten oder reicheren Bestimmtheit erkannt, — so wenig als die Uebergänge zu neuen Begriffsbestimmungen durch immanente Dialektik vermittelt sind. So wird z. B. von den abstractesten Bestimmungen des (natürlichen) Daseyns zu dem Begriffe des Fürsichseyns, wodurch das idealistische Verhalten des Geistes erkannt werde, fortgeschritten, um von dieser Sphäre zur Dialektik des

Eins und der Vielen, (wovon jedes dasselbe seyn soll, was das andere ist) und den speziellen Kategorien der Attraction und Repulsion übergegangen, indem nach dem Vorgange der Atomisten begriffloserweise das „Leere als Quell der Bewegung" bezeichnet, und durch die erwähnten physikalischen, nicht aber allgemein logischen Kategorien die Materie construirt wird. Diese unmittelbaren Uebergänge von den niedrigsten Bestimmungen zu den höchsten und die Rückfälle von diesen in ganz untergeordnete verschiedenartige Sphären, werden nur durch die äußerste Abstraction möglich, die nach Hegels eigener Erklärung „die Unterschiede flüssig macht" und die „Begriffsbestimmungen in ihr Gegentheil umschlagen" läßt, durch welche Neutralisation oder Identification und Alteration oder Verwechslung der Begriffe die Dialektik allerdings jedes beliebige Resultat hervor bringt. Aber der Grundirrthum, die erste und letzte Täuschung der Hegel'schen Dialektik ist die Voraussetzung: „das bewegende Princip, der innre Rhythmus und Puls des Denkens und Lebens sey die absolute Negativität und der dadurch gesetzte Widerspruch sey das Gesetz aller natürlichen und geistigen Selbstbewegung." II. Log. S. 78. III, 374.

Ist das abstracte Denken und das leere Seyn, mit dem jenes identisch ist, todtes Princip, und ist der an sich eben so abstracte Wille, den Hegel §. 5. der Rechtsphilosophie als Princip der geistigen Selbstbestimmung und Verwirklichung voraussetzt, unfähig, sich selbst zu bestimmen und zu verwirklichen, so glaubt er in der absoluten Negativität, welche das Wesen des Denkens und Willens sey, das schöpferische Princip der Organisation des Wissens und der Wirklichkeit erkannt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortſetzung.)

P. M. Quitard, Dictionnaire étymologique, historique et anecdotique des proverbes et des locutions proverbiales de la langue française. Paris 1842.

C. F. Franceſon, Grammatik der ſpaniſchen Sprache. Zweyte Aufl. Leipzig 1843.

Fr. Sol. Constancio, Novo diccionario critico e etymologico da lingua Portugueza. Paris 1836. 4,

Mich. Ant. Vassalli, Grammatica della lingua Maltese. Malta 1827.

D. T. A. Sanchez, Vocabulario de voces antiguadas, para facilitar la lectura de los autores españoles anteriores al siglo XV. Paris 1842.

Severino Fabriani, Lettere logiche al professore M. A. Parenti sopra la grammatica italiana pe'sordi-muti. Modena 1838.

F. E. Beneke, ſpaniſch = deutſches Wörterbuch zum Don Quixote. Zweyte Aufl. Berlin 1842.

P. Ackermann, Dictionnaire des Antonymes ou Contremots. Berlin 1842.

A. G. F. Freeſe, Schwediſch = deutſches Wörterbuch. Stralſund 1842.

Dr. K. F. Becker, Ausführliche deutſche Grammatik. Bd. I. Frankfurt 1842.

Jak. H. Kaltſchmidt, Neueſtes und vollſtändigſtes Fremdwörterbuch. Heft 1. 2. Leipzig 1842.

Die Juden in Oeſterreich. Vom Standpunkte der Geſchichte, des Rechts und des Staatsvortheils. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

R. H. Hiecke, Der deutſche Unterricht auf deutſchen Gymnaſien. Leipzig 1842.

W. Duverger, The english and the french languages, compared in their grammatical constructions. P. 1. 2. London 1816.

Noah Webster, A dictionary of the English language. Vol. 1. 2. London 1832. 4.

— — — An American dictionary of the English language. New York 1842.

Ant. Mach. de Cerdeña, Arte y vocabulario de la lengua Lule y Tonocote. Madr. 1732. Grammatica y vocabulario en la lengua general del Peru, Llamada, Quichua y en la lengua Española. Sevilla 1603.

Ant. Jaroslaw Puchmayer, Román Cib, d. i. Grammatik und Wörterbuch der Zigeuner Sprache nebſt einigen Fabeln derſelben. Dazu als Anhang die Xanty'rka oder die Cechiſche Diebesſprache. Prag 1821.

Jan. Pacic, Gmenoslow cili Slownjk osobny'ch gmen rozlicny'ch kmenů a rárěcj národu Slawenského sebrany' od Jana Pacicě rozmnozeny' saustaweny', latinsky'm, pjsmem a poznamenánjmi opatřěny' od Jana Kollára. W Budjne 1828.

J. N. Konecny', Theoretiſch = praktiſche Anweiſung zur ſchnellen und gründlichen Erlernung der cechiſch = ſlaviſchen Sprache. Wien 1842.

Franc. Cyrill. Kampeljk, Cechoslowan cili národnj gazyk w Cechách na Morawě, we Slezku a Slowensku. W Praze 1842.

Joſ. Jungmann, Beleuchtung der Streitfrage über die böhmiſche Orthographie. Prag 1829. 8.

J. P. Jordan, Grammatik der wendiſch = ſerbiſchen Sprache in der Oberlauſitz. Prag 1841.

Sebastian Hněwkowsky', Zlomky o ceském básnictwj. zwlasstě pak o prozodyi, w ssesti listech. W Praze 1820.

Waclaw Hanka, Zbjrka neydáwnegsich Slownjku latinsko-cesky'ch, s obsahem neznámy'ch slow w abecednjm porádku cesko-latinsky'm. Wyadána od Wáclawa Hanky. W Praze 1833.

P. Andres Merino, Escuela paleographica, ó de leer letras antiguas, desde la entrada de los Godos en España, hasta nuestros tiempos. Madrid 1780. fol.

Ch. Fr. Vesin, La cryptographie dévoilée, ou art de traduire ou de déchiffrer toutes les écritures, suivi d'un précis analytique des langues écrites. Bruxelles 1840.

Roſcher, Klio. Beyträge zur Geſchichte der hiſtoriſchen Kunſt. Bd. 1. Leben, Werke und Zeitalter des Thukydides. Göttingen 1842.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Erster Theil. Die Logik.

(Fortsetzung.)

Aber wie das abstracte Denken durch die Negation seines Anfangs, des reinen Seyns nicht zum Werden oder zur Entwicklung kommt, sondern nur in sein abstractes Gegentheil: das reine Nichts umschlägt, so erweist sich die negative Freyheit, welche nach Hegel das unmittelbare Wesen des Willens ist, als der von ihm sogenannte Fanatismus, welcher alle Organisation des geistigen Lebens zerstöre. *)

Da aber das negative Princip die wesentliche Einheit des Denkens und Lebens, welcher es widerspricht, voraussetzt, so ist es nur zu überwindendes Moment des sich durch die Ueberwindung des Widerspruchs bewährenden Geistes, welcher sich seine Einheit mit sich durch die positiven harmonischen Gegensätze seines Lebens oder Reiches vermittelt.

Indem Hegel die Begriffe des positiven und negativen Princips und ihres Verhältnisses zu einander verkennt, und den harmonischen Gegensatz mit dem Widerspruch verwechselt, erklärt er nach Heraklit den Streit oder Kampf und mithin die Entzweyung für ebenso wesentlich und nothwendig wie die Einheit oder Harmonie. Daher behauptet er einerseits II. Log. S. 74 von der Tugend, sie sey „nicht nur in Vergleichung mit dem Bösen sondern an sich selbst Entgegensetzung und Bekämpfung“ und andererseits behauptet er vom Bösen „es bestehe in dem Beruhen auf sich gegen das Gute, es sey positive Negativität,“ indem er auch in dieser Definition einen baaren Widerspruch, eine contradictio in adjecto ausspricht. Diese Verwechslung oder Umkehrung widersprechender Begriffe treibt er in den Worten II. Log. S. 73 auf die Spitze: „das Negative hat auch ohne Beziehung auf das Positive ein eigenes Bestehen, es ist mit sich identisch; so ist es aber selbst das was das Positive seyn soll.“

Wie nun aber aus dem Begriffe des immanenten und mithin consequenten Denkens folgt, daß es sich durch entsprechende Begriffsbestimmungen vollziehe, indem der Irrthum eben durch die Verkehrung des wahren Begriffes und mithin durch den Widerspruch entsteht, und wie das natürliche Leben nur durch die Harmonie d. h. die vermittelte Einheit seiner Momente und Functionen sich entwickelt und behauptet, während es durch die Disharmonie oder den Widerspruch derselben erkrankt und sich auflöst, so ist auch der sich bewährende sittliche Wille nicht an sich selbst Bekämpfung, sondern die Bekämpfung und die Ueberwindung des ihm widersprechenden negativen Princips ist nur das Mittel seiner das Leben oder Reich des Geistes durch positive Gegensätze oder harmonische Unterschiede organisirenden Wirksamkeit als seines wahrhaften Zweckes, während der böse Wille nicht auf sich beruht und mithin auf keine Weise als wesentliches (sub-

*) Erinnert dabey an das Schreckenssystem der französischen Revolution.

stanzielles) *) oder positives Princip sich erweist, sondern nur durch die Negativität, die sein Charakter und durch den Widerspruch oder den Streit, der sein Zweck ist, sich behauptet oder bethätigt.

So sehr daher aus dem Begriffe des negativen, nur im Widerspruch mit anderem und mit sich selbst sich bethätigenden, Princips seine Bestimmung, — zu überwindendes und überwindbares Moment der sich durch seine Negation bewährenden Einheit des sittlichen Willens und Geistes zu werden, folgt; so sehr folgt es aus dem Begriffe dieser Einheit selbst, daß sie erst durch Ueberwindung des Widerspruchs als ungestörte siegreiche Harmonie und Wahrheit des Geistes, als sein ewiges vollendetes Leben und Wissen wirklich und offenbar ist; wie im Physischen die Gesundheit so lange nicht wahrhaft wirklich ist, als der Organismus noch im Kampfe mit negativen Potenzen oder innern Widersprüchen begriffen ist.

In der vorausgesetzten aber nicht bewiesenen Identität des Denkens und Seyns und in dem Principe der absoluten Negativität ist alle Sophistik begründet, mit der die linke Partie von Hegels Schule die Grundwahrheiten des religiösen und sittlichen Bewußtseyns umkehrt, und eine Verwirrung erzeugt, die von allen tiefer Fühlenden und Denkenden verworfen und widerlegt, von dem literarischen Pöbel aber wie billig als spekulativste Dialektik gepriesen wird. Es bedarf aber in der That nur einer sehr oberflächlichen Bildung, um nach jenen Principien die Ideen der Gottheit, der göttlichen Weltordnung und Erlösung, der menschlichen Freyheit und des Gegensatzes des Guten und Bösen, so wie endlich die Idee des ewigen Lebens als vollendeten Gottesreiches zu bestreiten. Denn ist das Seyn mit dem Denken identisch, so giebt es kein höheres Seyn als das menschliche, so daß, wie Hegel sagt, der Weltgeist sich als absoluten oder göttlichen Geist weiß, welcher nach dem Princip der absoluten Negativität den Widerspruch oder die Disharmonie eben so sehr verursacht, wie aufhebt. —

Existirt aber Gott nur in den einzelnen Geistern, als deren Allgemeinheit oder Allheit er vorgestellt wird, so sind die letztern die Götter der Welt, welche, ihrer „absoluten Macht und Freyheit“ sich bewußt, eines göttlichen Erlösers um so weniger bedürfen, als Sünde und Erlösung für gleich wesentliche Momente gehalten werden, welche, „als gegenseitig sich setzende und aufhebende, in jedem Atom der Menschheit sich neu erzeugen,“ *) so zwar, „daß die Erlösung der letztern sich eben so sehr von selbst verstehe, und sich eben so nothwendig ergebe, wie ihre Selbstentzweyung oder die Sünde.“ Und wenn diese absolute Negativität des den Widerspruch eben so wohl setzenden wie aufhebenden und mithin im end- und sieglosen Kampfe begriffenen Geistes als die wahre Energie seines Lebens und mithin seine Freyheit als „absolute Unruhe“ **) betrachtet wird, so ist es nach der Voraussetzung Thorheit, an ein ewiges Leben, zu glauben. Im Vergleich mit dem göttlichen Leben das der menschliche Geist im Dießseits genieße, und welches nach der vorausgesetzten Identität des Denkens und Seyns alleinige Wirklichkeit ist, könne der Himmel der Religion nur todte Ruhe, nur ewiges Einerley seyn, und da das geistige Individuum sich eben so sehr als nichtig wie als reell wisse, so fern es nur „Accidenz des allgemeinen Geistes“ ***) sey, so sey höchster Zweck des Diesseits: das vergängliche Daseyn durch den Cultus des Genius und durch eine sich selbst und die Welt vergötternde Kunst und Wissenschaft so viel möglich zu verherrlichen! Wer nun in dem Principe des Widerspruchs so befangen ist, daß er die Inconsequenz nicht scheut und überwindet, sondern wünscht und begeht, der ist nicht zu widerlegen; wer aber consequent zu denken bestrebt ist, der wird leicht einsehen, in welchen un-

*) Nur der Dualismus, den die christliche Religion eben so sehr negirt, wie die wahre Philosophie, faßt das Böse als wesentliches auf sich beruhendes Princip und mithin als Substanz des Menschen.

*) Vergl. z. B. die nach Hegelschen Principien verfaßte Strauß'sche Dogmatik II. Bd. S. 72.

**) A. a. O. S. 693.

***) A. a. O. S. 726.

lösbaren Widerspruch ein Denken geräth, das die Idee des Absoluten oder der Gottheit, (welche, weil sie das wesentlichste und höchste Problem der Vernunft ist, Princip oder Resultat jedes Systems ist,) in ihr Gegentheil: in die Vorstellung des in bedingten, endlichen, sündhaften Individuen existirenden Weltgeistes umschlagen läßt, der nach dem Principe der absoluten Negativität als Kronos seine Geschöpfe eben so sehr vernichte wie setze. Wer sich überzeugt, daß der Widerspruch als Disharmonie im Physischen Krankheit, im Moralischen Sünde, im Theoretischen Irrthum ist, der wird die widersinnige Vorstellung, als sey das Leben des mit diesen Widersprüchen kämpfenden und sie nie überwindenden Weltgeistes die seiner Idee adäquate vernünftige und mithin ewige Existenz, verwerfen und die beyspiellose Inconsequenz einer angeblich spekulativen Dialektik einsehen, welche die Vernunftwesen oder Personen in der Lehre von der Freyheit, die als „absolute Macht“ *) vorgestellt wird, zu Göttern erhebt, und im Cultus des Genius den eignen Geist verehrt, um sie (die Personen) in der Lehre vom absoluten Diesseits und der Nichtigkeit des Daseyns zu bloßen „Accidentien des Weltgeistes“ und gleich den Naturwesen oder Thieren zu verschwindenden Momenten oder Durchgangspunkten des Weltlebens zu degradiren.

Wer endlich einsieht, zu welchen heillosen, alle Wahrheit des geistigen Lebens zerstörenden Consequenzen die Negation des Gegensatzes des Guten und Bösen führt, so daß nach dem vorausgesetzten Principe der moralische Wille nicht wesentlich von dem egoistischen Willen unterschieden wird, indem nach den ganz unbestimmten Kategorien des Nothwendigen und Wirklichen und des Moments alles was der Vernunft widerspricht und das Gemüth empört, gerechtfertigt, oder wenigstens entschuldigt und alles wesentlich Wahre und Gute in die Kategorie der allgemeinen Relativität und Negativität herabgezogen wird, wer diese Sophistik einsieht, der wird sich überzeugen, von welcher Wichtigkeit es ist, ein Princip und eine Methode zu prüfen, welche

*) A. a. O. S. 176 und 364.

sich als immanente Selbstbewegung alles Lebens ankündigt und als solche gepriesen wird.

Haben wir hiemit die Irrthümer und das Princip bezeichnet, wodurch die Hegelsche Logik ihrer Bestimmung widerspricht, und destructiv auf die Einheit des Wissens und Lebens wirkt, so haben wir nun, um nicht einseitig und ungerecht zu werden, das Verdienst zu würdigen, wodurch Hegel eine neue Epoche der philosophischen Wissenschaft begründete. Es ist nicht zu läugnen, daß die ältere Logik selbst im Sinne des Aristoteles doch nicht sowohl constructive, die Methode und das System des Denkens organisirende, Doctrin als vielmehr negative kritische Disciplin war. So bildeten z. B. die abstract gefaßten Gesetze der Identität und des Widerspruchs wohl in so fern die Kriterien und Regeln des Denkens, als dadurch auf das Festhalten der Begriffe gedrungen (A = A) und vor dem Verwechseln schlechthin oder abstract entgegengesetzter oder sich widersprechender Bestimmungen oder sogenannter contradictorischer Gegensätze (A non est non A) gewarnt wurde, und die dritte kritische Regel: „Denke nichts ohne Grund“ warnte vor zufälligen willkührlichen Behauptungen. Aber hiemit wurde das Verhältniß der Identität zum wesentlichen Unterschiede oder zum organischen Gegensatze nicht bestimmt. Und doch kommt es eben so sehr darauf an, den Begriff in seine unterschiedenen Bestimmungen und Beziehungen zu entwickeln und zu spezificiren, wie die Consequenz erfordert, seine Einheit in der Vielseitigkeit oder Mannigfaltigkeit seines Inhalts und seines Umfangs zu erweisen.

Nicht weniger ist am Tage, daß nach den abstracten Gesetzen der Identität und des Widerspruchs nur entweder das identische oder das sogenannte unendliche Urtheil möglich werden und daß der bestimmte Unterschied von Subject und Prädicat durch die abstracte Formel A ist A nicht erkannt wird, und doch setzt das bestimmte Urtheil, welches als Verhältnißbestimmung von Subject und Prädicat mehr als tautologische Sätze ausspricht, den Unterschied der Momente voraus, welche durch die Copula geeint werden.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortſetzung.)

C. Keil, Analecta epigraphica et onomatologica. Lips. 1842.

Oratores Attici. Recognoverunt etc. Jo. G. Baiterus et H. Sauppius. T. V. Demosthenis orationes XXII — XLIV. Turici 1842.

Classicorum auctorum e vaticanis codicibus editorum curante Ang. Maio T. 6 — 10. Romae 1834.

Od. Amthorus et A. Fritzschius, Horti Persici et Arabici. Vol. I. Molocabi 1842.

Kalidasa. Cakuntala annulo recognita, drama indicum Kalidasae adscriptum. Fasc. II. Romae 1842.

Tauſend und Eine Nacht. Arabiſch. Nach einer Handſchrift aus Tunis herausgegeben von Dr. M. Habicht, nach ſeinem Tode fortgeſetzt von M. H. L. Fleiſcher. Bd. 9. Breslau 1842.

Tsarévitch Wakhoucht, Déscription géographique de la Géorgie, publiée d'après l'original autographe par M. Brosset. St. Petersb. 1842. 4.

Lao-Tseu, Tao-te-King. Le livre de la voie et de la vertu composé dans le VI. siècle avant l'ére chrétienne. Traduit en français et publié avec le texte chinois et une commentaire perpétuel par Stanislaus Julien. Paris 1842.

D'Ebn-Khaldoun. Histoire de l'Afrique sous la dynastie des Aghlabites, et de la Sicile sous la domination musulmane. Texte arabe D'Ebn-Khaldoun, accompagné d'une traduction française et de notes par A. Noel des Vergers. Paris 1841.

A. Balbi, Allgemeine Erdebeſchreibung. 3. Auflage von Cannabich, Vogel und Wimmer. Th. 1. 2. Peſth 1842.

Joh. Gottfr. Sommer, Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde. Th. 1 — 3. Prag 1842.

Fred. Dubois de Montpéreux, Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases en Colchide et en Crimée. Vol. 5. Atlas in fol. Livr. 16 — 19. Paris 1843.

J. Dumont D'Urville, Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée, executée pendant les années 1837 — 1840. Vol. II. 1. Atlas pittoresque. fol. Historique. livr. 6 — 13. Paris 1842.

Abel Dupetit-Thouars, Voyage autour du monde sur la frégate La Venus, pendant les années 1836 — 39. Physique par U. de Tessan. T. I. Observations metéorologiques faites à la mer, I. partie. Paris 1842.

Victor Jacquemont, Voyage dans l'Inde pendant les années 1828 à 1832. Livr. 40 — 43. Paris 1842.

Léon de Laborde, Voyage en Orient. Livr. 25. Paris 1842. f.

Reiſen und Länderbeſchreibungen der älteren und neueſten Zeit. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. H. Hauff. Lief. 23. Dr. K. Koch, Reiſe durch Rußland nach dem kaukaſiſchen Iſthmus in den Jahren 1836 — 38. Stuttgart 1842.

Joſ. Rußegger, Reiſen in Europa, Aſien und Afrika u. ſ. w. in den Jahren 1835 — 1841. Abth. 3. 4. Atlas Lief. 1. Stuttgart 1842.

Voyage autour du Monde exécuté pendant les années 1836 et 1837 sur la corvette La Bonité commandée par M. Vaillant. Physique par M. B. Darondeau, A. M. C. Chevalier. Observations magnétiques. T. I. Paris 1842.

C. Wilkinson, A tour through Asia Minor and the greek islands. London 1806.

Ferd. Magallanus, Relacion del ultimo viage al Estrecho de Magallanes de la fregata de S. M. Santa Maria de la Cabeza en los annos de 1785 y 1786. Vol. 1. 2. Madrid 1788. 4.

Charles Masson, Narrative of various journeys in Balochistan, Afghanistan and the Panjab; including a residence in those countries from 1826 to 1838. Vol. 1 — 3. London 1842.

T. Arbousset et F. Daumas, Relation d'un voyage d'exploration au Nord-Est de la colonie du Cap de Bonne-Espérance. Paris 1842.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Erster Theil. Die Logik.

(Schluß).

Auch die ältere Syllogistik zeigt mehr nur die Figuren und Regeln, wornach die Richtigkeit der Schlüsse geprüft werden kann, als daß sie die Dialektik entwickelte, wodurch das Denken die objective Vermittlung begreift, durch welche der Schluß sich als die allgemeine (nicht aber concrete) Form alles Vernünftigen erweist.

Ein zweyter Mangel der ältern Logik ist das historische Verfahren, womit sie die Begriffs-, Urtheils- und Schlußformen nur nach einander erwähnt oder aufzählt, statt sie aus dem Begriffe des Denkens als nothwendige Bestimmungen und Stufen seiner dialektischen Entwicklung abzuleiten. Wurde die Elementarlehre der Logik nicht dialektisch dargestellt, so konnte auch die Methodenlehre höchstens das Verfahren des abstract verständigen Denkens nicht aber die wesentliche Systematisirung des Vernunftwissens darstellen.

Kant erklärte zuerst die Untersuchung der Gesetze und Kategorien des Denkens als Aufgabe der transcendentalen Logik und erkannte das wesentliche Verhältniß derselben zu den durch sie bedingten Urtheilsformen. Fichte gieng noch weiter, indem er sie als nothwendige Bestimmungen des Denkens zu deduciren versuchte, und Schelling erwies die Gesetze der Identität, des Gegensatzes und der Einheit beyder, welche sich als Totalität bestimme, *) als Naturgesetze und versuchte im Verlaufe seiner Naturphilosophie die Potenzen oder Stufen der Natur zu entwickeln, deren Schluß oder Vollendung der menschliche Organismus als individuelle Einheit des Naturganzen bilde. Diese Naturphilosophische Construction Schellings bildet die Grundlage von Hegels Dialektik. Wie jener die innere Unterscheidung der Identität (oder des sich selbst gleichen Wesens) in die ihr wesentlichen physikalischen oder organischen Gegensätze naturphilosophisch erwies, so leitete dieser die Nothwendigkeit des logischen Gegensatzes aus dem Begriffe der Identität als des Princips der innern Unterscheidung selbst ab, und wie jener die Gegensätze, in welche sich das Leben entwickelt oder organisirt, zu ergänzenden Momenten der sie begreifenden Totalität zusammenschaute, so erfaßt dieser die Unterschiede als immanente Bestimmungen der durch sie vermittelten concreten Einheit des bestimmten Begriffs, dessen unmittelbare Besonderung das Urtheil und dessen vollständige Vermittlung der Schluß bilde. Den realen Stufengang

---

*) Schon Plato sagt im Sophisten p. 259: „das Schwere und Wahrhafte ist dieses zu zeigen, daß das was das Andere (ἕτερον) ist, dasselbe ist und was dasselbe ist (ταὐτὸν ὄν) ein Anderes ist d. h. mit andern Worten, zu zeigen, daß das Andersseyn oder der Unterschied Unterscheidung des mit sich identischen Wesens ist und daß dieses in seinem wesentlichen Unterschiede sich selbst gleich bleibt, so daß die Identität in der Einheit mit dem ihr wesentlichen Unterschiede oder Gegensatze (als ihrer immanenten Bestimmtheit) und mithin als Totalität oder Ganzes zu begreifen ist.

der Idee des Lebens aber, den Schelling durch die intellectuelle Anschauung d. h. die denkende oder geistige Betrachtung der Natur wieder zu geben versuchte, idealisirte Hegel zur immanenten Selbstbestimmung oder Fortbildung des Begriffs, welcher auf jeder Stufe in reicherer oder concreterer Bestimmtheit sich entwickle, um sich zu der absoluten, sich als die Einheit des Objectiven und Subjectiven wissenden, Idee zu vollenden.

Wenn nun gleich die Identität des Denkens und Seyns, welche Hegel seiner Logik als der Wissenschaft des productiven Denkens voraussetzt, eine eben so unwahre abstracte Vorstellung ist, wie die Indifferenz des Objectiven und Subjectiven, von welcher Schelling ausgieng, und wenn gleich das Resultat von Schellings und Hegels System: das absolute Subject-Object oder die absolute Idee in dem Principe durch eine eigentliche petitio principii vorausgesetzt ist, so läßt sich doch das Princip der organischen Entwicklung, wodurch der erstere der Reformator der objectiven Wissenschaft wurde, und das Princip der immanenten d. h. dem Wesen des Inhalts entsprechenden Dialektik, wodurch der letztere Begründer der spekulativen Logik wurde, als ihr eigentliches Verdienst und als Wahrheit ihrer Philosophie erweisen.

Von welcher durchgreifenden Wichtigkeit das Princip der organischen Anschauung und Entwicklung des Lebens nicht nur in dem Gebiete der Natur sondern selbst in den Sphären des Staats, der Kunst und der Geschichte des Geistes seye, davon wird sich jeder überzeugen, der die neuere Gestaltung der Wissenschaft mit der frühern mehr atomistischen und mechanischen Betrachtungs- und Behandlungsweise der Probleme der objectiven Forschung vergleicht.

Daß aber die immanente Dialektik in dem von uns bestimmten wesentlichen Sinne, die Wahrheit der von Hegel versuchten aber nicht geleisteten „Selbstbewegung des abstracten alle Realität aus sich selbst erzeugenden Begriffs“ sey, davon giebt seine Logik selbst, so weit sie sich wissenschaftlich bewährt, einen eclatanten Beweis.

So subjectiv und formell nämlich in derselben

der Fortschritt ist, so weit er nicht in der Uebereinstimmung des Denkens mit dem Seyn begründet ist, — von welcher eben so unlogischen wie unrealen Dialektik wir schon die Beweise in den erwähnten Irrthümern und Mängeln gegeben haben, — so wesentlich ist seine Deduction der Gesetze und Kategorien des Denkens, so weit sie den realen Bestimmungen und Verhältnissen der Objectivität entsprechen, und die Dialektik in der oben erwähnten Form die Entwicklung und Reflexion des Inhalts selbst darstellt. Tritt mithin die objective Logik an die Stelle der ältern Ontologie, so wird auch die subjective Logik nicht nur das Verfahren eines richtigen, sondern die allgemeine und nothwendige Dialektik eines wesentlich wahren Denkens entwickeln. Demnach wird der Begriff nicht nur eine subjective abstracte Vorstellung seyn, sondern es wird durch denselben das Wesen der Wirklichkeit erfaßt und bestimmt, und das Urtheil und der Schluß werden sich dadurch als wahre Operationen des Denkens erweisen, daß dadurch die wesentliche Verhältnißbestimmung der Dinge und die wesentliche Vermittlung der Vernunftgegenstände erfaßt wird. So hat z. B. schon Kant den Versuch gemacht, den Staat als einen „realen Schluß“ zu begreifen, indem seine Gewalten als Moment der Einzelnheit: die fürstliche, als Moment der Besonderheit: die regierende und ausführende als Moment der Allgemeinheit: die gesetzgebende die sich ergänzenden Bestimmungen der durch sie vermittelten Einheit als eines organischen Ganzen bilden.

Da nun die Logik, obgleich sie eben so sehr Wissenschaft der objectiven wie der subjectiven Form ist, dennoch als formelles Wissen einen wesentlich analytischen Charakter hat, so läßt sich im Verlaufe dieser Methode die Fortbestimmung des Denkens allerdings als Uebergang von einer Sphäre zu der nächst höhern, als der Wahrheit der vorhergehenden, erweisen, indem sich der allgemeine Begriff des Denkens von Stufe zu Stufe entwickelt und vollendet. Wie wir schon gezeigt haben, wie weit Hegels objective Logik in ihrer Ausführung hinter ihrer wahren Bestimmung zurückbleibt, so läugnen wir nicht, daß auch seine subjective Logik in vielen Beziehungen der wissenschaftlichen

Bestimmtheit ermangelt und den wahrhaften Fortschritt des Denkens durch eine künstliche Fortbildung seiner Formen zu ersetzen versucht. Aber nichts desto weniger verdient der Versuch einer dialektischen Darstellung der Logik, in welcher Ein Princip durch alle Sphären und Stufen des Denkens entwickelt wird und mithin die bestimmten Formen eben so viele Bildungsstufen des sich zu einem wissenschaftlichen Ganzen vollendenden Begriffs bilden, die Anerkennung Aller, welche die Unzulänglichkeit einer abstract empirischen und historischen Erwähnung und Aufzählung der logischen Elemente z. B. der verschiedenen Arten von Urtheilen und der mancherley Figuren von Schlüssen einsehen, und den Gedanken einer Consequenz erfassen, in welcher jede folgende Form das Resultat der vorhergehenden ist, aus deren Entwicklung sie folgt oder hervorgeht.

So sehr aber diese immanente Entwicklung als analytische Methode aus dem Begriffe der Logik als formeller Wissenschaft sich ergiebt, so unzureichend ist der Versuch, die realen Wissenschaften durch dieselbe Methode aus dem reinen Begriffe ableiten zu wollen, da die logische Form nur die allgemeine wesentliche nicht aber die concrete bestimmte Gesetzmäßigkeit der Objectivität wiedergiebt, daher jeder bestimmte Gegenstand aus dem seinem eigenthümlichen Wesen entsprechenden concreten Begriffe durch eine seine spezifische Entwicklung oder Selbstbestimmung erfassende Dialektik zu begreifen ist. Daher muß die Methode, wenn gleich die logische Form nach Hegels Ausdruck der allgemeine Rhythmus alles wissenschaftlichen Erkennens ist, dennoch in jeder Sphäre sich eben so neu gestalten, als das Wesen jedes Gegenstandes ein eigenthümliches ist, das nur in der ihm entsprechenden concreten Entwicklung und Vermittlung in seiner objectiven Organisation begriffen wird.

So sehr jedoch Hegel auf die Einheit der Form des Denkens oder Begreifens mit dem objectiven Inhalt dringt, so ist er doch zufolge der erwähnten petitio principii so sehr von der Absolutheit des abstracten formellen Denkens und der analytischen Methode eingenommen, daß er III. Log. S. 23 und 24 ausdrücklich erklärt: „Die Unvollständigkeit der logischen Wahrheit besteht nicht darin, daß sie der vermeyntlichen Realität, die im Gefühle und der Anschauung (als Formen der Erfahrung) gegeben sey, entbehre, sondern daß der Begriff noch nicht seine eigene aus ihm selbst erzeugte Realität sich gegeben hat. Die Logik sey allerdings formelle Wissenschaft aber als Wissenschaft der absoluten Form setzt sie allen Inhalt durch sich selbst oder ihre eigne Dialektik, indem der Inhalt überhaupt nichts anderes als Bestimmung der logischen Form sey die schon für sich selbst alle Wahrheit sey.“ Und §. 164 der Encyclopädie behauptet er vom logischen Begriff er sey zwar „als solcher abstract und formell, aber nicht als ob er je einen andern Inhalt haben oder erhalten sollte als sich selbst, als die absolute Form sey er alle Bestimmtheit, aber wie sie in ihrer Wahrheit ist.“

Nach dieser Voraussetzung der Absolutheit des abstracten Begriffs und seiner Form wäre die Philosophie der Natur und des Geistes nichts als der subjective Versuch, die unendlich tiefe und reiche Bestimmtheit der Vernunftgegenstände, der Gottheit, des menschlichen Geistes und der Sphären seines Reiches und endlich der Natur und ihrer Gebiete auf die schon a priori gewußte abstracte Form zu reduciren, welche selbst in ihrer Wahrheit begriffen nur der allgemeinen wesentlichen Gesetzmäßigkeit des Seyns entspricht, und durch deren bloße Wiederholung in den realen Wissenschaften ein Formalismus entsteht, der nur ein nothdürftiges Surrogat der concreten Begriffsbestimmung und objectiven Systematisirung des bestimmten realen Inhaltes ist.

In der Prüfung des zweyten und dritten Bandes von Hegels Encyclopädie, welche die Philosophie der Natur und des Geistes enthalten, werden wir den Beweis versuchen, daß er seine Aufgabe, die Wahrheit dieser objectiven Sphären zu begreifen, nur so weit erfüllt hat, als er in der Einheit des Denkens und der Erfahrung philosophirt und die allgemeine und wesentliche Form des logischen Denkens in der Entwicklung der bestimmten Gegenstände der Vernunft nicht bloß wiederholt, sondern

zur concreten Erkenntniß der objectiven Wahrheit realisirt und mithin den Formalismus „des sich selbst als das Absolute sowohl Objective wie Subjective denkenden Begriffs“ und der absoluten a priori fertigen Methode überwindet!

Fischer.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

G. J. Vigne, Travels in Kashmir, Ladak, Iskardo, the countries adjoining the mountain course of the Indus and the Himalaya, North of the Panjab. Vol. 1. 2. London 1842.

Aug. Lewald, Praktisches Reisehandbuch nach und durch Italien. Stuttgart 1840.

Alex. Burnes, Cabool: being a personal narrative of a journey to and residence in that city in the years 1836, 7 and 38. London 1842.

Will. Fr. Ainsworth, Travels and researches in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia. Vol. 1. 2. London 1842.

Will. Mure of Caldwell, Journal of a tour in Greece and the Jonian Islands. Vol. 1. 2. London 1842.

Dr. K. F. H. Marx, Erinnerungen an England. 1841. Braunschweig 1842.

L. v. Jagemann, Deutsche Städte und deutsche Männer. 1837 — 1840. Bd. 1. 2. Leipzig 1842.

J. Fr. Davis, Sketches of China, partly during an inland journey of four months between Peking, Nanking and Canton. Vol. 1. 2. London 1841.

Gonzalez Argote de Molina, Historia del gran Tamerlan. Sevilla 1582. fol. (Von höchster Seltenheit. Verfasser ist der span. Gesandte Clavijo selbst, der während der Gesandtschaft starb, und Argote ist bloß Herausgeber).

Dr. J. F. Neigebauer u. F. Aldenhoven, Handbuch für Reisende in Griechenland. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

Dr. Joh. Marshamus, Chronicus Canon Aegyptiacus graecus et disquisitiones. London 1672. fol.

F. W. B. Frhr. v. dem Knesebeck, Archiv für Geschichte und Genealogie. Bd. 1. Hannover 1842.

Ant. Caet. de Sousa, Historia genealogica da casa real Portugueza, desde a sua origem ate'o presente. T. 1 — 14. Lisboa 1735 — 49. 4.

— — Provas da historia genealogica da casa real Portugueza. Vol. 1 — 6. Lisb. 1739 — 1748. 4.

Luis de Salazar y Castro, Indice de las glorias de la casa Farnese. Madr. 1716. fol.

Fr. Henr. Florez, Memorias de las Reynas Catholicas, historia genealogica de la casa real de Castilla y de Leon, todos los Infantes. Vol. 1. 2. Madr. 1761. 4.

Dr. Gust. Schilling, Geschichte des Hauses Hohenzollern. Leipzig 1843.

Luis de Salazar y Castro, Historia genealogica de la casa de Silva. Vol. 1. 2. Madr. 1685. fol.

— — Historia genealogica de la casa de Lara. Vol. 1 — 4. Madr. 1696. fol.

Ant. de Moya, Rasgo heroyco: declaracion de las empressas, armas y blasones con que se ilustran y conocen los principales Reynos, provincias, ciudades y villas de España. Madr. 1756. 4.

C. M. C. Masch, Wappen = Almanach der souveränen Regenten Europa's. Rostock 1842. 4.

J. A. de Funes, Cronica de la ilustriss. milicia y sagrada religion de S. Juan B. de Jerusalem. Vol. 1. 2. Valencia 1626 — 39.

Difiniciones de la orden y cavalleria de Alcantara con la historia y origendella. Madr. 1662.

Privilegia selecta militiae de Alcantara. Madr. 1662.

Al. de Torres y Tapia, Cronica de la orden de Alcantara. Vol. 1. 2. Madr. 1763. fol.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

System der natürlichen Religionslehre. Aus den ursprünglichen Bestimmtheiten des allgemeinen religiösen Bewußtseyns entwickelt. Von J. P. Romang. Zürich 1841.

Ein Jeder von uns, dessen Geist und Gemüth durch die christliche Wahrheit genährt und gebildet worden ist, ist ein Anderer nun, als er hätte werden können ohne diesen Einfluß einer heiligenden Kraft und eines rettenden Geistes. Es ist ein Unternehmen der schwierigsten Art, im frommen Bewußtseyn die „ursprünglichen Bestimmtheiten des allgemeinen religiösen Bewußtseyns“ als die rein rationalen Erkenntnißelemente von dem, was Ueberlieferung und Offenbarung in uns gewirket, zu sondern und auszuscheiden: werden wir dann, wenn uns das geistig Verbundene aufzulösen gelingt, die nach ihrem Ursprung und ihrer Dignität gesonderten Akte der Erkenntniß in solcher Vereinzelung wieder erkennen und sie als Thathandlungen unseres eigenen Geistes anerkennen wollen?

Der natürlichste Weg, zu solcher Selbsterkenntniß zu gelangen, scheint die unbefangene und gründliche Forschung, die geschichtlich vergleichende Forschung zu seyn; die ursprünglichsten Bedürfnisse und Zustände des religiösen Bewußtseyns, die Entwicklung des reinen, von jedem weiteren Interesse unabhängigen Erkenntnißtriebes, die Resultate der durch die christliche Offenbarung nicht erleuchteten Wissenschaft erkennen wir am klarsten im religiösen Bewußtseyn und in der Wissenschaft der gebildeten Völker des heidnischen Alterthumes.

Gefühl und Bewußtseyn unbedingter Abhängigkeit des Menschen von Gott, die Ahnung göttlicher Macht, Weisheit und Heiligkeit, als der Ausdruck der verborgensten Regungen des innersten Gemüths bricht in den Worten der Alten, wie aus dem Schoos der Berge die Quellen der Tiefe, an tausend Stellen hervor: bey Homer, Theogenes, Pindar, Aeschylus: Sokrates, Platon und Aristoteles haben, indem sie die letzten Gründe der Dinge erforschten, metaphysische, logische und ethische Kategorien entdeckten, zugleich Gottes Wesen und Eigenschaften zu ergründen gestrebt. Ja, die Alten kannten auch die wissenschaftlichen Probleme der Natur- und Religionsphilosophie, welche unsere Zeit als die ihrigen für sich in Anspruch nimmt, sie kannten nach dem Maaß ihres Bedürfnisses und nach dem Grade ihrer Fähigkeit jene Controversen in Wissenschaft und Religion, welche auch uns in Glaube und Erkenntniß trennen zugleich und vereinigen. Cicero's Buch vom Wesen der Götter bietet in unerschöpflicher Fülle die lehrreichsten Vergleichungen dar zwischen dem Wesen der heidnischen Gottesfurcht und dem Wesen christlicher Frömmigkeit; der Gegensatz des Theismus und Naturalismus, der Immanenz und Transcendenz hat auch die gebildeten Römer beschäftigt und erschien auch ihnen als ein wesentliches Problem der Philosophie. Nur daß die Gegensätze in einer von der Entwicklung dieser Begriffe in der neuern Philosophie verschiedenen Weise sich gebildet; denn die Götter Epikurs sind einerseits persönlicher, individueller, und in dieser einen Beziehung theistischer, als die Gottheit der Stoiker, andererseits aber, ihr Wesen angesehen und ihre göttliche Wirksamkeit, von Gottes Macht, Weisheit

und Güte, wie der wahre Theismus sie denket, unendlich weiter, als die stoische Gottheit, entfernt. So wie unter uns der Gegensatz eines überweltlichen Gottes, allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde, und eines in sich selbst fruchtbaren Naturprincipes, in Jakobi's Schriften zuerst seinen einfachsten, wahrsten d. i. seinen klassischen Ausdruck gefunden, so hat im Alterthume Seneca, in der Vorrede zu den Naturbetrachtungen, diesen Gegensatz in entsprechender Bezeichnung festgestellt.

Eine solche geschichtliche Grundlage fehlt diesem Werke eben so sehr, als Principien entdeckende Originalität und eine auf selbständigen Axiomen beruhende freye Entwicklung. Es ruht in seinem Princip und seiner Methode auf Schleiermachers Lehre vom Gottesbewußtseyn. (Schl. Glaubenslehre I, 3 — 6. Entwurf eines Systems der Sittenlehre §. 287.) Schleiermacher hat den ganzen Inhalt des Glaubens auf das Princip des frommen Bewußtseyns zurückgeführt, alle objectiven Bestimmungen der Religion, das Wesen und die Eigenschaften Gottes, das Geheimniß der Erlösung und Versöhnung, aus diesem subjectiven Principe abgeleitet, eine Methode, die eben so einerseits relativ wahr und berechtigt und durch die innere Entwicklung der christlichen Kirche gefordert, als sie andererseits, in allgemeiner Anwendung, einseitig und beschränkend ist.

Eingeschränkt auf ein bestimmtes Problem der Theologie und als besondere Phase der Entwicklung in den allgemeinen Zusammenhang einer umfassenden Wissenschaft der Religion aufgenommen, ist diese subjective Methode die adäquate Entwicklung eines wahren Princips. Denn Religiosität, als eine besondere Form der Weisheit, Frömmigkeit in ihrem spezifischen Charakter, durch welchen sie sich theils von den ihr beygeordneten Arten der sittlichen Weisheit, theils von dem allgemeinen Begriff geistiger Vollkommenheit unterscheidet, ist Gefühl, Liebe Gottes als Gefühl. Der Mensch ist fromm, so fern er Gott fühlt, sich in Gott lebend und webend fühlt, — so fern in ihm das Bewußtseyn unbedingter Abhängigkeit von Gott persönliche Gewißheit geworden ist. Frömmigkeit ist unbedingte, freye und uneigennützige Hingebung seiner selbst, Abhängigkeitsgefühl, das uns beglückt und groß macht und befreyt — seliger Friede in Gott.

Aber Gefühl und Bewußtseyn solcher Abhängigkeit ist zugleich Gefühl der Vollkommenheit; die Macht, Selbstständigkeit und Wahrheit dieser göttlichen Vollkommenheit hat die Unbedingtheit jenes Gefühles in uns gewirkt. Frömmigkeit ist Gefühl der Vollkommenheit, uneigennützige und freye Liebe Gottes, Liebe Gottes um seiner Göttlichkeit willen. Also ist das wahre Princip der Glaubenslehre und der Religions-Wissenschaft nicht das subjective Bewußtseyn und das subjective Gefühl, sondern das, was diese in uns gewirkt hat, und also sind die Eigenschaften Gottes nicht aus den Thatsachen und den ursprünglichen Bestimmtheiten unseres religiösen Bewußtseyns abzuleiten, sondern aus dem, was dieses religiösen Bewußtseyns selbstständiger Grund ist. Der Religionswissenschaft und der Glaubenslehre Princip ist die Idee der Vollkommenheit, die Genügsamkeit Gottes, in der allein alle göttlichen Gedanken, alle bewegenden und fruchtbaren Kräfte der Welt, alle Triebe und Bedürfnisse des menschlichen Herzens, alle Formen und Acte des Geistes lebendig begriffen sind. —

Der Verf. theilt mit seinem Vorbilde sowohl die Vorzüge dieser Methode, als auch die Hindernisse, die sich aus der Mangelhaftigkeit derselben ergeben. Die Begründung der Religionslehre durch das subjective religiöse Bewußtseyn und die Zurückführung dieses Bewußtseyns auf das Gefühl der Abhängigkeit des Menschen von Gott gewährt ihm den Vortheil, das fromme Gefühl in seinem Rechte anzuerkennen, die ihm gebührende Würde wieder herzustellen, das Gefühl im Zusammenhang mit andern Geistesformen als Kategorie zu denken: §. 10. „Das fromme Abhängigkeitsbewußtseyn ist nicht bloß ein verständiges Wissen, sondern es gehört dazu so wesentlich eine lebendige Erregung des innersten psychischen Seyns, daß die Innigkeit der Gefühlserregung in Beziehung auf das Göttliche das Maaß der Frömmigkeit bestimmt.“ Gewiß! die Innigkeit des Gefühls ist auch das Maaß der Frömmigkeit; aber nicht nur in dem Sinne wie der Verf. die Zusammengehörigkeit von Gefühl und Bewußt-

seyn behauptet, sondern viel inniger und wesentlicher ist diese Einheit.

Die logischen und metaphysischen Voraussetzungen, auf welchen des Verfassers Theorie beruht, setzen als ursprünglich geschieden voraus, was durch metaphysische Nothwendigkeit, durch geistige Einheit, durch göttliche Einigungskraft verbunden ist. „Die Frömmigkeit ist (nach S. 25) eine eigenthümliche Bestimmtheit des menschlichen Bewußtseyns, und ohne Bewußtseyn, also ohne Wissen, giebt es keine Frömmigkeit. Allein das bloße Wissen der Abhängigkeit von dem Göttlichen ist nicht das ganze Wesen der Frömmigkeit, sonst müßte derjenige der Frömmste seyn, welcher das vollkommenste Wissen besäße von dem Göttlichen und von dem Abhängigkeitsverhältnisse, in welchem das Endliche zu diesem steht. Dieß aber wird Niemand behaupten wollen.“ Niemand würde dieß behaupten wollen? Vielmehr wird ein Jeder so behaupten müssen, daß, wer das vollkommenste Wissen von Gott besäße, zugleich auch der Frömmste wäre. Der Verf. hat vollkommen Recht, daß nur der Gefühlvollste der Frömmste ist, aber hat Unrecht voraus zu setzen, daß Gefühl und Bewußtseyn getrennt sind. Auf diesem Gebiet der Erkenntniß ist unmöglich die Trennung von Gefühl und Gedanken, Gottes Erkenntniß ist andachtsvoller, libevoller, seliger Friede. Andacht ist innigste Durchdringung von Erkenntniß und Empfindung, Beschaulichkeit und Gefühlsinnigkeit. Der Grund dieser unauflöslichen Einheit der im Zustande andachtsvoller Beschaulichkeit verbundenen Acte des Geistes liegt im Gegenstande der Andacht selbst: das Wesen Gottes macht es metaphysisch unmöglich, daß er erkannt würde, ohne geliebt, ohne angebetet zu werden.

Aus dieser ursprünglich irrigen Voraussetzung folgt das Axiom des Verf. von der ursprünglichen Geschiedenheit der subjectiven und objectiven, der analytischen und synthetischen Methode: der Verf. schöpft nicht aus der lebendigen Quelle, die der gemeinschaftliche Lebens- und Erklärungsgrund ist für das subjective Bewußtseyn und die Welt der Objecte. §. 6. „Der subjective Grund aller Gewißheit ist für jedes menschliche Bewußtseyn das unmittelbare Wissen, welches es hat von sich selbst als wissendem Seyn und hiemit zugleich davon, daß

Wissen und Seyn überhaupt für einander geordnet sind. . . . Die Zurückführung auf eine solche Bestimmtheit des Bewußtseyns ist eine genügende Begründung für jedes Fürwahrhalten.“ §. 11. „Obgleich das religiöse Bewußtseyn im Gefühle wurzelt und sich in der Form des Gefühles darstellen kann, so soll es doch, in wie fern es Wissen ist, sich zur Form des begrifflichen Wissens ausbilden.“

Philosophie ist nicht „begriffliche Entwicklung“ eines gegebenen Inhaltes, sondern die Gesinnung der Weisheit, der Ernst der Wahrheit, die objective Wahrhaftigkeit, — ursprünglicher Wahrheitssinn, ursprüngliches Wahrheitsgefühl, freye selbständige Wahrheitsliebe. Im frommen Denken — nur der wahrhaft Fromme ist weise — sind untrennbar Gefühl und Gedanken; Gedanke ist in ihm Affect und Begeisterung. Die erhabenste Leidenschaft, die Leidenschaft der Wahrheit, ist unschuldvolle, liebevolle Ergebung in Gottes Wesen und Leben. — Des lebendigen Gottes gewiß denke der Denker, ergründe er Gott in seinem heiligen Wesen, entfaltend die Idee der Vollkommenheit!

Der Verf. macht Platons Wort im Timäus, mit welchem er die Vollkommenheit seiner Darstellung durch die Unzulänglichkeit der menschlichen Kraft entschuldigt, zum Motto seines Buches: Plat. Tim. 29. Aber Platon selbst im Timäus führt Alles, was ist, als auf seinen einzig wahren Grund auf das Urbild zurück, nach dem Alles geschaffen ist, wird nicht müde, von jedem Punkte der Entwicklung aus zurück zu führen auf die Idee eines allumfassenden, in sich vollkommenen, vorbildlichen Wesens, auf das Gute, das seiner selbst Zweck ist. Es ist dieß der alldurchdringende Gedanke im Timäus, und überflüssig, Belegstellen anzuführen. (Mit Plat. Tim. p. 30 u. 31. u. p. 32, 33 u. 34. vergl. Aristoteles Metaphysik ∠ Brandis p. 110 u. 111). Der Stoiker Balbus bey Cicero redet in begeisterten Worten von diesem Gedanken bedürfnißloser Vollkommenheit (Cic. Nat. Deor. II. 12 u. 13). Daß aber im Menschen ein solches Organ, die selbstständige Wahrheit zu denken, ein Organ der Idee, der Erkenntniß des göttlichen Wesens ist, beweiset die Fähigkeit, zu erstaunen,

in der Platon und Aristoteles das wahrhafte Bedürfniß der Weisheit erkennen, beweist die Selbstständigkeit und bedürfnißlose Uneigennützigkeit des Erkenntnißtriebes, die Aristoteles dargestellt im ersten und zwölften Buch der Metaphysik und im siebenten Buche der Ethik, Platon im Staat, im Theätet, im Philebus, im Gorgias.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

Die Akropolis von Athen nach den neuesten Ausgrabungen. Herausgegeben von Dr. L. Roß, C. Schaubert und Ch. Hansen. Abth. 1. Der Tempel der Nike Apteros. Berlin 1839. Fol.

W. Chassot von Florencourt, Beyträge zur Kunde alter Götterverehrung im belgischen Gallien und in den rheinischen Gränzlanden. Trier 1842.

B. G. Weiske, Prometheus und sein Mythenkreis. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. H. Leyser. Leipzig 1842.

Dr. D. Pellegrino, Andeutungen über den ursprünglichen Religionsunterschied der römischen Patricier und Plebejer. Leipzig 1842.

Annali dell' instituto di correspondenza archeologica. Vol. 13. Cah. 1. Roma 1842.

J. F. Champollion le jeune, Dictionnaire Egyptien en écriture hiéroglyphique, publié d' après les manuscrits autographes. Livr. 2. Paris 1842. fol.

Monumenti inediti publicati dall' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1841. Fasc. I. Roma 1841.

Select Papyri in the hieratic character from the collections of the British Museum. Part. I. London 1841. fol.

Th. Panofka, Terracotten des K. Museums zu Berlin. Heft 7. 8. Berlin 1842. 4.

Charles Texier, Description de l'Asie mineure. I. partie. (Beaux arts, monuments historiques, plans et topographie des Cités antiques. Livr. 20 — 24.) Paris 1842.

Joh. Franz, Fünf Inschriften und fünf Städte in Kleinasien. Berlin 1840.

Merovir, Prince de Suèves, Le palais de Scaurus, ou description d'un maison Romaine, fragment d'un voyage fait à Rome vers la fin de la république. 2. edition. Paris 1822. 4.

Jul. Lud. Ideler Hermapion sive rudimenta hieroglyphicae veterum Aegyptiorum literaturae. Lips. 1841. 4.

Duca di Serradifalco, Intorno alcuni sepolcri di recente scoperti in Palermo lettera al Prof. O. Gerhard. Palermo 1834.

Franc. M. Avellino, Descrizione di una casa disotterata in Pompei negli anni 1832, 1833 et 1834. Napoli 1840. 4.

Bulletino dell' instituto di correspondenza archeologica per l'anno 1841. Roma 1841.

John Lindsay, A view of the coinage of the Heptarchy. Cork 1842. 4.

Alonso Carranza, El Ajustamiento i Proporcion de las Monedas de Oro, Plata i Cobre, i la reduccion destos Metales a su debida estimacion. Madrid 1629. fol.

Thomas Andr. de Gusseme, Diccionario numismatico general para la perfecta inteligencia de las medallas antiguas sus Signos, Notas e inscripciones. Vol. 1 — 6. Madrid 1773. 4.

Jos. Eckhelius, Elementa rei numariae veterum. Lips. 1842. 4.

Numismatische Zeitung, Herausgegeben von J. Leitzmann. Jahrgang 9. Weissensee 1842. 4.

Fr. Licin. Saez, Apendice a la crónica nuevamente impresa del Señor rey Don Juan el II. Madrid 1786. fol.

Vicente de Campos y Gonzalez, Defensorio de las monedas antiguas de Oro y plata de España, y demostracion de las lobradas desde el anno 1700 hasta el de 1746. Madrid 1759. 8.

G. W. C. Lochner, Die drey Jahrhunderte von Luther bis auf Friedrich den Großen. Nürnberg 1841.

Cte. A. de Saint-Priest, Histoire de la royauté considerée dans ses origines jusqu'à la formation des principales monarchies de l'Europe. Vol. I. Paris 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

System der natürlichen Religionslehre.

(Schluß.)

Die Einleitung des vorliegenden Werkes enthält „erkenntnißtheoretische Vorerörterungen," „religionswissenschaftliche Voruntersuchungen," Erörterungen über die „Methode dieser Untersuchung und die Stellung dieser Disciplin zu der philosophischen Wissenschaft überhaupt."

Der erste Theil enthält „die Entwicklung der Idee Gottes im Allgemeinen. §. 38. „Im allein frommen Bewußtseyn liegt die Ueberzeugung, daß die höhere Macht, von der das Endliche abhängig zu seyn gewußt wird, nicht selbst in die Sphäre des Endlichen herabgezogen werden sollte." §. 39. „In dieser Nöthigung des Bewußtseyns, zu dem, was nicht durch sich selbst zu seyn vermag, die bedingende höhere Ursache zu seyn, liegt das bewegende Princip, durch welches die religiöse Ueberzeugung, von ihrer untersten Stufe, dem Polytheismus, zum Monotheismus des gemeinen Verstandes, und über diesen hinaus zum Pantheismus fortgetrieben wird, von dem zurückkehrend sie endlich in einem tiefer begründeten monotheistischen Vernunftglauben ihre Beruhigung findet." §. 53. „Wahrhaft göttliches Seyn ist nur zu denken als Geist, und nur in einem Höchsten, welches geistiges Individuum ist, hat einerseits das Viele seine wahre Einheit, andererseits das Gute seinen festen Halt und seine wahre Realität. Es muß also durch das Göttliche so weit im Unterschiede und im Gegensatz gegen das Endliche gedacht werden, als seine nothwendige Geistigkeit es schlechthin fordert." §. 54. „Der hier gewonnene Begriff des Göttlichen hat das Ungehörige, daß wir das Absolute davon zu ergreifen suchen, es aber als Geist so sehr von der Welt unterscheiden, daß es wiederum mehr oder weniger in ein Verhältniß verendlichender Entgegensetzung zu dieser zu stehen kommt. Daher ist das Bewußtseyn von dem Göttlichen mehr ein Glaube, als ein Wissen" — „der religiöse Vernunftglauben." (S. 180 sqq.).

§. 55. „Das Göttliche ist zu fassen als die absolute Causalität, welche absoluter Geist und als solcher das absolute Gute ist...." §. 56. „Das Göttliche ist auch nicht bloß immanente, räumlich und zeitlich das Endliche durchwaltende Seele der Welt, sondern als absoluter Geist und unendliche Causalität alles Endlichen steigt es nicht selbst in die Region des Aeußerlichen und Endlichen herab."

Der zweyte Theil enthält die „Entwicklung des religiösen Vernunftbewußtseyns im Besondern." §. 68. „Die Entwicklung des Gesammtinhaltes des religiösen Vernunftbewußtseyns wird am vollständigsten gelingen, wenn sowohl das Verhältniß des Endlichen und Göttlichen selbst, als das Wesen und die Beschaffenheit der beyden Glieder dieses Verhältnisses, nämlich Gottes und der Welt beschrieben wird." Am vollständigsten? wie sollte anders verfahren werden können? §. 69. „In jedem dieser Abschnitte ist es aber von der höchsten Wichtigkeit, ob auf das Gute und Böse Rücksicht genommen werde oder nicht. Diese Rücksicht wird daher noch eine Theilung der Theile nothwendig machen." Es

sollte nur von der höchsten Wichtigkeit seyn, ob auf das Gute und Böse in jedem dieser Abschnitte Rücksicht genommen wird? Wie wäre es möglich, in einem derselben darauf keine Rücksicht zu nehmen? Dieß ist ein ganz willkührliches, dem Wesen der Objecte widersprechendes Eintheilungsprincip. Die Idee des sittlichen Guten und der göttlichen Heiligkeit durchdringt und durchwirket das „religiöse Vernunftbewußseyn“ in jedem Momente seiner Entwicklung: im Abhängigkeitsbewußtseyn ist mit dem Begriffe der Schöpfung das Bedürfniß der Erlösung wesentlich mitgesetzt, und ebenso ist keine unter den göttlichen Eigenschaften, die, auch nicht zum Behufe der wissenschaftlichen Abstraction, ohne Beziehung auf das Gute gedacht werden könnte.

Der Verf. also entwickelt im ersten Abschnitte des zweyten Theiles die Eigenschaften Gottes; und zwar §. 75 — 79 die „Eigenschaften Gottes ohne Beziehung auf das Gute,“ die Allmacht, die Ewigkeit, die Allgegenwart und die Allwissenheit, und §. 80 — 84 die „Eigenschaften Gottes mit Beziehung auf das Gute,“ die Heiligkeit, die Gerechtigkeit, die Güte, die Weisheit. Undenkbar aber sind Allmacht, Ewigkeit, Allgegenwart und Allwissenheit „ohne Beziehung“ auf Heiligkeit, Gerechtigkeit, Güte und Weisheit. Um nur bey einem dieser Begriffe stehen zu bleiben: was ist Allmacht ohne Heiligkeit, Gerechtigkeit, Güte und Weisheit? Die göttliche Macht ist dadurch All-Macht, d. i. allwirkende, allumfassende, alldurchdringende, allerfüllende, schöpferische Kraft, weil sie ausführt den heiligen Endzweck der göttlichen Güte und Weisheit, weil durch sie sich verwirklicht der Gedanke der göttlichen Weisheit, der göttlichen Liebe Entschluß. „Den realen Gehalt der göttlichen Eigenschaften, sagt der Verf. §. 72., werden wir hauptsächlich dadurch gewinnen, daß wir von dem Bewußtseyn des Endlichen ausgehen und dasjenige in den Begriff Gottes setzen, ohne welches er nicht als Urheber dieser Welt gedacht werden könnte.“ Die Welt, das Werk der göttlichen Allmacht, ist aber, indem es dieser Allmacht Zeuge ist, zugleich ein Bild der Vollkommenheit, die in Gott ist, — Seines unerforschlichen heiligen Willens, Seiner unergründlichen Weisheit, Seiner unerschöpflichen Güte. — Die Willkührlichkeit dieses Eintheilungsprincipes zeigt sich auch in dem diesem Abschnitt folgenden Anhang von der Dreyeinigkeit, indem §. 85. behauptet wird: „Für die der christlichen Theologie angehörende Bestimmung Gottes als des Dreyeinigen giebt es keine Indicationen im natürlichen religiösen Bewußtseyn.“ Eine Behauptung, welche die Geschichte vollständig und tausendfach widerlegt. Der Verf. widerspricht sich selbst, wenn er zwar dessen gedenket, „was man verschiedentlich auf dem Boden der philosophischen Religionslehre als derselben entsprechend aufgestellt hat,“ diese geschichtlichen Analogien aber nicht anerkennt, weil sie „willkührliche Fictionen, oder abstracte logische Unterscheidungen, ohne wahrhaft hypothetische Bedeutung sind.“ Das Urtheil über ihren Werth und ihre Bedeutung ist ganz etwas Anderes, als die Anerkennung, daß in diesen „logischen Unterscheidungen“ solche Indicationen des natürlichen religiösen Bewußtseyns enthalten sind.

Im zweyten Abschnitte des zweyten Theiles folgt „die Entwicklung des Abhängigkeitsverhältnisses, in welchem das religiöse Bewußtseyn sich und alles Endliche zu Gott weiß.“ §. 88 — 98.: „Das Abhängigkeitsverhältniß ohne Beziehung auf das Gute und Böse:“ von der Schöpfung und von der Erhaltung; und §. 99 — 123: „das Abhängigkeitsverhältniß mit Beziehung auf das Gute und Böse:“ von der Entfremdung der Creatur von Gott und von der Zurückführung der Creatur zu Gott. Die wesentlichen Probleme dieses Abschnittes, welche der Verf. bereits in seiner Schrift: „Ueber Willensfreyheit und Determinismus, mit sorgfältiger Rücksicht auf die sittlichen Dinge, die rechtliche Imputation und Strafe und auf das Religiöse“ zum Gegenstande der Betrachtung gemacht hatte, wurden auf Veranlassung jenes Buches in besonderen Abhandlungen erörtert. S. Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie Bd. 3. „Ueber den speculativen Begriff der Freyheit von Professor Karl Philipp Fischer;“ und derselben Zeitschrift siebenten und neunten Band. — Wie sich aber des Verf. Theorie über Willensfreyheit und Determinismus zu diesen Gegenständen der religiösen Erkenntniß verhalten möge, dieser Abschnitt ist vom frommen Bewußtseyn beseelt, wie es Schleiermacher in vielen edlen Geistern entzündet.

Dieser edle Geist wehet auch im dritten Theile, welcher „die Beschaffenheiten der Welt“ darstellt, „in wie fern sie im religiösen Bewußtseyn als zu Gott im Verhältniß stehend gewußt wird, ihre Beschaffenheit also für das religiöse Bewußtseyn von Interesse ist.“ An Schleiermachers freyen edlen Geist erinnern besonders die Stellen, in welchen von einer sittlichen und kirchlichen Gemeinschaft geredet wird: vortrefflich ist Schleiermacher überall, wo er constructiv verfährt, Gemeinschaft fodert, — für seiner Gefühle Bedürfniß nicht mehr, als um den nach Einheit und Harmonie strebenden Geist zu befriedigen. Was die Alten von Sokrates gesagt, daß die Vielseitigkeit und Größe seines Geistes auf Viele verschieden gewirkt, muß in eingeschränkterem Maße auch von Schleiermacher gesagt werden: er hat viele edle Geister geweckt, so daß sie in ihrer Art tüchtig sind, wenn auch keiner von ihnen in sich vereinigt, was Schleiermacher selbst eigenthümlich war, — multiplex ratio disputandi rerumque varietas et ingenii magnitudo. — §. 133.: „Als bestimmte Momente des weltlichen Seyns, durch welche die Sünde und das Uebel überwunden wird, können hier nur die sittlichen und religiösen gemeinsamen Lebensgestaltungen in Betracht kommen, in denen die erlösende Kraft Gottes mit einer das positive Gute hervorbringenden Energie wirksam ist.“ §. 134. „Die sittliche Gemeinschaft entsteht und besteht zwar nicht ohne die Thätigkeit der in ihr vereinigten Einzelnen, eigentlich aber doch durch allgemeine, zuletzt auf Gott zurückführende Mächte, so daß der Einzelne jederzeit vielmehr von der allgemeinen Macht der Gemeinschaft beherrscht wird, als selbstständig diese constituirt.“ §. 136. „Jede Lebensgestaltung ist eine bedeutsame Seite des Guten in der Welt in dem Maße, wie ein reines kräftiges und vielseitiges Geistesleben sich in ihr entfaltet, da sie auch äußerlich so ausgebildet und organisirt ist, daß jedes zu einer vollständigen Entwicklung der menschlichen Natur wesentliche Moment zu einem seiner Bedeutsamkeit entsprechenden Ausdrucke kommt, jede Function von geeigneten Organen vollzogen wird.“

So in der „gegenwärtigen Welt:“ (§. 126 — 137) in der „sich vollendenden Welt“ (§. 138 — 151), in welchem Abschnitte wir einen harmonisch verklingenden Schluß, einen versöhnungsreichen Abschluß erwartet, schließt das Werk mit einer Differenz, die durch einige problematische Zugeständnisse weder für das Gefühl, noch für den Gedanken gelöst wird. „Die Perfectibilität der Welt, die Unsterblichkeit, das Jenseits und die Vollendung“ sind mit so unzuversichtlichem, zaghaftem Geiste behandelt, so problematisch, schwankend und unbestimmt, daß durch diese Rathlosigkeit auch die früher als evident erkannten Aussprüche des religiösen Bewußtseyns aufhören, unmittelbare Gewißheit zu seyn. So zeigt sich noch einmal am Schlusse die Unsicherheit des Grundes, auf welchem der Verf. sein Gebäude gebaut; in dem Augenblicke, wo wir erwarten, daß er die Summe seiner Sätze zusammenfasse, zeigt sich noch einmal die Unvollkommenheit dieser Methode, die aus den Bestimmtheiten des natürlichen religiösen Bewußtseyns, aus den Formen der subjectiven Geistigkeiten und den Bedürfnissen der subjectiven Frömmigkeit alle Bestimmungen der objectiven Welt abzuleiten und zu erklären versucht. Für diesen Gesichtspunkt sind die Vollkommenheit der Welt und die Unsterblichkeit der Seele einerseits zwar nicht in sich sich widersprechende Begriffe, andrerseits aber nur mögliche, wahrscheinliche, in unbestimmter Zukunft denkbare Zustände und Beschaffenheiten; das fromme Bewußtseyn kann, was es wünscht und bedarf — wer bedarf nicht des Gedankens der Unsterblichkeit? — nur als möglich voraussetzen, nicht als wirklich beweisen, wenn es nicht ausgeht vom ewig nothwendigen Grunde alles dessen, was wahr ist und wirklich. Die einzig wahre Begründung des Gedankens der Unsterblichkeit ist die Zurückführung dieses Gedankens auf die Idee der göttlichen Vollkommenheit, und solche Erhebung des Gedankens ist zweifellose Gewißheit.

Doch ist anzuerkennen des Verfassers Wahrheitsgefühl, das ihn abgehalten hat, in bloß formeller Consequenz, was ihm nicht innerlich klar ist, als durch sein System erwiesen vorauszusetzen: ehrwürdig sey uns das Wort des Simonides, der

nicht zu sagen wußte, wer Gott sey, — weil ihm diese Frage, je länger er dächte, desto geheimnißvoller erschiene.

C. Bayer.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

F. C. Schlosser, Geschichte des 18ten Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreiches. Bd. 3. 1788. Abth. I. bis auf die Capitulation von Yorktown. Heidelberg 1842.

W. Torrens M. Cullagh, On the use and study of history. Dublin 1842.

Thomas Arnold, Introductory lectures on modern history. London 1842.

Cahiers d'histoire universelle à l'usage des colléges et des gens du monde, par Ed. Dumont, Th. Burette et Cas. Gallardin. Paris 1841 — 42. Histoire ancienne par Th. Burette. Cah. 1 — 12. Histoire romaine par Ed. Dumont. Cah. 1 — 10. Histoire du moyen age par Cas. Gaillardin. Cah. 1 — 9. Histoire moderne par Th. Burette. Cah. 1 — 6. Histoire de France par Th. Burette. Cah. 1 — 6.

Dr. Peter von Kobbe, Römische Geschichte, Th. 2. Leipzig 1841.

H. Fr. Link, Das Alterthum und der Uebergang zur neuern Zeit. Eine Fortsetzung des Buches: Ueber die Urwelt und das Alterthum. Berlin 1842.

Dr. F. G. Grotefend, Zur Geographie und Geschichte von Alt-Italien. Heft 5. Nomenclator der Völker Alt-Italiens. Hannover 1842.

Th. L. Fr. Tafel, De via militari Romanorum Egnatia qua Illyricum, Macedonia et Thracia jungebantur, dissertatio geographica. Tubing. 1842.

Dr. Rich. Lepsius, Ueber die Tyrrhenischen Pelasger in Etrurien und über die Verbreitung des italienischen Münzsystemes von Etrurien aus. Leipzig 1842.

Ph. Le Bas, Précis d'histoire ancienne depuis l'origine des empires jusqu'à l'établissement de la domination romaine. Vol. 1. 2. Paris 1840.

Dr. H. Bobrik, Griechenland in altgeographischer Beziehung. Leipzig 1842.

Aug. Nougarède de Fayet, Des anciens peuples de l'Europe et de leurs premières migrations, pour servir introduction à l'histoire de France jusqu'à la fin du règne de Louis XIV. Paris 1842.

F. W. Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolfs ab mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Th. 2. Stuttgart 1843.

A. H. L. Heeren und F. A. Ukert, Geschichte der europäischen Staaten. Bülau, Geschichte Deutschlands von 1806 — 1830. Joh. Graf Majláth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. Th. 3. Hamburg 1842.

W. A. van Hengel, Geschiedenis der zedelijke en godsdienstige beschaving van het hedendaagsche Europa. Vol. 1 — 3. Amsterd. 1831 — 1841.

A. de Herrera, Comentarios de los hechos de los Españoles, Franceses y Venecianes en Italio y de otras republicas. Madrid 1624. fol.

G. N. Schnabel, Generalstatistik der europäischen Staaten. 2. neu bearbeitete Auflage. Wien 1842.

J. Cretineau-Joly, Histoire des traités de 1815 et de leur exécution, publié sur les documents officiels et inédits. Paris 1842.

P. F. Stuhr, Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des 7jährigen Krieges. Nach archivalischen Quellen. Th. 1. 2. Hamburg 1842.

Manoel Ant. Monteiro, Restauraçaõ de Portugal prodigiosa pello doutor Gregorio de Almeida. Lisboa 1753. 4.

Chronica dos valerosos e insignes Feitos del Rey Dom Joao II. por Garcia de Resende. Lisb. 1622. fol.

Dr. J. E. Wappaeus, Untersuchungen über die geographischen Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer. Th. 1. Göttingen 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Travels and Researches in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia. By W. Fr. Ainsworth. In two Volumes. London 1842.

Bey Oberst Chesney's merkwürdigem Versuch, den Euphrat mit Dampfschiffen zu befahren und eine kürzere Verbindungslinie zwischen England und Ostindien herzustellen, durchstrich Mister Ainsworth (1835 — 1837) mit dem Chaldäer Rassam die Gebirge von Kurdistan und Asia Minor, um für die neue Bahn das Brennmaterial in Steinkohlenlagern des Taurus aufzusuchen. Aber Chesney's Versuch — wie wir wissen — ist mißlungen, und Ainsworth's geologische Forschung hat auch nicht die erwünschte Frucht gebracht. Als Ersatz für so viele getäuschte Hoffnungen gelangte dagegen die Kunde vom Daseyn einer ausgebreiteten Christengemeinde im Gebirgsdistricte Assyriens durch die Officiere der heimkehrenden Expedition nach England, und machte um so größern Eindruck auf den philanthropischen Theil des Publicums, je näher Dogma und Kirchendisciplin dieser isolirten und von den tumultuarischen Bewegungen der Außenwelt hinter undurchforschtem Hochgebirge unberührt gebliebenen Völkerschaft angeblich mit Glaubenslehre und Praxis der Kirche von England, und folglich des primitiven Christenthums, wie sie sagen, zusammenstimme. Was man in Rom schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, unter Pius IV. und zur Zeit des tridentinischen Conciliums wußte, war den „toto divisis orbe Britannis“ um 1837 gleichsam noch eine neue Entdeckung. *)

Das im Grund genommen kirchlichfromme und gottesfürchtige Brittenvolk strebt nicht bloß nach Gold und weltlicher Herrschaft, nicht bloß nach materiellem Besitz auf Helgoland, Gibraltar, Cap, Ceylon, Singapor ꝛc., es ringt auch nach religiösen Sympathien als den letzten und kräftigsten Hebeln der Glückseligkeit und der Macht. Bey der frommen Meynung, dem Urchristenthum noch um Einiges näher zu stehen als selbst die Katholiken von Byzanz und Rom, fiel die Nachricht über ein mit der hochkirchlichen Dogmatik gleichglaubendes Volk mitten auf dem Landwege Indiens in England keineswegs auf unfruchtbaren Boden. Der Gedanke an eine unmittelbar durch St. Thomas und St. Thaddäus und ihren Discipel Marcus zum Glauben bekehrte Christengemeinde mit Schrift und Rituale aus dem Zeitalter der Apostel hatte für diese wißbegierigen, frommen Insulaner unwiderstehlichen Reiz und erregte die volle Wärme ihrer romantischen Gefühle. Die königliche geographische Gesellschaft und die Gesellschaft für Ausbreitung christlicher Kenntniß vereinigten ihre Kraft und ihre Mittel zu einer moralischen Expedition in diese unerforschten Distrikte der chaldäischen Christen in Kurdistan. Mister Ainsworth, der Levantewanderer, den man für dieses geographisch-theologische Apostolat auserkohr, ist Arzt und Naturforscher und versteht auch die heilige

---

*) Siehe Onuphrius Panvini, in Vita Pii IV.; Surius Commentar. Sponde, Contin. Annal. ad Ann. 1562.

Schrift, besonders das neue Testament und die Lehre von den Sakramenten mit aller Zubehör der Gottesgelahrtheit von Oxford hinreichend, um den chaldäischen Priestern über englisches Kirchenthum Rede zu stehen, ihre Thesen zu prüfen und gelegentlich auch die Irrthümer der byzantinischen Popen Kleinasiens durch Citate aus Evangelien und Episteln zu bekämpfen. Mr. Ainsworth hat feste Ueberzeugungen im Glauben, daher merklich lebendigen Bekehrungseifer. Nur die Gabe der Sprache fehlte. Diesen Mangel aber ersetzte Mister Rassam, sein alter Gefährte im Kohlensuchen, ein bey der englischen Mission in Cairo erzogener und gebildeter Chaldäer aus Mossul am Tigris, der außer der Muttersprache noch das Englische, Arabische und Türkische redete, und auch sonst in der Kunst, orientalische Gegenden zu bereisen, wohl bewandert war. Diesen beyden ward noch Mister Thomas Russell, der Mathematiker, beygesellt und für die Parthie Konstantinopel als gemeinschaftlicher Sammelplatz bezeichnet, in dessen Nähe die Arbeiten der Expedition unmittelbar zu beginnen hätten.

Wenn von den verbündeten Societäten die eine nur das Moralische im Auge hatte, so dachte die andere zugleich auf Erweiterung der Erdkunde sämmtlicher Landschaften zwischen Konstantinopel und Chaldäa. Man ertheilte umständliche und genaue Instructionen, worin die Hydrographie und Orographie Kleinasiens eine wesentliche Rolle erhielten, die wenig erforschte Gegend zwischen Heraclea Pontica und Angora in Galatien aber besonderer Aufmerksamkeit empfohlen ward, weil die Societät mitten zwischen benannten Punkten das Daseyn alter Städte oder unbekannter Ruinen vermuthete. Dann sollten sie Lauf und Zuflüsse des berühmten Halys oder Salzflusses der Alten untersuchen, nachher in das von Kurden und Turkmanen bewohnte Haimane, einen Centraldistrikt Kleinasiens, eindringen und sich vergewissern, ob daselbst Strassen seyen. Besonders sollten sie die Salzminen von Hadschi Bektasch und überhaupt die Bergwerke im Centrum der Halbinsel erforschen, ausdrücklich aber Ausdehnung, Nord- und Südgränze des großen Salzsees — der Tattea Palus der Alten — auskundschaften und so oft als möglich die Erhebung des Tafellandes im Innern und seiner vorzüglichsten Spitzen mathematisch bestimmen. Auch Cäsarea mußten sie besuchen, um über Lauf und Quelle des Melas — einer langen Controverse der Geographen — endlich einmal zu entscheiden. Zu Malatiya am Euphrat war es dann ihrer Willkühr und dem Drang der Umstände überlassen, ob sie über Dyarbekr und Tigristhal direct nach Mossul, der Hauptstation ihres Wirkungskreises, ziehen oder zuerst noch die Euphrat-Passage durch das Taurusgebirge und die Stromschnellen oberhalb Someïsat untersuchen und dann auf der Seite von Orfa nach Mesopotamien und Sindschar gelangen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Gott und Palingenesie von Dr. August Cieszkowsky. Erster kritischer Theil. Berlin 1842. Verlag von Schröder.

Die vorliegende Schrift, welche der Verf. als erstes kritisches Sendschreiben an den Herrn Professor Michelet auf Veranlassung seiner Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele angekündigt, hat die Bestimmung, „eine Einleitung zu einer organischen positiven Entwicklung“ zu bilden. Allein das unwissenschaftliche Verfahren, mit welchem der Verfasser raisonnirt, läßt es zu keiner immanenten Kritik und Beweisführung kommen, daher die Resultate, zu welchen er durch die Beurtheilung fremder Ansichten kommt, so subjectiv sind, wie seine Urtheile selbst. Schon seine Sprache verräth seinen Mangel an ächt philosophischer Bildung, indem er sich selten über den launigen Ton gemeiner Popularität erhebt!

Wenn er gleich namentlich gegen Herrn Michelets abstracte Vorstellungen von der Persönlichkeit des göttlichen und des menschlichen Geistes manche teffende oder wenigstens witzige Bemerkung macht, so zeigt doch die Art und Weise seiner Reflexion zu sehr die Willkührlichkeit des subjectiven Raisonnirens, als daß seiner Kritik ein wissenschaftliches

Verdienst zugeschrieben werden könnte; das Wahre darin ist nicht neu, das Neue nicht wahr.

So sehr er S. 23, 24 das Princip der Individuation und der individuellen concreten Totalität des Geistes geltend macht, so ist er doch S. 47 weit entfernt, die „Unsterblichkeit an das subjective Ich zu knüpfen, denn das Bewußtseyn verlasse uns oft schon in diesem Leben, z. B. im Schlafe *), der nur ein momentaner Tod sey und die lebensvollen Individualitätsbestimmungen seyen gerade des Todes."

Nichts desto weniger behauptet er S. 49 das, was wir durch unseren Willen geworden seyen oder unsre volle wirkliche Persönlichkeit verlieren wir nie; selbst im Schlafe bleiben wir, was wir geworden seyen, und wie wir uns in der kleinen Auferstehung (aus dem Schlafe) uns in unserer Totalität mit allen unsern eigenen Bestimmungen wieder finden, so müsse in der großen Auferstehung (aus dem Tode) dasselbe der Fall für unsre Persönlichkeit seyn, welche als das Resultat aller thätigen Kräfte des geistigen Werdens, d. h. des Lebens, unser Werk sey."

Abgesehen davon, daß sich die Persönlichkeit, welche wir durch unsern Willen geworden sind, von unserem von Gott geschaffenen Wesen, welches die Voraussetzung der Wiedergeburt des Geistes ist, nicht scheiden läßt, so kommt der Verfasser in den baarsten Widerspruch, wenn er die Persönlichkeit des Geistes, zu welcher sich die Seele als Ich oder selbstbewußtes Subject bestimmt und verwirklicht, für bewußtlos erklärt, und das geistige Leben derselben für unsterblich hält, die lebensvollen Individualitätsbestimmungen aber für vergänglich, da doch jenes nur in diesen wirklich und wirksam ist.

Ohne Identität des Selbstbewußtseyns ist keine persönliche Unsterblichkeit möglich, und das jenseitige Leben ist nur dadurch das Resultat und Gewicht des diesseitigen und endlich die der Idee des Geistes entsprechende oder ihr widersprechende Existenz, daß das Subject die Form seines Willens und Bewußtseyns, welche es sich im diesseits durch seine freye Selbstbestimmung entschieden hat, im Jenseits vollständig ausbildet und erfaßt. — Läugnen wir aber diese Identität des Selbstbewußtseyns der sich zeitlich entscheidenden und der abgeschiedenen Persönlichkeit, so erscheint das Leben nach dem Tode völlig unbegründet und unvorbereitet, und das bestimmte Verhältniß des Jenseits zum Diesseits, welches in der christlichen Lehre, wornach wir dort ärndten, was wir hier gesäet haben, so wahr erkannt wird, bleibt völlig unbegriffen! Ist das Selbstbewußtseyn die wesentliche Bestimmung des individuellen Geistes, wodurch er sich als Persönlichkeit eben so sehr von dem Naturwesen unterscheidet, wie dieses durch die Selbstempfindung als beseeltes Individuum von den bloßen Dingen unterschieden ist, so könnte er, wenn es anders möglich wäre, nur durch das Herabsinken in das natürliche Daseyn und mithin durch die Vernichtung seines wesentlichen Charakters bewußtlos werden. Aber ein bewußtloser Geist ist eben so undenkbar, wie ein bewußtloses Naturding. Daher wird die Idee der Persönlichkeit durch die Vollendung des Selbstbewußtseyns verwirklicht, welches in seiner Einheit mit dem objectiven Bewußtseyn und mit dem Gottesbewußtseyn die Wahrheit des Geistes begründet!

So groß die Unklarheit des Verfassers über den Grund und das Wesen der Unsterblichkeit ist, so leichtfertig verwirft er den teleologischen Beweis, indem er Straussens Einwendung dagegen, wornach wir uns „an jeder verspeisten Portion Caviar von der Unwahrheit desselben überzeugen können" und dessen Meynung: auch die begabtesten Personen leben sich im Alter aus, für „einen entscheidenden Schlag" gegen jenen Beweis hält.

*) Bekanntlich ist es ein Trugschluß, wenn man daraus, daß es einen erinnerungslosen Schlaf giebt, auf die Bewußtlosigkeit desselben schließt, da das Bewußtseyn, wie schon Cartesius durch sein cogito, d. h. ganz allgemein conscius sum, ergo sum erkannte, jedenfalls die wesentliche Form der Existenz des Geistes ist, wodurch er sich als Subject von den Objecten unterscheidet. —

Allein es bedarf nur eines besonnenen Augenblicks, um einzusehen, daß die Vergänglichkeit der Keime von Naturwesen oder Thieren keine Instanz gegen die Anlage einer ewigen Existenz von Vernunftwesen oder Personen ist, und daß das geistige Leben der letztern unvergänglich sey, hat der Verfasser ein paar Seiten vorher behauptet, wenn auch nicht bewiesen.

Welche Vorstellung von der Persönlichkeit Gottes der Verfasser sich imaginirt, läßt sich aus folgender Erklärung erkennen.

„Sie (Michelet) suchen sich den Beweis, sagt er S. 61, für die Nicht-Individualität Gottes sehr leicht zu machen, indem Sie fragen, ob es nicht widersinnig sey, auf Gott die Racen-, Alters-, Geschlechts-, Charakter- und andre ähnliche Bestimmtheiten zu übertragen?“ Mir scheint es gerade umgekehrt undenkbar zu seyn, sie von Gott auszuschließen und dieselben dadurch entweder als vollkommen nichtig im privativen Sinne zu bezeichnen, was sie doch nicht seyn können, denn alsdann würden sie auch gar nicht seyn, oder sogar als nichtig im negativen Sinne, wodurch sie zu Bestimmtheiten eines teuflischen Dualismus (da sie außer Gott bleiben sollen) gestempelt werden.“

Michelet führt in der erwähnten Erklärung den crassen Anthropomorphismus, der die Gottheit als sinnliches Individuum vorstellt, ad absurdum, nicht aber den Theismus; der Verfasser aber, der die von Michelet als absurd bezeichnete Meynung zu der seinigen macht, behauptet sie im Sinne eines crassen Pantheismus, wornach Gott nichts als collective Einheit aller Endlichkeiten wäre.

Wie sehr contrastiren diese Resultate seines eben so willkührlichen Raisonnirens, wie animosen Absprechens und Behauptens mit den Eingangsworten seiner Schrift:

„Persönlichkeit Gottes — Unsterblichkeit der Seele — Zwey Lebensfragen der Gottheit und Menschheit! oder richtiger gesagt, eine absolute Frage, die höchste Lebensfrage des Geistes — in ihren beyden antipodischen Polen. So lange diese absolute Frage nicht

erledigt ist, so lange wandeln wir auf dem Gebiete des Geistes in Finsterniß oder wenigstens in Dämmerlicht. Bey jeder Untersuchung, bey jeder Begriffsentwickelung stossen wir zuletzt auf sie, und ohne ihre Auffassung flattern wir zweck- und ziellos auf dem Ocean des Wissens umher, zwar mit einer Boussole versehen, aber ohne daß ihr Gebrauch uns von absolutem Nutzen seyn könnte, so lange wir noch nicht festgestellt haben, zu welchem absoluten Ziele sie uns endlich führen wird.

Also mittelst der von unseren Vorfahren entdeckten Boussole wollen wir noch dieß absolute Ziel aufsuchen und uns nicht mehr damit begnügen, die hier und da auf unserer Fahrt liegenden Inseln und Festländer, sollten sie auch für sich reitzend und üppig seyn, aufzufinden und zu entdecken. Das gelobte Land des Ewigen und Absoluten soll vielmehr das Streben und das Ziel unserer Entdeckungsreise seyn. — Veni Creator Spiritus!

Mit diesem Ausrufe soll es keineswegs gemeint seyn, daß unsere Aufgabe in irgend eine andere Weise als rein philosophisch zu lösen sey. Es wird sich in der Folge vielmehr zeigen, welche tiefe und absolute Bedeutung diese liturgischen Worte enthalten, die wir deßhalb auch für das passendste und erhabenste Motto unserer Untersuchung ansehen. Das positiv Religiöse kann daher wohl in der Folge als Probe unserer Deductionen vorkommen, einstweilen aber soll dem freyen Denken ein ganz freyer Lauf gelassen werden, ohne daß es durch fremde Einflüsse gelenkt oder abgelenkt werden darf.“

Möge der Herr Verfasser den speculativen Sinn, den er unerachtet der Modesprüche und Paradoxien, in die er geräth, in einzelnen Erörterungen beweist, gründlicher ausbilden und sein Problem ernster erforschen, bevor er es durch die versprochene „organische Entwicklung“ zu lösen versucht!

Fischer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Travels and Researches in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia.

(Fortsetzung.)

Von Mossul ausgehend, sollte die Expedition nach der Reihe die merkwürdige, aber verlassene Stadt Atra in der Wüste, die babylonische Ruine von Ur, Ninive, Alt-Mossul und das Schlachtfeld von Arbela besuchen, und dann zu günstiger Zeit nach Kurdistan und zu den Sitzen der chaldäischen Christen vordringen, um daselbst bürgerlichen Zustand und geographische Lage der Städte Amadiya, Dschulamerik und Rewendis zu erforschen, Nachrichten über die chaldäischen Gebirgsleute der Stämme Tiyari, Hakari und anderer einzuziehen und freundlich-religiösen Verkehr mit Patriarch, Bischöfen und Priestern derselben anzuknüpfen. Nebenher sollten sie nicht versäumen, das Wesen der Jesidislehre oder der Teufelsverehrer zu prüfen und zu diesem Behelf nach Scheich-Adi, ihrem Hauptsitz, einen Ausflug machen.

Das Wagstück, quer über das hohe Schneegebirge Kurdistans zum See Urumiya auf persischem Grund und Boden hinabzusteigen und weiter südlich über dasselbe Gebirgsrevier wieder nach Mossul zurückzukehren, ward neben Erklimmung des Piks von Rewendis zum Schlusse noch anempfohlen. Der Heimweg — was nach den chaldäischen Kirchenberichten für Anabasis-Leser vom größten Interesse ist — führte die Expedition von Mossul auf der Rückzugslinie der Zehntausend unter Xenophon, und zwar durch den berühmten Tigrispaß, in welchem sich die Kurden mit so großer Hartnäckigkeit den durchziehenden Hellenen widersetzten, und über den Bach Centritis auf das traurige, baumlose Hochland von Musch in Armenien, und dann über die noch höhere und noch kältere Region von Kiniskalesi und Erserum in das immergrüne Waldgebirge der Kolchier herab nach Trapezunt am schwarzen Meer, und von dort zu Wasser auf dem Pyroskaph wieder in den Bosporus zurück.

Die wissenschaftlichen und geographischen Resultate dieser ausgedehnten und seltenen Tour durchs Morgenland wurden den Patronen der Expedition gleichsam als Geheimlehre vorzugsweise mitgetheilt. Die vorliegenden zwey Bände sollen nur eine allgemeine Idee über den Charakter der besuchten Länder, über die Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner, ihre Scenerie und Alterthümer in das Publikum bringen, insbesondere aber eine gedrängte Schilderung des Verkehrs mit den chaldäischen Christen, so wie der vielerley Abenteuer und Mißgeschicke der Parthie auf ihren Wanderungen durch allzeit unsichere, in jener unruhevollen Periode des Jahres 1839 aber ungewöhnlich gefahrdrohende Gegenden, in Form eines Tagbuches wiedergeben.

Von diesem Tagbuch des Mr. A. wird aber ein Leser, der nach Unterhaltung, nach leidenschaftlicher Aufregung und dramatischer Erschütterung des Gemüthes und vorzugsweise nach malerischen Scenen spannt, nur wenige Parthien genießbar und entsprechend finden. Mr. A. will aber auch Niemand unterhalten, er will nur belehren und beschreibt kurz und schmucklos, aber mit gewissenhafter

Treue und nüchterner Seele, was er vom Monat September 1838 bis Ende September 1840 Tag für Tag gesehen, erduldet und erfahren hat. Aber Mr. A. reist nicht wie ein Teutscher mit Bedacht und genialer Langsamkeit. Oft in merkwürdigen Städten, in schönen Gegenden, in wohnlichen Quartieren und bey freundlichen Menschen möchte der Leser gerne Rasttag halten, Tage, ja Wochen verweilen, um vergangenes Ungemach, um Schmutz und Langweile asiatischer Bauerndörfer zu vergessen; aber Mr. Ainsworth ist unermüdet, hat immer Eile und zieht gewöhnlich den andern Tag schon wieder fort; Mr. A. wird auch niemals zornig, verliert nie den Muth, klagt nie über schlechte Kost und glaubt den Leuten nicht, wenn sie ihm von Gefahren reden. Crayon, Doppelflinte, Quadrant und Astrolabium sind ihm gleich geläufig. Dagegen wird dem Leser auch nicht das Geringste erlassen: „Wir fanden ein buschichtes Thal, einen waldigen Hügel, engen Pfad, ritten über steinigen Grund, über baumloses, einförmiges, trauriges Tafelland, rechts ein Kalkfelsen, links ein Moor, der Bach war angelaufen, die Pferde glitschten aus ꝛc.“ Mr. A. kennt auch die Gräser und die Bäume, unterscheidet die Erdarten, vergißt keine Brücke, übersieht keinen Stein und findet sich, selbst in der größten Noth, beym Anblick einer celtischen Ruine, einer cappadocischen Troglodytenwohnung, einer alten Mauer gleichsam neu belebt. Drey Karten und 48 bildliche Darstellungen sind der schönste Commentar zum Text. Kälte und Hitze vermögen ihn eben so wenig zu bändigen, als Einsamkeit und Hunger. Um dem Wütherich Izzet-Pascha zu Angora die Superiorität der Frankenrace über die verzagten Anatolier zu beweisen, reitet er mitten im Winter (Januar 1839) über Eis und Schnee in die Bergwerke von Ischik-Dagh, baut Schmelzöfen, lehrt Metalle scheiden, wird eingeschneit, leidet Noth und findet nachher bey den griechischen Popen der Hauptstadt Galatiens herrschsüchtige Neigungen. Zu Jenischehr in Cappadocien gefallen sie ihm schon besser, er besucht Kirche und Schule, wohnt der Messe bey und disputirt über die Sakramente. „Schon Adam und Eva, sagte der Priester, haben ihre Sünden Gott gebeichtet und Lot dem Abraham, ergo seyd ihr Engländer in diesem Punkte im Irrthum.“ Mr. A. vertheidigte sich durch Citat und Exegese aus dem Briefe Jakobs, rechtfertigte die englische Taufpraxis aus St. Matthäus und die Priesterehe der Hochkirche aus St. Paul an Timotheus, siegreich und gewandt, wie er meinte, der cappadocische Priester aber nicht anerkannte. Wenn Mr. A. in Kleinasien auch Niemand bekehrte, so ist es doch erbaulich, solche Waffen in der Hand eines Arztes und Naturforschers zu erblicken. Bey ihm zeigt sich nirgend das Kainitische, das Byronisch-Unheimliche der Mediciner und Geologen des Kontinents, in deren Schriften man Stellen aus Dupuytren, Berzelius und Humboldt weit häufiger findet, als Verse aus dem neuen Testament.

Mr. A. machte es nicht wie andere Reisende, die von Han zu Han, von Etape zu Etape auf der landesüblichen Strasse ziehen und dann ein „gründliches und durchaus originelles“ Reisewerk in zwey bis sechs Bänden schreiben. Mr. A. betrat überall noch unbesuchte Gegenden, wanderte durch Dörfer und pfadlose Gebirge links und rechts in Schlangenlinien und weit ausgebauchten Krümmungen über ganz Kleinasien, namentlich durch die alten Provinzen Bithynien, Paphlagonien, Galatien (Phrygien), Cappadocien, Pontus, Lycaonien und Cilicien nach Malatiya am Euphrat. Auf dem Wege von Nicomedia nach Heraclea Pontica fand er häufig Leute in Dörfern, die zwar gewissermassen türkisch redeten, aber doch nicht türkischen Typus hatten; er nennt sie Aborigines. Wie er aber in den Gebirgsdörfern oberhalb der Seeküste Paphlagoniens, in der Gegend des Flusses Parthenius (Bartan) eine Menschenrace mit äußerst verdorbenem Türkisch und mit Gesichtszügen ganz eigenthümlicher Art erblickte, konnte er sie unmöglich für Blutsverwandte der tatarischen Eroberer von Asia Minor halten. Leute mit dunkelbrauner Kroatenfarbe, ungekämmten Haaren, ausgekerbtem Vorhaupt, hart gefurchter und gleichsam in Rauch gedörrter Physiognomie — das erkannte Mr. A. auf der Stelle — konnten keine Türken seyn. Ohne Arges zu denken oder Jemand in Meinungen und Rechten zu kränken, hielt er sie für slavische Ueberbleibsel, und zwar der paphlagonischen Heneter (*Ἐνετοί*), die einst mit König Pylämenes dem König Priamus von Troja

wider Agamemnon und Achilles zu Hülfe gezogen und zu Strabo's Zeiten aus Paphlagonien schon lange verschwunden waren. Gleichwie das häufig dem Zoroaster beygelegte Buch Bundeheſch, nach Major Rawlinſon, höchſt wahrſcheinlich ein Machwerk des eilften und zwölften Jahrhunderts iſt *), eben ſo könnte man für die Slavengeſichter Bithyniens und Paphlagoniens wohl auch jüngere Origines, als die Zeiten des trojaniſchen Krieges aufſtellen. Die Verpflanzung ſlaviſcher Volksmaſſen aus dem wiederbezwungenen Hellas nach Anatolien und namentlich in die beyden oben benannten Provinzen, iſt ein bekanntes Factum der byzantiniſchen Geſchichte. Durch einen einzigen Coloniſationsact wurden 280,000 Slaven gerade in jener Gegend Bithyniens angeſiedelt, in welcher Mr. A. ſeine Aborigines mit untürkiſcher Miene fand **). Die gegenwärtige Bevölkerung von Kleinaſien in ihre primitiven Elemente auszuſcheiden, wäre eine würdige Aufgabe für die „ingenii celeritas“ der deutſchen Gelehrten, unter welchen bis jetzt ſchon einer oder zwey nach bloß zehnjährigem Gezänke zur Einſicht gekommen ſind und eingeſtanden haben, daß die Albaniſch redenden Bauern Attika's und Böotiens auch wirkliche Albanier ſind. Ob und wie weit Texier und Hamilton die Gelegenheit in dieſem Sinne benutzt haben, muß ſich aus ihren Werken erſt noch ergeben. Mr. A., wie es ſich aus Obigem ergiebt, war im rechten Zuge und könnte — wenn er nur der rerum Byzantinarum und des Türkiſchen kundig wäre — mit Sicambern und Hermunduren in die Schranken treten ***). Das Erlöſchen der Türkenſchaft könnte für Belebung der hiſtoriſchen Studien des Occidents von bedeutenden Folgen ſeyn. Zugleich wären dieſe Studien des vorderaſiatiſchen Bodens nirgend durch den Schmerz über die verfallene Herrlichkeit der Osmanli getrübt; denn dieſe Osmanli haben in Aſia Minor — wie es auch Mr. A. meint — nichts zum allgemeinen Wohl gethan, keine Stadt gegründet, keinen Hafen gebaut, keine Straſſe angelegt, keinerley Induſtrie geweckt; ſie haben nur Steuern erhoben, die Baſtonnade ertheilt uud die Halbinſel mit Ignoranz und Ruinen erfüllt. „Kim bilir, wer kann das wiſſen,“ antwortete man von Scutari bis Malatiya auf alle Fragen des wißbegierigen Britten.

Um das verlorne Glück wieder herzuſtellen und die Niederlagen von Hems und Iconium zu rächen, ſtanden eben damals (Juni 1839) dieſe ſtupiden Osmanli mit ihrer neu geſchaffenen Armee unter Hafis Paſcha zu Biredſchik an der untern Euphrat-Paſſage und waren bald nachher mit dem Lager bis Niſib an die äußerſte Gränze des kaiſerlichen Gebietes oberhalb Aleppo vorgerückt. Zum Unſtern für Hrn. A. und ſeine Begleiter war er mit dem Serasker Hafis auf freundſchaftlichem Fuß' und wollte nicht vorüberziehen, ohne dem türkiſchen Feldherrn mitten im Getümmel des Feldlagers und beynahe am Vorabend des feindlichen Zuſammentreffens mit Ibrahim-Paſcha, ſeinen Beſuch zu machen. Am nämlichen Tag wollte Herr A. noch über den Strom zurück und in der Richtung von Moſſul weiter ziehen; ließ ſich aber bereden, wenigſtens ein paar Tage zu verziehen, um Zeuge osmaniſcher Herrlichkeit und Triumphe zu ſeyn, an welchen natürlich Niemand im Lager zweifelte, weil der Serasker, ſtatt auf den klugen Rath der preußiſchen Offiziere ſeines Hauptquartiers zu hören, Alles nach den theologiſchen Einflüſterungen eines einfältigen Ulema's adminiſtrirte. Der Ausgang iſt bekannt. Ibrahim-Paſcha kam, und nach anderthalb Stunden exiſtirte die türkiſche Armee nicht mehr. Selbſt Hafis Paſcha's Zelt mit dem ganzen Lager und der ganzen Artillerie und allem Reichthum fiel in die Hände des Siegers, die Trümmer des Heeres flohen beynahe ohne Waffen, und Hr. A. mit ihnen ſtromaufwärts wieder nach Malatiya zurück. Aber der größere Theil ſeiner Effecten, Zelt, Kleider, Baar-

---

*) S. Major Rawlinſon Abhdl. über das Atropateniſche Ecbatana, in „Journal of the Royal Geograph. Society“ Vol. X. 1840. Part. I.

**) S. Niceph. Patriarch. Constantinop. ad Ann. 765.

***) Wiederholt bemerkt dieſer ſinnige Forſcher: The inhabitants of the place spoke Turkish, but had nothing of the Osmanli character about them, and appeared to be descended from a different race of people, probably some of the older tenants of the country.

schaft und die mathematischen Instrumente insgesammt waren verloren. Die Scene des Kampfes und die Leiden der Flucht malt Hr. A. mit einer Wärme, die man von dieser frostigen Seele nicht erwartet hätte. Unter solchen Umständen war an Mossul und Chaldäa vor der Hand nicht zu denken, die Expedition mußte wieder nach Stambul zurück um die Verluste zu ersetzen und neue Instrumente aus England zu verschreiben. Aber auch mitten unter Entbehrungen dachten die „unverfolgten" Flüchtlinge noch an Bereicherung der Erdkunde, untersuchten orographisch die Tauruszüge, nahmen die Route über Siwas, Tokat, Amasia nach Samsun am schwarzen Meer und von dort in Ermanglung eines Dampfschiffes in ihrer ungeduldigen Eile noch einmal durch ganz Anatolien zu Lande an den Bosporus zurück, wo sie gegen Ende Juli (1839), folglich einen Monat nach der Schlacht von Nisib und zehn Monate nach ihrem ersten Auszuge, erschöpft, geplündert und krank wieder eingetroffen sind. Die Leute im sybaritischen Pera erschracken anfangs über die zerlumpten, sonnenverbrannten, abgemagerten Gestalten und verschlossen die Thüre, bis Lord Ponsonby, der bittische Gesandte, in's Mittel trat.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Fr. Manoel da Rocha, Portugal renascido, tratado historico, critico - chronologico, em que à luz da verdade se dão manifestos os successos de Portugal do seculo decimo depois do nascimento de Christo. Lisboa 1730. fol.

Seb. de Mesa, Jornada de Africa por el rey don Sebastian y union del reyno de Portugal a la corona de Castilla. Barcelona 1630. 4.

Memoria sobre a conspiracão de 1817 vulgaramente chamada a conspiração de Gomes Freire. Lisb. 1822. 4.

Memoria da Jornada, e successos que ovve nas duas Embaxadas, q S. Magestade que Deos guarde, mãdou dos Reynos de Suecia. Lisb. 1642. 4.

Manoel Homem, Descripcam da Jornada e embaixada extraordinaria que fez a Franca Dom Alvaro Pirez de Castro. Pariz 1644. 4.

Manuel de Faria y Sousa, Historia del Reyno de Portugal, nueva edicion, continuata hasta el año de 1730. Amberes 1730. fol.

J. Fr. Barreto, Relaçam da viagem que a França fizeram Fr. de Mello. Lisb. 1642. 4.

Ant. Mar. Bonucci, Istoria della Vita, ed eroiche azioni di Don Alfonso Enriches Re di Portogalla. Venezia 1719.

Luis Marinho de Azevedo, Primera parte da fundaçaõ, antiguidades e grandezas da mui insigne cidade de Lisboa. Lisb. 1652. fol.
Vida do Infante Henrique. Lisb. 1758. 4.

Af. Dalboquerque, Comentarios do grande Afonso Dalboquerque capitaõ geral dos Indias orientales. Vol. 1 — 4. Lisb. 1774.

Baraõ de Eschwege, Memoria sobre a historia moderna da Administracão das Minas em Portugal. Lisb. 1838.

Ch. Romey, Histoire D'Espagne depuis les premiers temps jusqu'a nos jours. Vol. 6. Paris 1841.

Annales eclesiasticos y seglares de la ciudad de Sevilla. s. a. f.

J. F. A. de Ustorroz, Progressos de la historia en el reyno de Aragon . . desde 1512 hasta 1580 . . de nuevo por el Diego F. Dormer. Sarag. 1680. f.

Don Diego Saavedra Faxardo, Corona Gothica Castellana y Austriaca. Vol. 1 — 5. Madrid 1670 — 1678. 4.

D. Pedro Pacheco, Discursos ilustres, historicos i genealogicos por D. P. de Royas. Toledo 1636. 4.

Fr. M. Risco, Historia de la ciudad y corte de Leon y de sus reynes. Vol. 1. 2. Madrid 1792. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern. 21. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Travels and Researches in Asia Minor Mesopotamia, Chaldea and Armenia.

(Fortsetzung.)

Nach drey Monaten war die Ausrüstung zur neuen Expedition vollendet, aber Russell, der Mathematiker, verlor den Muth und gieng nach England zurück. Mister Ainsworth und Rassam aber setzten anfangs November 1839 zum zweyten Male über den Bosporus und drangen wieder in Kleinasien ein, und zwar weiter südwärts durch Gegenden, die sie auf den beyden frühern Zügen nicht berührt hatten. Iconium und Cilicien und die ägyptischen Festungswerke im Taurus, der Produktenreichthum der Ebene von Tarsus und Adana, die alten und neuen Handelswege und Stapelplätze, das Flußgebiet des Dschihuu, die Thore Syriens werden mit Vorliebe und unermüdeter Geduld beschrieben, Antiochia und Aleppo dagegen nur flüchtig berührt. Am 7. Januar (1840) kamen sie wieder über das Schlachtfeld von Nisib, setzten bey Biredschik noch einmal über den Euphrat und erreichten Orfa, über die Ruinen der alten mesopotamischen Festungen Nisibis und Dara und die Wüste Sindschar ziehend, am 29. desselben Monats endlich Mossul, gegenwärtige Hauptstadt Mesopotamiens, und gleichsam Mittelpunkt und Hauptquartier für die chaldäischen Forschungen. Die Ausflüge nach der Wüstenburg Hadr, nach Alt-Mossul, nach dem Resen der Schrift und dem Schlachtfelde Gaugamela lassen wir unberührt und wollen nur über die Lage von Ninive, der altberühmten Handels- und Königsstadt Assyriens, Einiges bemerken, um dann eben so kurz als gedrängt über den Zustand der chaldäischen Kirche in Kurdistan zu berichten.

Mossul gegenüber, auf dem linken Ufer des Tigris sind die heute noch sichtbaren Ruinen von „Ninive der großen Stadt," das ist ein langer Zug von Erdhügeln, bald kleinern bald größern Umfangs, einige sogar heute noch mit (modernen) Gebäuden und Wohnhäusern bedeckt, aber so deutlich auf der assyrischen Fläche gezeichnet, daß Mr. A., wenn er von der Plattform seines Wohnhauses in Mossul niederblickte, Plan und Umfang von Ninive wie eine Karte vor sich liegen sah. Der Name bedeutet übrigens so viel als Ninopolis, Ninusstadt, und ist bis auf den heutigen Tag geblieben, Eski-Ninive bey den Türken und Nunia bey den Christen.

Die Stadt — so viel man aus der Richtung der zerstörten Wälle urtheilen kann — bildete ein unregelmäßiges Parallelogramm, welches auf der Westseite 3500 Ellen in der Länge hatte, 1370 auf der südlichen, auf der nördlichen 2000 und 2600 auf der östlichen, im Umkreise aber 9470 Ellen maß. Auf der Ostseite sind Spuren eines dreyfachen Mauerwalles wie auf der Landseite von Stambul; auf den übrigen Seiten dagegen nur Ueberbleibsel einer einfachen Umwallung, die hauptsächlich aus Erde und Kies bestand, aber auf einer Unterlage von behauenen Quadern breiter Dimension ruhte. Das Terrain innerhalb des Umfanges, in so weit es nicht von Wohnungen, Strassen, künstlichen Ruinenhügeln oder dem Flußbette des nordöstlich hereinrinnenden Kosar eingenommen wird,

bildet überall cultivirten Grund. Selbst Hügel und Wälle zeigen im Frühling ein lieblich grünes Bild, bis die Glut der Maisonne, mit Ausnahme der Kukumern und Melonen, Gebüsch und Blumen versengt. Phantasie und vorgefaßte Meynung vermögen bey Hrn. A. nicht viel, und doch glaubte er die Plätze, auf welchen Palläste, Tempel und eine Citadelle standen, jetzt noch deutlich zu unterscheiden. Ein 43 Fuß hoher und 2563 Ellen umfassender Schutthügel voll Gestein, Mörtel, Mauerwerk, Dielenpflaster, feinen Ziegeln und Töpferwerk mit zierlicher Keilschrift, erregte bey ihm und allen seinen Vorgängern der neuesten Zeit die größte Aufmerksamkeit.

Die interessanteste und wichtigste Frage bleibt indessen immer, ob Ninive und seine zahlreiche Bevölkerung zur Zeit des Propheten Jonas innerhalb des gegenwärtigen Wallumfanges begriffen war, oder ob sich die Stadt noch jenseits desselben erstreckte. Macdonald Kinneir, Niebuhr und Rich stimmen insgesammt für die letztere der beyden Meynungen. Hr. A. prüft die Frage ebenfalls und glaubt nach wiederholter Besichtigung des Terrains sich für die erste aussprechen zu müssen, hauptsächlich weil er außerhalb des heutigen Umfanges keine Ruinen fand, ausgenommen zu Yarumdscha, in beträchtlicher Entfernung (ungefähr eine Stunde) oberhalb Ninive am Steilufer des Flusses. Hier sieht man im Innern eines künstlichen, von der Strömung halb zerstörten Schutthügels von 1150 Fuß Länge und 42 senkrechter Höhe, Ueberbleibsel alter Gebäude, Grundlagen von breiten Steinblöcken mit Resten von Erdharz, auch gebrannte Backsteine und Ziegel, was die Natur der Sache selbst als einen Bestandtheil der alten Stadt bezeichnet. Hr. A. hat aber eine angeborne Furcht vor orientalischer Ueberschätzung in Zahl und Maaß, täuscht sich aber in diesem Punkte ganz gewiß. Seine 9470 Ellen Mauerumfang machen in runder Summe 4800 Toisen, das heißt etwas über die Hälfte des Umkreises von Constantinopel ohne Vorstadt, den Lechevalier zu 9000 Toisen berechnet. Und doch zählt Constantinopel mit allen seinen Vorstädten und Bosporusdörfern zusammen kaum 600,000 Seelen. In Ninive aber lebten, ohne die Erwachsenen, nach

der Schrift, *) viel über zwölfmal zehntausend (harebah mischetem-essre ribbo) Unmündige, was auf eine viel bedeutendere Volksmasse schließen läßt, als innerhalb des bezeichneten Raumes leben könnte. Ueberdieß waren noch zahlreiche Heerden in der Stadt, Gärten und Lustwälder, die in einer morgenländischen Hauptstadt niemals fehlen. Die Schrift sagt auch nicht, wie Hr. A. behauptet, daß die ganze Bevölkerung nur 120,000 Seelen zählte, sondern daß so viele in der Stadt lebten, die noch nicht wußten, was links und was rechts ist. Wie zu Theben in Aegypten sind auch in Ninive nur von den öffentlichen Bauwerken und den solidesten Theilen der Structur Reste geblieben, die Privathäuser aber, von leichtem Fachwerk und Schlamm gebaut, spurlos verschwunden. Am meisten empört den patriotischen Britten Diodor's Angabe, nach welcher Ninive 480 Stadien im Umfang hatte, d. i. zweymal so groß als London gewesen sey, was man natürlich um keinen Preis zugestehen könne. Außer der kurzen Erinnerung bey Jonas hat man aus der Blüthezeit der Stadt keine gleichzeitigen Angaben. Xenophon und die zehntausend Griechen waren die ersten civilisirten Europäer, welche die leere Stadt und ihre Ruinen circa 400 vor Christus, d. i. zweyhundert Jahre nach der Zerstörung sahen. Die Mauer war damals, wie aus der Beschreibung hervorgeht, in der Hauptsache noch unversehrt, wie etwa heute im großen Antiochien, und hatte eine Unterlage von behauenem weißen Muschelstein, 50 Fuß breit und 50 hoch. Auf diesem Sockel stand eine Ziegelmauer, ebenfalls 50 Fuß breit, aber 100 Fuß hoch, so daß die Mauer im Ganzen eine Höhe von 150 Fuß hatte. Der Umfang betrug sechs Parasangen oder 18 3/4 englische Meilen (ungefähr acht Stunden), also das dreyfache der von Hrn. A. angenommenen Peripherie. Dicht an der leeren Mauer fanden die Griechen eine Stadt mit Namen Mespila. Dem Text zufolge möchte man vermuthen, daß nicht die Ruine, wie man gewöhnlich glaubt, sondern eine an der Ruine angebaute Stadt „Mespila" hieß: *Ἐντεῦθεν ἐπορεύθησαν σταδμὸν ἕνα, παρασάγγας ἐξ, πρὸς*

*) Jonas IV. 11.

τεῖχος ἔρημον, μέγα, πρός τε πόλει κείμενον· ὄνομα δ' ἦν τῇ πόλει Μέσπιλα. *) Aber was heißt Mespila? Rennell erklärt es aus dem griechischen Meso-Pylä, Mittelthore oder Tigris-Uebergang, der hier von Alters her bestand. Mespila ist aber sicherlich ein inländisches, durch griechische Kehle entstelltes Wort, das man heute nicht mehr erklären kann. Aus der Station vor Ninive, dem chaldäischen Al-Resen, macht Xenophon Larissa. Rennell glaubt in diesem Mespila das heutige Mossul zu erkennen, dessen Mauern erweislich aus dem Muschelstein von Ninive auf der gegenüber liegenden Flußseite entstanden sind. Aber wann und von wem Mossul angelegt und benannt wurde, hat man noch nirgend gefunden. Wäre es erlaubt, bey Xenophon statt „Mespila" Messila zu lesen, wäre die Sache freylich bald entschieden, und das heutige Mossul auf seiner ersten Stelle am linken Tigrisufer aufgefunden. Aber philologisch berechtigt nichts zur Annahme dieser Variante, als höchstens der gesunde Verstand und die Natur der Sache. Es giebt Gegenden, die niemals ohne Stadt seyn können, wo sich an die Stelle der untergegangenen Bauten, menschlicher Raserey und Thorheit zum Trotz, immer wieder neue drängen. Und in diese Classe scheint auch die Lage von Ninive zu gehören. Nachdem die rebellischen Satrapen das assyrische Reich aufgelöst und Sardanapals Residenz in Schutt verwandelt hatten, erwuchs das Mespila der Zehntausend aus den Ruinen und ward in unbekannter Periode als Mossul auf die entgegengesetzte Seite des Flusses versetzt.

Nach Ainsworth's sorglicher Prüfung hat Mossul höchstens 18,000 bis 19,000 Seelen innerhalb seiner Mauerwälle. **) Unter diesen sind etwa 2000 römisch-katholische Chaldäer, 1000 jakobitische Syrier, 1000 römisch-katholische Syrier, 1000 Juden und 13 — 14000 Jesidis oder Teufelsverehrer und muhammedanische Mischlinge, Araber, Kurden und Osmanli.

*) Anabas. III. 4.

**) Olivier redet von 65000, und General Gardanne gar von 120,000 Seelen.

In den Ländern Sur und Assur findet sich heute noch eine vollständige Musterkarte aller alten und neuen Religionssysteme Mittelasiens. Selbst der alte Dagons- oder syrische Fischdienst hat sich unter den islamitischen Bekennern noch in Kraft erhalten, wie wir bey einer andern Veranlassung aus eigener Erfahrung berichtet haben. Wer die Vorurtheile und übeln Nachreden sowohl der Christen als der Muhammedaner gegen die Sekte der Jesidis kennt, wird nicht ohne freundlichen Eindruck die Charakteristik dieses Volkes durch unsern Autor lesen. Hr. A. besuchte auf dem Weg nach Kurdistan ihren Hauptsitz Scheich Adi, auf den ersten Vorbergen am Rande der Ebene von Ninive, zwey Tagreisen von Mossul entlegen. Eigentlich heißen sie Isedis, nach Isedserser, einen Geist des Uebels aus der Parsi-Dämonologie. Sie sind auch nicht Teufels-Anbeter, wie man ihnen fälschlich nachsagt, sie glauben vielmehr alle an einen Gott und sind besonders Freunde der Christen, deren Heiland sie, nach Dr. Forbe's Bericht über Sindschar, sogar im Sinnbild der Sonne anbeten. Jüdische Beschneidung und Ostern üben sie zugleich mit der Taufe, machen das Kreuzzeichen, gehen unbeschuht in die Kirchen der Christen, wollen es aber auch mit dem Teufel nicht verderben, indem sie sich aller respektwidrigen Reden und Ausdrücke über den Geist der Finsterniß sorglich enthalten und eine schwarzgemalte Schlange zu seinen Ehren oberhalb der Tempelthüre anbringen. Satan, meynen sie, sey nur ein gefallener Engel, auf dem noch Gottes Zorn ruht, aber er werde wieder einst zu Gnaden aufgenommen und in seine alte Herrlichkeit zurückversetzt werden. Als aufrichtig, redlich, duldsam, muthig, gewerbsam, reinlich, familienzärtlich, höflich und männlich stolz gelten diese Jsedis bey allen europäischen Reisenden, die länger mit ihnen verkehrt und ihre Eigenschaften zu prüfen Gelegenheit hatten.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Marq. de Ribas, Succession de el rey Phelipe V. en la corona de Españe. Madrid 1704. fol.

Pedro Morote, Antiguedad y blasones de la ciudad de Lorca. Murcia 1741. fol.

Jos. de Moret, Congressiones apologeticas sobre la verdad de las investigaciones histor. de las antiguedades del reyno de Navarra. Pamplona 1678. 4.

Luis del Marmol Carvajal, Historia del rebelion y Castigo de los Moriscos del reyno de Granada. Vol. 1. 2. Madrid 1797. 4.

Christ. Lozano, Los reyes nuevos de Toledo. Madrid 1696. 4.

Fr. Henr. Florez, La Cantabria. Disertacion sobre el sitio y extension que tuvo en tiempo de los Romanos la region de los Cantabros. Madrid 1768. 4.

Diego J. Dormer, Anales de Aragon desde el anno 1525 hasta el de 1540.

Chroniques de Espanya, fins acino divulgades, que tracta dels Reys dels Gots per Miquel Carbonell. Barcellona 1546. fol.

Luis Alf. de Carvallo, Antiguedades y cosas memorables del Principado de Asturias. Madr. 1695. fol.

Marques de Mondejar, Memorias historicas del rey Don Alonso el Sabio. Madrid 1777. f.

Jos. Lup. Panzano, Anales de Aragon, des de el anno 1540 hasta el anno 1558. Zaragoça 1805. fol.

Marq. de Miraflores, Apuntes historico-criticos para escribir la historia de la revolucion de España de 1820 à 1823. London 1834. 8.

Bern. Dorado, Compendio historico de la ciudad de Salamanca. Salamanca 1776. 4.

Barth. Leon de Argensola, Primera parte de los anales de Aragon que prosigue los de Curita, des de el año 1516 del nacimiento de N. Redentor. Zarag. 1630. fol.

Cronica general de España, que recopil. el Maestro Florian de Ocampo. Vol. 1 — 12. Madrid 1791.

Fern. Perez de Guzman, Cronica del rey Juan II. Valencia 1779. fol.

D. Ant. de Capmany, Memorias historicas sobre la Marina, Comercio, y Artes de la antigua Ciudad de Barcelona. Vol. 1 — 4. Madrid 1779. 4.

— — — — Codigo de las costumbres maritimas de Barcelona. Vol. 1. 2. Madrid 1791. 4.

Emile Vincens, Histoire de la république de Gênes. Vol. 1 — 3. Paris 1842.

Alf. Reumont, Della campagna di Roma. Firenze 1842.

Nizza und die Meeralpen. Zürich 1842.

Fr. Sossaj, Modena descritta. Modena 1841.

L. Mariotti, Italy: general views of its history and literature in reference to its present state. Vol. 1. 2. London 1841.

Lodov. Bianchini, Della storia economico-civile di Sicilia libri due. Napoli 1841.

— — — — Della storia delle finanze del regno di Napoli libri sette. Palermo 1839.

M. J. Cordier, Mémoires sur les travaux publics. T. II. Sect. 1. 2. Paris 1842. 4.

Paul J. Jacob, Dissertations sur quelques points curieux de l'histoire de France et de l'histoire littéraire. Livr. 5 — 11. Paris 1842.

Ant. de Ladevèze, Recherches sur l'histoire de France, depuis les temps mérovingiens jusqu'à nos jours. Vol. I. Paris 1842.

A. Thierry, Histoire de la Gaule sous l'administration Romaine. Vol. II. Paris 1842.

Ch. Caix et Aug. Porson, Précis de l'histoire de France depuis les temps les plus anciens jusqu'à la revolution de 89. Paris 1840.

Michel Chevalier, Des intérêts matériels en France. Travaux publics. Routes. Canaux. Chemins de fer. Paris 1841.

J. H. Schnitzler, De la création de la richesse ou des intérèts matériels en France. Vol. 1. 2. Paris 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Travels and Researches in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia.

(Fortsetzung.)

Zu Krieg und Aufruhr sind sie freylich geneigt und verschmähen auch offene Plünderungszüge nicht, aber der Jsedis ist kein Dieb, er ist lebhaft, unerschrocken und gastlich. Als Race sind sie gewöhnlich hoch, schlank und wohlgebaut, mit feinen aber ernsthaften und resoluten Gesichtszügen und weit über das Auge hinausstehenden Braunen. Hr. A. sagt, er habe nicht leicht irgendwo einen so achtungswürdigen, milddenkenden und freundlichblickenden Mollah gefunden, als den am Jsedistempel zu Scheich Adi.

Aber wer sind die Chaldäer? Was ist ihr Glaube? wie ihre Sitte? wo ihr Land? wie stark ihre Zahl? was ist ihr Ursprung, ihre Hoffnung und ihr Sinn?

Oberst Chesney nimmt das gebirgige Hochland um die Quellen der Flüsse Euphrat, Tigris, Araxes und Halys als ursprüngliche Heimath der Chaldäer oder Chaldier an, eine Thesis, die ihm Meister Ainsworth beynahe übel nimmt. Mr. A. will nicht, daß die Chaldäer sich so weit herbemühten; er läßt sie vielmehr im nördlichen Mesopotamien, dessen Hochgebirge heute noch ihre Reste umschließt, gleich vom Anbeginn zu Hause seyn und von hier aus zur Zeit ihres Glanzes unter Nebuchadnesar das chaldäisch-babylonische Reich gründen, Jerusalem zerstören, den Pharao schlagen, Belsezzar's Mahlzeit halten und vom Perserfürsten Cyrus überwunden werden. Indessen ganz Unrecht hat Oberst Chesney doch nicht, weil gerade in der von ihm bezeichneten Region sich der Name einer Landschaft „Chaldia“ und eines Volkes der „Chaldäer oder Chaldier“ bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Chaldia ist ein liebliches Alpenland, etwa drey Tagreisen von Trapezunt, voll Weiden, Felsenpässe, Ritterburgen, Hochwald und Quellen, die alte Gränzmark des trapezuntischen Reiches gegen die Turkmanenhäuptlinge von Hocharmenien und die Seldschuken von Jkonium. Die Sprache ist eine Mischung aus corruptem Griechisch und Türkisch, die Religion byzantinisch-christlich, die Neigung zum Guerillaskriege aber und das Andenken an ihre Brüder in Mesopotamien, wie es scheint, noch heute nicht ganz erloschen. Ref. hatte Gelegenheit Land und Leute einigermassen kennen zu lernen und ward unaufgefordert angegangen, ob ihr Chaldia oder das Land ihrer Namensvettern im Süden die erste Heimath sey? Ob aber diese letztern von einem Chaldäa am schwarzen Meere noch etwas wissen, berichten unsere Wanderer nicht. Dagegen fanden sie die mündliche Ueberlieferung geradliniger Descendenz von den Altchaldäern Assyriens, Mesopotamiens und Babyloniens noch überall lebendig. Die Bedrückungen der Muhammedaner hätten sie oder vielmehr die Reste des Volkes in ihre gegenwärtigen Sitze im Hochgebirge zurückgedrängt, wohin sich beym wachsenden Ansehen der römischen Kirche in den Flachländern am Tigris zuletzt auch ihr Patriarch geflüchtet habe. Als apostolischer Nachfolger der Erzbischöfe von Seleucia und Ctesiphon trägt das geistliche Oberhaupt der Chaldäer den Titel

„Katholikos“ und gerirt sich als Groß-Primat des Orients, dessen Sitz nach der Zerstörung von Seleucia und Ctesiphon zuerst in das neuerbaute Bagdad übersiedelte, daselbst bis zum Untergang des Chalifats durch die Tataren um 1258 blieb, dann von Stadt zu Stadt, von Kloster zu Kloster wanderte und im Jahre 1560 zu Mossul am Tigris aufgeschlagen ward, von wo er in seinen gegenwärtigen und letzten Zufluchtsort „Dschulamerik“ im Berg-Kurdistan entwich.

Im zwölften Jahrhundert präsidirte der chaldäische Katholikos von Bagdad noch über 25 Metropolitankirchen und mehr als 200 Bischofstühle auf der weiten Strecke zwischen Anazarba in Cilicien und Ispahan in Persien. Heute ist ihm nur noch der einzige Metropolitan von Berrawi in der Nachbarschaft mit einer kleinen Anzahl Suffraganen geblieben, und selbst die Gesammtmasse der chaldäisch Glaubenden soll nach den genauesten Forschungen die Linie von 100,000 Köpfen nicht überschreiten. Diese Zahl und ihre Constitution im Gebirge mahnt unwillkührlich an die geistliche Slaven-Republik von Montenegro, mit deren Oberhaupt der chaldäische Patriarch die Erblichkeit der Würde gemein hat, da hier wie dort dem Oheim der Neffe auf dem Präsidialthrone folgt. Zur Zeit größern Glückes war die Wahl frey und in allgemeiner Versammlung der Kirchenfürsten vorgenommen. Man sieht wohl, Chaldäa ist auf der letzten Station angekommen, es steht mit seinem Dogma, mit seiner Nationalität und seinen apostolischen Ansprüchen verlassen und vereinzelt in der Welt. Die hellenischen Christen in Montenegro haben die Moskowiter im Hintergrunde, die Ueberbleibsel Nebuchadnesars aber sollen sich auf die hülfreiche Hand transatlantischer Yankee-Missionare und der Aktienleute von Großbritannien stützen. Grundlage und Cement dieser neuen politischen Allianz können bekanntlich nur dogmatische Sympathien seyn, und eben ist man auf dem Punkte, sich gegenseitig das kirchliche Horoskop zu stellen und das beyderseitige Credo zu analysiren. Natürlich machte sich der biblisch gelehrte Mr. A. vor seinem Uebertritt ins chaldäische Gebiet ein vorläufiges Bild von der physischen Gestalt, von der Gemüthsart und dem Benehmen des Volkes, das er sich noch so dachte, wie es bey den Propheten des alten Bundes geschildert wird. Als Chaldäerbischof erwartete er einen Mann zu sehen, mit dem Dolch im Gürtel, mit dem Schwert an der Seite und mit einem Panzerhemd angethan, etwa wie einen Reitercapitän im Feldlager des Königs Nebuchadnesar wider Jerusalem. Wie ihn aber im Dorfe Hayis der Metropolitan Ischiya von Berrawi zum freundlichen Willkomm erwartete und er den stattlichen, ehrwürdigen, heitern, würdevollen, klug und doch freundlich blickenden Greis mit wallendem Silberbarte und vollendeter Grazie im Reden und im Benehmen sah, war er auf das freudigste überrascht, und die ganze Gesellschaft küßte nach Landesart gerne die dargebotene Hand des Prälaten, setzten ihn auf ein Pferd und begleiteten ihn zu Fuß in seine drey Stunden entfernte Wohnung. Auf der ganzen Strecke strömten die Bauern links und rechts von den Dörfern herbey, um die Hand ihres ergrauten Seelenhirten zu küßen, was sie auf die kindlichste und herzlichste Weise und gegen orientalischen Brauch, mit Abnahme der Kopfbedeckung thaten. Verglichen sie die freye und doch respektvolle, zahme und liebevolle Sitte des Volkes, unter dem sie sich jetzt befanden, mit der trübsinnigen Wildheit der Muhammedaner, von wo sie eben kamen, trat der Contrast und die milde, glückliche Einwirkung des Christenthums um so lebendiger hervor. Von der äußern Gestalt des Volkes entwirft Mr. A. ein sehr vortheilhaftes Bild, dessen Hauptzüge wir gleich hier am Eingange zusammenstellen. Lebhafte Farbe, feine Züge, graue Augen und rother Bart, offene Haltung, und robuster, breitschulteriger Bau, aber schlenkernder Gang sind allgemeine Nationalkennzeichen des Chaldäers. Wilde und stolze Gesichter erscheinen selten. Das Haupthaar flechten die Männer in einen einzigen Büschel und lassen ihn rückwärts hinabhängen, den Kopf aber bedecken sie mit einer kegelförmigen Mütze von weißem Filz; weite, buntfärbige Beinkleider, ein weißer Ueberwurf und Sandalen von ungegerbter Rehhaut vollenden die übrige Toilette eines Chaldäers. Auf der Filzmütze steckt eine Adlerfeder, nur der Melik-Sohn von Tiari trug eine Spillhahnfeder wie die Bauernbuben in Tyrol. Das sind freylich nicht mehr die Chaldäer des Propheten Ha-

bakuk (I. 6 — 9). Nachts lagerten sich zwey chaldäische Bauern mit ihren Weibern, zwey Wiegen mit Inhalt, zwey Diacone, der Caplan, die Engländer, die Maulthierführer und die Diener insgesammt in malerischer Scene und patriarchalischer Einfalt auf der Terrasse des platten Hausdaches zur Ruhe.

Noch vor Aufgang der Sonne sahen sie das erste Mal chaldäischen Gottesdienst, bey dem alle Anwesenden, selbst die Kinder, die Communion in beyden Gestalten erhielten. Außer dem Kreuze in anliegender Form ✠ und der heiligen Schrift sieht man weder auf dem Altar noch an den Wänden irgend ein gemaltes oder geschnitztes Bild. Abscheu vor Bildwerken nennt Mr. A. eine allgemeine und strenge Praxis der chaldäischen Kirche, die in der Hauptsache ebenfalls nur zwey Sakramente, Taufe und Eucharistie, anerkennt. Die übrigen — der Bischof nannte ihm noch mehrere, als selbst die römisch katholische Kirche zuläßt — seyen nur heilige Anordnungen und kirchliche Formen von minderer Wichtigkeit; und dieß galt dem englischen Sendboten vorläufig als Beleg für die sakramentalische Gleichheit der beyden Kirchen, worüber wir mit ihm begreiflicher Weise hier eben so wenig disputiren wollen, als über die andern Thesen der chaldäischen Kirchen-Oase von Kurdistan. Wir berichten ohne Zusatz eigener Meynung einfach und historisch, was ihm die Priester und christlichen Volksführer in Amadiya, Tiari und Dschulamerik, im Innern des Hochlandes, von ihren zur Zeit bestehenden kirchlichen Dingen und altererbten Dogmen erzählten. Schon in Tiari erklärte man der Expedition ziemlich unverholen, daß es für Franken und Papstgläubige eigentlich gefährlich sey, ins chaldäische Gebirgsrevier herauf zu kommen; daß sie von gastlichem Sinne und Schonung der orthodoxen Bergleute weite Begriffe haben müssen und sie es überhaupt nur einer speciellen Gunst zu verdanken hätten, wenn man ihre Gegenwart unbeläftigt dulde, denn hier halte man es mit dem Christenthum etwas genau. Man nahm sie daher scharf ins Examen, und die Reisenden verschafften sich nur durch das Bekenntniß, sie seyen Engländer und Protestanten, Credit und Sicherheit. Dieses kleine Völklein hat die sonderbare Ueberzeugung, in der ganzen Welt, besonders aber in Europa, stehe es mit dem Christenthume erbärmlich, Irrthum und Abfall überwuchern Alles und nur in Kurdistan, bey dem schwachen Häuflein syro-chaldäischer Gläubigen, habe sich apostolische Lehre und Praxis in primitiver Lauterkeit erhalten. Die Sache wurde dringlich, der Geistliche von Lisan, ein Mann voll feiner Manieren und biblischer Gelehrsamkeit, kam in Begleitung des Melik, des weltlichen Districtsvorstandes, trug Augengläser und disputirte ruhig und gewandt, bis man sich in Punkte vom Purgatorium, Bilderdienst, Confession, Cölibat, Sakrament, Theotokos, mönchische Clausur, Supremat und die beyden Naturen in Christo — versteht sich in einem dem allgemeinen Lehrbegriff entgegenstehenden Sinn — verständiget und den Bund dogmatischer Brüderschaft geschlossen hatte. Zur Bekräftigung giengen die Fremdlinge mit in den Abendgottesdienst, wo die Chaldäer mit großem Eifer ihr Glaubensbekenntniß vortrugen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Capefigue, Louis XV. et la société du siècle. Vol. 1. 2. Paris 1842.

M. Mary-Lafon, Histoire politique, religieuse et littéraire du midi de la France. Paris 1842. Vol. II.

A. W. Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsasses von der frühesten bis auf die gegenwärtige Zeit. Lief. 8 — 15. Straßburg 1842.

P. Roger, Archives historiques de l'Albigeois et du pays Castrais. Alb. 1841.

Jos. Droz, Histoire du règne de Louis XVI. pendant les années ou l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution française. T. 3. Appendice. Mirabeau et l'assemblée constituante. Paris 1842.

Dr. L. Stein, Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs. Leipzig 1842.

K. Gutzkow, Briefe aus Paris. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

L. Blanc, Histoire de dix ans 1830 — 1840. Vol. 1. 2. Paris 1841.

J. Chmel, Geschichte Kaiser Friedrichs IV. und seines Sohnes Maximilian I. Bd. 2. Hamburg 1842.

Dr. Ed. Gervais, Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Th. 2. Leipzig 1842.

H. Luden, Geschichte der Deutschen. Bd. 1. 2. Jena 1842.

Dr. F. H. Müller, Die deutschen Stämme und ihre Fürsten. Entwickelung der Territorialverhältnisse Deutschlands im Mittelalter. Th. 3. Berlin 1842.

J. G. A. Wirth, Die Geschichte der Deutschen. Bd. I. 1 — 3. Emmishofen 1842. 4.

Emile Jacquemin, L'Allemagne agricole industrielle et politique. Voyages faites en 1840, 1841 et 1842. Paris 1842.

Sam. Christ. Wagener, Handbuch der vorzüglichsten in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit. Weimar 1842.

L. Bauer, Schwaben wie es war und ist. Abth. 1. Karlsruhe 1842.

F. G. Buek, Hamburg und seine Umgebungen im 19. Jahrhundert. Lief. 1 — 3. Hamburg 1842.

Dr. Fr. Rehm, Handbuch der Geschichte beyder Hessen. Bd. I. Marburg 1842.

Mich. Bormann, Beytrag zur Geschichte der Ardennen. Th. 2. Trier 1842.

Ch. F. Stälin, Wirtembergische Geschichte. Th. 1. Schwaben und Südfranken von der Urzeit bis 1080. Stuttgart 1841.

Dr. J. Schumann von Mannsegg, Juvavia. Eine archäologisch-historische Darstellung u. s. w. Salzburg 1842.

J. G. Broix, Erinnerungen an das alte berühmte Tolbiacum, die jetzige Stadt Zülpich. Neuß 1842.

C. Jäger, Ulms Verfassung, bürgerliches und commercielles Leben im Mittelalter. Stuttgart 1831.

Dr. E. Duller, Neue Beyträge zur Geschichte Philipps des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen. Darmstadt 1842.

Frhr. Carl du Jarris de la Roche, Der deutsche Oberrhein während der Kriege seit dem westphälischen Frieden bis 1801. Stuttgart 1842.

Leop. von Ledebur, Der Maingau oder das Mayenfeld nicht Maifeld. Eine historisch-geographische Untersuchung. Berlin 1842.

Anton von Gévay, Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungarn und der Pforte im 16. und 17. Jahrhundert. Gesandtschaft König Ferdinand's I. an Sultan Suleiman I. 1536 — 1537. Wien 1842. 4.

Fürst E. M. Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg. Th. 5. 6. Wien 1842.

Fr. Palacky, Ueber Formelbücher, zunächst in Bezug auf Böhmische Geschichte. Lief. 1. Prag. 1842. 4.

Joh. Jak. Staffler, Tirol u. Vorarlberg, statistisch-topographisch. Heft 2. Innsbruck 1842.

Th. Világosváry, Der Sprachkampf in Ungarn. Agram 1842.

Leop. Haßler, Die Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. Nach Quellen. Th. 1. 2. Wien 1842.

Wencesl. Hagek de Liboczan, Kronyka Czeská. Prag 1818. Fol.

Fr. Némethy, Das Schloß Friedland in Böhmen und die Monumente in der Friedländer Stadtkirche, nebst einigen alten Urkunden und eigenhändigen Briefen des Herzogs Waldstein. Prag 1818.

Fr. Palacky, Starj letopisowé cessty od roku 1378 do 1527, cili prokracowánj w kronikách Pribjka Pulkawy a Benesse z Horowic z rukopisů starych wydané. W Praze 1829.

Fr. Palacky, Der Mongolen Einfall im Jahre 1241. Prag 1842. 4.

C. M. Fr. von Aretin, Geschichte des bayer. Herzogs und Kurfürsten Maximilian des Ersten. Bd. 1. Passau 1842.

Dr. Jos. von Hefner, Das römische Bayern in antiquarischer Hinsicht. München 1842.

Jos. von Hormayr, Die goldene Chronik von Hohenschwangau, der Burg der Welfen und Hohenstaufen und der Scheyren. München 1842. 4.

Ludwig I. König von Bayern, Walhalla's Genossen. München 1842.

Possessiones Traditionesque Wizenburgenses. Codices duo cum supplementis. Ed. Societas historica-Palatina. Spirae 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Travels and Researches in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia.

(Schluß.)

Die Aufgabe unter solchen Umständen über das Hochgebirge zum persischen See Urumiya herab zu ziehen, war keine Kleinigkeit. Die Hitze der Jahreszeit, die Nähe der räuberischen Kurden, Neugierde und beständige Umlagerung der Eingebornen, die endlosen Religionsdispute und zuletzt die Bedenklichkeiten des neun und dreißigjährigen Erbpatriarchen, dem sie in einem Dorfe dicht an der Hauptstadt Dschulamerik von fünf Uhr Morgens bis über Mittag hinaus Rede stehen mußten, hätte weniger eifrige und weniger standhafte Männer abgeschreckt. Der gute Fürst hatte von England und englischem Kirchenthum noch keinen Begriff und erklärte voraus, „man wolle vom Papst, der schon einen Theil der chaldäischen Kirche in der Ebene gewonnen habe, hier im Gebirge nichts wissen und in der Form des Gottesdienstes unter keinem Vorwande das Geringste ändern, denn die Lehre von Rom sey neu, die ihrige aber alt und seit den Tagen der Apostel von Geschlecht zu Geschlecht ohne die geringste Zuthat dieselbe geblieben.“ — Deßwegen protestiren sie auch auf das feyerlichste gegen die Benennung „Nestorianer,“ „Discipel des Nestorius,“ wie man bey uns die Chaldäer nennt. „Dieser Nestorius sey Grieche und Patriarch von Konstantinopel gewesen, und es habe weder er von ihrer, noch sie von seiner Sprache und Tradition Kunde gehabt. Stimme aber seine Doctrin in gewissen Punkten mit der chaldäischen überein, so habe er eben gelehrt, was bey ihrem Volke von Alters her geglaubt worden sey. Ueberdieß habe sich die syro-chaldäische Kirche schon vor dem Auftreten des Nestorius von der Gemeinschaft des Patriarchen des Orients (Antiochia) losgesagt und eine streng abgeschlossene, nationelle Stellung eingenommen.“ In der That wird auch der Gottesdienst heute noch auf Altsyrisch gefeyert, Epistel und Evangelium überall zuerst in dieser altapostolischen Kirchensprache, dann erst in dem Landesdialekt abgelesen. Mr. A. beschreibt auch ganz genau ihre Art zu consecriren und das Abendmahl zu ertheilen, mit dem Beyfügen, daß es ihrer Behauptung nach seit den Tagen des Apostels Thaddäus unter ihnen so gehalten worden sey und ihre älteste Liturgie den Namen „Liturgie der Apostel“ trage. Könnte man sich auf alle diese Angaben verlassen, hätte die Sache freylich ein tief eingreifendes Interesse und verdiente die ernsthafteste Erwägung von Seite des im Wiederaufbau des Reiches Gottes redlich beschäftigten Abendlandes. Aber die Sache, scheint es, muß noch viel gründlicher, länger und umständlicher zergliedert, in Ursprung und Fortgang erforscht und in ihrer gegenwärtigen Gestalt genauer verglichen werden, als es auf einem kurzen Durchflug in nicht immer gelegener und freyer Stunde durch Dolmetscher geschehen konnte. Vor Allem wäre der Zeitpunkt der aufgehobenen Kirchengemeinschaft kritisch und sicher herzustellen. Die Chaldäer selbst sind ohne allen Apparat von Gelehrsamkeit, ohne Kritik, ohne Geschichte und fast ohne Buch. Und gerade in diesem Theile des Berichtes vermißt man die gewohnte Genauigkeit des Mr. A. Ge-

schah die kirchliche Separation erst im Jahre 485, wie man II. 273 liest, durfte er nicht sagen, sie falle in die Zeiten before Nestorius, der nach den gewöhnlichen Angaben schon um 441 als kirchengebannter Exulant in der libyschen Wüste starb.

Erst auf die Versicherung des brittischen Fremdlings, daß es sich hier nicht um Rom, um Papst und um Bekehrung oder Kirchenreform überhaupt handle, sondern daß sie nur in der Absicht so weit hergekommen seyen, um das chaldäische Volk kennen zu lernen, Verbindungen und freundlichen Verkehr in Christo anzuknüpfen, die Quellen nützlicher Kenntniß durch Verbreitung von Druckschriften und Einrichtung von Schulen für die chaldäische Jugend zu öffnen und überhaupt friedlichen, brüderlichen Beystand der Kirche und des Volkes von England uneigennützig anzubieten, erst auf diese unumwundene Erklärung hin wich der Argwohn aus dem Herzen des Prälaten und wurde, so viel aus dem Berichte zu entnehmen, der anglo-chaldäische Bund der Sympathie und Bruderliebe — eine Gattung Hetärie — wirklich geschlossen. Nur Schade, daß die muhammedanischen Kurden und Landsleute der Chaldäer diese uneigennützige Hingebung nicht begreifen, und aus der englischen Zärtlichkeit für ihre christlichen Mitbewohner allerley politische Verwicklungen für die Zukunft befürchten. Sympathien und Friedensboten, ohne Kanonen im Hintergrunde, sind in Asien nutzlos und gefährlich. Die Kurden wissen es noch aus ihrem Aufstandsversuch im Jahre 1836, wo ihnen dieselben Engländer, die sich jetzt so angelegentlich um chaldäisches Seelenheil und Schulwesen kümmern, Geld, Waffen und guten Rath vom persischen Meerbusen heraufbrachten. Ein Kurde aus Schereşor, mit dem Ref. auf Hagion-Oros Bekanntschaft machte, erzählte ihm sonderbare Details über jenes Ereigniß und die fremde, auch noch anders woher zufließende Unterstützung und Ermunterung. Der neuesten Kunde nach sollen die muhammedanischen Kurden-Bege, in Folge dieser wiederholten Botschaften, Adressen und Besuche christlicher Fremdlinge, den Patriarchen aus Eifersucht in einem Schlosse gefangen halten, so daß die erste Frucht der neuen Allianz für die „Thaddäus-Christen“ wenigstens keine süße ist. Statt der Erleichterung und des Triumphes deutet vielmehr Alles auf eine bevorstehende Zeit der Prüfung und bittere Heimsuchung der syro-chaldäischen Kirchenreste, die zur frühern Klage über die „bedeutenden Eroberungen des römisch-katholischen Lehrbegriffes in ihrer Gemeinde“ nun zu einer zweyten über fälschlich erregte Hoffnungen ergiebigen Beystandes von Seiten der Engländer berechtigt. Seitdem man aus Afghanistan zurückgegangen und zu Teheran die diplomatische Schachpartie verloren hat und vor dem Hauche des arabischen Wirbelwindes die Dampfboote aus dem Euphrat verschwunden sind, glaubt man in Mesopotamien nicht mehr an die Omnipotenz des brittischen Namens. Die katholischen Chaldäer unter dem Patriarchen ihres Glaubens in Mossul — so sagen wenigstens die Türken — sind friedliche, treue Unterthanen der Pforte, arbeiten und bezahlen ohne Widerrede, während die Altchaldäer im Hochgebirge meuterisch sind und Gedanken von Unabhängigkeit und freyem Regiment durchscheinen lassen. Zu diesem Doppelbedrängniß gesellt sich noch ein drittes, „die wildromantische Wuth“ der Yankee-Glaubensprediger, in den Syro-Chaldäern Kurdistans die zehn verlornen Stämme Israels wieder zu erkennen. Die Amerikaner wollten um jeden Preis die zehn Stämme finden und suchten sie nach einander bald in Abyssinien, bald unter den Wilden am Mississippi und neuerlich erst bey den Afghanen in Kabul, wohin Ehren Dr. Wolf in Eilmärschen aus dem tiefsten Occident zog, um die endlich Aufgefundenen zum Christenthume zu bekehren. Aber Dr. Wolf hat gefunden, daß die Afghanen nicht den jüdischen Typus haben, daß die Tradition jüdischer Abstammung unter ihnen nicht allgemein herrsche und endlich, daß ihre Sprache keine Aehnlichkeit mit der hebräischen habe und folglich die Afghanen nicht die zehn Stämme seyen. Aber irgendwo müssen die zehn Stämme ja doch seyn, ergo sind es die Chaldäer. So wenigstens argumentirt Dr. Grant, der Amerikaner, weitläufig und hitzig, daß der ruhige Mr. Ainsworth beynahe selbst in Eifer erglüht und seine Gründe gegen Dr. Grant mit ungewöhnlicher Breite aus einander legt. Zuletzt wird man sich doch noch dahin verstehen müssen, die heutzutage in den Provinzen der assyrischen Monarchie zerstreut lebenden Juden als

die Reste der enthusiastisch aufgesuchten zehn Stämme anzuerkennen. Die Juden von Amadiya erzählten der Expedition, daß die Tradition ihres Aufenthalts im genannten Orte bis nahe an die Zeit der Captivität durch Salmanassar hinaufreiche. Was will man denn mehr? Aber das Einfache und Natürliche genügt dem Menschen selten, er will nur Außerordentliches und phantastische Combinationen.

Mr. A.'s Tendenz ist klar, er will Europa im Allgemeinen und England insbesondere „für Erhaltung der dreyfach bedrohten Chaldäernationalität erwärmen," und ist deßwegen vor Allem bemüht, durch gerechtere, aus eigener Anschauung und Erfahrung hervorgegangene Würdigung des Volkscharakters den nachtheiligen Eindruck auszulöschen, den Mr. Rich's, englischen Consuls in Bagdad, aus Hörensagen und nach türkischen Dictaten entworfene Schilderung vor mehr als zwanzig Jahren in Europa zurückgelassen haben konnte. Dieser Theil der Aufgabe ist ihm eben so vollkommen gelungen, wie die Nationalapologie gegen den Zehn-Zunft-Romanticismus der Amerikaner. Wenn er aber tertio loco die Thesis aufstellt: die altchaldäische Kirche sey unter allen christlichen Kirchen des Orients am wenigsten durch Superstition und unschriftmäßige Lehre entstellt, zweifle ich, ob er mehr allgemeinen Glauben findet, als wenn er aus längerer Beobachtung der Formen und Ceremonien sowohl als der Kirchenzucht der römisch-katholischen Chaldäer und der unter Priestern und Laien herrschenden Gesinnungen bemerkt haben will, daß die chaldäischen Bekehrungen durch katholische Glaubensprediger niemals so tief und eindringlich waren, um Charakter und gottesdienstliche Praxis des Volkes wesentlich umzugestalten oder seine Grundnorm zu erschüttern; kein Glaubensartikel sey geändert, kein neues Credo eingeführt, kein handgreiflicher (tangible) und formeller Act der Aneignung römischer Lehre und Uebung erlassen, folglich im Wesen nirgend etwas geändert und alles Geschehene schnell wieder gut zu machen. Folgen und nachhaltige Wirksamkeit des einmal anerkannten Supremates weiß Mr. A. nicht zu berechnen, wie es schon vor ihm der hochwürdige Mister Southgate nicht zu berechnen wußte. Wider künftige Gefahren chaldäischer Nationalität

aber sey, neben der Allianz mit the high Church of England, gegen diese Seite hin durch Aufstellung Mister Rassams als brittischen Viceconsul in Mossul hinlänglich vorgebaut. Ob nun die apostolischen Arbeiter in Mossul, oder die Misters Rassam und Southgate die kräftigern seyen, wird erst die Zukunft lehren. An Bibelkenntniß und linguistischer Gewandtheit fehlt es übrigens dem bestallten Antagonisten des heiligen Stuhles nicht; er ist Zögling des Malta-Instituts und spricht außer den einheimischen Dialekten, wie schon früher bemerkt, das Französische, Englische und Türkische mit großer Eleganz, ist überdieß noch jung, auch stattlich und von bedeutender Politur — nicht gering zu achtende Eigenschaften im Wettkampfe mit der apostolischen Mission. Referent hat diese merkwürdigen Reisenden Ende September 1840, am Tage nach ihrem Eintreffen aus Chaldäa und Ninive, im großbrittannischen Consulat zu Trapezunt gesehen, ein Umstand, der wohl unberührt geblieben wäre, hätte Mr. Ainsworth dieses Aufenthaltes eines deutschen Wissenschaftsbeflissenen in der Hauptstadt von Kolchis, Band II. S. 327 seines Berichtes nicht ausdrücklich Erwähnung gethan. Daß aber Referent jemals, und zwar schon sobald nach dem Zusammentreffen unter den immergrünen Laubgängen des Mister Heinrich Suter in der Comnenenstadt, über diese mühevolle und an Resultaten nicht unfruchtbare Tour im Orient an das gelehrte Publikum berichten könne, hätte er sich damals freylich nicht eingebildet.

Fallmerayer.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

F. W. Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern. Th. 3. Hamburg 1842.

Dr. A. Fr. Riedel, Novus codex diplomaticus Brandenburgensis. Vol. II. 1 — 3. Berol. 1840 — 42. 4.

Joh. Voigt, Codex diplomaticus Prussicus. Urkunden-Sammlung zur älteren Geschichte Preußens aus dem K. geh. Archiv zu Königsberg nebst Regesten. Bd. 2. Königsberg 1842. 4.

J. Voigt, Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation. Bd, 2. Königsberg 1842.

H. Wuttke, König Friedrichs des Großen Besitzergreifung von Schlesien und die Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Lande bis zum Jahre 1740. Th. 1. Leipzig 1842.

Dr. J. E. Wernicke, Geschichte Thorns aus Urkunden, Dokumenten und Handschriften bearbeitet. Th. 1. 2. Thorn 1842.

K. Rosenkranz, Königsberger Skizzen. Abth. 1. 2. Dresden 1842.

Dr. E. F. Vogel, Preußens Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1841.

K. A. Kries, Historische Entwicklung der Steuerverfassung in Schlesien unter Theilnahme der allg. Landtagsversammlungen. Breslau 1842.

Messager des sciences et des arts de la Belgique, ou nouvelles archives historiques, litéraires et scientifiques. 1842. Livr. 1. 2. Gand.

Carlos Coloma, Las guerras de los estados baxos desde el anno de 1588, hasta el de 1599. Barcelona 1627. 4.

The letters and journals of Robert Baillie, principal of the university of Glasgow. 1637 — 1662. Edited from the author's manuscripts by David Laing. Vol. 1. 2. Edinb. 1842.

Agnes Strickland, Lives of the queens of England. Vol. 5. Lond. 1842.

Patrick Fraser Tytler, History of Scotland. Vol. 8. Edinb. 1842.

Dr. E. F. Vogel, Pragmatische Geschichte der gegenseitigen politischen und religiösen Verhältnisse zwischen England und Irland vom ersten Beginn des socialen Verkehres beyder Länder bis auf unsere Tage. Leipzig 1842.

J. G. Dalyell, Darker Superstitions of Scotland. Edinb. 1834.

J. Crofton Croker, Researches in the South of Ireland. London 1824. 4.

James Beattie, History of the church of Scotland during the commonwealth. Edinb. 1842. 4.

J. Wade, History and political philosophy of the middle and working classes. Edinb. 1842.

Aug. von Baggesen, Der dänische Staat geographisch und statistisch dargestellt. Lief. 2. Kopenhagen 1842.

J. M. Chopin, Révolutions des peuples du Nord. Vol. 3. 4. Paris 1842.

A. L. J. Michelsen, Urkundensammlung der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte. Bd. II. Abth. 1. Urkunden von 1300 — 1350. Kiel 1842. 4.

Ericus Michael Fant, Scriptores rerum Suecicarum medii aevi. T. 1. 2. Upsaliae 1818.

C. F. Allen, Geschichte Dänemarks. Gekrönte Preisschrift. Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. N. Falck. Kiel 1842.

Monumenta Livoniae antiquae. 3. Band. Moritz Brandis Chronik oder älteste Livländische Geschichte und Collectanea, oder die Ritter-Rechte des Fürstenthums Esthen zum erstenmale in Druck gegeben mit Anmerkungen von Dr. Planker. Riga 1842. 4.

Finnlands Gegenwart und Zukunft, eine Sammlung politischer Streitschriften von J. Hwasser, Pekka Knohavnien, E. J. Geijer. Stockholm 1842.

Joh. N. Vogel, Die ältesten Volksmährchen der Russen. Wien. 1841.

H. von Bienenstamm, Neue geographisch-statistische Beschreibung des kaiserlichen Gouvernements Kurland, oder der ehemaligen Herzogthümer Kurland und Semgallen mit dem Stifte Pilten. Mitau 1841.

Diplomatische Geschichte der polnischen Emigration. Stuttgart 1842.

J. A. Sommer, Répertoire analytique et descriptif pour la Carte d'Athènes et ses environs publiée en 1841. Munic 1841. fol.

Gregor Dankovszky, Die Griechen als Stamm- u. Sprachverwandte der Slawen. Preßburg 1828.

Chr. Aug. Brandis, Mittheilungen über Griechenland. Th. 1 — 3.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Notice sur les manuscrits trouvés à Herculanum. Par J. C. G. Boot, docteur en droit et ès-lettres. Amsterdam, chez Johannes Müller. 1841. (VI) und 62 Seiten. 8.

Der zunächst beabsichtigte Zweck der vorliegenden Schrift ist zur Berichtigung der zum Theil noch sehr unbestimmten und irrigen Begriffe über die ursprüngliche Gestalt und den gegenwärtigen Zustand der Herculanischen Rollen Einiges beyzutragen. Der Hr. Verf. benützte hiezu vorzugsweise eine über denselben Gegenstand erschienene in Deutschland aber wenig bekannte Schrift von Andrea de Jorio, *) Mitglied der Accademia Ercolanese zu Neapel, an welchen auch das aus Leeuwarden in Friesland datirte Vorwort in sehr schmeichelhaften Ausdrücken gerichtet ist.

Der Gedanke, die bisher bekannt gewordenen, zerstreut aus einander liegenden Nachrichten über jene das Interesse der gelehrten Welt in so hohem Grade in Anspruch nehmenden Handschriften, über jene nach siebzehnhundertjähriger Verborgenheit plötzlich und unmittelbar auf uns gekommenen Erbstücke des klassischen Alterthums bereinigend und übersichtlich zusammen zu fassen, ist gewiß ein verdienstlicher und Hr. Boot hat ihn auf eine sehr wackere Weise in Ausführung zu bringen versucht.

Das Werkchen hat folgende Eintheilung. I. Ueber die Entdeckung der Herculanischen Manuscripte. II. Der Papyrus der Alten. III. Dinte und Feder der Alten. IV. Die Handschriften-Rollen der Alten. V. Gegenwärtiger Zustand der Herculanischen Handschriften. Versuche ihrer Entzifferung. Anhang. Ueber die bereits in Druck gegebenen und zum Drucke vorbereiteten Herculanischen Rollen. Der zweyte, dritte und vierte Abschnitt als den allgemeinen und einleitenden Theil der Abhandlung bildend hätten wohl füglicher an der Spitze des Ganzen ihre Stelle gefunden, auch im Verhältniß zu der eigentlichen Aufgabe etwas kürzer ausfallen dürfen, während hingegen dem Geschichtlichen und Descriptiven in Bezug auf die Herculanischen Rollen selbst hie und da mehr Ausführlichkeit, namentlich aber zur bessern Versinnlichung der vorgetragenen Beschreibungen eine Beylage mit einfachen Abbildungen sehr vortheilhaft zu Statten gekommen wäre. So schätzenswerth übrigens jene Excurse des Verf. über das Schrift- und Bücherwesen der Alten an und für sich auch sind, so glauben wir sie doch hier umgehen zu können, und beschränken die gegenwärtige Anzeige nur darauf, dasjenige, was der Hr. Verf. im ersten und fünften Abschnitte seines Werkes theils aus eigener Anschauung, theils aus nicht allgemein zugänglichen Quellen beybringt, in einem kurzen Auszuge und mit einigen berichtigenden und ergänzenden Zusätzen unsern Lesern mitzutheilen.

---

*) Real museo Borbonico. Officina de' papiri descritta dal canonico Andrea de Jorio onorario dell' accademia delle belle arti. Napoli 1825. 8.

Es war im Jahre 1752 (nicht 1753 wie Murr und nach ihm mehrere Andere angeben), also 39 Jahre nach der Entdeckung des alten, bis dahin ungeahnt unter dem Boden des heutigen Portici (Porticus Herculis) verschüttet liegenden Herculanum, als man im Verfolge der Nachgrabungen auf ein kleines, den Seitenflügel einer römischen Villa bildendes Bibliothek-Gemach stieß. Den Boden desselben zierte ein Mosaikpflaster; rings an den Wänden waren hölzerne circa 6 Schuh hohe Repositorien von eingelegter Arbeit angebracht. Die Mitte des Zimmers theilte ein ähnlicher freystehender nach beyden Seiten offener Schrank (Durchzug), auf seiner Oberfläche die Büsten des Demosthenes, Epicur, Zeno und Hermarchus tragend. Auf den Fachbrettern dieses Mittelschrankes sowohl als in jenen der Wandgestelle waren Handschriften-Rollen (von circa einer Spanne Länge und 2 bis 3 Zoll Durchmesser) aufgeschichtet; einige davon waren parthieenweise in gemeinschaftlichen Umschlägen von grobem Papyrus, (papyrus emporetica, Packpapier,) eingewickelt. Beym ersten Anblick hielt man die Rollen für verkohltes Holz und die Arbeiter nannten deßwegen das fragliche Gemach den Kohlen-Laden (bottega del carbonajo). Man erkannte aber bald diesen Irrthum, als man an einer auf die Erde gefallenen Rolle lesbare Schrift gewahr wurde. Die völlige Ausräumung des Zimmers ward übrigens mit einer unbegreiflichen Lässigkeit betrieben. Man hatte bereits am 18. November 1752 die Papyrus-Rollen als solche erkannt, und doch waren anderthalb Jahre darnach erst 250, im October 1754 erst 337 Rollen ausgegraben und eingesammelt. Die Gesammtzahl der aus diesem Gemache gewonnenen Rollen mit Hinzurechnung einiger wenigen, welche man in verschlossenen Kistchen (zur Flüchtung verpackt?) im Säulengange des nämlichen Gebäudes aufgefunden hatte, betrug 1756 Stücke. Dieselben wurden zuerst im k. Museum zu Portici aufbewahrt, später aber nach Neapel überbracht, wo sie unter der Bezeichnung Officina dei papiri eine selbstständige Abtheilung des Museo Borbonico bilden. Alles was sich auf sie bezieht ist in vier Zimmern vereinigt. Vier Schränke der ersten zwey Zimmer enthalten die entrollten und bereits durch den Druck bekannt gemachten Fragmente, auf Leinwand aufgespannt. Vier bis fünf Individuen sind hier beschäftigt, die mittels des in dem anstossenden Zimmer vor sich gehenden Abwicklungsprocesses neu gewonnenen Papyrusstücke pünktlichst abzuzeichnen und diese Facsimile's zu graviren. Vier andere Schränke sind theils mit erfolglos entfalteten theils mit noch nicht untersuchten Rollen angefüllt. Das letzte Zimmer enthält gleichfalls abgelöste Handschriften-Fragmente und Copien von solchen.

Camillo Paderni, welcher bey der Entdeckung der Handschriften die Nachgrabungen leitete, war der erste, welcher es unternahm diese Rollen zu öffnen. Leider blieben seine Bemühungen ohne allen Erfolg. Nach mehreren nutzlosen Versuchen nahm er seine Zuflucht zu dem verzweifelten Mittel die Rollen der Länge nach auseinander zu schneiden; er beschränkte aber seine Neugierde nur darauf, Spuren von Schriftzügen aufzufinden um zu erkennen, welcher Sprache dieselben angehörten, und begnügte sich mit dem beklagenswerthen Ruhme, über dreyhundert griechische und 18 lateinische Rollen, und zwar gerade die am besten erhaltenen auf diese Weise ausgebeutet oder vielmehr vernichtet zu haben.

Gegen das Jahr 1754 wurde der Piarist Antonio Piaggio, Scriptor an der Vaticanischen Bibliothek von Rom nach Portici berufen, ein glücklicheres Mittel zur Abrollung der Herculanischen Handschriften ausfindig zu machen, und der bewunderungswürdigen Geduld dieses Mannes gelang es, binnen Jahresfrist die Hälfte der Rolle des Werkes von Philodemus über die Musik zu entziffern und für das Abwicklungsgeschäft ein Verfahren auf die Bahn zu bringen, welches trotz der mehrseitigsten Versuche durch kein zweckmäßigeres ersetzt wurde und daher, von geringen Verbesserungen abgesehen, bis auf den heutigen Tag zu dem genannten Behufe in Ausübung gebracht wird.

Nach Torio's Beschreibung besteht die Piaggio'sche Abwicklungsmethode dem Wesentlichen nach in Folgendem: Man sucht zuvörderst den Rand (das Ende) der Papyrusrolle aufzufinden. Hierauf wird die Rolle, in zwey Bändern (Schleifen) schwebend

auf die in der Abwicklungsmaschine *) angebrachten ausgerundeten Träger gelegt, welche man mittels einer Schraube höher und niedriger stellen kann. Sodann werden auf den Rand der Papyrusrolle an einander gereihte kleine Stücke von sogenannten Goldschlägerhäutchen aufgeleimt. Ist die äußere (nicht beschriebene) Kehrseite des äußersten Endes der Rolle bis zur Breite eines Zolles auf diese Weise besetzt (gefüttert) so werden Seidenfäden daran befestigt und während man das Papyrusblatt (den Rollensaum) mit der Spitze einer Nadel loszutrennen sucht, dreht man sachte den Cylinder, an welchem die obern Theile der Seidenfäden fest geknüpft sind. Hat man sich überzeugt daß die Rolle lesbare und nicht zu lückenhafte Schrift darbiete, so setzt man dieses Verfahren fort. Nähert sich das abgelöste Papyrusstück dem Cylinder, so wird dasselbe abgeschnitten, facsimilirt und sofort der gelehrten Bearbeitung der Editoren überlassen.

Zur Ablösung eines ungefähr daumenbreiten Streifens sind im besten Falle wenigstens fünf Stunden erforderlich. Um die Schwierigkeiten würdigen zu können, mit welchen man hier zu kämpfen hat, dürfte es nicht überflüssig seyn, einige von den Hindernissen zu bezeichnen, welche sich dem Abwicklungsgeschäfte gewöhnlich in den Weg stellen.

1. Häufig vermag auch das schärfste Auge nicht den Anfang der Rolle zu entdecken; in diesem Falle ist man genöthigt, aufs Gerathewohl von irgend einem Punkte auszugehen. Dabey gefährdet man aber, die Handschrift in verkehrter Richtung abzuwickeln oder was noch schlimmer ist, eine Textcolumne der Länge nach zu spalten, ohne vielleicht des andern Theiles dieser Columne mehr habhaft zu werden.

(Schluß folgt.)

*) Eine — freylich nur aus der Erinnerung gezeichnete und auch sonst mit der Jorio'schen Beschreibung nicht recht in Einklang zu bringende Abbildung dieser Maschine findet sich in: Bartels, Briefe über Kalabrien und Sizilien. Göttingen 1787. 8. Th. I. S. 139.

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

J. J. Barrau, Histoire politique des peuples Musulmans depuis Mahomet jusqu'à nos jours, suivie de considérations sur les destinées futures de l'Orient. Vol. 1. 2. Paris 1842.

Fred. Strong, Greece as a Kingdom; a statistical description of that country etc. from the arrival of King Otto in 1833 down to the present time. London 1842.

Karl von Hügel, Caschmir und das Reich der Siek. Th. 4. Abth. 1. Stuttgart 1842.

L. Klein, Die innern Communicationen der vereinigten Staaten von Nordamerika von Fr. A. Ritter von Gerstner. Bd. I. Wien 1842. 4.

G. Fr. Müller, Ostindien. Ein Gesammtbild der Geographie, Geschichte, Cultur und der religiösen Zustände. Bd. 1. Stuttgart 1841.

Ant. de Ulloa, Noticias Americanas: entretenimientos fisico-históricos sobre la America meridional, y la septentrional oriental. Madr. 1792. 4.

M. Russell, Polynesia or a historical account of the principal islands in the south sea including New-Zealand. Edinb. 1842.

Fr. Iturri, Carta critica sobre la historia de América del Señor D. Juan B. Muñoz. Madr. 1798.

G. Cortes, Historia de la Nueva-España. Mexico 1770. fol.

Cav. Lor. Boturini Benaduci, Idea de una nueva historia general de la America septentrional. Madr. 1746. 4.

Fr. Pedro Simon, Primera parte de las noticias historiales de las conquistas de tierra firme en las Indias occident. Cuenca 1626. fol. (Sehr selten; ist nicht mehr erschienen.)

Manuel Rodriguez, El Marañon y Amazonas; historia de los descubrimientos, entradas y reduccion de naciones. Madr. 1684. fol.

J. B. Muñoz, Historia del nuevo mundo. Vol. I. (unico). Madr. 1793.

Ant. de Herrera, Descripcion de las Indias Occidentales. Vol. 1 — 4. Madr. 1730. fol.

Franc. Solano Constancio, Historia do Brasil desde o seu descobrimento por Pedro Alvares Cabral até á abdicao do imperador D. Pedro I. T. 1. 2. Paris 1839.

A. W. Bradford, American antiquities and researches into the origin and history of the red race. London 1841.

Luys de Urreta, Historia eclesiastica, politica y natural de los grandes regnos de la Etiopia. Valencia 1610. 4.

H. R. Schoolcraft, Algic researches, comprising inquiries respecting the mental characteristics of the North American Indians. Vol. 1. 2. New-York 1839.

F. Gumilla, Historia natural civil y geografica de las naciones situadas en las riveras del rio Orinoco. Vol. 1. 2. Barcel. 1791. 4.

Perceval Barton, Algiers, with notices of the neighbouring states of Barbary. Vol. 1. 2. London 1835.

Will. Robinson, A descriptive account of Asam; with a sketch of the local geography and a concise history of the tea-plant of Asam. Calcutta 1841.

K. Stewart Mackenzie, Narrative of the second campaign in China. London 1842.

M. Daussy, Mémoire descriptif de la route de Téhran à Meched et de Meched à Jezd, reconnue en 1807 par M. Truilhier. Paris 1841.

Evariste Bavoux, Alger. Voyage politique et descriptif dans le Nord de l'Afrique. Vol. I. II. Paris 1841.

J. N. Beit, Auswanderungen und Coloniſation. Hamburg 1842.

James Bandinel, Some account of te trade in slaves from Africa. London 1842.

Vicomte Walsh, Vie de Mme. de Sévigné. Paris 1842.

Aug. Portalis, Essai sur la vie et l'administration du Duc de Gaëte. Paris 1842.

Dr. G. Mühl, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Frhrn. C. R. v. Schäffer. Pforzheim 1840.

H. Ratjen, Johann Friedrich Kleuker und Briefe ſeiner Freunde. Göttingen 1842.

Will. Orme, The life and times of Richard Baxter, with a critical examination of his writings. Vol. 1. 2. London 1830.

The life and defense of the conduct and principles of Edmund Bonner, Bishop of London. Lond. 1842.

Thomas Jackson, Memoirs of the life and writings of the rev. Richard Watson, late secretary to the Wesleyan Missionary Society. London 1834.

W. L. Bowles, The life of Thomas Ken, Deprived Bishop of Bath and Wells. Vol. 1. 2. London 1830.

H. Zſchokke. Eine Selbſtſchau. Theil 1. 2. Aarau 1842.

Dr. W. Eſſer, Franz von Fürſtenberg, deſſen Leben und Wirken nebſt ſeinen Schriften über Erziehung und Unterricht. Münſter 1842.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargeſtellt von Ad. Schöll. Frankfurt 1842.

Vicomte de Santarem, Recherches historiques, critiques et bibliographiques sur Améric Vespuce et ses voyages. Paris 1842.

Amand Saintes, Histoire de la vie et des ouvrages de B. de Spinosa. Paris 1842.

Dr. K. Fr. H. Marx, Zur Würdigung des Theophraſtus von Hohenheim. Göttingen 1842. 4.

Niccolo Buscemi, La vita di Giovanni di Procida. Palermo 1836.

G. G. Gervinus, Geſchichte der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen. Th. 3. Vom Ende der Reformation bis zu Gottſched's Zeiten. Leipzig 1842.

Joh. G. Schmidt, Syſtem elliptiſcher Bogen zur Erleichterung der Integral-Rechnung und zur Beſtimmung aſtronomiſcher Größen. Berlin 1842.

Dr. Franz de Paula Gruithuiſen, Neue einfache Methode, die Höhen der Berge zu meſſen, ohne ſie zu beſteigen. München 1842.

Dr. C. Th. Tourtual, Die Dimenſionen der Tiefe im freyen Sehen und im ſtereoſkopiſchen Bilde. Eine phyſiolog. Unterſuchung. Münſter 1842.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Notice sur les manuscrits trouvés à Herculanum.

(Schluß.)

Bekanntlich sind nämlich die Papyrusrollen in der Regel nicht senkrecht sondern wagrecht, d. h. die Länge der Rolle der Breite nach genommen in neben einander stehenden Columnen beschrieben, so daß dem Lesenden in der linken Hand der Anfang, in der rechten der Schlußtheil der Rolle zu halten kam. Bey dem allmähligen Ablösen einer Rolle bieten sich daher nicht etwa ganze Zeilen dar, sondern zuerst nur die letzten Buchstaben und Sylben sämmtlicher Zeilen einer Columne. Erwägt man daß die — ganz verkohlten — Papyrusblätter, dünn wie Spinnengewebe, bey der geringsten Erschütterung oder unzarten Berührung in Staub zerfallen, so leuchtet ein, wie schwer es halte, ganze Columnen und vollständige Textzeilen zu erringen.

2. Die Papyrusblätter sind meist sehr schadhaft, haben Löcher, und vermoderte Stellen; hier ist vor allem die äußerste Sorgfalt anzuwenden, um nicht ein Stück des folgenden Blattes d. h. desjenigen, welches zunächst unter dem oben abzulösenden liegt, loszureissen, und dadurch den gegebenen Text des untern Blattes zu verstümmeln, den des obern aber gewissermassen zu interpoliren.

3. Da jede Rolle aus mehreren an den Rändern (durch die Kunstfertigkeit der glutinatores) über einander geleimten Papyrus-Bogen zusammengesetzt ist, so kommt viel darauf an, daß es an diesen gedoppelten Verbindungsstellen gelingt, beyde Lagen zugleich aufzuheben, und nicht etwa nur die obern allein abzulösen.

4. Erhöhter Schwierigkeit unterliegt die Abwicklung der Rollen mit lateinischer Schrift. Diese sind nämlich an und für sich schon viel dickleibiger, als jene der griechischen Handschriften (weil die lateinischen Schriftzüge im Allgemeinen um die Hälfte größer sind, als die griechischen) und überdieß fast durchgängig weniger verkohlt, dafür aber auch mehr vermodert, welcher Umstand sich dadurch erklären läßt, daß die Handschriften in der Bibliothek jener herculanischen Villa wahrscheinlich nicht bloß nach wissenschaftlichen Fächern und Autoren (daher z. B. die beysammenliegend gefundene große Anzahl Philodemischer Schriften —) sondern auch nach Sprachen geordnet und ausgeschieden waren, und daß in Folge dessen den lateinischen Manuscripten eine Stelle eingeräumt war, welche dem Eindringen des Wassers und der Luft besonders ausgesetzt war, während die besser erhaltenen griechischen wahrscheinlich auf den obern — der Decke näheren Fachbrettern sich befanden, und daher von der Gluth des über dem Gebäude hinstürzenden Lavastromes unmittelbar verkohlt und gerade dadurch vor Vermoderung gesichert wurden. *)

*) Nach H. Davy hat übrigens nicht die Einwirkung des Feuers, sondern die allmählige innerliche Thätigkeit der Elemente, wie bey andern vegetabilischen Stoffen so auch bey den Papyrusrollen den Zustand der größern oder geringern

Die bisher angedeuteten Hindernisse treten der Aufwicklung selbst der am besten conservirten Rollen, welche noch ihre runde (cylindrische) Gestalt behalten haben, entgegen. Sie vermehren sich daher begreiflicherweise in dem Grade als die Rollen zusammengeknickt, faltrig und verkrümmt sind.

Der Hr. Verf. erwähnt bey dieser Gelegenheit der verschiedenen Versuche, die so eben beschriebene allerdings höchst mühselige Abwicklungsmethode Piaggio's durch eine kürzer zum Ziele führende zu ersetzen. Leider scheiterten solche sammt und sonders.

Mazocchi, der gelehrte Commentator der tabula (lex miscella) Heracleensis glaubte, daß durch die Kraft der Sonnenstrahlen die Feuchtigkeit aus den Papyrusrollen gezogen und dadurch von selbst die Aufrollung der letzteren erzweckt werden sollte. Die Feuchtigkeit ward allerdings ausgezogen, aber damit zugleich auch die Dinte der Schrift.

Lapira versuchte es (1786) durch Beräucherung der Rollen das Ablösen der Blätter zu erleichtern; aber dieses Verfahren mußte bald als schädlich verworfen werden.

Am Anfange dieses Jahrhunderts wurde John Hayter von Georg IV. als damaligem Prinz-Regenten von England nach Neapel geschickt, um die bisher angewandte Abwicklungsmethode zu studieren. Er verweilte fünf Jahre daselbst und nahm die Abschriften von 195 während seiner Anwesenheit von den Herculanensischen Akademikern abgerollten Bruchstücken mit sich nach England zurück. *) Bald darauf wurde er nach Paris gerufen, wo man ihm die im Jahre 1802 dem Consul Napoleon als Geschenk überlassenen und im Institut aufbewahrten sechs Papyrusrollen zur Entzifferung anvertraute. Allein seine Bemühungen blieben fruchtlos.

Im Jahre 1816 wurde Schulrath Sickler in Hildburghausen von der englischen Regierung unter scheinbar höchst vortheilhaften Bedingungen *) eingeladen, die von ihm angekündigte schnellere Abwicklungsmethode an vierzehn noch nicht untersuchten Papyrusrollen des brittischen Museums in London zu erproben; aber an der verzweifelten Beschaffenheit der fraglichen Rollen ward auch seine Kunst zu Schanden. Nicht viel besser ergieng es dem berühmten Sir Humphry Davy, der zu diesem Behufe zwey Jahre (1819 und 1820) in Neapel zubrachte und aus 1265 bis dahin unberührt gebliebenen Rollen und Fragmenten die für seine Versuche tauglich scheinenden wählen durfte. Er hat 120 Rollen untersucht und 23 abgerollt aber von Resultaten in Gewinnung handschriftlicher Texte verlautete nichts. Die Piaggio'sche

---

Verkohlung herbeygeführt. (Journal of lit. Vol. VII. 1819. p. 154. Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's Bd. III. S. 171.)

*) A report upon the Herculaneum Manuscripts in a second letter addressed by permission to His Royal Highness the Prince Regent, by the Rev. John Hayter, A. M. Chaplain in ordinary to the Prince and His Superintendent of those Manuscripts. London 1811. Printed for Richard Phillipps. 4. Ausführlich angezeigt in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1818. St. 191. S. 1897 — 1910. Einige dieser Abschriften wurden in den Jahren 1824 und 1825 von der Universität Oxford in Druck gegeben.

*) Es wurde ihm nämlich außer freyer Reise- und Unterhaltskosten für sich und seine Familie auf den Fall, daß die zur Prüfung seines Ablösungsverfahrens niedergesetzte Committee letzteres als zweckmäßig anerkennen werde, für jedes Manuscript, welches ihm zu entrollen und zu entziffern gelinge, Ein Hundert Pfund Sterling zugesichert; wenn aber die Committee, welche sogleich im Anfange mit dem ganzen Geheimniß, sowohl mit den Zubereitungen als Handgriffen Sicklers bekannt gemacht werden mußte, das Urtheil fälle, daß die Gegenwart Sicklers nicht länger nothwendig sey, so sollte er eine solche Summe erhalten, welche zusammen mit dem, was er für jedes entrollte Manuscript bereits erhalten habe, die Summe von 2500 Pf. Sterling (30,000 fl.) ausmache, nebst der Zusicherung einer Leibrente von jährlich Einhundert Pf. Sterling während der Dauer seines Lebens.

(Sickler, die Herkulanensischen Handschriften in England ꝛc. Mit einem Steinabdruck, die sieben behandelten Rollen vorstellend. Leipzig 1819. 8.)

Methode behauptete daher rühmlich fort und fort das Feld.

Den im Anhange (S. 55 — 60) mitgetheilten bibliographischen Ueberblick der bisher in Druck erschienenen, so wie die Anzeige der zur Herausgabe vorbereiteten Herculanischen Handschriften („editions des volumes d'Herculanum") entwarf der Hr. Verf. zunächst nach einer im Jahre 1835 erschienenen Schrift des Hrn. de Jorio (Indicazione del piu rimarcabile in Napoli e contorni) sohin nach dem Stande der Arbeiten im genannten Jahre. Bekanntlich wurden aber in der Zwischenzeit von Seite der Accad. Ercolan. zwey neue Bände herausgegeben; jener Ueberblick mußte deßhalb erst durch nachträgliche Anmerkungen berichtigt werden. Wir geben in unten stehender Note *) den Inhalt sowohl der zu Neapel als auch der zu Oxford erschienenen Volumina Herculanensia nebst den Titeln derjenigen Herculanischen

*) Herculanensium voluminum quae supersunt tom. I.

Neapoli 1793. Philodemi de musica (liber) IV.

Tom. II. Neap. 1809. p. I — XXVI. Fragmenta papyri latinae. (C. Rabirii? carminis de bello Actiaco sive Alexandrino fragmentum.) p. 1 — 30. Epicuri de natura liber II. p. 31 — 78. Epicuri de natura liber XI.

Tom. III. Neap. 1827. (Pars I.) p. 1 — 55. Philodemi de vitiis et virtutibus oppositis et de rerum subjectis et objectis (liber) IX. (Pars II.) p. 1 — 50. Philodemi de vitiis (liber) X.

Tom. IV. Neap. 1832. (Pars I.) p. 1 — 56. Polystrati de injusto contemptu. (Pars II.) p. 1 — 46. Philodemi de rhetorica (liber? XVI. columnis consistens).

Tom. V. Neap. 1835. Pars prior p. 1 — 68. Philodemi de rhetorica. (liber? col. XXXII fragm. V. consist.) (Pars posterior) p. 1 — 48. Philodemi sermonum de vita et moribus compendiaria ratione excerptorum e Zenonis libris .... qui est de dicendi libertate.

Tom. VI. Neap. 1839. (Pars I.) p. 1 — 83. Philodemi (de religione) de deorum vivendi ratione per conjecturas investigata secundum Zenonis placita. (Pars II.) p. 1 — 42. Metrodori de sensionibus commentarius.

Im Museo Borbonico zum Drucke bereit liegende Handschriften:

Philodemus de morte; de rhetorica lib. I. et libri IV. Pars prior; de eo quod secundum Homerum bonum est populo.

Epicurus de natura, liber XIV et XVIII.

Chrysippus de providentia.

Von den Mitgliedern der Acad. Ercolanese theilweise zum Drucke vorbereitete Handschriften:

Philodemus de vitiis et virtutibus oppositis liber?; de phaenomenis; de libertate loquendi liber?; de animalibus; de poematibus (der Text bereits gedruckt in der Oxford. Ausg. P. II.); de rhetorica liber?; de philosophis.

Epicurus, de natura liber? Anonymus de ira (der Text in der Oxforder Ausgabe P. I. bereits gedruckt.) Ein von dem Cav. Quaranta in Bearbeitung genommenes Werk eines ungenannten Verfassers.

Von der Universität Oxford herausgegebene Herculanische Handschriften:

Herculanensium voluminum pars I. II. Oxonii, sumptibus typographei Clarendoniani lithographice excudebat N. Whittock. 1824 — 1825. 8. P. I. enth. Philodemus de vitiis; Anonymus de ira; Philodemus de vitiis et oppositis virtutibus; Demetrius de carminibus. P. II. Philodemus, de rhetorica, libri IV. pars 2. Philodemus de rhetorica, liber (?) LXX columnarum; Philodemus de carminibus. — Aus den von Hayter nach Oxford überbrachten Abschriften wurde schon früher durch Drumond das fragmentum anonymi (Phaedri Epicurei) de natura deorum in Druck gegeben in dem Hrn. Boot nicht zur Hand gekommenen Sammelwerke: Herculanensia or archeological and philological dissertations, containing a manuscript found among the ruins of Herculanum. London 1810. 4. Vergl. Götting. Gel. Anz. 1813. St. 160. 161. S. 1602. Edinburgh Review. Vol. XVI. p. 379. Quarterly Review Vol. III. p. 7. Hayter Observations upon a Review of the Herculanensia in the Quart. Review. Petersen's kritisch berichtigte Ausgabe obigen Fragments im Index scholarum Gymnasio Hamburgensium academico etc. Hamb. 1833. typ. J. A. Meissneri. 4.

Handschriften, welche nach de Jorio's Angabe im Museo Borbonico zu Neapel theils schon völlig druckreif vorliegen, theils eben für den Druck vorbereitet (commentirt) werden, glauben aber hierbey die, einzelnen Stücken der bereits gedruckten Reihe zu Theil gewordenen anderweitigen philologischen Bearbeitungen eines Schütz, Heyne, Morgenstern, Fea, Kreyssig, Orelli, Montanari, Petersen, Dübner ꝛc., insbesondere aber unsers trefflichen (leider nicht mehr in unserer Mitte weilenden) Spengels als bekannt voraussetzen zu dürfen.

Der Hr. Verf. schließt sein interessantes Schriftchen mit dem gewiß allgemein getheilten und auch von uns schon in diesen Blättern (Jahrg. 1840. Bd. X. Sp. 896) ausgesprochenen Wunsche, daß es die Mitglieder der Accademia Ercolanese im Interesse der Wissenschaft über sich gewinnen möchten vor der Hand die bloßen Texte der entrollten Handschriften ohne Uebersetzung, und ohne Commentar mitzutheilen, und mit der Ehre diese zuerst bekannt gemacht zu haben, sich zu begnügen. Höchst verdienstlich wäre es auch, wenn die Neapolitanischen Gelehrten ein Verzeichniß (aber freylich kein so unzulängliches wie der dem ersten Bande der Oxforder Voll. Herc. vorgesetzte Catalogus) über die sämmtlichen vorhandenen Papyrus-Rollen veröffentlichen wollten, damit die Welt doch endlich einmal erfahre, woran sie mit ihren seit beynahe einem Jahrhundert hingehaltenen Erwartungen sey; ob sie die schöne — aber allmählig dem Erlöschen näher gerückte Hoffnung, durch die noch zurückstehenden Rollen eine oder die andere empfindliche Lücke der klassischen Literatur ausgefüllt zu sehen, als keine vergebliche zu beklagen, oder ob sie sich mit Bake's philosophischem Troste: „ridiculum est eorum fastidium, qui, nisi quis integram Euripidis tragoediam aut totam quamdam Livii decadem attulerit, superbe contemnunt omnia“ *) für immer zu bescheiden habe.

H. F.

*) Bibliotheca critica nova. Vol. I. p. 267.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Abbé J. J. Bourassé, Archéologie chrétienne ou précis de l'histoire des monuments religieux du moyen-âge. Tours 1842.

C. U. Rosenthal, Vollständige Uebersicht der Geschichte der Baukunst. Th. 2. Berlin 1842.

L. Schücking, Der Dom zu Köln und seine Vollendung. Köln 1842.

J. Weisbach, Untersuchungen in dem Gebiete der Mechanik und Hydraulik. Abth. 1. Leipzig 1842. 4.

E. Wiebe, Geneigte Ebenen mit Locomotiven-Betrieb. Berlin 1842. 4.

Dr. W. H. Lehmann, Ueber die sehr großen und totalen Sonnen-Verfinsterungen auf der Erde überhaupt. Leipzig 1842. 4.

J. F. Encke, Ueber die Bestimmung der Entfernungen im Weltgebäude. Berlin 1842.

Ph. Stieffel, Witterungskunde. Karlsruhe 1842.

Jean de Charpentier, Essai sur les Glaciers et sur le Terrain Erratique du Basin du Rhône. Lausanne 1841.

A. Gauthier, Histoire du Somnambulisme chez tous les peuples, Vol. 1. 2. Paris 1842.

Dr. Ferd. Hoefer, Histoire de la chimie depuis les temps les plus reculés jusqu'à notre époquo. Vol. I. Paris 1842.

K. U. Neumann, Chemie als natürliche Grundlage wissenschaftlicher Natur- und Gewerbkunde. Prag 1842. Fol.

Dr. J. Liebig, Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Braunschweig 1842.

Dr. C. F. Rammelsberg, Lehrbuch der Stöchiometrie und der allgemeinen theoretischen Chemie. Berlin 1842. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Bibliothèque de l'école des Chartes*). Tom. III. Sept. 1841 bis Aug. 1842. Paris 1842. 1 Vol. 8. 6 Lieferungen.

Wir sind in der Lage, unsern Lesern den dritten Band eines Werkes anzeigen zu können, von dessen zwey ersten Bdn. wir ihnen in den Nummern 142 — 144 (Bd. XV.) dieser Anzeigen im Juli vorigen Jahres Kunde gegeben haben. Der unausgesetzte Fortgang der alle zwey Monate erscheinenden Lieferungen der Bibliothèque de l'école des Chartes beweist einerseits den Eifer der Mitarbeiter dieser Zeitschrift, andrerseits die Theilnahme des Publikums an derselben. Der neue Band zeichnet sich aus durch eine glückliche Auswahl verschiedenartiger Artikel. Wir finden dem Plane des Unternehmens gemäß (22) Originalartikel, (25) Anzeigen historischer Werke und (25 Seiten) Notizen. Jene bestehen aus 6 geschichtlichen Abhandlungen, 3 juristischen, 5 literärhistorischen, und 8 verschiedenen Inhalts. Wir wollen dieselben alle kurz anführen und einige der Aufmerksamkeit unserer Leser besonders empfehlen. In einem gewissen Zusammenhang unter einander stehen folgende auf die Geschichte Frankreichs sich beziehenden Artikel:

1) Dissertations sur l'histoire de France par M. Lacabane, I. über den Tod Philipps des Schönen und den Regierungsantritt Ludwigs X. p. 1 — 16.

2) Les Routiers du XII. siècle von Géraud p. 125 — 147.

3) Des grandes compagnies au XIV. siècle par M. C. de Fréville p. 258 — 281.

4) Mereadier routier du XIII. siècle par Géraud 417 — 447.

Man liest mit Interesse, nicht selten mit Erstaunen die Nachrichten über die Bildung, Abentheuer und oft überaus glücklichen Schicksale der Anführer der schon im zwölften Jahrhundert vorkommenden und im drey- und vierzehnten Jahrhundert vollkommen organisirten Soldateskenbanden, die die Könige von Frankreich so oft in ihren Diensten hatten. Obgleich dieselben das Land auf das schrecklichste verheerten, so kamen ihre Häuptlinge dennoch oft zu großen Ehren, wie z. B. Mereadier, der schon am Ende des zwölften Jahrhunderts am Kreuzzuge Philipp Augusts und Richards Löwenherz Theil nahm. Seine S. 417 — 447 erzählte Geschichte ist ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte der wichtigen Periode von Innocenz III. und seiner berühmten Zeitgenossen. Andere geschichtliche Artikel sind:

5) Relation de Jean de Chambes envoyé du roi Charles VII. auprès de la Seigneurie de Venise p. 189 — 195.

6) Recherches sur Ogier le Danvis, den Helden der Volkssage p. 522 — 538.

Die literärhistorischen Artikel sind:

1) Ueber den Chronisten Wilhelm von Nangis und seine Fortsetzer p. 17 — 46.

*) S. die Anzeige der beyden ersten Bände Gel. Anz. Bd. XV. S. 105 ff.

2) Ueber die Bildung der französischen Sprache, von Guéssard, gegen Ampère Art. II. p. 63 — 101.
3) Lettre inédite d'Abélard à Héloïse, mitgetheilt von H. Orelli in Zürich, veröffentlicht von Herrn Le Noble p. 172 — 181.
4) Notice sur M. Daunou par M. Guérard p. 200 — 257.
5) Thomas Basin et ses écrits par Quicherat p. 313 — 378.

Andere, nicht in eine Classe zu bringende Artikel sind folgende:

1) Notice historique sur l'inventaire de Gabrielle d'Estrées von de Fréville p. 148 — 171.
2) Testament d'un chevalier mourant sous les armes p. 282 — 284.
3) Tentative d'enlèvement sur la personne du Prince Djim von H. B. p. 225 — 289.
4) Recherches sur la corporation des ménétriers de Paris von Bernhard p. 377 — 404.
5) Notice d'un Mystère par personnages représenté à Troyes vers la fin du 15. siècle par Vallet de Viriville p. 448 — 476.
6) Translation des reliques de St. Florent de Roye à Saumur par ordre de Louis XI. Alte Relation, mitgetheilt von Marchegay p. 475 — 498.
7) Insurrection des serfs du prieuré de St. Milbourge vers 1163, von Lysenbach p. 561 — 567.
8) Arrêt du parlement de Paris relatif à la fête des Innocents de Tournay en 1499 p. 568 — 587.

Die drey juristischen Inhalts sind:

1) Notice sur Guillaume du Breuil auteur du Style du Parlement (der 1330 diesen berühmten Richtsteig des Parlaments schrieb) von Bordier p. 47 — 62.
2) La terre salique von Guérard p. 113 — 124.
3) Recherches sur les opinions et la législation en matière de mort volontaire depuis Justinien jusqu'à Charle magne von Bourquelot p. 539 — 560.

Unter allen hier angeführten Artikeln möchten die Aufmerksamkeit der deutschen Gelehrten nachstehend näher besprochene fesseln dürfen.

Der Brief Abälards an Heloisa, beginnend: ad tuarum precum instantiam, soror mihi Heloysa in seculo quondam cara, nunc in Chrysto carissima, Hymnos graece dictos, hebraïce tillini (für Tehillim) nominatos composui etc. Derselbe ist ein Schreiben Abälards an Heloisa, als er ihr die von ihr begehrten, von ihm verfaßten geistlichen Gesänge für alle Tage des Jahres übersandte, die erst ganz kürzlich in der burgundischen Bibliothek zu Brüssel von ihrem Conservator Herrn Marchal entdeckt worden sind, und den berühmten Theologen und Philosophen des Mittelalters auch als Dichter unserem Zeitalter bekannt machen. H. Alex. Le Noble, dessen Eifer die Bibliothek nicht bloß mehrere Artikel *) verdankt, sondern auch die thätigste Mitwirkung für ihr Fortbestehen, erhielt eine von H. Oehler für Orelli in Zürich gemachte Abschrift dieses Briefes von diesem (auf seiner Durchreise in dieser Stadt) zur Mittheilung in der Zeitschrift. Er begleitet ihn mit einer höchst lesenswerthen Einleitung über dessen Inhalt und die Entdeckung der Abälardischen Kirchengesänge, die sich in der leider nicht ganz erhaltenen Handschrift auf 90 belaufen. Abälard giebt selbst die wichtigsten Aufschlüsse über den Kirchengesang zu seiner Zeit, wie man aus Briefen Heloisens entnehmen kann. Den Freunden des Kirchengesanges wird die Nachricht der baldigen Herausgabe dieses wichtigen Fundes angenehm seyn.

Die Lebensskizze des berühmten Akademikers Daunou ist ein anderer Artikel von allgemeinem Interesse. Sie besteht aus zwey Abtheilungen, die eine über sein öffentliches, der andere über sein literärisches Leben. Nur die letzte ist in der Bibliothèque ganz abgedruckt und handelt

*) Wir bedauern, daß ein sehr lesenswerther Artikel von ihm in Bd. I. der Bibliothèque über Herrada von Hohenburg im Abdruck unserer Anzeige nicht erwähnt wurde.

1) von der Geburt, den jüngeren Jahren und den Studien Daunou's,
2) von seinen gelehrten Arbeiten, seinem Charakter, den späteren Lebensereignissen und dem Tode desselben.

Daunou stammt von einer einst nach Holland ausgewanderten protestantischen, aber schon 1692 in Staat und Kirche zurückgekehrten Familie aus der Guyenne ab, wovon ein Nachkömmling 1751 sich in Boulogne sur mer als Arzt niederließ und 1761 den 18. August Vater unseres Gelehrten, Claude François Daunou, wurde. Die gelehrten Väter des Oratoriums hatten in Boulogne ein ausgezeichnetes Collegium (Gymnasium). Der junge Daunou besuchte es vom siebenten Jahre an und vollendete dort 1777 seine äußerst glänzenden Schulstudien. Er wollte nun die Jurisprudenz studiren; allein die Geringfügigkeit des älterlichen Vermögens und der Wille seines Vaters bestimmten ihn zur Theologie. Er trat als Novize in das Oratorium zu Paris; 1780 war er fertig, ward bald darauf Gymnasialprofessor in Troyes, Soissons, dann Professor der Philosophie in Montmorency und 1787 Priester. 1785 bearbeitete er eine von der Berliner Akademie ausgeschriebene Preisaufgabe über die Gränzen der väterlichen Gewalt. Er bekam 1786 das erste Accessit. Schon 1783 hatte er als junger Mensch von der Akademie den Preis erhalten über die Frage: Quelle était l'influence de Boileau sur la litérature française? Nach dem Ausbruch der Revolution wird er in die politische Laufbahn geworfen; 1792 zum Deputirten im Nationalconvent gewählt stimmt er gegen das Todesurtheil Ludwigs XVI., wird den 3. Oktober 1793 festgesetzt und bleibt es bis zum Sturze Robespierre's, wurde dann Hauptredakteur der Constitution von 1795. Unter der Directorialregierung wurde er Mitglied des Rathes der 500 und des neugeschaffenen Instituts, auch Oberbibliothekar beym Pantheon. Nach dem 18. Brumaire sollte er die neue Constitution verfassen, selbst dritter Consul werden, zog aber die Stelle eines Tribuns vor, die ihm im Jahre X. Napoleon nahm. Nach des gelehrten Camus Tod im Jahre XIII. wird er Direktor des Reichsarchivs, was er bis 1816 blieb. Jetzt übertrug man ihm die Redaction des Journal des Savants und ein Professorat am Collège de France. Er war mehrmals Deputirter, 1820, 1829, 1830, 1834. Im Jahre 1830 erhielt er die Direction des Archivs wieder, 1838 die Stelle des sécrétaire perpétuel der Akademie des Inscriptions, 1839 wurde er Pair de France und starb den 20. Juni 1840. Daunou's literärische Thätigkeit war sehr groß, ausgedehnt und mannigfaltig. Er war Aesthetiker, Kritiker, Dichter, Literärhistoriker, Historiker, politischer Schriftsteller. Mehrere Memoiren und Relationen über Preisaufgaben finden sich den Bänden der Histoire und Mémoires sowohl de l'Académie des Inscriptions, als der Académie française. Er schrieb 1800, also einer der ersten, über die Erfindung der Buchdruckerkunst, seit 1833 auch als Mitglied der Académie des sciences morales et politiques. Vorzüglich wichtig ist er als Herausgeber des 19. und 20. Bandes des Recueil des historiens de France (in den Jahren 1835 und 1840), welche Arbeit ihm 1828 nach dem Tode des letzten Benediktiners Dom Brial anvertraut worden war. Am allerwichtigsten sind endlich seine zahlreichen Artikel in der berühmten Histoire litéraire de la France, wofür er seit 1807 thätig war, nachdem er den Befehl der Fortsetzung dieses Werkes auf Kosten des Staats erlangt hatte. Die bedeutendsten seiner Artikel sind S. 223 angeführt. Ferner war Daunou ein fleißiger Mitarbeiter der von Michaud begonnenen Biographie universelle, worin sich unter andern mehrere interessante Lebensskizzen berühmter und gelehrter Zeitgenossen von ihm finden. Was er für das Journal des Savants geleistet hat, ist allgemein bekannt.

Unter seinen politischen Schriften sind besonders berühmt geworden sein Essai sur les garanties de la liberté individuelle und sein Essai historique sur la puissance temporelle des Papes. Das letzte Werk schrieb er auf Ansuchen Napoleons. Nachdem seine geschichtlichen Vorlesungen zwischen 1819 und 1822 auf Befehl der Regierung wie die von Guizot, Cousin und Villemain aufhörten, erschienen die gehaltenen (2 Bde. 8.) im Druck. Der Artikel der Bibliothèque schließt mit Beleuchtung über den Styl und den Charakter Daunous als Schriftsteller und als Mensch, und mit einer

kurzen Geschichte seines letzten Lebensjahres (p. 238 — 257).

Unter den angeführten juristischen Abhandlungen hat ohne Zweifel die über die terra salica für unsere Leser besonderes Interesse. Bekanntlich ist unendlich viel über die Bedeutung dieser Benennung geschrieben worden, ohne daß ein festes von allen Historikern und Germanisten anerkanntes Resultat erzielt ist. Herr Guérard zeigt sich in den ex professo hierüber angestellten Untersuchungen als einen nicht minder in den Quellen als in der Literatur des Faches bewanderten und zugleich sehr scharfsinnigen Gelehrten. Er führt die Erklärungen von Boulainvilliers, Dubos, Garnier, Ducange, des Präsidenten Glenault, Guizot, Eckhart, Montesquieu, Moreau, Mably, Meyer, Eichhorn und Grimm an (nur die seiner Ansicht besonders nahe kommenden von Phillips in seiner deutschen Geschichte I. S. 502 und Heinr. Müller in der Lex Salica Alter und Heimath, Würzburg 1840 §. 26 folg. scheinen ihm unbekannt geblieben zu seyn). Er führt sie auf zwey Hauptansichten zurück, die von Ducange, wornach die terra salica nichts anderes ist, als das den Saalfranken bey der Eroberung Galliens zugefallene Loos — und die von Eckhart, welcher terra salica für gleichbedeutend hält mit terra indominicata; bekämpft die erste, vertheidigt und bestimmt genauer die letzte, und zwar mit solcher Gewandtheit, daß Mittermaier in der neuesten (6.) Ausgabe seiner Grundsätze des deutschen Privatrechts, Regensburg 1842 Bd.. I. S. 387 Not. 3., seine Darstellung für die beßte erklärt, ohne jedoch dessen Ansicht beyzupflichten.

Herr Guérard zeigt sehr gut, daß das Epitheton Salica nicht auf die Nationalität der Saalfranken sich beziehe, zumal die Benennung terra salica bey andern sogar nicht fränkischen Stämmen häufiger vorkommt, als in Frankreich. Er leitet es, wie auch Müller, von Sal, dem Hofsitze des Grundherrn ab. Es ist also das den Herrenhof umgebende Gebiet, und zwar ursprünglich in den engsten Gränzen, etwa das, was in den späteren Coutûmes le vol du chapon genannt wird (p. 119. 120). (Hier scheint er Referenten einen zu beschränkten Umfang der terra salica anzunehmen). Er erklärt übrigens diesen Umfang aus der Stelle in des Tacitus Germania c. 16, welche von den vereinzelten Wohnsitzen der Germanen spricht. *) Der Sitz selbst sey das gewesen, was das Praetorium in der villa romana war. Da der Stammsitz nur den Söhnen zu verbleiben hatte, so mußte die terra salica ihnen auch zugewiesen werden, wie in der Lex Salica LXII. 6 geschieht (p. 119). Sie wurde daher mit diesen auch das Erbgut der Familie, also terra aviatica. (Allein man konnte wohl schon in dieser frühen Zeit eine terra salica, wie später durch Kauf oder Schenkung erwerben?)

Im neunten Jahrhundert erweitert sich der Begriff, terra salica heißt jetzt alles Land, was zum Herrenhof gehörte und für den Grundherrn von seinem Verwalter unmittelbar bebaut wurde. Der Ausdruck ist also gleich bedeutend mit curtis indominicata, welche Benennung in Frankreich so vorherrscht, daß die terra salica selten erwähnt wird, während sie im deutschen Franzien, Allemanien und Bayern häufig vorkommt (S. 121 — 122). Jetzt heißt also das von der Herrschaft selbst unmittelbar besessene Allodialgut so. Als man nun bald einzelne Parzellen dieser Besitzungen zu veräußern pflegte, führte man sie in den Urkunden, um sie von Grundstücken, die zu Erblehen gegeben, oder Zinsgüter waren, zu unterscheiden, mit der Benennung terra salica auf, so daß also vom 11. Jahrhundert an durch diesen Namen nichts anderes bezeichnet wird, als unmittelbar von Hintersassen nicht besessene Herrschaftsgüter. (Die Beweise für letztere Behauptung sind sehr gut angeführt S. 120 — 122.)

Ganz nah lag dem Verfasser nun die Frage: ob der Name der Lex Salica das bedeute, was man gewöhnlich annimmt, nämlich so viel als Lex Francorum Saliorum? Ob er gleich dieselbe nicht zu lösen wagt, deutet er doch auf das Resultat hin, was Herr Prof. Müller (wie uns scheint sehr glücklich) in §. 26 — 27 seines Buches durch seine Sprachforschungen über den Ausdruck Salicus erzielt hat — Lex Salica bedeutet so viel als Hofrecht.

L. A. Warnkönig.

*) Müller tritt hier Tacitus entgegen S. 160.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Annales Abbatiae Sancti Petri Blandiniensis edidit R. D. F. van de Putte, Colleg. episc. Brug. Rector. Gandavi 1842. 1 vol. gr. 4. p. I — XXII u. 1 — 205.

Es sind jetzt bald zwölf Jahre, daß Referent die (nun beendigten) historischen Studien über das alte Flandern begann, deren Resultate in seiner flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte niedergelegt sind. Seitdem und zum Theil durch dieses Buch veranlaßt erschienen eine Menge geschichtlicher Werke über dieß im hohen Mittelalter so wichtige Land, herausgegeben von Geschichtsfreunden in demselben, deren es so viele zählt. Besondere Pflege wurde der Herausgabe der Quellen der flandrischen Geschichte zu Theil, die vor dem Jahre 1835 nur in größtentheils zerstreuten oder verlorenen Handschriften vorhanden waren. 1835 erschien die am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts geschriebene Chronik des Johann von Thielrode, Mönch des Klosters von St. Bavon zu Gent, 1839 im Corpus Chronicorum Flandriae (welches Referent gesammelt und zum Drucke vorbereitet hatte), das verloren gewesene Chronicon St. Bavonis, ferner ungedruckte Textstellen der Grafenchronik, 1839 die Chronica Monasterii Dunensis von Adr. But (in Brügge), 1840 ebendaselbst das Chronicon Monasterii Aldenburgensis, ferner zwey Chroniken in flamändischer Sprache und Prosa und (in Tübingen) eine flandrische Reimchronik, die Herr Archivrath Kausler aus dem Codex Comburgensis zu Stuttgart herausgab. Im Jahre 1842 kam eine Chronik der gewesenen Abtey St. Peter in Gent hinzu aus dem 11. Jahrhundert mit Fortsetzungen bis 1300. Dieser, so wie deren Zugaben, ist gegenwärtige Anzeige gewidmet. Dem Referenten war noch im Jahre 1840 die Existenz dieser Chronik unbekannt. Im Bde. I. seiner flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte S. 45 hatte er die Auszüge eines Chronicon Blandiniense, welche D. Brial im Bd. XIV. des Recueil des historiens de France giebt, erwähnt und auch bemerkt, dieser Gelehrte nenne sie ein opus jejunum, während der Genter Canonicus de Bast die Handschrift einer werthvollen Chronik dieses Klosters gesehen haben wollte *). Nicht entgangen waren ihm die vielen Auszüge aus einem blandinischen Chronisten im Sanderus Gandavum und dessen Flandria illustrata; allein da die meisten Stellen sich in den Chroniken des anderen alten Genter Klosters, nämlich von St. Bavon, wieder fanden, so hielt er diese für die Urquelle aller dieser Angaben.

Herr van de Putte, Rektor des bischöflichen Gymnasiums zu Brügge, dem wir schon mehrere höchst werthvolle Schriften über flandrische Geschichte verdanken, fördert daher die flandrische Geschichtskunde wesentlich durch die Herausgabe der alten Chronik des Klosters von Sankt Peter und der ihr beygegebenen nicht minder wichtigen Anhänge. Er würde dieß noch in einem höheren Grade gethan haben, wenn er die zur Würdigung seines Fundes nöthigen Aufschlüsse und Vergleichungen derselben beygefügt hätte. Seine in französi-

---

*) Es ist wohl die unten genannte der v. Hultem'schen Bibliothek.

scher Sprache vorangeschickte Introduction enthält zwar deren viele, doch nicht genug.

Wir erhalten im gegenwärtigen überaus schön gedruckten und reich ausgestatteten Bande folgende Stücke:

1) ein Chronikon (oder vielmehr Annalen) vom Jahre 570 bis 1292 (p. 1 — 24). Die größere Hälfte derselben endet mit dem Jahre 1063. Von 1066 beginnen Zusätze von verschiedenen Händen bis 1292.

2) eine series abbatum S. Petri Blandiniensis aus dem 12. Jahrhundert (p. 24 — 25). Sie ist benutzt von Sanderus.

3) Relationen über den heiligen Florbert, zweyten Abt von St. Peter und St. Bavon aus der Mitte des 11. Jahrhunderts (p. 24 — 30). Sie waren theilweise gedruckt bey Sanderus.

4) Ein Chronicon St. Petri Blandiniensis bis 772, welches gegen 1497 geschrieben und größtentheils aus alter Quelle entnommen ist — auch von Sanderus benutzt wurde p. 33 — 64.

5) Historia et Privilegia St. Petri, eine Geschichte der Gütererwerbungen des Klosters von seiner Entstehung an bis 1042, von derselben Hand, welche die unter 1 bezeichnete Chronik schrieb (p. 65 — 125), mit Fortsetzungen von anderer Hand aus dem zwölften Jahrhundert bis 1200 (p. 125 — 152) — gleichfalls jedoch nur wenig von Sanderus benutzt.

6) Verschiedene geschichtliche Notizen aus einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts über die Gründung von Gent und die ältesten Zeiten der fränkischen Monarchie u. s. w. — welche größtentheils in der Chronik von Thielrode stehen, aber wohl von beyden Schreibern aus älteren Quellen entnommen sind. Sie endigen mit einer Chronik, die bis 1345 fortgeführt wurde (p. 153 — 177). Beygefügt sind den Ausgaben aller dieser Stücke sehr gute geographische und Namenregister.

Am Ende der Vorrede findet sich ein von H. v. St. Genois gefertigtes Inventar der Urkunden und Cartularen der ehemaligen Abtey St. Peter, jetzt auf dem Provinzialarchiv zu Gent, und einiger Handschriften mit Chroniken derselben, deren wichtigste dem 1833 verstorbenen H. v. Hulthem gehörte und jetzt in der aus dessen reichem Bücherschatz gebildeten Nationalbibliothek, deren Conservator H. v. Reiffenberg ist, aufbewahrt wird.

Einen Theil der Codices, welche H. van de Putte großentheils abdrucken läßt, hatte Referent öfter in Händen und benutzte sie auch theilweise bey der Bearbeitung seiner flandrischen Geschichte. Erst seitdem sind dieselben näher untersucht und beschrieben worden. Für den Druck der hier gegebenen Stücke aus denselben verdient Herr van de Putte den Dank der Geschichtsforscher.

Referent hat nur noch Einiges beyzufügen. Die wichtigsten Documente, die wir hier erhalten, sind das unter Nro. 1 aufgeführte Chronicon und die unter Nro. 5 angegebene historia et Privilegia Sancti Petri. Nur zufällig erfährt man (S. VI), daß beyde in derselben Handschrift sich finden und daß diese im Provinzialarchiv zu Gent aufbewahrt wird. Der Herausgeber hätte von dieser Handschrift ein Fac simile geben und den Beweis führen sollen, daß sie wirklich dem eilften Jahrhundert angehört. Dieß war um so nöthiger, als man bis in's Jahr 1834, wo Referent den Irrthum widerlegte, auch das am Ende des 15. Jahrhunderts oder im Anfange des 16. geschriebene Chronicon Sancti Bavonis für ein Werk, das 1153 geschrieben worden, ausgegeben hatte *). Dann wäre wünschenswerth gewesen, daß der Herausgeber die Quellen angeführt hätte, woraus der Verfasser des ältesten Theils der Chronik seine stets sehr kurzen Angaben geschöpft haben mag. Dadurch würde die Verwandtschaft derselben mit anderen des eilften Jahrhunderts haben bezeichnet werden können. Der Herr Herausgeber erklärt sie übrigens S. III — IV für eine der Quellen der Chronik Siegeberts von Gemblour und der des Klosters von Affligem.

*) S. des Referenten Zusätze im Bd. II. der flandr. Staats- und Rechtsgeschichte und die französische Bearbeitung dieses Werks von 1835. (Bd. I. S. 61 — 65.)

Auch hätte der Versuch, das Entstehen der Chronik zu erklären, welches vom Herausgeber nur angedeutet wird, näher begründet werden können. Referent glaubt aus den Notizen des Herrn van de Putte und aus den Aktenstücken selbst und zwar 1, 3, 5 die Entstehung erklären zu können. St. Peter und St. Bavon waren bey ihrer Gründung im Jahre 612 oder 614 nur ein geistliches Gemeinwesen, dem zuerst der hl. Amandus, sein Stifter, dann der Abt Florbert vorstand; letzteres lag auf Austrasischem, jenes auf Neustrischem Gebiete; jenes später in Frankreich, dieses als auf niederlothringischem Boden im deutschen Reich. Die Schelde war die Gränze. Im Jahre 1049, als beyde Abteyen längst geschieden waren, entstand Streit über das Begräbniß des heil. Florbert, beyde machten Ansprüche auf dessen Reliquien. Die Mönche von Blandinium (wie das im Reinardus vulpes angeführte St. Peter noch hieß) ließen eine Rechtfertigung ihrer Behauptung machen, er sey in ihrem Kloster begraben gewesen; sie ist in den unter Nro. 3 angeführten Documenten enthalten *). Diese Schrift konnte nur gemacht werden nach einem gründlichen Studium der Geschichte der Abtey. Ohne Zweifel machte der Verfasser derselben diese vorher und schrieb deßhalb sowohl unsere Chronik, die er bis 1062 führte und die Geschichte der Erwerbungen des Klosters, die 1042 endet. Auf diese Weise hiengen die Stücke 1, 3 und 5 mit einander zusammen. Da nun St. Peter bey dieser Gelegenheit den Anfang einer Chronik und eines Lagerbuches hatte, so setzte man beyde fort, die erste bis 1292, die letzte bis 1200. Man begreift also die Wichtigkeit beyder. Was das letzte Stück betrifft, so will es Referent vor Allem den Freunden der germanischen Staats- und Rechtsgeschichte empfohlen haben; weil es, wie das Polyptichon Irminionis, das kürzere von St. Bertin, welche beyde Herr Guérard in Paris herausgab, und jetzt die von Zeuß in Speyer verfertigten Traditiones Weissenburgenses die belehrendsten Aufschlüsse über die bäuerlichen Verhältnisse im alten Frankenreiche giebt. Ein kleines Polyptichon der Abtey St. Peter aus der Zeit Ludwigs des Frommen steht p. 72—74. Eginhard war damals Abt daselbst und hatte die Stellen der 24 Chorherrn geschaffen.

L. A. Warnkönig.

*) Erst gegen 1830 konnte der Streit entschieden werden, als man die Inschrift des Grabsteins bey Gelegenheit einer Feuersbrunst in St. Bavo fand. Raepsaet ließ im Messager T. 6. ein Fac simile davon machen und schrieb eine Abhandlung dazu. Beyde finden sich jetzt in dessen Oeuvres I. p. 365 seq.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Verhandelingen over de natuurlijke Geschiedenis der Nederlandsche overzeesche Bezittingen. Aflevering 15. Land- en Volkenkunde. Nr. 5. Afl. 16. Zoölogie Nr. 6. Afl. 17. Botanie Nr. 6. Leiden 1842. fol.

C. E. Varges, De statu Aegypti provinciae Romanae primo et secundo post Christum natum saeculis. Gotting. 1842. 4.

L. Agassiz, Histoire naturelle des poissons d'eau douce de l'Europe centrale. Vol. I. Embryologie des Salmones par C. Vogt. Atlas livr. II. contenant l'embryologie des Salmones. Neuchatel 1842. fol.

Carlo Luc. Bonaparte, Iconografia della fauna italica. Fasc. 30. Schluß des Werkes. Romae 1841. fol.

M. H. M. Ducrotay de Blainville, Ostéographie. Text fasc. 10. 11. in 4. Atlas fasc. 10. 11. in fol. Paris 1842.

J. J. Kaupp, Akten der Urwelt, oder Osteologie der urweltlichen Säugethiere und Amphibien. Heft 1. Darmstadt 1841.

Ed. de Selys-Longchamps, Faune Belge. I. partie. Liege 1842.

And. Smith, Illustrations of the Zoology of South Africa. Nr. 15. London 1841. 4.

M. E. Mulsant, Histoire naturelle des Coléoptères de France. Lamellicornes. Paris 1842.

Bruch et W. P. Schimper, Bryologia Europaea seu genera muscorum Europaeorum monographice illustrata. Fasc. 12 — 15. Stuttgart 1842. 4.

Steph. Endlicher et C. Fr. Ph. de Martius, Flora Brasiliensis. Fasc. 1 — 5. Vindobon. 1840 — 42. fol.

Dr. C. Fr. a Ledebour, Flora Rossica. Fasc. II. Stuttgart 1842. 8.

Dr. Ph. Fr. de Siebold, Flora Japonica. Vol. II. 1 — 3. Lugd. Bat. 1841. fol.

Dr. Rob. de Visiani, Flora Dalmatica. Vol. I. Lips. 1842. 4.

Franc. Hernandus, Opera cum edita tum inedita. Madrid 1790. fol.

F. A. G. Miquel, Monographia Cycadearum. Traj. ad Rh. 1842. f.

Jacob G. Agardh, Algae maris mediterranei et adriatici. Par. 1842.

Dr. H. B. Geinitz, Charakteristik der Schichten und Petrefakten des sächsischen Kreidegebirges. Heft 3. Die sächsisch-böhmische Schweiz, die Oberlausitz und das Innere von Böhmen. Dresden 1842. F.

J. Sowerby, Mineral-Conchologie Großbritanniens. Deutsche Bearbeitung von Dr. Agassiz. Lief. 9. 10. Neuchatel 1842.

K. Fromherz, Geognostische Beobachtungen über die Diluvialgebilde des Schwarzwaldes. Freib. 1842.

F. X. M. Zippe, Die Steinkohlen in Böhmen. Prag 1842.

Dr. Al. Petzholdt, Beyträge zur Naturgeschichte des Diamantes. Leipzig 1843.

K. F. Baur, Forststatistik der deutschen Bundesstaaten. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

D'Albret, Cours théorique et pratique de la taille des arbres fruitiers. Paris 1840.

Dr. G. König, Forsttafeln. Gotha 1842.

Heinrich Graf Berchtold, Die Kartoffeln. (Solanum tuberosum C. Bauh). Deren Geschichte u. s. w. Prag 1842.

J. Lindley, Theorie d. Gärtnerey. Lief. 1. Wien 1842.

Arsberättelse om technologiens framsteg. Till kongl. Vetenskaps-Academien afgiven den 31. Mars 1839, af G. E. Pasch. Stockolm 1840. 8.

Dr. Al. Petzholdt, die galvanische Vergoldung, Versilberung und Verkupferung. Leipzig 1842.

Dr. F. Jacobi, Nachrichten über das Gewerbschulwesen in Preussen, Sachsen, auch Stuttgart, Nürnberg und Karlsruhe. Leipzig 1842.

Arthur Aikin, Illustrations of arts and manufactures. London 1841.

Annales des Mines. 4. série. Vol. I. Paris 1842.

J. N. Hrdina, Geschichte der Wieliczkaer Saline. Wien 1842.

G. F. Sartorius, Urkundliche Geschichte des Ursprunges der deutschen Hanse. Herausgegeben von J. M. Lappenberg. Theil 1. 2. Hamburg 1830. 4.

Mollot, De la compétence des conseils de Prud' hommes et de leur organisation. Paris 1842.

K. Fr. Burdach, Blicke ins Leben. Bd. 2. Leipzig 1842.

K. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. Bd. I. 1. 2. Stuttgart 1842.

Dr. Fr. Ed. Beneke, Erziehungs- und Unterrichtslehre. Zweyte verm. Auflage. Bd. 1. 2. Berlin 1842.

Joh. Graf Mailáth, Mnemonik. Wien 1842.

M. Enk, Ueber Bildung und Selbstbildung. Wien 1842.

Joh. Kollár, Sláwa bohyne a původ gména Slawun cili Slawjanůw w listech K. P. Safarjkowi etc. W Pestie 1839.

Joh. Kollár, Rozprawy o gmenach, počátkách i starozistnostech národu Slawskcho a geho Kmenu. W Budjne 1830.

Lessing's Erziehung des Menschengeschlechtes, kritisch und philosophisch erörtert, von G. E. Guhrauer. Berlin 1841.

Le Comte David Frölich, Suédois, Des différends entre les nations civiliseés et de leurs causes. Paris 1842.

Dr. Chr. J. Braniß, Geschichte der Philosophie seit Kant. Th. 1. Breslau 1842.

C. Biedermann, Die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsere Zeit. Bd. 1. Leipzig 1842.

J. F. Herbart, kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen. Bd. 1. 2. Leipzig 1842.

Marquis Gustave de Cavour, Fragmens philosophiques. Turin 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Island, Hvitramannaland, Grönland und Vinland oder der Norrmänner Leben auf Island und Grönland und deren Fahrten nach Amerika schon über 500 Jahre vor Columbus. Vorzüglich nach altscandinavischen Quellen für gebildete Leser von Karl Wilhelmi, Stadtpfarrer in Sinsheim. Heidelberg 1842. Verlag von J. C. B. Mohr. 8. X und 259 S.

Referent würde es bedauern, wenn er sich, wie leicht hätte geschehen können, durch den verdächtigen und abgenützten Beysatz „für gebildete Leser“ auf dem Titel, hätte verleiten lassen, diese interessante Schrift für nicht beachtenswerth zu halten. Dieselbe enthält das Hauptresultat der nur sehr wenigen Gelehrten durch eigene Ansicht bekannt gewordenen Antiquitates americanae, sive scriptores septemtrionales rerum ante - columbianarum in America. Ed. Societas Regia Antiquariorum Septemtrionalium. Hafniae 1837. Da aber der Verf. zugleich das Leben der Nor männer auf Island und Grönland darstellen wollte, hat er zugleich diejenigen Quellen und Hülfsmittel benützt, welche hierüber Aufschlüsse ertheilen konnten. Man sieht es der Hauptabtheilung des Buches, die von diesen bisher nur wenig bekannten Fahrten handelt, an, daß das Reingeschichtliche von jenem Sagenhaften, nach dem Begriff, der sich diesem Worte allmählig angebildet hat, wenigstens einigermassen tingirt ist, doch so, daß das Reingeschichtliche immer noch die Oberhand hat. Denn ursprünglich bezeichnete bey den Nordländern das Wort Sagan — wie bey den Griechen ἔπος und im christlichen Latein legenda — eine Erzählung, die Erzählung des Geschehenen; der Schmuck kam erst bey öfterm Wiederholen hinzu, bis er zuletzt häufig zur Hauptsache ward; ja noch im zwölften Jahrhundert wurden in Island die Geschichtserzählungen von den Lygisogiir, Lügensagen unterschieden. Das geschichtlich festgestellte Resultat dieser, jetzt erst ans helle Licht gezogenen isländischen Quellen ist: „nicht nur daß Nordamerikas Gestade gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts sogleich nach Grönlands Entdeckung von den Isländern aufgefunden, daß sie in dem eilften Jahrhundert mehr als Einmal von den Norrmännern beschifft, daß sie im zwölften Jahrhundert besucht, ja auch daß sie in dem dreyzehnten Jahrhunderte von neuem wieder entdeckt und in dem vierzehnten Jahrhunderte noch befahren wurden; — sondern auch, daß die christliche Religion nicht bloß unter den Norrmännern eingeführt gewesen ist, sondern daß auch die irischen Missionäre schon vor den Norrmännern Island besucht, ja auch vor der letztern Ankunft in Nordamerika daselbst die Lehre Christi verkündigt haben, die Irländer und Norrmänner also die ersten Entdecker der neuen Welt sind.“

Der erste Abschnitt handelt von Island. Voran geht eine Schilderung der Norrmänner (so schreibt der Verf. durchweg, wonach aber auch Norrwegen geschrieben werden müßte), ihrer Lebensweise, ihrer Thatkraft, ihrer Raub- und Verwüstungszüge. Der erste bekannte Normane, welcher Islands Gestade betrat, war Naddod, im Jahre 861, dreyzehn Jahre später wurde Ingolf der erste Landnamamann, d. h. der erste, der dort Land zu stetem Aufenthalt in Besitz nahm. Harald Harfagars blu-

tige Unterdrückung der Bonden veranlaßten bald darauf, zumal nach der Schlacht von Stavanger, zahlreiche Auswanderungen der Ueberwundenen, um für ihre Freyheit eine sichere Zufluchtsstätte zu finden. So ward Island am Ende des 9. Jahrhunderts von Norwegen her bevölkert; auch einzelne Dänen, Schweden und Iren ließen unter jenen sich nieder. Einer gelungenen Schilderung der Insel, folgt diejenige der gottesdienstlichen, bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen ihrer freyen Bewohner. Vom Jahre 982 wurden Versuche zu Einführung des Christenthums gemacht. Erst im Jahre 1000 gelang es durch mehrere Isländer, die an König Olafs Hof zu Nidaros (Drontheim, noch in spätern Urkunden Nidrosia genannt) sich aufhielten und den Priester Thormod sammt andern Geistlichen mitnahmen. Der Logman Thorgeir ließ sich durch 65 Mark Silber erkaufen, dem Allthing ein Gesetz zu dessen Einführung vorzuschlagen. Damit gewann Island die Buchstabenschrift, Schulen (schon ums Jahr 1050), seine reiche, noch jetzt höchst wichtige Literatur. Vielleicht hatten sich noch vor Ankunft der Normannen christliche Irländer an der Südostküste der Insel aufgehalten, sich aber weggezogen, weil sie mit Heiden nicht zusammen leben wollten. Hiefür jedoch sprechen nicht sowohl geschichtliche Zeugnisse, als Sagen und Vermuthungen.

11. Der zweyte Abschnitt handelt von Hvitramannaland, Land der weißen Männer — das jetzige Virginien, die beyden Carolinas, Georgia und Florida in Nordamerika. Dorthin sollen schon am Ende des achten Jahrhunderts christliche Irländer gekommen seyn. Was S. 77 angeführt wird, ist aber doch zu sehr gestaltlose Sage. Auch die beyden Sagen von Björe Breidvikingakappi Asbrandson (wegen verbotener Liebe zu Thurid und daraus entstandenen Todschlages landesflüchtig), dann von Gudleif Gudlaugson (welchen Irrfahrt mit jenen dreyßig Jahre später in Nordamerika zusammengeführt), ermangeln in ihrer Beziehung zu Hvitramannaland einer festern Grundlage.

Gesicherter steht, was S. 111 ff. über Grönland berichtet wird. Dessen Ostküste war schon damals unbewohnbar. Zwischen 984 und 986 fallen die ersten Ansiedlungen der Isländer auf der Westküste dieses Landes. Sie waren zahlreich; Beweis dessen ist, daß bald (gleichzeitig wie in Island) nach Einführung des Christenthums daselbst 16 Kirchen erbaut wurden, das Land zu Gardar einen eigenen Bischof erhielt. Grabsteine, die Trümmer einer Kirche, andere christliche Ueberreste sind erst im verflossenen Jahrzehent dort wieder aufgefunden worden. Der Verf. vermuthet, jene kühnen Seefahrer waren der Jagd, des Fischfanges und des Treibholzes wegen schon so weit gekommen als in den neuesten Zeiten die Engländer Parry und die beyden Roß. — An dieß knüpfen sich die Berichte von Erick dem Rothen und denen, die ihm sogleich nach Grönland folgten; dann von Thorbjörn Vifilson und Gudrid, der Aeltermutter der isländischen Bischöfe Brand und Thorlak, dieser Verfasser von Islands ältestem Kirchenrecht (Kristinrettr), ums Jahr 1123.

IV. Fährt nun nach Vinland (Albany und Canada), wo wilde Weinreben (von deren Früchten dem Lande der Name Vinland gegeben wurde) jetzt noch zu finden sind. Auch diese Fahrten fallen zwischen 986 und 1027, hierüber sind aus Handschriften vom Anfange des 14. und vom Ende des 15. Jahrhunderts zwey Berichte vorhanden; jener, der wichtigere, spricht von sechs, dieser nur von drey; bey bedeutenden Abweichungen jedoch in Bezug auf die einzelnen Umstände, steht die Hauptsache fest: die Fahrt nach diesen Gegenden und die Schilderung derselben. Der Erste, der dahin gelangte, Biarn Herjulfson, im Jahre 986, fuhr auf Gerathewohl von Grönland aus durch das grönländische Meer, an Nantuctet, Neu-Schottland, Neu-Fundland, (von Leif Eirekson, seiner Steine wegen Helluland, wie jenes Markland — Weldland — genannt) durch die jetzige Seaconnet-Passage an den Ausfluß des Taunton, wo er mit seinen Begleitern auf grasreicher Trift überwinterte, und bey Ausforschung des Landes Weinstöcke gefunden wurden. Ein nachfolgender Seefahrer traf dort mit den Urbewohnern Nord-Amerikas, den Eskimos (die sich seitdem ganz nach Norden hinaufgezogen haben), zusammen. Sie nannten dieselben Skrälinger, Wiche, von skrael, klein, weil sie klein sind. Was über die Waffen und Boote derselben berichtet wird,

stimmt mit dem überein, wie man sie noch heutzutage kennt. — Es kommen noch spätere Fahrten vor, aber ohne umständliche Berichte, wie die des ersten grönländischen Bischofs Eirick Upsi, von dessen Schicksal man weiter nichts weiß. Bemerkenswerth ist nur, daß französische Missionäre über fünf Jahrhunderte später am Lorenzostrome einen Einwohnerstamm fanden, der durch feinere Sitten vor den andern sich auszeichnete, das Kreuz als heiliges Zeichen verehrte und die Sage bewahrte: dasselbe sey ihnen vor langer Zeit durch einen würdigen Mann gebracht worden. Die letzte Nachricht von einer Fahrt an die amerikanischen Küsten ist vom Jahre 1317.

Amerika selbst aber begründet diese Berichte durch Ueberreste, wie Runen an Felsen in dem District Portsmouth, besonders am Taunton-River, die man anfangs den Phöniciern oder einem sibirischen Volke zuschreiben wollte, worin aber die dänischen Gelehrten Finn Magnusen und L. L. Rose die Acte der Landnama (Besitznahme der Gegend) erkannt haben. Andere Spuren übergehen wir. — Das merkwürdigste Ueberbleibsel waren aber ohne Frage die Trümmer einer verlassenen Stadt in der Provinz Bahia, in welcher Dr. Lund zu Lagoa Santa eine Steinplatte mit Runenschrift fand, aus der er, trotz der Beschädigungen, einige isländische Worte entzifferte, auch eine Statue des Thor gefunden haben will.

Grönlands Bevölkerung verminderte sich in der Mitte des 14. Jahrhunderts durch den schwarzen Tod, durch die Blattern zwischen 1430 — 1472 vollends, so daß die Eskimos wieder dahin einwanderten und erst im Jahre 1727 die Dänen neuerdings festen Fuß dort faßten.

Ein chronologisches Verzeichniß der wichtigsten Begebenheiten der vier Abtheilungen der Bücher, ein ausführliches Personen-, ein geographisches und ein Sachregister erhöhen den Werth dieser auch in typographischer Beziehung gut ausgestatteten Schrift.

Hurter.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Dr. H. C. W. Sigwart, Die Propädeutik der Geschichte der Philosophie. Tübingen 1840.

Differenz der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie. Bd. I. Abth. 1. Leipzig 1842.

M. A. Charma, Essai sur la philosophie orientale. Publ. par J. Menant. Paris 1842.

F. Bouillier, Histoire et critique de la révolution cartésienne. Ouvrage couronné par l' institut. Paris 1842.

M. Matter, Schelling et la philosophie de la nature. Paris 1842.

Dr. Phil. Marheinecke, Einleitung in die öffentlichen Vorlesungen über die Bedeutung der Hegelschen Philosophie in der christlichen Theologie. Nebst einem Seperatvotum über Br. Bauers Kritik der evangel. Geschichte. Berlin 1842.

Victor Cousin, Leçons sur la philosophie de Kant. Vol. I. Paris 1842.

Dr. J. Ed. Erdmann, Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neueren Philosophie. Bd. II. 1. Leipzig 1842.

Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie von Dr. J. H. Fichte. Neue Folge. Bd. 1 — 5. Bonn 1840.

Ch. H. Weisse, das philosophische Problem der Gegenwart. Sendschreiben an J. H. Fichte. Leipzig 1842.

Dr. H. C. W. Sigwart, Das Problem des Bösen oder die Theodice. Tübingen 1840.

F. A. Märcker, Das Princip des Bösen nach den Begriffen der Griechen. Berlin 1842.

H. Fr. Geisse, Forschungen über die Unsterblichkeit, aus dem Standpunkte der Philosophie. Marburg 1842.

Dr. C. G. Nees von Esenbeck, Naturphilosophie. Glogau 1841.

Das Lebensgesetz, die Formen und der gesetzliche Zusammenhang des Lebens. Berlin 1842.

Dr. Fr. Ed. Beneke, System der Logik als Kunstlehre des Denkens. Th. 1. 2. Berlin 1842.

M. Matter, De l'affaiblissement des idées et des études morales. Paris 1841.

Isaac Taylor, Natural history of Enthusiasm. London 1842.

Dr. J. H. Wirth, System der spekulativen Ethik. Bd. 1. 2. Heilbronn 1841.

L. Schröter, Das Eigenthum im Allgemeinen und das geistige Eigenthum insbesondere. Breslau 1840.

Dr. K. H. Gros, Lehrbuch der philosophischen Rechtswissenschaft. Stuttgart 1841.

Dr. W. Hebenstreit, Wissenschaftlich-literarische Encyklopädie der Aesthetik. Lief. 1 — 9. Wien 1841.

G. C. J. Hoffmann, Philosophie der Rede oder Grundlinien drr Rhetorik wissenschaftlich dargestellt. Stuttgart 1841.

Dr. H. Th. Rötscher, Die Kunst der dramatischen Darstellung. Berlin 1841.

C. F. Göschel, Dante Alighieri's Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung diesseits und jenseits. Ein Beytrag zur Verständniß der göttlichen Komödie. Berlin 1842.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Wittwe. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

Ch. Fr. di Carpi, J tre tempj. Cantica sopra l' antico ed il nuovo testamento. Modena 1842.

Lopez de Zarate, Obras varias. Alcala 1651. 4.

Soror Juana Ines de la Cruz, Poémas de la unica poestisa Americana. Vol. 1 — 3. Valencia 1709.

Ant. Sanch. Davila, Passion del hombre Dios en decimas españolas. Lion 1661. fol.

Juan Lopez de Sedano, Parnaso Español. Coleccion de poesias escogidas de los mas célebres poetas Gastellanos. T. 1 — 9. Madr. 1768 — 1772.

Coleccion de Saynetes representados en los teatros de esta corte. Vol. 1. 2. Madr. 1806. 4.

Calderon de la Barca, Autos sacramentales, alegoricos y historiales. Obras posthumas que saca a luz Pedro de Pando y Mier. Vol. 1 — 6. Madr. 1759. 4.

Th. de la Villemarqué, Contes populaires des anciens Bretons. Précédés d'un essai sur l'origine des épopées chevaleresques de la Table-Ronde. T. 1. 2. Paris 1842.

Pitre-Chevalier, Etudes sur la Bretagne. Aliénor prieure de Lok-Maria. (Epoque de la Ligue 1594.) Régne de Henri IV. Vol. 1. 2. Paris 1842.

The Mabinogion, from the Llyfr Coch o Hergest and other ancient Welsh Manuscripts, with an english translation and notes by Lady Charlotte Guest. Part IV, Containing Kilhwch and Olwen. London 1842.

Codex Exoniensis. A collection of Anglo - Saxon poetry, by Benj. Thorpe. London 1842.

J. Frhr. v. Eichendorff, Werke. Berlin 1841.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Abth. II. Bd. 2. Die Arthur-Sage und die Mährchen des rothen Buchs von Hergest. Herausgegeben von San-Marte. Quedlinburg 1842. Bd. 6. Eraclius. Deutsches und französisches Gedicht des 12. Jahrhunderts. Herausgegeben von H. F. Maßmann. Quedlinburg 1842.

H. Steffens, Was ich erlebte. Th. 5. 6. Breslau 1842.

Gust. Schwab, Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage. Th. 1. 2. Stuttgart 1842.

Beda Weber, Lieder aus Tyrol. Stuttgart 1842.

Wolfram von Eschenbach, Parzival und Titurel, Rittergedichte, übersetzt und erläutert von Dr. K. Simrock. Bd. 1. 2. Stuttgart 1842.

E. C. G. Langbecker, Leben und Lieder von Paulus Gerhardt. Berlin 1841.

Deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften. Vom Verfasser der Lebensbilder (Searsfield). Th. 1 — 4. Zürich 1840.

Ludw. Walesrode, Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit. Königsberg 1842.

Dr. W. Müller, Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage. Berlin 1841.

Jos. Bergmann, Leben des Ritters und Sängers von Liechtenstein Jtwiz oder Frauenbuch vom J. 1257. Wien 1841.

J. F. Willems, Belgisch Museum voor de Nederduitsche Tael-en Letterkunde en de geschiedenis des vaderlands. Deel VI Afl. 1 — 3. Gent 1842.

Sebastian Hnewkowsky', Jaromyr. Smutnohra w pateru gednánj. W Praze 1835.

— —, Dewjn. Básen romanticko-hrdinská w osmnacti zwewjch. W Praze 1829. Voll. II.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Schellings Vorlesungen in Berlin, Darstellung und Kritik der Hauptpunkte derselben, mit besonderer Beziehung auf das Verhältniß zwischen Christenthum und Philosophie von Dr. J. Frauenstädt. Berlin 1842. Verlag von August Hirschwald.

Nachdem sich der literarische Pöbel in Mystificationen und leidenschaftlichen Bekämpfungen der neuern Schelling'schen Lehre erschöpft hat, erhält das wahrheitsliebende Publikum in der vorliegenden Schrift den ersten Versuch einer treuen Darstellung und einer wenigstens im Ganzen ruhigen und wissenschaftlich gehaltenen Kritik. Der Verfasser ist dem philosophirenden Publikum schon durch seine „Studien und Kritiken" als ein freysinniger Denker bekannt, der sich durch Gewandtheit und Popularität empfahl, und eine würdigere Gesinnung zeigte, als manche andere, die mit ihm ungefähr auf demselben Standpuncte sich befinden. Als einen solchen beweist er sich auch in der vorliegenden Schrift, in welcher er die Controverspunkte der speculativen Theologie mit Klarheit bespricht, und obgleich er sich nach einer Seite polemisch gegen Schelling verhält, dennoch das „Große, das Tiefe und Wahre in seiner neuen Philosophie," so weit es auf seinem Standpunkte möglich ist, anerkennt.

In der ersten Abtheilung seiner Schrift bestimmt der Verfasser seinen eigenen Standpunkt, und versucht darnach eine allgemeine Kritik der Schelling'schen Philosophie. Man sollte demnach erwarten, er werde seinen Standpunkt wissenschaftlich begründen, um so mehr, da nach ihm die Philosophie „reine Sache der Intelligenz, ungetrübte Function des Verstandes" ist. Aber außerdem, daß er sich über die Einheit der theoretischen und praktischen Vernunft und über die Unterordnung der praktischen Bedürfnisse unter die erstere mit großer Entschiedenheit ausspricht, beschränkt er sich auf ein sehr oberflächliches Raisonniren über die Idee der Gottheit, der Freyheit und der Unsterblichkeit, und es ist nur aus dieser Oberflächlichkeit und der, Köpfen seiner Art eigenen, Kühnheit zu erklären, daß er die trivialen Sätze, in denen er seinen Standpunkt darlegt, für Kriterien einer Philosophie hält, der er seine Achtung und selbst seine Bewunderung nicht versagen kann, und mit der nur solche fertig zu seyn glauben, die weder den Willen noch die Fähigkeit beweisen, auf sie einzugehen.

Daß vorerst die theoretische wie die praktische Vernunft sich in ihrer wahren Entwicklung und Ausbildung nicht widersprechen können, versteht sich so sehr von selbst, daß kein Unbefangener daran zweifeln kann. Auch darin hat der Verfasser ganz Recht, daß die Bedürfnisse des Gemüthes vorerst geprüft werden müssen, ehe man sie zu Instanzen gegen Philosopheme macht, indem die wahre Philosophie nicht jedem subjectiven Bedürfnisse, sondern nur, wie Schelling vortrefflich bemerkt: „den sittlichen und religiösen Anforderungen zu genügen hat, indem keine Philosophie, die auf sich etwas halte, zugestehen werde, daß sie in Irreligion ende." Herr Frauenstädt aber ist der Meynung: diese Einheit der Philosophie mit der praktischen Vernunft ergebe sich von selbst, und meynt daher, das Erkennen sey als reine Sache der Intelligenz oder des Verstandes die interesseloseste

Thätigkeit und sey mithin auf keine Weise Angelegenheit des Willens. Aber wie? Ist denn die Vernunft oder der Verstand, womit die philosophirenden Subjecte speculiren oder raisonniren, die absolut wahre über allen Irrthum und alle Mängel erhabene Intelligenz? — Und sind selbst die sittlichen und religiösen Ueberzeugungen Einzelner — und wie verschiedenartig sind die Ueberzeugungen der Ueberzeugungstreuen und selbst der Denkgläubigen im eigentlichen Sinne — deßhalb, weil sie ihre Befriedigung darin zu finden glauben, gerechtfertigt?

Ergeht daher nicht an jeden wahrhaft Philosophirenden die Forderung, sich sein System durch eine allseitige Erforschung und Prüfung der bestimmten Gestaltungen, in welchen der philosophirende Geist die Idee der Wirklichkeit zu erfassen und zu entwickeln bestrebt ist, zu bilden? Und wenn er sich durch die Kritik der Geschichte der Philosophie von der Wahrheit des Gedankens: daß kein bestimmtes System, eben weil es Product einer relativen Form oder Stufe der allgemeinen Entwicklung des Geistes ist, absolute Wissenschaft sey, in concreto überzeugt hat, wird er nicht Bedenken tragen, die Resultate seines speculativen oder eklektischen Denkens zu absoluten Kriterien einer Religion zu machen, die sich als göttliche Offenbarung manifestirt und bewährt?

Eben das, was Köpfe, die in Beziehung auf Tiefe, Reichthum und Originalität des Geistes nicht in den entferntesten Vergleich mit Schelling kommen, am meisten von ihm abstößt, aber Geister, die ihm näher stehen, — man denke an die Männer, welche seine Ansicht im wesentlichen theilen, einen Steffens, Solger, Schleiermacher *) und Andere, und an die Koryphäen seines Auditoriums in Berlin, zu welchen der erstere noch gehört, — um so tiefer anzog und anzieht, ist: die Objectivität seiner Forschung, in deren Fortschritte er die subjectiven Gedankenkreise überwand und von Stufe zu Stufe die Sphären der Natur, der Kunst und der Religion wissenschaftlich zu reproduciren bestrebt war.

Seine Idee von der Philosophie, wornach sie eben so sehr Sache des Willens als des Geistes ist, indem nur die wahrhaft Philosophirenden Gott und die Wahrheit dadurch ehren, daß sie die großen Thatsachen der Natur und der Geschichte des menschlichen Geistes und vor allem die Thatsachen der persönlichen Offenbarung Gottes auf sich einwirken lassen, um die Wirklichkeit im Zusammenhange eines ihr entsprechenden Systems wieder zu geben; — diese Idee der Philosophie, die Schelling schon in früher Jugend anticipirte, und die er durch seine ganze Forschung zu realisiren suchte, ist die entscheidendste Instanz gegen das Feldgeschrey der über Philosophie Räsonnirenden, welche die Bestimmung derselben darein setzen, daß sie als reines Product der Intelligenz den absoluten Inhalt dem Selbstbewußtseyn vindicire, um das Subject durch diese Subjectivirung der Objectivität zur absoluten Freyheit zu emancipiren.

So sehr jedoch die Versicherung: die Philosophie sey auf keine Weise Sache des Willens und habe als Sache des reinen Verstandes auf kein Bedürfniß der Menschheit Rücksicht zu nehmen, dem unkundigen Publikum imponirt, so wenig läßt sich der Kenner dadurch täuschen, der vielmehr in solchen angeblich absolut wissenschaftlichen Werken nur mehr oder weniger gelungene Versuche sieht, sich und die leichtgläubige Menge über die subjectivsten Standpunkte zu verständigen. Daß diese, über „alten Satzungskram genialisch weg zu denken“ sich und Andere beredenden Subjecte den Postulaten: daß ein Gott, und ein ewiges Leben sey, die Postulate: daß kein persönlicher Gott, und keine persönliche Unsterblichkeit sey, nur entgegensetzen, ohne was sie beweisen wollen beweisen zu können, und daß ihre Interesselosigkeit für die Probleme der objectiven Forschung nur in ihrer Beschränktheit und ihrem Widerwillen dagegen ihren Grund hat, davon liefert auch des Verfassers

*) Die innige Verwandtschaft von Schleiermachers Reden über Religion und namentlich seiner philosophischen Ethik mit Schellings Werken ist zu sehr am Tage, als daß sie nicht schon vielfach anerkannt worden wäre, und seine Glaubenslehre möchte als System des christlichen Selbstbewußtseyns Schellings objectiv christlicher Philosophie im Wesentlichen um so eher entsprechen, als beyden Christus der Mittelpunkt des religiösen Lebens und Bewußtseyns ist.

Werk, so weit er seinem Standpunkte treu bleibt, ein merkwürdiges Document.

„Die praktische Vernunft sagt er, S. 9 — 10, bedarf wohl, daß überhaupt die göttlichen Kräfte sind und wirklich sind, das heißt: daß sie wirken: aber daß sie außer der Welt seyen und von Außen herein wirken, bedarf sie wahrlich nicht. Eines Erlösers und Retters, eines Gesund- und Seligmachers bedarf gewiß die Welt: aber daß der σωτὴρ außerhalb sey, bedarf sie nicht. Die Annahme, daß er außerhalb ist, entspringt nur daher, daß man ihn inwendig nicht findet und erfährt. Natürlich, wenn man des Seyenden, des Substantiellen, Kräftigen, Schaffenden, Erhaltenden und Regierenden bedarf; und es nicht in der Welt findet, muß man es außer ihr suchen. Wer aber innerhalb Alles hat, was er braucht, der nimmt nicht nach Außen seine Zuflucht.“

Und dennoch sagt er auf der nächsten Seite: „Die Religion ist für den Geist was Speise und Trank für den Leib, — ein nothwendiges Bedürfniß zu seiner Selbsterhaltung und Erbauung. Einen Gott muß Jeder haben. Ohne einen Gott, ohne die Verehrung und Anbetung eines höchsten Wesens hat das Leben keinen Halt.“ Dieß mußte der Verfasser anerkennen, wenn er nicht die Wahrheit des menschlichen Bewußtseyns selbst, dessen wesentlichste Bestimmung die Religion als Glaube an einen überweltlichen Gott ist, läugnen wollte, und es macht seinem Herzen Ehre, daß er das religiöse Bedürfniß nicht unterdrückte, sondern berücksichtigte und anerkannte.

Aber in welchen Widerspruch geräth er mit dem von ihm in den vorhin erwähnten Worten behaupteten? — Ist es denn vernünftigerweise möglich, daß die Menschheit ihr inneres Wesen, ihren eignen Geist verehre und anbete? Und doch bestimmt der Verf. S. 195 u. ff. diesen Geist der Menschheit ausdrücklich als göttlichen Geist, indem er die Vergöttlichung des Menschen im Geiste für das Ziel der Religionsgeschichte erklärt.

Es gereicht dem Verfasser zum Verdienst, daß er den substanziellen Pantheismus Spinoza's und seiner Anhänger in seiner ganzen Unwahrheit, in seiner, eben so sehr der praktischen wie theoretischen Vernunft widersprechenden, Gestalt oder Ungestalt aufdeckt! Aber er ist in einer nachweislichen Täuschung befangen, wenn er meynt, seine Lehre, wornach Gott der immanente Geist der Welt ist, eine Lehre, welche Hegel seiner Philosophie vindicirte, befreye ihn von den Widersprüchen, welche er der erstern Form des Pantheismus vorwirft.

Denn da er selbst ächt pantheistisch sowohl die absolute Persönlichkeit Gottes als die wahrhafte ewige Persönlichkeit des ihm analogen menschlichen Geistes läugnet, so bleibt er in der Antinomie befangen: das Unendliche in endlichen, seinem Begriffe inadäquaten, Wesen existiren zu lassen. Mag er S. 6 immerhin behaupten: Gott zersplittert sich nicht durch die Schöpfung (die er eben daselbst als ein Hervorgehen des Vielen aus dem Einen, des Endlichen aus dem Unendlichen erklärt) dadurch, daß „Gott das Endliche eben so sehr aufhebt wie setzt,“ „behält er es nicht,“ wie der Verf. meynt, „in sich selber ruhend in seiner Macht,“ sondern er ist dadurch diesem endlosen und zwecklosen Processe des Setzens und Negirens Preis gegeben, ohne sich als freye Macht oder Ursache des Daseyns zu erfassen und zu offenbaren. So oberflächlich des Verfassers Apologie des idealistischen Pantheismus ist, so unwahr ist seine Kritik des Theismus, der z. B. auch von Strauß, welcher Leibnitzen als den wichtigsten Repräsentanten desselben bezeichnet, als die Lehre von einem persönlichen d. h. freyen und selbstbewußten Gott bestimmt wird.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Jos. Jungmann, Slowesnost aneb zbjrka prjkladu s krátkym pogednánjm o slohu. W Praze 1820.

Joh. Kollár, Národnie zpiewanky cili pjsne swětské Slowáku w Uhrách gak pospolitého lidu tak

i wyssjch stawu etc. Vol. 1. 2. W Budjne 1834 — 35.

S. K. Machéček, Böhmische Chrestomathie für Deutsche. Prag 1830.

Wogtech Negedly, Básne. W Praze 1833.

Ant. Jarosl. Puchmayr, Básne, wydané od Wogtecha Negedlého. W Praze 1833 — 36.

Wogtech Negedly, Karel ctwrty. W. Praze 1835. Otokar. 3 Voll. W. Praze 1835. Wáclaw. W. Praze 1837. Wratislaw. 2 Voll. W Praze 1836. Poslednj Saud. W. Praze 1804.

Wenc. Hanka, Slarobylá Skládánie. Vol. 1 — 7. W Praze 1817 — 24.

Jos. K. Chmelensky, Oldrich a Bözena. Zpewohra we trech degstwjch. W Praze 1828.

Franc. Ladislaus Celakowsky, Slowanské národnj pjsne. 3 Voll. W. Praze 1822 — 27. (Variis dialectis slavicis.)

Ceské Besedy. W Praze 1842.

M. Fr. Clácel, Lyrické Basne. W Brne 1836.

A. Bogaers, Hermskerk's Seezug nach Gibraltar. Eine gekrönte Preisschrift aus dem Niederländischen übersetzt von F. W. von Mauvillon. Rotterdam 1842.

Fern. Gomez de Cibdareal, Centon epistolario y generaciones y semblanzas de F. Perez de Guzmañ. Madr. 1775.

Wilh. Füssli, Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein mit Bezug auf alte und neue Werke der Architektur, Skulptur und Malerey. Th. 1. Zürich 1842.

Giov. Rosini, Storia della pittura Italiana. Epoca seconda da F. F. Lippi a Rafaello. T. III. p. 2. 3. Atlas Dispensa 23 — 28. Pisa 1842.

Dr. G. Rathgeber, Annalen der Niederländischen Malerey, Formschneide- und Kupferstecherkunst. B. II. Gotha 1842. F.

Juan Aug. Cean Bermudez, Diccionario historico de los mas ilustres profesores de las bellas artes en Espanna. Vol. 1 — 6. Madr. 1800. 8.

J. Burckhardt, Die Kunstwerke der belgischen Städte. Düsseldorf 1842.

A. Raczynski, Künstler-Wörterbuch zur Geschichte der neueren deutschen Kunst. Leipzig 1842.

H. Puttmann, Die Kunstschätze und Baudenkmäler am Rhein von Basel bis Holland in kunstgeschichtlicher Hinsicht. Mainz 1842.

J. Liepmann, Der Oelgemäldedruck. Berlin 1842.

Bolton Corney, Researches and conjectures on the Bayeux Tapestry. Greenwich 1838.

Dr. G. W. Fink, System der musikalischen Harmonielehre. Leipzig 1842.

P. J. Proudhon, Qu'est ce que la propriété? ou recherches sur le principe du droit et du gouvernement. Paris 1841.

Don Fabrique Moles, Amistades de Principes. Madr. 1637. 4.

Ch. Fourier, Le nouveau monde industriel. Vol. 1. 2. Brux. 1841.

Alex. Müller, Die Fortbildung der Gesetzgebung im Geiste der Zeit. Leipzig 1841.

Dr. H. C. W. Sigwart, Vergleichung der Rechts- und Staatstheorien des B. Spinoza und des Th. Hobbes. Tübingen 1842.

Ch. Fourier, Théorie de l'association et de l'unité universelle; introduction par Ed. de Pompery. Paris 1841.

Ant. Edler von Krauß, Das christliche Staatsprincip. Wien 1842.

Tommaso Campanella, La cittá del Sole. Lugano 1836.

M. v. Prittwitz, Theorie der Steuern und Zölle. Mit besonderer Beziehung auf Preußen und den deutschen Zollverein. Stuttgart 1842.

G. Höfken, Der deutsche Zollverein in seiner Fortbildung. Stuttgart 1842.

De Gerando und Buß, System der gesammten Armenpflege. Bd. 1. Stuttgart 1842.

— — — Die Fortschritte des Gewerbfleißes in Beziehung auf die Sittlichkeit des Arbeiterstandes. Gekrönte Preisschrift. Aus dem Franz. von Dr. Bernhardi. Kassel 1842.

D'Esterno, De la misère, de ses causes, de ses effets et de ses remèdes. Paris 1842.

v. Damitz, Geschichte des Feldzuges von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris. Th. 1. Berlin 1842.

R. A. v. Prokesch-Osten, Kleine Schriften. Th. 1 — 4. Stuttgart 1842.

F. Schütte, Repertorium der Militär-Literatur in den letzten zwey Decennien. Stralsund 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. April.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Schellings Vorlesungen in Berlin, ꝛc.

(Schluß.)

Denn gegen welche Form des Theismus polemisirt Hr. Frauenstädt? Gegen die unwissenschaftlichste, *) die sich denken läßt, gegen diejenige Auffassung desselben, wornach Gott außer der Welt als ein particuläres Wesen existirt und mithin weder als allgegenwärtiger **) d. h. allwirksamer Schöpfer — die Erhaltung ist z. B. nach Leibnitz eine fortgesetzte Schöpfung —, noch als sich der Menschheit offenbarender Erlöser und Vollender begriffen wird. Dadurch hat er sich seinen vermeyntlichen Sieg schon beträchtlich erleichtert. Aber er ist damit noch nicht zufrieden. Er fügt noch zum Schlusse eine Analyse oder vielmehr Zerlegung des Selbstbewußtseyns hinzu, aus der sich ihm „die Geistigkeit und die Materialität als Bestandtheile der Persönlichkeit“ ergeben, welche eben eine Verknüpfung ***) von beyden sey. Daraus zieht er nun die Folgerung, daß Gott, um Persönlichkeit zu seyn, ein zeitlich und räumlich begränztes sey.“ Ganz richtig; wenn nur nicht die Prämissen den ersten Principien einer wissenschaftlichen Erfassung des Selbstbewußtseyns widersprächen! Schon des Cartesius Grundsatz cogito ergo sum hätte den Verfasser von der Wahrheit überzeugen sollen, die unmittelbar im Begriffe des Selbstbewußtseyns enthalten ist, daß es zwar nicht, wie er richtig bemerkt, die abstracte Identität, wohl aber die durch den Unterschied von Wissen und Seyn bestimmte Einheit ist, und daß das Selbst oder die Ichheit das sein Seyn als sein unmittelbares „Object“ wissende Subject ist. Den Begriff der Materie konnte er nur zufolge eines materialistischen Standpunktes dem Begriffe des selbstbewußten (und mithin geistigen) Seyns substituiren, da das Seyn des Geistes die von ihm bestimmte und gewußte Existenz seiner selbst d. h. seines Wesens ist. Ist nun Gott als der sein Seyn Wissende der Unendliche oder Absolute, so wird auch dieses nicht als ein endliches oder „zeitlich räumliches“ sondern als die seiner Unendlichkeit entsprechende Vollendung seiner Existenz zu denken seyn!

In Beziehung auf die Abhängigkeit der Welt von Gott als absoluter Ursache wirft der Verfasser dem Theismus den Zirkel vor: „Die Welt hat einen Urheber. Warum? Weil sie entstanden ist. Warum ist sie entstanden? Weil sie einen Urheber hat.“ Dieser Zirkel existirt aber nur in seinem Kopfe. Denn auf diese Weise hat Niemand den kosmologischen Beweis Gottes als Urhebers der Welt gefaßt. Es folgt aus dem Begriffe der Welt

*) Daß der Verfasser die vielfachen Versuche, den Theismus lebendiger und wissenschaftlicher zu erfassen, ignorirte, hat entweder in einer einseitigen Bildung seines Kopfes oder an einem Widerwillen dagegen seinen Grund.

**) Diese Allgegenwart oder Allwirksamkeit Gottes hebt seine Ueberweltlichkeit nicht auf, da er als an und für sich seyender und mithin von der Welt freyer Urgeist ihr absolutes Princip ist.

***) Die Vorstellung der Verknüpfung ist die äusserlichste begriffsloseste Erfassung der Einheit.

selbst als eines werdenden sich successiv d. h. zeitlich entwickelnden Ganzen, daß ihr Werden als organische Entwicklung eben so sehr von einem Anfang als terminus a quo ausgeht, wie dieselbe durch bestimmte Perioden oder Stufen fortschreitet und in einem vollendeten Reiche des Lebens und Geistes sich abschließt. Der kosmologische Beweis hat jedoch nicht den Gedanken des zeitlichen Ursprungs, sondern der Bedingtheit und Relativität des weltlichen Seyns zum Mittelbegriffe. — So viel von des Verfassers Lehre von Gott und seiner Auffassung und Kritik der theistischen Lehre. —

Was die Idee der Freyheit betrifft, so giebt er zwar das praktische Bedürfniß und Postulat derselben zu, aber die Art und Weise wie er es mit seiner, ohne Rücksicht darauf bestimmten, Theorie derselben vereinigt, giebt einen neuen Beweis, daß sich diese Einheit nicht von selbst versteht und daß die theoretische Vernunft der Orientirung durch die praktische nicht enthoben ist. Er behauptet S. 10, die Theorie lehre (diese Lehre wird unbedingt vorausgesetzt, während jeder Kenner wohl weiß, wie verschiedene Theorien sich darüber geltend machen), daß jedes Wesen und folglich auch der Mensch (der Mensch wird also den übrigen Wesen, zu denen auch die Naturindividuen gehören, ohne weiteres beygezählt) seinem Wesen, seiner Natur, seinem specifischen Character *) (dieß sind für den Verfasser gleich bedeutende Ausdrücke) gemäß handelt und nicht anders handeln kann. Das Wesen aber sey unveränderlich. So lange daher das Wesen daure, so lange folgen aus ihm nothwendig diese Erscheinungen (des Menschen Aeusserungen sind nicht bloß Erscheinungen, sondern Resultate seiner Selbstbestimmung, also Bestimmungen oder Thätigkeiten) und keine andere. Wie der Mensch ist, so muß er handeln.“ Um nun diese Theorie dem sittlich praktischen Bedürfnisse, welches, weil es ein Sollen enthalte, auch ein anders handeln Können voraussetze, übereinstimmend zu erweisen, bemerkt der Verfasser, der Widerspruch sey nur scheinbar. Denn es müßte erst ausgemacht werden, daß die Handlungen welche das Sittengesetz verdamme, nothwendige Folgen des Wesens eines Menschen seyen, daß z. B. der Dieb das Stehlen nicht lassen könne, weil sein Wesen, seine Natur eine spitzbübische sey, in welchem Falle das Sittengesetz an ihn allerdings so wenig Anspruch hätte als an den Fuchs, „der den Hühnern nachstellt.“ Wenn in Einem Athem das direkte Gegentheil behaupten, ein nur scheinbarer Widerspruch ist, dann hat der Verfasser auch in diesem Problem die Einheit der vorausgesetzten Theorie mit der praktischen Vernunft bewiesen.

Sein Zusatz: „Da aber wie jeder innerlich erfahren kann, das eigentliche Wesen des Menschen im geistigen sittlichen Leben besteht, da Jeder sich unfrey fühlt, wenn er dem Sittengesetz zuwiderlebt, so fällt jener Widerspruch weg,“ enthält vielmehr die Aufgabe, diesen Widerspruch zu lösen, der aber, so lange man die erwähnte Theorie nicht ändert, ungelöst bleibt. Philosophirt der Verf. in der letztern Erklärung rein theoretisch, oder ist sie nicht vielmehr ein Resultat seines moralischen Bedürfnisses, das aber auf dem Standpunkt seiner demselben widersprechenden Theorie unbefriedigt bleibt?

Noch leichter macht er es sich mit dem Beweis der unmittelbaren praktischen Befriedigung, welche seine Unsterblichkeitslehre gewähre, indem er fragt: Bedarf der Mensch, der sein Ich in den Dienst des Geistes stellt, und den Blick nur auf das Substanzielle richtet, eine andere Unsterblichkeit als die seiner Substanz d. i. des (allgemeinen) Geistes?

Daß der Unsterblichkeitsglaube kein Hebel der Sittlichkeit sey, sey längst anerkannt (von wem?). Hier sey nur zu bemerken, daß der Unglaube an individuelle Unsterblichkeit den Glauben an objective substanzielle Unsterblichkeit nicht aufhebe und nur letztere thue uns Noth.

Er sieht mithin nicht ein, daß er, indem er nur das Allgemeine für substantiell, die Individua-

*) Es folgt aus dem Begriffe des Charakters als gebildeten bestimmten Willens, daß er nicht Voraussetzung sondern Resultat der Selbstbestimmung oder Entscheidung des an sich bestimmungsfähigen Wesens des Willens ist.

lität aber für accidentell hält, auf den spinozistischen Standpunkt, den er so heftig bekämpft, zurücksinkt. Ist die Individualität oder vielmehr die Persönlichkeit nicht eben dadurch freyes selbstbewußtes Subject, daß sie ihr innres Wesen oder ihre immanente Substanz individualisirt und erfaßt? und nur durch solche in sich begründete und in sich gekehrte Individuen verwirklicht und erkennt der allgemeine Geist der Menschheit seine Idee in ihrer Einheit und Wahrheit. Denken wir uns dagegen, daß er nur in accidentellen vergänglichen Individuen existire, so würde er seinen Zweck, die adäquate Verwirklichung und Erkenntniß seiner Geschichte und seiner Idee nie erreichen. Läßt sich überhaupt die Individualität des selbstbewußten Geistes von dem allgemeinen Wesen, das er durch jene verwirklicht und erkennt, abziehen? Und wenn der Trieb, die Geschichte und Idee des Geistes in ihrer Einheit und Totalität zu erfassen, im Wesen der Vernunft begründet ist, so ist das Bedürfniß einer individuellen Unsterblichkeit durch die Bestimmung und den Beruf des Menschen als Vernunftwesens selbst gerechtfertigt.

Mit diesem theoretischen Bedürfnisse, dessen Befriedigung durch eine entsprechende Theorie freylich sich nicht so federleicht ergiebt, wie des Verfassers Raisonnement über Unsterblichkeit, vereint sich das praktische Postulat eines vollendeten moralischen Gerichtes und einer vollendeten Verwirklichung des göttlichen Reiches, als dessen wesentliche Organe und Theilnehmer religiös sittliche Individuen ihrer unsterblichen Existenz gewiß sind. Daß aber diese Ueberzeugung eines künftigen Weltgerichtes und einer Vollendung des Geisterreiches kein Motiv der Sittlichkeit sey, dieß kann Niemand glauben, der gegen sich selbst redlich ist. —

Wenn Richter, Feuerbach, Strauß und ihre Anhänger des Unsterblichkeitsglaubens nicht bedürfen, so folgt daraus um so weniger, daß er denjenigen, welche sich als Mitglieder der christlichen Kirche erkennen, entbehrlich sey, als jene in ihrer durchaus destructiven Tendenz unmöglich Begründer einer objectiven sich selbst bewährenden Organisation des moralischen und intellectuellen Lebens werden können.

Diese Unmöglichkeit, den sogenanten Vernunftglauben, der die Kirche und die christliche Wissenschaft und Kunst und mittelbar selbst den Staat bekämpfenden naturalistischen Pantheisten zu einem System des Lebens und Bewußtseyns durch eine organische Gemeinschaft zu realisiren, beweist eben so sehr die praktische Unwahrheit desselben, wie das Christenthum durch seine das geistige Leben der Menschheit organisirende Wirksamkeit seine innre Absolutheit und Wahrheit erweist.

Des Verfassers Interesselosigkeit für eine objective Erforschung der Natur, die sich an ihm wie an jedem mit der entsprechenden Unwissenheit rächt, zeigt sich in einer eclatanten Weise in seiner Behauptung: Schellings Versuch die Schöpfungsgeschichte des Universums zu erforschen — ein Versuch, in welchem ihm schon Plato in seinem Timäus vorangieng — habe keine Bedeutung, weil das Werden der Natur gar nicht Problem der Philosophie sey. Es wird mithin auch in diesem Falle die subjective Interesse- oder Bedürfnißlosigkeit mit der allgemeinen des menschlichen Geistes verwechselt.

Folgt aber dieses Interesse aus dem Wesen der Vernunft selbst, so darf es uns nicht verwundern, daß sie sich nicht nur in der Philosophie, sondern selbst in der empirischen Geologie d. h. in der Erforschung des Processes und der Perioden und der diesen entsprechenden Formationen der Natur mit einem Erfolg widmet, der das Interesse des Publikums in immer höherem Grade und in immer weiterem Umfang in An-

spruch nimmt. *) Dieselbe Unwissenheit, wie im Gebiete der Naturwissenschaft, beweist der Verfasser auch im Gebiete der Theologie, indem er keine Spur von einer Einsicht in die Exegese und Dogmatik zeigt, und daher der heiligen Schrift und der christlichen Dogmatik Lehren aufbürdet, deren Ungereimtheit auf ihn selbst zurückfällt. Oder wollte er etwa die theologischen Lehren nicht in ihrer Wahrheit erfassen, um desto leichter damit fertig zu werden?

Das Resultat dieser ganzen Untersuchung, ist die Einsicht, daß die Philosophie allerdings eben so sehr Sache des Willens wie der Intelligenz ist, indem man die Wahrheit nur so weit begreift, als man sich ihr hingiebt und sie mithin erlebt und erfährt, und daß der Widerwille gegen die Wahrheit des Erkennens überhaupt oder gegen bestimmtere Sphären derselben eben so unfähig zur Philosophie macht, wie der Wille die Idee des natürlichen und geistigen Lebens und der sich durch diese Sphären manifestirenden Gottheit die conditio sine qua non eines entsprechenden objectiven Wissens ist. Da sich mithin die Uebereinstimmung des Philosophirens mit der Religion und der Wirklichkeit nicht von selbst versteht, so hat sich allerdings das philosophirende Subject durch die praktischen Bedürfnisse zwar nicht seiner subjectiven Natur, wohl aber des durch die geoffenbarte Religion geheiligten Herzens zu orientiren und den Resultaten seines Speculirens oder Raisonnirens so lange zu mißtrauen, als sie der religiösen Lehre und den Ergebnissen einer wissenschaftlichen empirischen Forschung widersprechen.

*) So erregten z. B. die geologischen Untersuchungen, welche die allgemeine (Augsburger) Zeitung in den zuletzt verflossenen Jahren mittheilte, ein vielfaches Interesse für diese Probleme.

Dadurch wird es sich zu derjenigen Einheit mit sich selbst, mit dem objectiven Geiste und mit der Gottheit erheben, ohne welche weder eine wahrhaft freye d. h. vor allem unbefangene und widerspruchlose, noch wahrhaft intelligente oder vernünftige Erkenntniß möglich ist.

Eine nähere Beleuchtung von des Verfassers Kritik der Schelling'schen Vorlesungen würde ein gründliches Eingehen auf die letztern erfordern. Da aber des Verfassers Mittheilungen aus Schellings Philosophie der Offenbarung und der Mythologie, obwohl sie befriedigender und klarer sind, als was das Publikum von andern Seiten darüber erfährt, doch jedenfalls nur unvollständige fragmentarische Auszüge geben, so eignen sie sich nicht für eine wissenschaftliche Würdigung des Schelling'schen Systems, an welche sich die Beurtheilung der Frauenstädt'schen Kritik anzuschließen hätte.

Wir schließen mit dem Wunsche, der Verfasser möge in dem Werke über Pantheismus und Theismus, das er verspricht, den erstern nicht nur in seiner substanziellen, sondern eben so sehr in der idealistischen Gestaltung, die er z. B. durch Hegels Philosophie erhielt, unparteylich prüfen und den Theismus nicht in der geistlosen Form, in der er ihn in der vorliegenden Schrift bespricht, sondern in der Gestalt, in welcher er von seinen wissenschaftlichen Repräsentanten z. B. von einem Cartesius, Leibnitz und in gewisser Beziehung selbst von einem Kant erfaßt wurde, zu würdigen versuchen!

Fischer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

System der speculativen Ethik, eine Encyklopädie der gesammten Disciplin der praktischen Philosophie von Dr. Johann Ulrich Wirth. Erster Band: Reine Ethik. Zweyter Band: Concrete Ethik oder: Rechtsphilosophie und Moral. 1842.

Was wir als wahr, als geistig wirklich und sittlich fruchtbar anerkennen, haben wir in seiner Beziehung zu dem gedacht, was in sich selbst unbedingt selbstständig ist. Wahrheit und Tugend, Freyheit und Liebe sind uns heilig, weil wir diese sittlichen und geistigen Mächte als in Gottes heiligem Wesen begründet denken. Auf diesen ewigen Grund alles Denkens und Seyns führen wir Alles zurück, was uns ehrwürdig ist und selbstständigen Werth hat; aus dieser Quelle des Lebens und der Liebe leiten wir Alles ab, was uns innere Wahrheit hat, und durch seine eigene Evidenz gewiß ist. Dieß ist das tiefste Geistesgefühl, die tiefste Herzenserfahrung, allbestimmende und allmächtige Gewißheit in uns, daß, was uns heilig ist, was wir als wahr und gut erkennen, seinen Grund im Wesen Gottes, seinen Ursprung in der göttlichen Freyheit hat: die Abstammung aus dem Geiste Gottes ist der Wahrheit und Tugend selbstständige Würde.

Ist die Ethik, der Inbegriff aller Disciplinen der praktischen Philosophie, ein philosophischer Forschung würdiges Gebiet, hat die Wissenschaft des sittlichen Geistes ein wahrhaftes und fruchtbares Princip, so ist dieß Princip nur zu suchen unter den Wesensbestimmungen Gottes; denn nur in ihm ist volle Genüge, nur in ihm sind die Principien des wahrhaft lebendigen und wahrhaft wirklichen Lebens. Der Mensch ist sittlich, so ferne er als in Gott lebend und webend sich verhält, wie Gott sich in sich verhält als der Heilige. So ist der Gedanke der göttlichen Heiligkeit das Princip der Ethik.

Der Begriff der Heiligkeit ist der Ethik Princip. In Gottes Wesen selbst ist begründet der Begriff des sittlichen Geistes, in der göttlichen Vollkommenheit ist begründet das System der Ethik, aus dem Gedanken der Heiligkeit folgen alle unsere sittlichen Gefühle und Bedürfnisse, alle unsere sittlichen Vorstellungen und Anschauungen, alle unsere sittlichen Urtheile und Entschlüsse, und aus diesem Gedanken gehen hervor die Formen der Tugend als sittlicher Persönlichkeit und die Gestaltungen der objectiv sittlichen Welt. Denn Gott als der Heilige ist der Urheber des Sittengesetzes, in Gottes Weisheit ist beschlossen der sittliche Zweck, von Gott kommt die Kraft zur sittlichen That, und Er ist der sittlichen Persönlichkeit Urbild, die Gestaltung und Ordnung der sittlichen Welt ist Seines Willens Erfüllung. Der sittliche Wille und der wahre Gedanke sind Seines Willens Verwirklichung und Seiner Vernunft Erkennung und Offenbarung. Dieß ist der Ethik erste Thathandlung, daß sie diese Abhängigkeit des sittlichen Geistes vom Geiste Gottes anerkenne, daß Gott erkannt werde als der Heilige d. i. als der, der in bedürfnißloser Selbstständigkeit seine Göttlichkeit will, als der Gesetzgeber der sittlichen Weltordnung, als der Urheber der sittlichen Zwecke, als der, der die

Kraft giebt zur sittlichen That, als der schöpferisch urbildliche, sich selbst bezeugende, sich selbst mittheilende heilig Vollkommene.

Fürwahr, in Gott den Quell des Lebens zu erkennen, ist dem Menschen zu keiner Zeit schwer geworden, denn all überall, auch in der unsichtbaren Welt, umweht ihn der Odem des lebendigen Gottes, aber in ihm den Heiligen zu erkennen, ist nur dem sittlichen Ernste, nur geistiger Tiefe, nur lauterer Einfalt, nur anspruchsloser Selbstvergessenheit gegeben. Die ästhetisch-romantische Richtung, die Selbstvergötterung des ironischen Bewußtseyns, die sittliche Gehaltlosigkeit des epigrammatischen Spottes, die Ueberschätzung formeller Talente sind Erscheinungen solcher Gesinnung, die unfähig ist, die Würde der Tugend zu fühlen, den Werth des sittlichen Willens zu erkennen. Zu solcher Zeit sittlicher Gehaltlosigkeit wurde der Tugend ehrwürdiger Name geschmäht, verfolgt und vergessen: groß zu denken vom sittlichen Geiste, war jener eitlen Leerheit unmöglich, weil sie den Begriff der Heiligkeit nicht faßte, weil sie klug war, aber nicht weise. In dem Maaße, als die Tugend verkannt oder anerkannt wird, wird auch die Weisheit verkannt seyn oder geliebt, weil Tugend und Weisheit nicht nur durch ein innig Band verbunden, sondern Acte derselben gotterfüllten Geistigkeit sind, weil Weisheit der Tugenden Inbegriff ist, der Tugend höchste Form, ihr Zweck und ihre Erfüllung. Platon, der so groß von der Weisheit gedacht, hat auch erhaben gedacht von der Tugend und ihre Abhängigkeit von dem göttlichen Wesen erkannt; er faßt am Schlusse seiner Bücher vom Staat das Bild des seeligen Lebens, das der Gerechtigkeit Frucht sey, in die Foderung der Gottähnlichkeit zusammen.

Aber wie? sind nicht die Ideen des Wahren und Guten durch diese Abhängigkeit von der Idee der göttlichen Weisheit und Heiligkeit ihrer Autonomie und mit dieser ihrer Selbstständigkeit zugleich ihrer Würde beraubt?

Wie haben wir uns diese Selbstständigkeit zu denken? Folgt es nicht schon aus dem Begriffe des endlichen, relativen Geistes, daß er nur im Verhältnisse zu andern Geistern sich entwickele und

bilde, daß er mithin der Erziehung und der Aufnahme in das Reich des Geistes bedürfe, um seine Bestimmung zu erkennen und zu verwirklichen? Ist der Mensch mithin nur als Mitglied dieses geistigen Reiches politisch und ethisch freyes Wesen, während er sich selbst überlassen in sinnlicher Willkühr sich entäußert und der Naturnothwendigkeit anheimfällt, so ist seine Abhängigkeit von Gott noch entschiedener die conditio sine qua non seiner religiösen Freyheit, da sich Jener als Schöpfer, Erzieher und Erlöser der Menschheit offenbart. Absolut selbstständig und frey ist mithin nur Gott, und der Mensch kann nur durch die Anerkennung seiner Abhängigkeit von Gott zu der Freyheit mit ihm und mit sich selbst gelangen, in welcher er sich von jenem eben so sehr erlöst oder befreyt und erleuchtet und geheiligt wie geschaffen oder begründet erkennt. Die Selbstständigkeit des geistigen Menschen ist „die Freyheit der Kinder Gottes.“

Auf die Auflösung jenes Widerspruches kommt uns Alles an, es kommt für das Princip der Ethik alles darauf an, einzusehen, einerseits daß, was wahr und gut ist, dieses ist, so fern es aus Gott ist, dessen Wesen und Wille unbedingter Selbstständigkeit Urheber ist, — andererseits, daß, was gut und wahr ist, nicht so ist durch einen willkührlichen Beschluß Gottes, sondern durch einen Act der göttlichen Freyheit, durch einen Act Gottes, in dem er seines Lebens, seiner Freyheit, seiner Wahrheit, seiner Vollkommenheit Wesen offenbart und bethätigt.

In diesem Gedanken unterscheiden sich die Religionen. Das Heidenthum dachte das Sittengesetz, ohne es auf den Gesetzgeber zurück zu führen, als in sich selbst nothwendig. Das Volk des alten Testamentes empfängt sein Gesetz von einem lebendigen Gotte, aber ohne zu wissen, daß das Gesetz der Tugend aus Gottes willkührfreyer Liebe nothwendig hervorgeht. Ein Christ ist, wer an die innere Wahrheit der Tugend glaubt, weil er Gottes als des heilig vollkommenen Geistes inne geworden ist.

In diesem Sinne ist der Begriff der Heiligkeit der Ethik Princip, daß in Gott selbst ein Act der Vollkommenheit erkannt werde, welchem

als seinem Urbilde der sittliche Geist der Menschheit in seiner ursprünglichen Ebenbildlichkeit entspricht. Die Sittlichkeit in ihrem universellen metaphysischen Sinne ist ein geistiges Verhältniß im Geiste der Menschheit, welches einem Verhältnisse im Geiste Gottes entspricht und also in diesem seinen Grund hat und seine Bestätigung findet.

Gott ist heilig als der in seiner Vollkommenheit Selbstständige, — als der seine Göttlichkeit selbst bezeugende, seiner Weisheit Zweck Erfüllende, seine Liebe selbst Mittheilende. Wer so Gottes Göttlichkeit als seines eigenen Lebens Grund erkennt, der Vernünftigkeit Zweck ausführt, — wer die Wahrheit thut, der ist sittlich.

Wenn nun der Verfasser der vorliegenden Schrift sagt, die Ethik sey „die Wissenschaft des absoluten Geistes als des sein absolutes Selbstbewußtseyn zu seiner eben so unendlichen Realität verwirklichenden Willens", so ist die Uebereinstimmung dieser Erklärung des Verfassers mit dem von uns geforderten Principe nur eine scheinbare, eine solche, deren Scheinbarkeit nur dazu beytragen kann, den zwischen beyden Principien herrschenden Gegensatz ins Licht zu setzen. Denn der Verfasser geht von dem allgemeinen und metaphysischen Begriffe der Ethik aus, um das Gebiet des göttlichen Lebens als ein nur in der Entwickelung des natürlichen und menschlichen Geistes begriffenes und aufzuhebendes Moment zu fassen; wir führen den Begriff der sittlichen Persönlichkeit und der sittlichen Welt auf die Idee des metaphysisch Guten zurück, um durch diese Zurückführung auf ihren schöpferischen und ewigen Grund, diese Gebiete der Sittlichkeit zu heiligen und durch diese Abhängigkeit von der selbstständigen Heiligkeit Gottes sie selbst der höchsten Würde und selbstständigsten Bedeutsamkeit theilhaftig zu machen. Der Mensch ist sittlich, weil Gott heilig ist, und wir denken die Wissenschaft der Sittlichkeit, um Gott den Heiligen in seiner göttlich genugsamen Selbstständigkeit zu erkennen.

Der metaphysische Theil dieses Buches: „die ethische Metaphysik" enthält nicht, wie sie sollte, die lebendigen Begriffe der schöpferischen Geistigkeit, sondern nur formelle Bestimmungen über „das Gute als das positive des Willens," über „das Gute

als das Was des Willens," über „das Gute als unendliche Einheit des Willens." Der Wille aber, in Wahrheit die Energie der Vernunft, ist, wie er Princip der praktischen Philosophie ist, nur als lebendiges Verhältniß der unendlichen Geistigkeit zu begreifen: die Metaphysik ist die inhaltvollste Wissenschaft und einer jeden Wissenschaft metaphysischer Theil soll die fruchtbaren, göttlich schöpferischen Gedanken enthalten, durch welche sie in der Einheit des Geistes begriffen ist.

„Die Ethik ist ihrem allgemeinen Begriffe nach die Wissenschaft des absoluten Geistes als des sein absolutes Selbstbewußtseyn zu seiner eben so unendlichen Realität verwirklichenden Willens." (S. 1.) Der erste Theil des Systemes, die „reine Ethik," hat die Aufgabe, zu zeigen, „wie die reine Idee des Absoluten eins mit dem Wesen der Sittlichkeit und umgekehrt das allgemeine Wesen der Sittlichkeit die wahrhafte Idealität Gottes sey. Die Wissenschaft hievon oder die Construction des Absoluten zum freyen Geist einer Welt ist die reine Ethik." (S. 19.) „Die reine Ethik hat also aus dem reinen Begriff des Absoluten das Wesen der Sittlichkeit zu begreifen und sie darin zu erkennen als das, was sie an sich ist, als absolute Evolution des Absoluten." (S. 21.)

In dieser Stellung hört das Absolute auf das zu seyn, was es ist. Denn es erscheint als das allen Gehaltes noch ermangelnde, der Erfüllung durch den Fortschritt bedürftige Wesen, und indem das Wesen der Sittlichkeit die Evolution des Absoluten ist, wird dieses selbst seiner selbstständigen Sphäre beraubt, in der es für sich bestehend in unendlicher Wahrheit und schöpferischer Wirklichkeit der Grund der sittlichen Welt ist.

Das Absolute als reine Abstraction ist in sich selbst eine leere, vergebens der Erfüllung harrende Vorstellung. „Das Absolute in seinem reinen abstractesten Begriffe ist aber das noch Ununterscheidbare, reine Sichselbstgleiche oder die reine Einheit. Diese Einheit, wie sie im Anfange ist, ist das schlechthin abstrakte, das Nichts aller Bestimmtheit, das pure lautere Unendliche, dasjenige, was durchaus kein Andersseyn in sich enthält, sondern nur sich gleich ist, aber eben dieses sich Gleiche das

sich nur auf sich bezieht ist, die Bestimmtheit; denn diese ist eben das nur mit sich Zusammengehen, sich auf sich Beziehend, reine Einheit.“

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Archief voor Geneeskunde. Uitgegeven door Dr. J. P. Heije. Deel I. II. 1. Amsterdam 1841.

Dr. W. R. Weitenweber, Beyträge zur gesammten Natur = und Heilwissenschaft. Bd. 1 — 4. Prag 1840.

Encyclopädisches Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften. Bd. 28. u. 29. Pneumothorax. — Säugungsgeschäft. Berlin 1842.

Dr. J. B. Otterburg, Das medizinische Paris. Karlsruhe 1842.

Dr. L. Choulant, Bibliotheca medico-historica. Lips. 1842.

Dr. Rud. Wagner, Handwörterbuch der Physiologie mit Rücksicht auf physiologische Pathologie. Lief. 3. 4. Braunschweig 1842.

Dr. M. J. Weber, Vollständiges Handbuch der Anatomie des menschlichen Körpers. Zergliederungskunde und Kunst. Bd. 2. Bonn 1842.

Dr. J. W. Arnold, Die Lehre von der Reflex-Function für Physiologen und Aerzte dargestellt und beurtheilt. Heidelberg 1842.

Dr. H. Klencke, System der organischen Physiologie. Leipzig 1842.

Dr. J. G. Fleck, Des weiblichen Geschlechtsleben Anfang und Ende. Weimar 1842.

Dr. Alex. Alexander, Physiologie der Menstruation. Hamburg 1842.

Dr. C. H. Schultz, Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur. Berlin 1842.

A. Raciborski, Histoire des découvertes relatives au système veineux, jusqu'à nos jours. Paris 1841. 4.

Dr. H. Breßler, Die Kinderkrankheiten, systematisch bearbeitet. Lief. 1 — 4. Berlin 1842.

Dr. C. G. Neumann, Pathologische Untersuchungen als Regulative des Heilverfahrens. Bd. 2. Berlin 1842.

Dr. L. F. C. Rénaudin, Considérations sur les formes de l'aliénation mentale, 1836 — 1839. Strasb. 1841.

Dr. Marschall Hall, Ueber die Krankheiten und Störungen des Nervensystems in ihren primären Formen. Uebersetzt von Fr. J. Behrend. Lief. 1 — 5. Leipzig 1842.

Dr. G. L. Dieterich, Die Krankheitsfamilie Syphilis. Bd. 1. 2. Landshut 1842.

Dr. H. Cohen, Ueber die hitzige Gehirnwassersucht der Kinder. Pathologische Studien. Hannover 1841.

Dr. G. W. Scharlau, Die Scrofelkrankheit in allen Beziehungen zum menschlichen Organismus. Berlin 1842.

Dr. H. Cläßen, Die Krankheiten der Bauchspeicheldrüse. Köln 1842.

Dr. Tanquerel des Planches, Die gesammten Bleykrankheiten in ihren historischen Beziehungen u. s. w. Ein gekröntes Werk. Deutsch bearbeitet von Dr. S. Frankenberg. Bd. 1. 2. Quedlinburg. 1842.

Dr. J. J. Nychner, Die Hundswuth, ihre Kenntniß, Ursachen, Folgen und Verhütung. Gekrönte Preisschrift. Bern 1842.

Dr. W. Davidson, Versuch über die Ursachen und Verbreitungsweise der anhaltenden Fieber von Großbritannien und Irland. Aus dem Engl. übersetzt von Dr. R. Melzer. Wien 1842.

Dr. G. Friedr. Most, Denkwürdigkeiten aus der medicinischen und chirurgischen Praxis. Bd. 1 Leipzig 1842.

Dr. R. Küttner, Die Erkältung und die Erkältungs-Krankheiten. Leipzig 1842.

Dr. P. C. A. Louis, Das typhöse Fieber u. s. w. Nach der 2. vermehrten Auflage deutsch bearbeitet von Dr. S. Frankenberg. Th. 1. Leipzig 1842.

Dr. F. Hebra, Geschichtliche Darstellung der größeren chirurgischen Operationen. Wien 1842.

Dr. C. F. Franck, Untersuchungen über die Luxationen des Oberarms. Tübingen 1842.

Dr. H. E. Fritze, Arthroplastik. Lemgo 1842. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

System der speculativen Ethik, eine Encyklopädie der gesammten Disciplin der praktischen Philosophie ꝛc.

(Fortsetzung.)

„Das Absolute setzt sich also in seiner Einheit als das Bestimmte nicht weil das Unbestimmte durch seinen Gegensatz selbst ein Bestimmtes ist, — denn es hat noch keinen Gegensatz —; sondern weil es das Gegensatzlose ist, ist es nun sich auf sich beziehend und darum Bestimmtes. Es ist von aller Ewigkeit her in Gott seine reine Einheit oder Unendlichkeit, die Bewegung der Sichselbstgleichheit und diese ist die Bestimmtheit. Das Werden der Bestimmtheit ist darum auch nicht ein Hervorgehen aus ihm, sondern ein mit sich Zusammengehen Gottes. Die reine Expansion des Absoluten ist als reine Continuität, weil sie noch keinen Gegensatz hat, reine Contraction in sich, sie ist das Ende, das nur sich selbst im Anfange erfaßt, und welches das bestimmte Seyn oder Einzelheit, Punktualität des sich selbst Gleichen ist.“ —

„Dieß in sich Zurücksehnen befriedigt sich nicht dadurch, daß die Einheit das Außereinander, das Schaffen der Vielheit, schlechthin aufgiebt — denn dieß kann sie nicht, jenes unendliche Sichselbstpartikularisiren, hat sich als nothwendig gezeigt — sondern dadurch daß sie die gesetzte Vielheit in die punktuelle, atome Einheit zurücknimmt, so in der Einzelheit unendlich mit sich zusammengeht, das Universum in sie, die einzelne Bestimmtheit reflectirt und hiedurch das Außereinander aufhebt, um nun aus dieser unendlichen Einzelheit, Monade, Ichheit das Bestimmte, aber als eins mit dem Unendlichen zu schaffen. Dieß ist der Wille und sein Werden aus dem Absoluten.“ (S. 21 — 23.) In Wahrheit ist nicht dieser formelle pantheistische Begriff des Willens der Ethik Princip und Ausgangspunkt, sondern der Begriff des Willens in seiner inhaltsvollen Bedeutung, als Energie der Vernunft: der Begriff der Selbstständigkeit, der göttlichen Selbstständigkeit, der Heiligkeit. Fruchtbare und schöpferische Principien sind nur die Verhältnisse des göttlichen Geistes: nur aus dem inhaltsvollen, gehaltvollen Gedanken der göttlichen Freyheit und Liebe sind alle sittlichen Begriffe abzuleiten, die Formen und Attribute des sittlichen Geistes, sittliche Freyheit und Liebe, die Momente der sittlichen That, Sittengesetz, sittlicher Zweck und sittliche That, die Gebiete der Sittlichkeit d. i. die persönliche Tugend, die sittlichen Verhältnisse und die sittliche Welt; nur in diesem gehaltvollen Gedanken ist die sittliche Ansicht der Natur und der Geschichte, das sittliche und religiöse Selbstbewußtseyn gegründet. Denn dieser Gedanke selbst ist Kraft sich selbst mittheilende Liebe und Vernünftigkeit. Freyheit und Liebe, deren Einheit den sittlichen Geist constituirte, verlieren sich nicht, die eine aus der andern, sondern sie sind beyde zumal lebendig wirksam, jede in die andere und jeder in der andern. Sittlichkeit ist freye Liebe und sich selbst mittheilende Vernünftigkeit.

In dieser von dem Verf. vorausgesetzten Stellung, in der das „Absolute“ aus reiner Unbestimmtheit durch die Dialektik des innern Widerspruchs sich entwickelnd concrete Wirklichkeit erst im Resul-

tate dieser Bewegung gewinnt, sind im „Absoluten“ — (in dem, was allein alle Lebens- und Geistesprincipien in sich enthält) — diese geistig lebendigen Kräfte, diese geistigen Lebenskräfte und Selbstbethätigungsacte, welche die gehaltvollen Principien der Wissenschaften sind, aufgehoben: erloschen ist in dieser Fassung des unbedingt selbstständigen Wesens der bestimmte Charakter, die specifische Kraft des sittlichen Geistes. In solchem Gottesbewußtseyn ist in Wahrheit kein Princip der Ethik gegeben, kein solches Princip sittlicher Selbstbezeugung, in der sich der Geist specifisch von der Natur unterschiede.

Die Methode der Evolution, welche in diesem Werke herrscht, hat in der Sphäre, in die sie gehört, ihre unläugbare Berechtigung, ihren Werth und ihre Bedeutung: aber wenn diese von dem Urheber der Naturphilosophie gefoderte und von Hegel ausgeübte Dialektik unterscheidungslos auf jeden Gegenstand angewandt wird, ist diese Evolutionsmethode nicht nur eine leere, dem Objecte selbst nicht immanente Form, sondern sie wirkt in dieser unbeschränkten Anwendung zerstörend auf das Wesen der ihr gewaltsam unterworfenen Objecte. Im Geiste ihrer Erfinder war diese Methode der Entwicklung aus tiefer Anschauung des Systems der Natur hervorgegangen, sie war eine Darstellung der inneren Genesis, der naturgemäßen Entwicklung, der innern Lebendigkeit der Objecte, die Methode hatte aufgehört, eine willkührliche, zufällige, subjective Behandlung zu seyn, sie wurde als die eigene Entwicklung und immanente Bewegung des Gegenstandes erkannt. Dieser große und geistbefreyende Gedanke hätte die Folge haben sollen, den größten Reichthum der Methoden zu enthüllen! So viele Kategorien, so viele Methoden! Aber durch Hegel und seine Schule wurde die Methode der Evolution, welche aus dem abstract Einfachen durch die Dialektik der absoluten Negativität das concret Wirkliche hervorgehen läßt, zur allgemeinen Norm. Es ist hier nicht der Ort, die Gränzen zu bezeichnen, innerhalb welcher diese Methode die rechte ist, und über welche hinaus sie aufhört berechtigt zu seyn: nur dieß wollten wir andeuten, daß diese Methode unfähig ist, die Principien für die geistig sittliche Welt zu enthüllen. Die Ethik bedarf eines in sich bedeutungsvollen, in sich selbstständigen Princips und einer diesem Princip angemessenen Methode; aber nicht minder bedarf eines solchen verjüngenden Principes die Logik. Der Wille der göttlichen Weisheit ist die Ethik, — der Act der göttlichen Wahrheit ist der Logik principium. Möchte endlich in dem Kreise jener Schule das Vorurtheil schwinden, daß diese Methode, die ebendeshalb, weil sie wahrhaft ist in ihren Schranken, jenseits derselben dieß zu seyn aufhört, die allgemeine Form des geistigen Lebens und wissenschaftlicher Entwicklung sey, damit der Sinn für höhere Compositionen des Geistes, für freye Schöpfungen des Genie's wieder erwache, — damit das Geheimniß der freyen Schöpfung in seinem Abbilde, im wissenschaftlichen System, wieder geahnet, gesucht und dargestellt werde!

In der Metaphysik des göttlichen Wesens, in der *πρώτη φιλοσοφία*, ist diese Methode der Evolution nicht anwendbar, — weil Gott sich nicht in sich entwickelt, weil der Unterscheidungsact, in dem Gott seine Unendlichkeit enthüllt, ein solcher ist, in dem das Verhältniß des Allgemeinen und Besonderen, des Abstracten und Concreten nicht Statt findet, weil Gott sich in sich verhält, indem er sich aus sich verhält, um sich zu sich zu verhalten. In dieser lebendigen Selbstbezeugung ist nicht die Dialektik des Widerspruchs, sondern die Einheit der Freyheit und der Liebe, als positive Selbstbejahung der Puls der Bewegung, der Lebendigkeit, der Verwirklichung: die Kraft der Liebe, der Einigung ist der Puls des göttlichen Lebens, der göttlichen Freyheit.

Den Verf. vorliegender Schrift beherrscht die Kategorie des Allgemeinen, Besondern und Einzelnen, — die doch nur in der Sphäre des Lebens ihre wahre und eigentliche Stelle hat, — in all seinen Anschauungen und Begriffen. Er sagt: „Wenn die absolute ethische Idee die Einheit des Allgemeinen, Besondern und Einzelnen ist; so giebt es — untergeordnete Erscheinungen und bloße Uebergänge abgerechnet — in letzter Beziehung nur zwey Grundgegensätze der ethischen Systeme. Entweder nämlich wird die Einzelheit unmittelbar als das Allgemeine gesetzt und dieses nur in jener

Form, die die Einzelheit anerkennt, oder aber das Allgemeine wird begriffen, als sich besondernde Substanz und die Einzelheit als bloß accidentelles Glied einer jener Besonderungen. Jenes ist die Grund-Anschauung des subjectiven, dieses die des objectiven Idealismus." (Der Grundgegensatz der ethischen Systeme liege unendlich tiefer als in diesem Gegensatze des subjectiven und objectiven Idealismus, er liegt in den oben angedeuteten Principien.)

„— — Das System muß auf diese Gegensätze vielfach zurückkommen. Seine ganze Entwicklung ist nichts, als die fortlaufende Versöhnung derselben. Denn sie sind nicht etwa von heute und gestern oder willkührlich gemacht. Vielmehr sind sie die zwey extremen Punkte, zwischen welchen das Leben der Idee gleichsam beständig oscillirt, wo das Allgemeine in das Besondere und Einzelne einzuführen, und wenn dieß vollbracht ist, das Einzelne wieder in das Allgemeine zu erheben, ihre ewige Bewegung ist. Als diese immanenten Gegensätze der Idee selbst bilden sie eben darum die zwey Grundrichtungen, wie der germanischen, so der hellenischen Philosophie, welche in jener nur zur ganzen Abstraction des wissenschaftlichen Bewußtseyns gereinigt sind. Wenn aber der Geist der Weltgeschichte mit absoluter Nothwendigkeit Alles schafft, was er der Erinnerung aufzubewahren für würdig erachtet, und wenn der einzige Unterschied zwischen seiner Vor- und Nachwelt der ist, daß er in der letzteren dieselben Productionen nur realisirter wiederholt, die er nach ewigen Gesetzen schon in der erstern ans Tageslicht geboren, so wird auch der Versuch der wahrhaften Versöhnung der speculativen Gegensätze, den uns die Geschichte wie jene Entzweyungen als eine der schönsten Erinnerungen der klassischen Zeit aufbewahrt hat, einer tieferen wissenschaftlichen Realisirung am Schlusse unseres Weltalters harren, als dieß an dem des klassischen möglich war."

Diese Intention einer solchen Versöhnung jener Gegensätze, diese Erwartung, daß diese Versöhnung werde zu Stande gebracht werden durch ein das Gebiet der sittlichen Persönlichkeit und das Gebiet der objectiven, universalen, sittlichen Verhältnisse zugleich umfassendes, im Geiste Platons mit aristotelischer Kraft concipirtes System, diese theilen wir

mit dem Verfasser. Aber er scheint sich von diesem Ziele durch sein Buch mehr entfernt, als demselben genähert zu haben, denn was allein im Stande ist, die ethischen Principien und Systeme des Alterthums „tiefer und wissenschaftlicher" umzubilden, daß sie wiedergeboren erscheinen und erfüllt, wie im neuen Testamente das alte erfüllt ist, dieß ist der Gedanke des heiligen Gottes, die Erkenntniß Gottes als des Urhebers der sittlichen Welt. Wie wir oben gesagt, dem Volke Israels fehlte das Bewußtseyn von der innern Wahrheit und Nothwendigkeit der göttlichen Gebote; der hellenischen Welt aber fehlte das Bewußtseyn von dem lebendigen Gott; das Buch Hiob hätte kein Grieche denken, die Erhabenheit der Psalmen kein Grieche erreichen können. Diese Verbindung des Bewußtseyns vom erhabenen Ursprung und der Erkenntniß von der innern Wahrheit und Nothwendigkeit der Tugend und der Pflicht würde ein solches Werk der Versöhnung aller speculativen Gegensätze auf dem Gebiete der Ethik hervorbringen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Placido Portal, Opere medico-chirurgiche. Napoli 1842.

Dr. C. F. v. Gräfe, Die Gasquellen Süd-Italiens und Deutschlands. Berlin 1842.

Dr. G. Fr. Most, Die sympathetischen Mittel und Kurmethoden. Rostock 1842.

Dr. J. E. Wetzler, Beobachtungen über den Nutzen und Gebrauch des Keil'schen Magnet-Electrischen Rotations-Apparates in Krankheiten. Leipzig 1842.

Dr. D. W. H. Busch und Dr. A. Moser, Handbuch der Geburtskunde. Lief. 1 — 12. Berlin 1842.

Andr. Boeckelmann, Nootwendig Bericht aengaende het afhalen van een doode Vrucht. Amsterd. 1677.

M. Lachapelle, Pratique des accouchemens. Vol. 1 — 3. Paris 1825.

J. J. Rychner, Hippiatrik. Th. 2. Bern 1842.

Dr. J. H. Gerold, Die Klauenseuche der Schaafe und deren Heilung auf electro-chemischem Wege. Halle 1842.

J. J. Rychner, Naturgeschichte des krankhaften Zustandes der Hausthiere. Bern 1843.

Fr. Forti, Libri due delle istituzioni civili accomodate all' uso del foro. Disp. 7 — 9. Firenze 1842.

G. F. Puchta, Cursus der Institutionen. Th. 2. Leipzig 1842.

Dr. C. F. Mühlenbruch, Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechts. Halle 1842.

Dr. Ed. Fein, Das Recht der Collation, dargestellt nach den Grundsätzen des römischen Rechts. Heidelberg 1842.

Ergänzungen und Erläuterungen der preußischen Rechtsbücher durch Gesetzgebung und Wissenschaft. Zweyte Auflage bearbeitet von Graff, Römer und Simon. Abth. I. Bd. 8. 9. Breslau 1843.

Dr. C. F. Roßhirt, Das französische und badische Civilrecht. Bd. 1. Heidelberg 1842.

Dr. Joh. Fr. Budde, Ueber Rechtlosigkeit, Ehrlosigkeit und Echtlosigkeit. Bonn 1842.

Dr. H. Leo, Rectitudines singularum personarum. Halle 1842.

Dr. P. D. Christ. Paulsen, Lehrbuch des Privatrechts der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel 1842.

A. J. L. Michelsen, Sammlung altdithmarischer Rechtsquellen. Hammerich 1842.

Dr. Ludw. Ed. Heydemann, Die Elemente der Joachimischen Constitution vom Jahre 1527. Berlin 1841.

L. Fr. Hezel, Uebersicht der die Gewerbe betreffenden Gesetze und Verordnungen in dem Königreiche Würtemberg. Heilbronn 1842.

P. E. Gspann, Abhandlung über die Fideicommisse. Nach den österreich. Gesetzen. Th. 1. 2. Wien 1842.

Jg. Wildner, Edler von Maithstein, Reflexionen über die Wirkungen der neuen Credits-Gesetze Ungarns. Pesth 1841.

A. Heidmann, Die österreichischen Civil-Gerichts-Ordnungen in ihren Parallelstellen. Wien 1842.

A. Floquet, Histoire du Parlement de Normandie. Vol. 5. 6. Rouen 1842.

Dr. L. Frey, Frankreichs Civil- und Criminal-Verfassung. Manheim 1842.

D. H. S. Collin och D. C. J. Schlyter, Westgöta-Lagen. Codex juris Vestrogotici, cum notis criticis, variis lectionibus, glossariis locupletissimis ac indicibus nominum proprio-rum. Stockholm 1827. 4.

Henry Jeremy, An analytical digest of the reports of cases, decided in the courts of common law and equity, of appeal and nisi prius and in the ecclesiastical courts in the year 1841. London 1842.

Dr. W. E. Wilda, Geschichte des deutschen Strafrechts. Th. 1. Halle 1842.

Dr. Chr. G. N. David, Ueber die neueren Versuche zur Verbesserung der Gefängnisse und Strafanstalten. Kiel 1842.

Dr. G. Varrentrapp, Ueber Pönitentiarsysteme. Frankfurt 1841.

Revidirter Entwurf der Strafproceß-Ordnung für die preußischen Staaten. Th. 1. 2. Berlin 1841.

Dr. E. Platner, Quaestiones de jure criminum romano praesertim de criminibus extraordinariis. Marburg 1842.

Zusammenstellung der Strafgesetze auswärtiger Staaten nach der Ordnung des revidirten Entwurfs des Strafgesetzbuchs für die K. preußischen Staaten. Bd. 1 — 5. Berlin 1838 — 41.

Isid. Alauzet, Essai sur les peines et le système pénitentiaire. Ouvrage couronné. Paris 1842.

Dr. Ferd. C. Th. Hepp, Anklageschrift, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens. Tübingen 1842.

Jos. Kitka, Ueber das Zusammentreffen mehrerer Schuldigen bey einem Verbrechen und deren Strafbarkeit. Wien 1840.

— — Ueber das Verfahren bey Abfassen der Gesetzbücher überhaupt und der Strafgesetzbücher insbesondere. Wien 1841.

George Frèd. de Martens, Nouveaux supplémens au recueil de traités te d'autres actes remarquables, servant à la connaissance des relations étrangères des Puissances et Etats dans leur rapport mutuel, depuis 1761 jusqu'à présent. T. III. 1806 — 1809. Gotting. 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

System der speculativen Ethik, eine Encyklopädie der gesammten Disciplin der praktischen Philosophie ꝛc.

(Schluß.)

Dem Verf. scheint der lebendige Grund der sittlichen Welt „die absolute Idee.“ „Die Lösung dieser Gegensätze kann nur die absolute Idee selbst (selbst? selbstständig ist nur das Wesen, dessen Verhältnißart in sich selbst absolute Idee genannt werden mag) seyn, deren Erkenntniß und Durchführung das letzte Stadium der germanischen Philosophie bezeichnet. Indem diese Idee erkannt wird als die Substanz, welche ihr allgemeines Leben in die besondern Potenzen aus einander legt und diesem die Einzelnen als accidentelle Glieder zutheilt, aber so, daß die Einzelnen zurückgehen in die allgemeine Einheit und jeder die Totalität, obwohl nur in charakteristischer concreter Form als seine Seele in sich reflectirt; wird eben so sehr die Welt des Willens als der große Organismus des sittlichen Universums, wie darin die wahre Idee der Persönlichkeit begriffen und das geleistet, was die Philosophie längst als ihre Aufgabe verkündet hat, Gott als Subject, als Geist zu erkennen.“

Und doch ist eben diese Fassung der Substanz und ihrer accidentellen Glieder der Grund, warum diese Versöhnung dem Verf. nicht gelingt. Die Tugend als sittliche Persönlichkeit hat in diesem System nur die Bedeutung des Moments, und ist auch in der Darstellung im Verhältniß gegen den objectiven Theil der Ethik sehr beeinträchtigt und verkümmert worden. In einer Zeit, die zwischen Moral und Sittlichkeit einen Gegensatz festgesetzt hat, so daß ein Mensch moralisch seyn könnte ohne sittlich zu seyn, und eine sittliche Gemeinschaft existiren könnte, ohne daß diese Sittlichkeit der Gesammtheit gewirkt worden wäre durch den Geist, der die Einzelnen belebt und beseelt; in einer Zeit, die unfähig ist, von der Tugend erhaben zu denken, große Charaktere zu bilden und zu ertragen, — in solcher Zeit ist das Bild der Tugend, das Bild der Weisheit, — das Bild des Weisen in lebendiger Wahrheit in die Wissenschaft der Ethik aufzunehmen, des ethischen Schriftstellers erste Pflicht. Tugendlehre als Weisheitslehre im Sinne der Alten soll dargestellt und verkündigt werden!

Die Züge zu diesem Bilde haben wir nicht aus uns selbst zu erfinden, sie ist uns geschichtlich gegeben, seitdem die heilige Lauterkeit, die sittliche Wahrheit persönlich erschienen ist: sittliche Vollkommenheit ist, so zu seyn wie Jesus Christus gewesen ist. — Und dem Begriffe des frommen Weisen entspricht in der objectiv sittlichen Welt, die Foderung eines Reiches der Wahrheit und Tugend, einer Gemeinschaft der Weisen und Guten.

Dem Verfasser ist Sittlichkeit (S. 3 und 4): „Die Verwirklichung des Selbstbewußtseyns in der eigenen Natur, wie in der tellurischen Leiblichkeit überhaupt, die Verklärung dieser beyden in jenem.“ Gemäß der Methode, welche der Verfasser befolgt, enthält der Schluß des Systems als die allzusammenfassende Einheit zugleich die Erfüllung des im Princip enthaltenen Postulates, und in welchem Sinne er nun diese Aufgabe fasse und die Verklä-

rung der Natur im Selbstbewußtseyn fodere, darüber belehrt uns sowohl das logische Eintheilungs- und Fortschreitungsprincip, das der systematischen Entwicklung der „reinen Ethik“ zu Grunde liegt, als auch das Resultat des ganzen Systems, wie dasselbe im Schlusse der ganzen Darstellung sich als die höchste Form der absoluten Sittlichkeit darstellt.

Hätte der Verfasser den Begriff der Selbstständigkeit des Geistes, die in ihrer göttlichen Genügsamkeit Heiligkeit, in ihrer ebenbildlichen Bedeutung Sittlichkeit ist, als der Ethik Princip erkannt, so würde nicht das Reich des selbstständigen Geistes so wie bey ihm auf das Gebiet der Menschlichkeit beschränkt worden und dieses Gebiet selbst in lebendigem Zusammenhang mit dem überweltlichen Reiche Gottes geblieben seyn „das reine ideelle Wesen des Willens ist eines mit dem ewigen Wesen des Absoluten, die ethische Metaphysik.“ (S. 24.) „Als Aufgabe der ethischen Metaphysik hat sich ergeben das Wesen des Willens zu begreifen. Dieses Wesen des Willens ist das Gute. (S. 25.) Das Gute ist das Positive des Willens das Was des Willens, die unendliche Einheit des Willens (S. 29, 30, 34).“ „Das Gute erweist sich als ein realer Lebensproceß und eben damit geht es aus der erscheinungslosen Idealität, in welchem es Object der Idealität ist, über in das Element der ethischen Anthropologie.“ (S. 39.) „Nur aus der Natur heraus gestaltet sich jedes ideelle Wesen als das Leben des reellen Willens aus seiner angeborenen Natur, — die ethische Anthropologie.“ Die ethische Anthropologie entwickelt sich im natürlichen Willen, im intellectuellen Willen und im Gewissen. „Wie endlich Beydes eins werde, wie jenes absolute aber doch ideelle Wesen des Willens sich zurückbilde in die Realität aber eben darum begeisterte Welt, dieser Proceß zeigt sich nach seinen allgemeinen Zügen in der ethischen Kosmologie.“ (S. 24.) Die ethische Kosmologie ist (S. 99.) „die Lehre vom Weltwerden der praktischen Idee;“ und die drey Theile der ethischen Kosmologie sollen nach dem Verfasser seyn, erstens das Sittliche als absolute Norm, zweytens das Sittliche im Element der Persönlichkeit, drittes das höchste Gut.

Dieser Grundbegriffe concrete Erfüllung stellt dar der zweyte Theil des Systems, der alle objectiven Verhältnisse und Darstellungen des sittlichen Lebens umfassend mit Recht eine Encyklopädie der gesammten Disciplinen der praktischen Philosophie genannt werden mag. Aber was ist nun aller Darstellungs- und Verwirklichungsformen der Sittlichkeit höchste Selbstverwirklichungsform? Nach dem Verfasser enthält das System der absoluten Sittlichkeit zuerst das System der religiösen Sittlichkeit, zweytens das System der intellectuellen Sittlichkeit, drittes das System der schönen Sittlichkeit (S. 506.). „Die schöne Sittlichkeit ist die dritte und letzte Form der absoluten Sittlichkeit. In ihr erscheint wie in der religiösen und speculativen Sittlichkeit die ethische Einheit gleich sehr in ihrer Unendlichkeit, in welcher sie über alle Naturunterschiede herausgeht und als der subjective Geist der Einzelnen, welche hier nur als begeisterte Organe der universellen ethischen Idee eine Geltung haben.“ Indessen (S. 507.) „der schöne Geist nimmt seinen absoluten Inhalt namentlich aus den letzteren Gebieten der religiösen und speculativen Sittlichkeit, und was er als solche vollbringt, ist wesentlich nur dessen fließende Hineinbildung in das ganz Concrete, Unmittelbare, Sinnliche, wesentlich nur die Form.“ Den Schluß bildet die schöne Sittlichkeit im Element der Gesellschaft, erstens das gesellige Gespräch, zweytens der Gesang und Tanz, drittens das Spiel, und zwar als letzte Art des Spiels, „in welchem einerseits die Totalität der sittlichen Potenzen als eine in sich geschlossene Geschichte, andererseits nicht bloß eine vereinzelte Fertigkeit der Subjecte sondern ihre ganze schön sittliche Persönlichkeit zur künstlerischen Darstellung gelangt, als Liebhabertheater.“ (S. 542.) „Dieses Ende der schönen Sittlichkeit ist aber zugleich der Schluß des ganzen Systems. Wenn die Anthropologie die Natur des Geistes, die Religionsphilosophie und Aesthetik das ideale Leben desselben darstellt, wie es zwar eine Verklärung der Natur ist, aber ohne schon in die Unendlichkeit der realen Gegensätze einzugehen, so construirt ihn die Ethik, wie er sich in diese Gegensätze vollständig einläßt, aber wie er sich in sie einläßt nicht nur in ihnen als Gegensätze zu verharren, sondern um sie einzubilden in die absolute Einheit und den Genuß

dieser realen Versöhnung zu gewinnen. — — — Dieses Resultat hat sich der Geist in der schönen Sittlichkeit und zuletzt im Spiele geschaffen; seine Welt ist ihm so seine heimische Gegenwart geworden, in welcher er das Ziel seiner Zwecke und den Genuß ihrer vollständigen Verwirklichung hat, einen Genuß aber, welcher kein roh sinnlicher, sondern nur das Gefühl von einer so vollkommenen Einbildung der Einzelnen in das ethische Ganze ist, daß die Darstellung desselben leicht, ohne die Härte des Gegensatzes, ein rhythmisches Spiel wird."

Wir sehen in diesem Abschlusse der Ethik die nothwendige aber traurige Consequenz der Apotheose des Diesseits, welche die Verweltlichung der Religion und die Entweichung der Moral unausbleiblich nach sich zieht. Wird der göttliche Geist mit dem Weltgeiste identificirt, dann bleibt der Religion nur noch der Cultus des Genius, d. h. die Menschen-Vergötterung und Anbetung übrig, und eine die ewige Bestimmung des Menschen läugnende Ethik wird — um selbst die Sehnsucht nach einem Reiche, das nicht von dieser Welt ist, im Keime zu ersticken, — eifrigst sich bemühen, alle und sogar die profansten Formen des Weltlebens in einem verklärenden unächten Lichte erscheinen zu lassen.

Der „concrete Theil" des Systems ist sehr reichhaltig und alle Verhältnisse der rechtlichen Ordnung und der sittlichen Welt umfassend: der Verf. ist über die bloß subjective Ansicht der Ethik, als einer „Anweisung für den Einzelnen zu einem vernünftigen Leben" eben so erhaben, als über die Ansicht derer, „welche im Staat die höchste, ja die einzige ethische Sphäre finden": — „wie viel zu enge für die wahre Erkenntniß des Ganges der Weltgeschichte sind diese Auffassungen des Sittlichen!" Er nimmt „das Wort Ethik in seinem wahrhaften antiken Sinne, in welchem es die Moral und Rechtslehre in sich begreift." — Aber eine wahre Versöhnung beyder Sittlichkeitsformen hat er nicht hervorgebracht: er hat unsere Sehnsucht nach einer Darstellung der Sittlichkeit, in welcher der Begriff der sittlichen Vollkommenheit und das Wesen der Tugend im Bilde des Weisen sich enthüllte und die Botschaft des göttlichen Reiches der Tugend und Wahrheit im Sinne des höchsten sittlichen Ernstes erschölle, ungeachtet aller scheinbaren Uebereinstimmung mit solchen Forderungen völlig unbefriedigt gelassen. Die Ueberschätzung jener im Reiche des Geistes ganz untergeordneten Sphäre, die Verwandlung des ethischen Gesichtspunktes in den ästhetischen zerstört den Charakter unzerstreuter Betrachtung, der auf diesem Gebiete auch in der Darstellung herrschen soll. Der Verf. ist ein consequenter Systematiker und ein mit sich selbst übereinstimmiger Charakter, es ist ihm Ernst mit dem, was er will, und er ist strenge gegen sich selbst; aber diese Strenge der wissenschaftlichen Form ist nicht erfüllt vom Ernste der Weisheit. Der Ernst der Weisheit ist der höchste sittliche und geistige Ernst, der das Heilige vom Profanen, die stille Größe von der glänzenden Erscheinung, — und von der formellen Dialektik die productive Genialität unterscheidet.

C. Bayer.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

G. Schlesier, Mémoires et lettres inédits du Chevalier de Gentz. Stuttgart 1841.

C. Ferd. Lucchesi-Palli, Principes du droit public maritime et histoire de plusieurs traités que s'y rapportent. Paris 1842.

H. A. Zachariä, Deutsches Staats- und Landesrecht. Abth. 2. Göttingen 1841.

L. Buhl, Die Bedeutung der Provincialstände in Preussen. Berlin 1842.

P. A. Pfizer, Gedanken über Recht, Staat und Kirche. Th. 1. 2. Stuttgart 1842.

Die Lehre von den Landständen nach gemeinem deutschen Staatsrechte. Lemgo 1841.

H. B. Oppenheim, Der freye deutsche Rhein. Geschichtliche und staatsrechtliche Entwicklung der Gesetzgebung des Rheins. Stuttgart 1842.

Die ständische Monarchie. Versuch einer staatsrechtlichen historischen Begründung des Principes des Ständewesens in der heutigen Monarchie, mit besonderer

Bezugnahme auf Preussen und Deutschland. Berlin 1842.

Alex. Müller, Sammlung aller in den deutschen Staaten in den Jahren 1836 bis 1840 erschienenen Staatsverträge, Gesetze und Verordnungen mit Beleuchtungen und Vorschlägen zu legislativen Verbesserungen. Heilbronn 1842.

F. J. Perrot, Verfassung, Zuständigkeit und Verfahren der Gerichte der preußischen Rheinprovinzen in bürgerlichen Rechtssachen. Th. 1. Trier 1842.

Chr. Flach, Entscheidungen des Oberappellations-Gerichts zu Wiesbaden über wichtige Streitfragen des Civilrechts. Th. 1. Giessen 1842.

F. G. L. Strippelmann, Neue Sammlung bemerkenswerther Entscheidungen des Oberappellations-Gerichts zu Cassel. Th. 1. 2. Cassel 1842.

N. C. Kist en H. J. Royaards, Archief voor kerkelijke Geschiedenis, inzonderheid van Nederland. Deel 13. Leiden 1842.

The British Critic and quarterly theological Review. Nr. 60 — 64. London 1842.

Dr. G. B. Winer, Handbuch der theologischen Literatur, hauptsächlich der protestantischen. I. Ergänzungsheft zur 3. Auflage. Die Literatur von 1839 bis zu Ende des Jahres 1841. Leipzig 1842.

Jodocus Heringa, Eliza'sz, kerkelijke raadvrager en raadgever. Vol. 1 — 3. Utrecht 1819 — 1841.

Biblj ceská, to gest celé swaté, Pjsmo starého y nowého zákona podle starého etc. W Praze 1780 — 1786.

J. G. Vaihinger, Das Buch Hiob der Urschrift gemäß metrisch übersetzt und erläutert. Stuttgart 1842.

Patrum apostolicorum opera ed. Hefele. Tubing. 1842.

Franc. de Lorenzana, Patrum Toletanorum quotquot extant opera. Vol. 1 — 3. Madrid 1782 — 93. fol.

A. Keller, Gesta Romanorum. Bd. I. Text. Stuttgart 1842.

G. F. Frank, Anselm von Canterbury. Eine kirchenhistorische Monographie. Tübingen 1842.

Dr. C. W. Hengstenberg, Die wichtigsten und schwierigsten Abschnitte des Pentateuchs. Th. 1. Berlin 1842.

F. Nork, Biblische Mythologie des alten und neuen Testaments. Bd. 1. Stuttgart 1842.

J. H. Kurtz, Das mosaische Opfer. Ein Beytrag zur Symbolik des mosaischen Cultus. Mitau 1842.

Léon de Laborde, Commentaire géographique sur l'Exode et les Nombres. Paris 1841. fol.

G. L. Studer, Das Buch der Richter grammatisch und historisch erklärt. Bern 1842.

Dr. Fr. G. Lisco, Das Ceremonial-Gesetz des alten Testaments. Berlin 1842.

G. Fr. Daumer, Der Feuer- und Moloch-Dienst der alten Hebräer. Braunschweig 1842.

Dr. F. Ch. Baur, Die christliche Lehre von der Dreyeinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Th. 2. Das Dogma des Mittelalters. Tübingen 1842.

R. Engels, Geloofs-Roem. De leer der regtvaardiging door geloof in Jezus. St. 1 — 3. Groning 1835 — 1842.

Martinez de la Parra, Luz de verdades catolicas y explicacion de la doctrina christiana. Madrid 1788. fol.

Essai sur la formation du Dogme catholique. 2 Voll. Paris 1842.

Essays on the church 1840. By a Layman. London 1840.

Dr. W. Herrmann, Geschichte der protestantischen Dogmatik von Melanchthon bis Schleiermacher. Leipzig 1842.

S. Taylor Coleridge, Aids to Reflection. London 1839.

Dr. B. J. Hilgers, Symbolische Theologie. Bonn 1841.

E. B. Pusey, A letter to Richard, Lord Bishop of Oxford, on the tendency to Romanism. London 1840.

— — — The articles treated on in tract 90 reconsidered and their interpretation vindicated in a letter to the Rev. R. W. Jelf. Oxford 1841.

Fr. Denison Maurice, The kingdom of Christ, or hints to a quaker, respecting the principles, constitution and ordinances of the catholic church. Vol. 1. 2. London 1842.

W. E. Gladstone, Church principles considered in their Results. London 1841.

Samuel Chase, Antinomianism unmasked. London 1819.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.
Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 11. Februar 1843.

1. Herr Hofrath von Schubert giebt Auszüge aus den neuesten Missions-Berichten von Labrador und Grönland über den Jahrgang 1841/42.

---

1. Aus Nain in Labrador vom July 1842.

Die Eskimos wurden im vergangenen Winter durch lange und schwere Krankheiten heimgesucht. Gegen Ostern und später war beynahe das ganze Volk krank, die Sterbfälle waren sehr häufig. Die Krankheit bestand in Husten, Schnupfen, Kopfweh, großer Schwäche und gänzlicher Lähmung der Glieder. Der Winter war lang und streng. Vom 1. Januar bis April war ungestümes Wetter, mit nicht sehr häufigem Schnee aber fast unaufhörlichen Stürmen, bey einer Kälte von — 16° — 28° R. Den 3. Juny erhielten wir erst offenes Wasser. Den 26. Juny sah ich an einem Lerchenbaume die ersten jungen, neuausschlagenden Nadeln so wie Weiden, deren Blätter hervorsproßten; am 6. July, an einer schneefreyen Stelle die erste Fichte, welche ausschlug.

2. Aus Hoffenthal in Labrador.

Wir hatten einen anhaltend kalten Winter mit viel Schnee. Vom December bis Anfangs Juny's trat fast niemals oder doch nur auf wenige Stunden Thauwetter ein, die Kälte stieg jedoch nur auf — 28° R. Das Eis in den Buchten lag vom Ende Decembers 1841 bis Anfang Juny's des jetzt laufenden 1842ten Jahres. Von da an hatten wir einige Wochen schönes Wetter. Weißdorn und Schlehdornsträuche giebt es hier nicht. Die hiesigen Holzarten sind folgende: Fichten, amerikanische Weißtannen, Birken, Lerchen, Weiden- und Johannisbeersträuche. Nachdem es am 7. und 8. Juny bey gelindem Wetter geregnet hatte, fand ich schon am 10. einen ausgeschlagenen Birkenzweig; am 2. July fiengen die Johannisbeeren an zu blühen.

3. Aus Hebron in Labrador vom 26. Aug. 1842.

Der Winter trat spät ein und erst am 12. Januar d. J. froren die Buchten um uns her zu.

4. Aus Lichtenau in Grönland vom 14. Juny 1842.

An den Sommerseiten der Berglehnen fingen in der letzten Woche des May die Laufbirken an auszuschlagen und zu grünen. Von Straucharten habe ich in Grönland Wachholder, Bruchweiden, kriechende wie aufrecht stehende Strauchbirken, Erlensträuche und hier unter dem 60° auch den Pfaffenkäppchenstrauch (Evonymus europaeus) jedoch nur in den tiefer gelegenen Buchten und sehr geschützten Lagen gefunden. Wirkliche Bäume von der Stärke, und Höhe welche einem Gewächs diesen Namen geben, hat man in Grönland nicht.

5. Aus Neuherrnhut in Grönland vom 21. July 1842.

Der Winter war sehr gelinde, da die stärkste Kälte nur 16° R., bey nicht sehr viel Schnee be-

trug. In diesem Sommer ist wieder eine bedeutende Menge Treibholz an unsere Küste angeschwemmt worden, nachdem es in den letzten Jahren scheinen wollte als werde dasselbe ganz ausbleiben, so daß wir damals unser Holz zur Winterfeuerung 10—11 Meilen weit aus dem Innern des Landes, wo es sehr sparsam an den Fjarden wächst, holen mußten.

6. Aus Lichtenfels in Grönland vom 26. July 1842.

Der Winter war nicht streng und im Vergleich gegen sonst hatten wir sehr wenige Südstürme, welche immer das Allerunangenehmste im ganzen Winter sind. Die Grönländer hatten den ganzen Winter hindurch etwas Erwerb, namentlich auch an Fischen, worunter der treffliche Seekarpfen oder Rothfisch (Perca norvegica Fabr.). Es ist dieß nebst dem Salmenlachs, der aber nur an wenig Stellen gefunden wird, die einzige Fischart in Grönland, welche deutliche Schuppen hat.

---

2. Herr Conservator Dr. Steinheil berichtet über seine vereinfachte Methode, bey zur Nachtzeit sich ergebenden Brandfällen die Lokalität derselben genau zu bestimmen.

Durch die K. Regierung unterm 4. Dec. 1842 in Kenntniß gesetzt, daß man von Seite des hohen Ministeriums die allgemeine Einführung meiner Vorrichtung zur Ermittelung entfernter Brandstätten beabsichtige, und befragt um die Mittel, durch welche die Herstellungskosten geringer würden, ohne dem Zwecke zu schaden, nahm ich Veranlassung aus demselben Princip eine weit einfachere, dennoch eben so sichere Application als die Ihnen bekannte in Vorschlag zu bringen. Zur Completirung des Schutzes für denjenigen Theil unserer Umgegend, welcher für die Feuerwacht des St. Petersthurmes von der Frauenkirche gedeckt ist, wurde die Ausführung dieses Apparates auf dem nördlichen Frauenthurme beschlossen. Sie ist gegenwärtig in Arbeit. Diese

wesentlich vereinfachte Vorrichtung beruht auf Folgendem:

Etwa 12 Zoll von einer Fensterscheibe, welche Aussicht nach dem zu schützenden Theil der Umgegend gestattet, wird, an festem Arm, eine Einsicht angebracht. Deren Oeffnung beträgt nur 1/2 Linie. Betrachtet man durch diese die Gegend und fährt den Umrissen zeichnend auf der Fensterscheibe nach, so entsteht das Bild der Gegend, was umgekehrt des Nachts die Feuerstätte bezeichnet. Ist die Brandstätte durch ein auf die Zeichnung geklebte Papierspitze fixirt, so wird ein weiß lakirtes Blech, was zugleich als Fensterladen dient, von außen an die Fensterscheibe angelegt, worauf die Zeichnung und die eingetragenen Namen leicht sichtbar werden. Bey dieser Einrichtung ist durchaus keine Parallaxe zwischen Zeichnung und Gegend merklich und Kurz- oder Weitsichtige sehen gleich gut ohne Glas.

Diese Vorrichtung scheint so einfach und entsprechend, daß die gegenwärtige Mittheilung wie ich hoffe der Classe nicht unangenehm seyn wird.

Nach Vollendung der Vorrichtung auf dem Frauenthurme werde ich durch specielle Beschreibung dieselbe zur öffentlichen Kenntniß bringen.

---

3. Der Herr Klassensekretär Dr. v. Martius legt der Klasse Notizen des Herrn Regierungsrathes, Grafen v. Münster in Bayreuth über einige merkwürdige fossile Pflanzen in Bayern sammt Abbildungen vor. Dieselben betreffen die Gattungen Sagenopteris Presl, Camptopteris Presl und Vittarsites Münster. Die ausführlichen Beschreibungen derselben hat sich der Hr. Verfasser für die nächsten Hefte seiner Beyträge zur Petrefaktenkunde vorbehalten.

Verzeichniß

der seit dem November 1842 bis Ende Februar 1843 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

I.

Vom Inlande.

a. Von gelehrten Gesellschaften.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwissenschaften.

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer Bd. V. Heft V — VIII. Landau 1842. 8.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Herrn Lamont, Conservator der k. Sternwarte in München:

a) Observationes astronomicae in specula regia Monachiensi institutae. Vol. X. (seu novae seriei Vol. V.) observationes annis 1835. 1836. 1837 factas continens. Monachii 1842. 4.

b) Stellarum Acervus in Clypeo Sobieskii ex observationibus in specula Monachiensi institutis. Monachii 1842. 8.

c) Nebula Orionis, ex observationibus in specula Monachiensi institutis. Monachii 1842. 4.

d) Annalen für Meteorologie, Erdmagnetismus und verwandte Gegenstände. Jahrgang 1842. II. u. III. Heft. München 1842. 8.

Durch Herrn Hofrath von Martius in München:

Antiquités Mexicaines, relations des trois expéditions de 1805. 1806 und 1807. Paris 1842. gr. fol.

II.

Vom Auslande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Van hel koninklijk Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten in Amsterdam:

Het instituut of Verslagen en Mededeelingen mitgegeven door de viev Klassen Nr. 1. 2. 3. 4. Amsterdam 1842.

Von der k. Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen aus dem Jahre 1842 August bis December. 8.

Von dem Verein für Geschichte der Mark Brandenburg in Berlin:

a) Märkische Forschungen. 1. Band. Berlin 1841. 8.

b) Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxemburgische Haus. Eine Gelegenheitsschrift vom Archivrath Dr. Riedel. Berlin 1840. 8.

c) Schauplatz der Thaten oder Aufenthalts-Nachweis des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Großen, von L. v. Ledebur. Berlin 1840. 8.

Von der Académie R. des sciences et belles lettres de Bruxelles:

a) Bulletins. Années 1832 — 1834. Tom. prem. Bruxelles 1836. 8. — Année 1842. Tom. neuvième I. partie. Bruxelles 1842. 8.

b) Nouveaux mémoires: Tom. X — XV. années 1836 — 1842. Bruxelles. 4.

c) Memoires couronnés. Tome XII. année 1837. XIII. et XIV. 1. a. 1838. XIV. 2. a. 1838 — 40. XV. 1. a. 1840 — 41. Bruxelles. 4.

d) Paléographie. Histoire litteraire (Extrait du tom. IX. Nr. 3. des Bulletins) 8.

e) Recherches sur les phénomènes (Extrait du tom. IX. Nr. 4. des Bulletins) 8.

f) Magnétisme trevestre (Extrait du tom. IX. Nr. 6. des Bulletins) 8.

g) Poëme sur le costume clerical (Extrait du tom. IX. Nr. 7. des Bull.) 8.

h) Instructions pour l'observation des phénomènes periodiques de l'homme par Schwann. (Extrait du tom IX. Nr. 7. des Bull.) 8.

i) Paléographie (Extrait du tom. IX. Nr. 8. des Bulletins) 8.

k) Méteorologie (Extrait du tom. IX. Nr. 8. des Bull.) 8.

Von der Commission royale d'histoire de Bruxelles:

Compte-Rendu des séances. Tom. V. Séance du 3. Juillet 1841, 15. Decbr. 1841, 6. Aout 1842. Bruxelles 1841 — 42. 8.

Von der k. Societät der Wissenschaften in Göttingen:

Arnold Herrmann Ludwig Heeren. Eine Gedächtnißrede von Karl Hock. Göttingen 1843. 4.

Von dem Verein für Hamburgische Geschichte in Hamburg:

a) Zeitschrift. Ersten Bandes erstes und zweytes Heft. Hamburg 1841. 8.

b) Die alte Börse. Programm zur Einweihungsfeyer der neuen Börse. Hamburg 1841. 4.

c) Das älteste Hamburgische Handlungsbuch aus dem 14. Jahrhundert. Eine Jubelschrift von Laurent. Hamburg 1841. 8.

Von dem historischen Verein in Niedersachsen in Hannover:

a) Vaterländisches Archiv. Jahrgang 1841. Erstes bis viertes Heft. Hannover 1841. 8.

Jahrgang 1842. Erstes und zweytes Heft. Hannover 1842. 8.

b) Ein Haus der Väter, (mit 1 Lithographie) von Dr. Wilh. Blumenhagen. Hannover 1839. 8.

c) Statistik der im Königreiche Hannover vorhandenen heidnischen Denkmäler, von Karl Wächter, Forstrath. Hannover 1841.

Von der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem:

Natnurkundige Verhandelingen. Zweite Verzameling. 2. Deel. Harlem 1842. 4.

Von dem Vogtländischen alterthumsforschenden Verein in Hohenleuben:

a) Nariscia, Mittheilungen aus dem Archiv. I — IV. Lieferung. 1829 — 37. 8.

b) Jahresberichte, zwölfter bis sechzehnter (1837 — 41.) 8.

c) Nachrichten an die Mitglieder. Erste Abtheilung. Katalog der Vereinsbibliothek. Schleitz 1836. 8.

Von dem Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:

a) Zeitschrift. 1. Bd. 1 — 4. Heft. Kassel 1835 — 37. — 2. Bd. 1 — 4. Heft. 1838 — 40. — 3. Bd. 1. 2. Heft. 1841 — 42.

b) Erster Supplementband. Die Rittergesellschaften in Hessen, während des 14. und 15. Jahrhunderts. Kassel. 8.

Von der k. deutschen Gesellschaft in Königsberg:

Historische und literarische Abhandlungen. 1. 2. Sammlung. 1830 — 32. — 3. 4. Sammlung. 1834 — 38. Königsberg. gr. 8.

Von der k. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen:

a) Jahresversammlung 1842. Kopenhagen 1842. 8.

b) Mémoires 1838 — 1839. Copenhague. 1840. 8.

c) Annaler for nordisk oldkyndighed. I — IV. Bd. Kjöbenhavn 1838 — 1843. gr. 8.

d) Descubrimiento de la America en el siglo decimo. Caracas 1839. 12.

e) Wiadomosc o odkrycin Ameryki wdziesiatym wieku. Wkrakowie 1838. 12.

f) Ertekezés Amerika. selfödöztetéséröl a Tizedik Században. Pesten 1842. 8.

g) Memoria sulla scoperta dell' America, nel secolo decimo, dettata in lingua Danese da Carlo Christiano Rafn. Pisa 1839. 8.

Von der Zoological Society of London:

a) Catalogue of the Mammalia (Second Edition) London 1838. 8.

b) Supplement of the catalogue of the Mammalia. London 1839. 8.

Von der Geological Society of London:

Proceedings. Vol. III. Part. II. 1842. Nr. 87. 89. 90. 8.

Von der Committee of Physics and Meteorology of the royal Society of London:

Revised instructions for the use of the magnetic and meteorological observatories and for the magnetic surveys. London 1842. 8.

Von der Societe royale d'Agriculture de Lyon:

Annales des sciences physiques et naturelles d'agriculture et d'industrie. Tom. IV. année 1841. Lyon et Paris. 4.

Von dem Gartenbau-Verein in Mainz:

Erster und zweyter Jahresbericht. Maiz 1841. 1842. 8.

Von dem Hennebergischen alterthumsforschenden Verein zu Meiningen:

a) Vereinsschrift. Beyträge zur Geschichte deutschen Alterthums. Dritte und vierte Lieferung. Meiningen 1839 — 42. 8.

b) Hennebergisches Urkundenbuch. Erster Theil von DCCCXXXIII bis MCCCXXX. von Karl Schöppach. Meiningen 1842. 8.

c) Chronik der Stadt Meiningen. Erster Theil von 1676 — 1834. Zweyter Theil von 1676 — 1834. Meiningen 1834 — 35. 4.

d) Die ehernen Denkmäler Hennebergischer Grafen in der Stiftskirche zu Römhild, von A. W. Döbner. Meiningen 1840. Fol.

e) Programm zur zehnten Jahresfestfeyer am 14. November 1842. Vom Vereinsdirektor Ludw. Bechstein. Meiningen 1842. 4.

f) Statuten des Vereins. Meiningen 1838. 8.

(Fortsetzung folgt im nächsten Bulletin.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Chemie als natürliche Grundlage wissenschaftlicher Natur- und Gewerbkunde nach den wichtigsten Resultaten physikalischer und chemischer Forschungen, über die Bestandtheile, Zusammensetzungsweise und Beschaffenheit in Künsten und Gewerben anwendbarer Körper. Von Karl August Neumann, k. k. wirklichen Gubernial- und Commerzrath, emeritem Professor der Chemie und Technologie, Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. Prag bey J. G. Calve und Frankfurt a. M. bey J. C. Hermann. 1842 in gr. Fol. 138 S.

Ein Werk über Chemie in gr. Fol. wie das vorliegende, gehört unstreitig seit dem rastlosen Wirken der Alchemisten zu den seltenen Erscheinungen; wenn man aber bedenkt, daß der Verf. seiner Arbeit große Tabellen beyzufügen genöthigt war, so läßt sich die Wahl dieses Riesenformates doch bis auf einen gewissen Grad rechtfertigen.

Der Verf., welcher die Idee einer synthetischen Auffassung aller materiellen Gebilde ein halbes Jahrhundert hindurch hegte und pflegte, wie schon aus seinem im Jahre 1810 erschienenen Lehrbuche der Chemie zum Theil zu entnehmen ist, konnte erst zur Ausführung derselben gelangen, als ihm nach vieljährigem Geschäftsleben die hiezu erforderliche Muße zu Theil geworden.

Er versichert im Voraus, daß in dieser Schrift keine aus Hypothesen hervorgegangenen Phantasien, sondern Resultate mühsamen Forschens nach einfacher Gesetzmäßigkeit materieller Erscheinungen mitgetheilt werden sollen und daß er kein System der Chemie aufzustellen, sondern der Systemsucht unserer Tage entgegen zu wirken Willens sey.

Nach der Einleitung und einem Artikel Naturerscheinungen bezeichnet, in welchem Materie, Atome und Elemente berührt werden, geht der Verf. über zu den chemischen Erscheinungen und zu der gleichen Gesetzmäßigkeit derselben. Er beginnt damit zu behaupten, daß ein die ganze Natur umfassendes geistiges Princip vorhanden seyn müsse, welches die Grundbestandtheile aller Körper nicht bloß nach gewissen Gestalten vereinigt, sondern ihnen auch individuelle, durch besondere Eigenschaften sich ankündigende Natur-Charactere giebt und dieselben bis zu ihrer Auflösung fortdauernd erhält. Ohne dieses geistige Princip sey keine Gestaltung, kein individueller Character in der mineralischen, vegetabilischen und animalischen Natur denkbar. Daß so viele Fossilien theils magnetische, idiolektrische und andere Pole besitzen, beweist aufs deutlichste, daß auch in ihnen ein geistiges Princip waltet, welches bey chemischen Untersuchungen eben so wie das Leben eines Thieres bey seiner Tödtung entschwindet. Von diesem Lebendigen findet die chemische Kunst eben so wenig etwas in dem befruchtenden Blüthenstaube, in der zeugenden Samenfeuchtigkeit, als im Krystallkern mineralischer Substanzen. Als todte oder leblose Massen könnten Mineralien nur gelten, wenn angenommen würde: jedes Glied, jeder Körper des Mineralreichs, jedes Grundelement derselben sey todt; mineralische Krystalle seyen, bey allem Zauber der äußern Erscheinung, im Vergleiche mit Pflanzen, geschweige mit Thieren, doch nichts

weiter, als ſtarre unempfindliche Maſſen ohne den geringſten Schein einer von ihnen ausgehenden Entwicklung oder allmähligen Formvergrößerung und Zunahme an Stärke und Umfang der Theile. Ohne alle dieſe Zuſtände des Wechſels und der Veränderung in den Theilen und im Ganzen, die bey Pflanzen und Thieren das Wachsthum genannt werden, wären mineraliſche Körper nichts mehr und nichts anderes als chemiſche Produkte einer todten Natur, abgeriſſene, gewaltſam getrennte Theile des ſtarren an ſich ſelbſt todten Erdballs, und könnten als ſolche nie mit den belebten Theilen der Pflanze, viel weniger mit denen der ſich willkührlich bewegenden Thiere zuſammengeſtellt werden. Ein Wachsthum wie Pflanzen und Thiere hat das Mineral, das Felsſtück, der Stein freylich nicht, am wenigſten nach bereits erfolgter Trennung vom Muttergeſtein, von ſeiner eigentlichen Geburts- und Lagerſtätte und ſeinem Zuſammenhange mit dem Geſammtganzen der Erde.

Aber eben weil das losgeriſſene Mineral nur als ein chemiſches Erzeugniß erſcheint, deſſen Wachsthum längſt beendigt iſt, iſt es von den mit inneren Organen begabten Pflanzen und Thieren verſchieden und weil ſein Wachsthum durch eigenthümliche Kraftäußerungen, durch Aggregation homogener Theilchen erfolgte, iſt es für unſere Sinne unverkennbar und ein in dieſem Zuſtande ſich befindendes Mineral iſt nur als ein Theil eines Organs zu betrachten. Die Zunahme der in den Organen der Pflanzen und Thiere entſtehenden Producte erfolgt ebenfalls durch Aggregation ihrer Theile, der Wahrnehmung durch unſere Sinne entzogen. An Mineralien geht die Art des Wachſens durch chemiſche Action größtentheils in der ſtillen Nacht der Unterwelt vor, wo bey der Langſamkeit des Bildungsproceſſes ihre wunderbare Entſtehung nicht mit Deutlichkeit und Beſtimmtheit betrachtet werden kann; durchaus iſt aber nicht zu läugnen, daß ſie an der Oberfläche der Erde, in Höhlen und Klüften, bey kalten und heißen Quellen, im Gebiete thätiger Vulkane und an vielen andern, durch beſondere Umſtände begünſtigten Oertlichkeiten, zum Theil vor unſeren Augen noch immer, aber ebenfalls langſam, vorgeht. Eine weit größere Reihe auffallender Wunder verkündigt freylich die ſo mannichfaltige, ſo

große und unermeßliche Kräfte entwickelnde Oberfläche des Erdballs in zahlloſen Geſchlechtern der Pflanzen- und Thierwelt, in dem eigentlichen Gebiete einer Fülle lebender Weſen, die in Myriaden von Individuen vertheilt, Nahrung und Beſtand von der Erde erhalten.

Die bisher gezogenen Gränzen zwiſchen lebendiger und todter Natur verſchwinden indeß, wenn ſich der menſchliche Geiſt auf einen der unermeßlich großen Natur würdigen Standpunkt erhebt. Ein unbegreifliches Urleben waltet, ewig bewegend und verändernd in allen willkührlich geſonderten Reichen der Natur. Unverkennbar iſt eine Allbildende, Allbelebende Kraft, die im ganzen Gebiete ihrer Phänomene, ſo weit dieſe bekannt und von welchen die angenommenen Reiche nur Abſtufungen ſind, zwar unbegreiflich verſchieden, in den Aeußerungen ihrer Wirkſamkeit aber immer nur eine und dieſelbe iſt. Dieſe Urkraft, die in allen Reichen der Natur den höchſten Fragen und Anforderungen begegnet, kann aber keine andere ſeyn, als jene, die ſich unſerer Sinnlichkeit am nächſten in den Aeußerungen des Electromagnetismus und ſeiner Polarität ankündigt. Mit dieſem ſind die Gränzen unſerer Beobachtungen abgeſchloſſen, über dieſem hinaus haben wir das Grund- oder Urgeſetz zu denken, das durch alle Theile unſeres Planeten im Bereiche unſeres Sonnenſyſtemes durch das ganze Univerſum herrſcht, dem alle Weltkörper in ihren ewigen Bahnen folgen und an das jedes Leben in ewig wechſelnden Beziehungen, aber feſt und unerſchütterlich gebunden iſt. In dieſer Urkraft iſt jede Urſache des Bildungstriebes für das Mineralreich, wie für das Thier- und Pflanzenreich unſerer Erde zu ſuchen.

Eben ſo wenig, als es trotz unermüdlichen Forſchungen bekannt geworden iſt, wie im thieriſchen Organismus aus derſelben allgemeinen Blutmaſſe die verſchiedenen, zwar unter einander vereinzelten, aber doch zu einem gemeinſamen Zwecke verbundenen Organe, ein Herz, eine Lunge, Drüſen, Muskeln und Knochen ſich neben einander geſtalten und ſich allmählig vor unſern Augen entwickeln, eben ſo wenig wird jemals gefunden werden, wie die verſchiedenen Gebilde des Mineralreichs in endloſen

Zeiträumen entstanden sind. Alle Forschungen darüber können nur zeigen, wo die Gränzen des Erreichbaren für unsere Wißbegierde gesteckt sind; die Geheimnisse der Schöpfung zu ergründen, sind Geschöpfe weder berufen noch befähigt.

Man sieht, daß der Verf. nicht abgeneigt ist, den Mineralien, so lange sie nicht von ihrer Entstehungsörtlichkeit getrennt vorkommen, eine Art Leben beyzumessen, obgleich in einem viel geringerem Grade, wie dieß bey Pflanzen und Thieren der Fall ist, eine Ansicht, welche indeß in früherer Zeit schon aufgestellt wurde.

Der Verf. geht zu den Grundkräften der Materie über und möchte nicht unbeachtet lassen, daß mit den Ausdrücken Attraction, Gravitation, Magnetismus, Electricität, Affinität, Katalyse, selbst Licht und Wärme auch nur Erscheinungen der ersten Ursache, als Grundkräfte der Materie zu bezeichnen seyen.

Die Erscheinungen, welche man bey der Attraction und beym Magnetismus wahrnimmt, werden mit großer Umsicht und Genauigkeit beschrieben. Vorzüglich lehrreich ist das Kapitel über die chemischen Wirkungen der Electricität. Schon Priestley hatte 1787 wahrgenommen, daß der electrische Strom Verbindungen bewirke, indem er aus Sauerstoffgas und Stickstoffgas eine Säure erzeugte. Nicolson und Carlisle zersetzten das Wasser durch den electrischen Strom; aber die wichtigsten und folgenreichsten Trennungen bewirkte Davy 1806 durch Anwendung der langsam und kräftig strömenden Berührungs-Elektricität auf Alkalien und Erden.

Auch war es von großem Interesse für das Gebiet der Chemie, daß Becquerel im Jahre 1830 gefunden, daß durch langsam wirkende Berührungs-Elektricität auch Verbindungen starrer Körper, wie Oxyde, Verbindungen von Schwefel, Jod und selbst mehrere Salze, deren Darstellung auf gewöhnlichem chemischen Wege nicht oder nur sehr schwer gelingt, im krystallisirten Zustande hervorgebracht werden können, die den von der Natur erzeugten so ähnlich sind, daß die Vermuthung die größte Wahrscheinlichkeit erhalten hat, es sey bey ihrer Bildung in der Natur eine gleiche Thätigkeit der Elektricität im Spiele gewesen.

Ueber die Natur und Ursache des Lichtes giebt der Verfasser keine Aufschlüsse, sondern betrachtet es als ein Princip, dessen Wesen völlig unbekannt ist.

Bey vielen Körpern nehmen wir wahr, daß sie eine wunderbare, lichteinsaugende und lichtausströmende Kraft besitzen, eine Kraft, welche von Beccaria und Dufay allen Körpern mit Ausnahme der Metalle zugeschrieben wird, obgleich man späterhin beobachtete, daß das Leuchten mehrerer Substanzen ein langsames Verbrennen zu Grunde habe. Viele Körper besitzen diese Kraft ursprünglich, bey andern wird sie durch Kunst hervorgerufen. Man bezeichnet sie mit dem Namen Lichtmagnete, Lichtträger, Pyrophore, Leuchtsteine. Als künstliche Leuchtsteine sind am bekanntesten: Schwefelcalium, Schwefelbaryum, Schwefelstrontium. Wach entdeckte, daß durch Behandlung der meisten Metalloxyde mit Schwefelverbindungen und Ammoniak Schwefelmetalle erhalten werden, wovon einige so starke Leuchtkraft besitzen, daß deren Licht schon am hellen Tage wahrzunehmen ist. Die durch Anwendung von Antimon und Zinn dargestellten Pyrophore leuchten weiß, die von Zink seegrün, die von Kadmium gelblich und die von Arsenik schön blau.

Unter den vielen Mineralien, welche schon längst als natürliche Lichtträger bekannt sind, ist das merkwürdigste der röthlich violette Flußspath von Nertschinsk unter den Benennungen von Chlorophan oder Pyrosmaragd bekannt, obgleich alle übrigen Varietäten der Flußspathe auch mehr oder weniger phosphoresciren. Wenn der Chlorophan nur einige Minuten dem Sonnen- und Kerzenlichte ausgesetzt wird, so leuchtet er 3 bis 4 Wochen und kann nach dem Erlöschen sowohl durch die Wärme der Hand, als auch durch die des Hauches wieder stark leuchtend werden. Ein Stück Chlorophan, welches seine Leuchtkraft durch Glühen verloren hat, kann dieselbe durch den elektrischen Funken wieder erlangen.

Es wird hier noch der von Morechini angegebenen Entdeckung gedacht, nämlich, daß der violette Lichtstrahl Magnetismus zu erregen im Stande sey, was indessen später von Seebeck, Rieß und

Moser widerlegt wurde und wohl als unrichtig zu betrachten ist.

Die Einwirkungen des strahlenden Lichtes auf wägbare leblose Massen, die in Trennungen chemischer Elemente bestehen, und deren Erfolge nicht nur Bildung neuer Färbungen, sondern auch anderer Eigenschaften der Körper sind, können unbedenklich als rein chemische Wirkungen angesehen werden. Dahin gehören, daß der Phosphor an der Sonne roth und das Silber schwach gelblich wird. Die weiße Salpetersäure färbt sich roth. Reducirt werden die Oxyde von Quecksilber, Gold, braunes Bleyhyperoxyd ꝛc. Hier werden alsdann die besondern Einwirkungen erwähnt, welche das Licht auf Pflanzen und auf Thiere ausübt.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

Rob. Vaughan, Congregationalism. London 1842.

Amand Saintes, Histoire critique du rationalisme en Allemagne depuis son origine jusq'à nos jours. Paris 1841.

My life, by an Ex-Dissenter. London 1841.

Charles P. M' Ilvaine, Oxford Divinity compared with that of the Romish and Anglican churches. London 1841.

T. Neri, Apologia del Savonarola. Fiorenza 1564.

Espejo de la consciencia qui trata de todos los estados assi eccles. como seglares. Toledo 1525. fol.

J. Böhme, sämmtliche Werke, herausgegeben von K. W. Schiebler. Th. 1 — 4. Leipzig 1842.

Aug. de S. Ildefonso, theologia mystica. s. l. et a. fol.

Ant. Arbiol, Mystica fundamental de Christo, explicada por San Juan de la Cruz. Madrid 1761. 4.

J. E. Nieremberg, Obras christianas. Vol. 1. 2. Madrid 1665. f.

Fr. A. de Lorenzana, Cartas pastorales y edictos. Mexico 1770. fol.

Missale secundum ritum ac consuetudinem insignis ecclesiae Tirassonensis. Sarag. 1529. fol.

— — secundum consuet. rom. et ordinis fratrum S. Hieronymi. Sarag. 1501. 4.

Bernardus Bissus, Hierurgia. Vol. 1. 2. Genuae 1686. fol.

Dr. G. W. Weis, Versuch einer Theorie und geschichtlichen Uebersicht des Kirchenliedes. Breslau 1842.

Breviarium Gothicum secundum regulam Isidori Archiepiscopi Hispalensis. Matriti 1775. f.

Simon Lomnicky z Budce, Kancyonál aneb Pjsne nowé hystorycké, u. s. w. W Praze 1808. 4.

Fr. Hurter, Die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz seit dem Jahre 1831. Abth. 1 — 3. Schaffhausen 1842.

Fr. L. Graf zu Stolberg, Geschichte der Religion Jesu, fortgesetzt von Fr. von Kerz. Band 37. Mainz 1842.

Gonz. Davila, Teatro eclesiastico de la primit. iglesia de las Jndias occidentales. Vol. 1. 2. Madrid 1649. fol.

M. de Anguiano, Epitome historial y conquista espiritual del imperio Abyssino en Etiopia. Madrid 1706.

J. L. Jacobi, Die Lehre des Pelagius. Ein Beytrag zur Dogmengeschichte. Leipzig 1842.

A. de Beaufort, Histoire des Papes depuis Saint Pierre jusqu'à nos jours. Vol. 1 — 4. Paris 1841.

Joq. Traggia, Aparato a la historia eccles. de Aragon. Vol. 1. 2. Madrid 1792.

Edw. Burton, Lectures upon the ecclesiastical history of the first three centuries, from the crucifixion of Jesus Christ to the year 313. Vol. 1. 2. Oxford 1839.

S. R. Maitland, Notes on the contributions of the Rev. George Townsend's to the new edition of Fox's Martyrology. Part I. London 1841.

Fr. Andr. Ximenez, Descripcion del real Monasterio de San Lorenzo del Escorial, con vistosas láminas. Madr. 1764. fol.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Chemie als natürliche Grundlage wissenschaftlicher Natur- und Gewerbkunde nach den wichtigsten Resultaten physikalischer und chemischer Forschungen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Ueberblick aller durch das Licht hervorgerufenen Erscheinungen führt den Verfasser zu dem Schlusse: das Licht wirkt auf alle materiellen Substanzen mit einer Kraft, die so wenig bekannt ist, wie die des Magnetismus, der Electricität und Affinität wägbarer Stoffe; es erscheint mit wägbaren Stoffen vereinigt und tritt aus dieser Vereinigung ohne wahrnehmbare Veränderung der Aggregation strahlend hervor und ist darin von der Wärme verschieden; es setzt wägbare Elemente in Affinitäts-Wirkungen, die zunächst dem Auge durch zahllose Farbenspiele wahrnehmbar werden.

Dem Lichte läßt der Verf. seine Ansichten über Wärme folgen. Der Ausdruck Wärme wird nach ihm in dreyerley Bedeutung gebraucht, indem damit bezeichnet wird: 1) eine Empfindung, welche durch unser Gefühl erkannt wird. 2) Derjenige Zustand der Körper, in welchem sie diese Empfindung hervorbringen. 3) Die Ursache jener Empfindung und des warmen Zustandes der Körper. In Beziehung auf diese Erscheinungen sind auch die Bezeichnungen Wärmestoff, Wärmethätigkeit, Ausdehnungsstoff und Wärmeprincip gebräuchlich. Das Wärmeprincip ist ein in der größten Fülle verbreitetes Attribut unseres Erdballes; es ist in jedem bekannten Theile desselben vorhanden. Vom Einfluß der Wärme sind die verschiedenen Formen aller auf dem Erdballe vorkommenden Körper abhängig; sie werden durch Einwirkung der Wärme hervorgebracht und erhalten, durch ihren vermehrten oder verminderten Einfluß aber verändert.

Ohne das Vorhandenseyn von Wärme könnte der Erdkörper nur als eine unförmliche, undurchdringliche Masse gedacht werden; der bekannte Theil desselben nur als feste Rinde, das Weltmeer nur als Eis und selbst die Atmosphäre nur als starre Masse.

Die Bewegung der Wärme ist bey weitem nicht so schnell, wie die des Magnetismus, der Electricität und des Lichtes, sie erfolgt in meßbaren Zeiträumen; ihre Intensität und wahrscheinlich auch die Schnelligkeit ihrer Bewegung ist nach dem Widerstand der Körper, in welchem sie sich bewegt, verschieden und steht im verkehrten Verhältniße der Quadrate der Entfernung von der Quelle.

Der freyen Wärme Hauptwirkung ist Ausdehnung, Raumvergrößerung, wovon wahrscheinlich auch jene eigenthümliche Empfindung, die Erwärmung genannt wird, die Folge ist. Starre Körper erleiden wegen der geringen Beweglichkeit ihrer Theile eine bey weitem geringere Ausdehnung, als flüssige und luftförmige.

Hier werden nun die verschiedenen Arten von Thermometern und Pyrometern sehr umständlich beschrieben, wovon wir die Einzelnheiten übergehen.

Wenn Chlorgas hier von dem Verf. zu den permanent elastischen Gasarten gezählt wird, so ist dagegen zu erinnern, daß dieß Gas nach Faraday, Bussy und andere durch Druck und Abkühlung in

eine dunkelgelbe Flüssigkeit condensirt werden kann, weßhalb demselben die ihm zugeschriebene Permanenz nicht zukömmt.

Der Artikel Eigenwärme ist von dem Verf. mit besonderer Vorliebe abgehandelt, indem derselbe als Antwort auf eine Preisfrage verfaßt wurde. Die Menge der in ungleichen Körpern gebunden bestehenden Wärme ist nicht nach einer der Wärme selbst eigenthümlichen Gravitation zu messen, sondern nur nach den Gewichten der Körper, in welchen sie gebunden ist, und auch nach diesen nicht unmittelbar, sondern nur nach den Veränderungen, welche diese erleiden, mithin abgeleitet zu schätzen. Als Einheitsmaaß dieser Veränderungen und der dieselben bewirkenden Wärmemenge wird diejenige Wärmemenge angenommen, wodurch die Temperatur der Körper um einen gleichen Grad des Fundamental- oder Hauptmaaßes verändert wird. Da die Capacität oder Fähigkeit ungleicher Körper von gleichem Gewichte, bey ihrer Erwärmung um gleich viele Grade eine ungleich große Wärmemenge in sich aufzunehmen, ebenfalls verschieden ist, die Menge der Wärme aber, die ein Körper nöthig hat, um mit einem andern Körper von gleichem Gewichte eine gleiche Temperatur zu haben, seine specifische Wärme heißt, so verhalten sich die specifischen Wärmemengen zwischen zwey Körpern wie ihre Wärmecapacitäten und die specifische Wärme der Körper wird gefunden, wenn die Capacität eines jeden Körpers mit der eines andern verglichen wird.

Die drey bekannten Verfahrungsarten, die specifische Wärme der Körper kennen zu lernen, werden hier mit den erforderlichen Einzelnheiten angegeben, nämlich das Eintauchen eines erwärmten Körpers in kaltes Wasser, das Zusammenbringen eines erwärmten Körpers mit Eis im Calorimeter von Lavoisier und Laplace und dasjenige Verfahren, nach welchem ein erwärmter Körper sich desto schneller bis zu der Temperatur des Mediums abkühlt, je geringer seine Capacität für die Wärme ist. Die letztere Verfahrungsart wurde schon von Tobias Mayer vorgeschlagen, aber durch Dulong und Petit wurde sie der Vollkommenheit näher gebracht und von Regnault ist sie mit der größten Genauigkeit durchgeführt worden.

Aus den Versuchen von Dalton, Regnault ꝛc. ergiebt sich das Gesetz: die Mengen specifischer Wärme einfacher Körper stehen im geraden Verhältniße ihrer Mischungs- und Affinitäts-Kräfte. Da die Erfahrung gelehrt hat, daß auch die specifischen Wärmemengen zusammengesetzter Körper mit diesem Gesetze übereinstimmen, so ist die specifische Wärme zusammengesetzter Körper die Summe derjenigen Wärmequantitäten, welche ihren Elementen in denjenigen Aggregationsständen eigenthümlich sind, in welchen dieselben in der Verbindung bestehen. Demnach ist die specifische Wärme starrer zusammengesetzter Körper gleich der Summe, die sich ergiebt, wenn die specifischen Wärmemengen ihrer einfachen Stoffe im starren Zustande addirt werden, was auch mit tropfbarflüssigen, dampfförmigen und luftförmigen zusammengesetzten Körpern der Fall ist.

Was die Wärmeleitung betrifft, so erfolgt die Fortpflanzung der Wärme in starren festen Körpern schneller, als in den tropfbaren und elastisch flüssigen. Die Leitungsfähigkeit der Körper steht jedoch nicht mit ihrer Dichtigkeit im gleichen Verhältnisse, sondern ist auch von ihrer Capacität für die Wärme oder ihrer Affinität zu derselben abhängig. Die Metalle als die dichtesten Körper sind die besten Wärmeleiter, aber unter den starren Körpern ist der lockere Schnee einer der schlechtesten Wärmeleiter, so wie überhaupt alle Körper, welche eine ungleiche Dichtigkeit besitzen, weil in denselben die Wärme oft in einen neuen Körper von verschiedener Dichtigkeit überzugehen hat und mehrere Schichten von ungleicher Beweglichkeit dem Fortgange der Wärme größeren Widerstand entgegen setzen, als eine gleiche Dichtigkeit.

Affinitäts-Erscheinungen. Durch Verwandtschaft oder Affinität im Sinne der Chemiker wird ein Bestreben angedeutet, eine Neigung ungleichartiger Körper, sich zu einer gleichartigen Masse zu vereinigen. Alle Stoffe unseres Planeten besitzen Affinität zu einander, alle sind fähig, sie unter bestimmten Bedingungen gegen einander auszuüben und unterliegen unter geeigneten Umständen ihrer Wirkung. Ueben Stoffe nicht unter allen bekannten Umständen gegenseitig Affinität

aus, so ist es bloß dem zuzuschreiben, daß sie durch überwiegende der Affinität entgegen wirkende Kräfte daran verhindert werden.

Indem der Verf. die von Berthollet aufgestellte Theorie hervorhebt, welche doch nach den neuesten Erfahrungen manche Irrthümer enthält, geht er über zu den Modificationen der allgemeinen Affinitätsgesetze. Diese sind vorerst Cohäsion und Expansion als Erfolge der Wirkungen von Kräften, welche der Affinität bey Trennungen bestehender Verbindungen direkt entgegen wirken, bey Entstehung neuer Verbindungen sie aber begünstigen. Bedeutenden Einfluß auf die Affinität üben Wärme und Electricität aus. Letztere wurde bereits als Ursache der Erscheinungen betrachtet, die als Erfolge von Affinitäts-Wirkungen bezeichnet werden. Die Thatsachen, daß an allen Körpern in ihrem gewöhnlichen Zustande zwey verschiedene und zwar zwey entgegengesetzte Elektricitäten, positive und negative, haften, daß eine jede derselben in einer besondern Reihenfolge an verschiedenen Stoffen ungleiche Stärke äußert und daß die Stärke der Affinität ein Maaß derjenigen Massentheile ist, mit welchen die materiellen Stoffe indifferente Verbindungen hervorbringen, machen es schon mehr als wahrscheinlich, daß die Elektricität den stärksten Einfluß auf die Affinitäts-Wirkungen ausüben müsse. In Folge der Veränderungen, welche die Körper von der Electricität erleiden, findet sich der Verf. zu der Meynung geführt, daß nichts anderes, als Electricität die nächste Ursache aller Affinitäts-Wirkungen seyn könne, eine Ansicht, gegen die wohl manches noch einzuwenden wäre.

Der in seinen Urtheilen und Schlüssen übrigens sehr vorsichtige Verf. stellt hier die sonderbare Behauptung auf, daß wenn der Verbindung zweyer Elemente nicht das geringste Hinderniß aus den Einflüssen solcher Kräfte erwächst, welche ihre gegenseitige Affinität modificiren, so findet folgendes Gesetz ohne alle Beschränkung statt: Vermöge der bloßen Affinität können sich zwey Stoffe in allen quantitativen Verhältnissen mit einander verbinden. Zum Beleg dieses Satzes führt er zwey Elemente an, welche mit einander vereinigt erscheinen, an denen durch die Verbindung keine Aenderung der Form bewirkt wird und giebt als Beyspiel die atmosphärische Luft an, welche er als eine chemische Verbindung von Sauerstoffgas und Stickstoffgas zu betrachten geneigt scheint. Da indessen nach den wohl bekannten Versuchen von Gay-Lussac die schwersten und leichtesten Gasarten, welche sich nicht verbinden, gegenseitig sich schnell zu durchdringen vermögen, ohne dabey in ihrem ursprünglichen Raume eine Veränderung zu erleiden, weßhalb er die Atmosphäre als ein Gemeng der beyden Gasarten betrachtet, worin auch fast alle Chemiker mit Gay-Lussac übereinstimmen, so wäre es wünschenswerth gewesen, wenn der Verf. seine entgegengesetzte Meynung, daß die Atmosphäre eine chemische Verbindung von Sauerstoff und Stickstoff sey, hier mit den geeigneten Gründen unterstützt hätte.

Nachdem der Verf. bey der sogenannten katalytischen Kraft äußert, daß die Erfolge derselben nicht von einem bloßen Contact, sondern von einer electro-chemischen Action herrühren sollen, wofür aber die Beweise nicht angeführt werden, geht er zur chemischen Analyse und zur Darstellung der chemischen Elemente über. Bey der Analyse organischer Körper wird vermittelst Kupferoxyd nämlich durch den Sauerstoff desselben, die vollkommene Verbrennung des Wasserstoffs und Kohlenstoffs bewirkt, deren respective Verhältnisse sich nach der Menge des gebildeten Wassers und der Kohlensäure bestimmen lassen. Hierauf folgt die chemische Synthese von binären, ternären, quaternären und quinternären Verbindungen, die Verbindungsverhältnisse der Körper nach Gewichtstheilen, so wie die Mischungsgewichte oder Aequivalente.

Da die Aequivalente, wodurch das Verhältniß, in welchem die Körper sich verbinden, ausgedrückt wird, nur relativ zu finden sind, so war es nothwendig für dieselben einen Vergleichungspunkt oder eine Einheit festzusetzen und hiezu das Mischungsgewicht irgend eines bestimmten Körpers zu bezeichnen. Richter wählte hiezu bekanntlich die Schwefelsäure, deren Mischungsgewicht er = 100 setzte und verglich mit dieser Zahl die Mischungsgewichte der damals bekannten Säuren und Basen. Später wurde von Dalton als Einheit der Wasserstoff = 1 und von Berzelius der Sauerstoff = 100 gewählt. Letztere Wahl gewährt den Vortheil, daß

sich die Verhältniſſe der meiſten Körper zum Sauerſtoff unmittelbar beſtimmen laſſen, weil die meiſten Körper, welche ein Gegenſtand der Unterſuchung werden, Verbindungen mit Sauerſtoff ſind.

Die chemiſchen Elemente werden unter Bezeichnung ihrer ſpecifiſchen Gewichte aufgeführt und dann wird ihr Verhältniß zu den Inponderabilien, zum Magnetismus, Electricität, Licht und Wärme beſchrieben.

Außer dem Eiſen, Nickel, Mangan und Chrom wird kein Körper vom Magnete angezogen, eine Eigenſchaft, welche ſie indeſſen durch Zuſatz von Arſenik verlieren. Faraday vermuthet, daß alle Körper in gleicher Weiſe, wie das Eiſen, magnetiſch ſeyen, nur nicht bey gleicher Temperatur und nicht unter gewöhnlichen Umſtänden.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1842.

(Schluß.)

Prud. de Sandoval, Primera parte de las fundaciones de los monesterios del glorioso Padre San Benito, que los reyes de Espanna fundaron y dotaron. Madrid 1601. fol.

Jos. de Santa Anna Pereira, Chronica dos Carmelitas da antiga e regular observancia nestes Reynos de Portugal, Algarves e seus Dominios. T. 1. 2. Lisboa 1745 — 51. fol.

Greg. de Argaiz, La perla de Cataluña. Madr. 1677. fol.

Historia general de los religiosos descalzos del orden de los ermitaños del gran padre y doctor de la iglesia San Augustin, de la congregacion de España y de las Indias. Vol. 1 — 4. Madrid 1664. fol.

Barth. Alcazar, Chrono - historia de la compania de Jesus en la provincia de Toledo. Vol. 1. 2. Madrid 1710. fol.

Juan de Mariana, Discurso de las enfermedades de la compañia. Madrid 1768. 4.

C. G. Bretschneider, Corpus Reformatorum. Vol. 10. Hal. Saxon. 1842. 4.

G. Turner, The constitution and discipline of Wesleyan Methodism. London 1841.

Rob. Moffat, Missionary labours and scenes in Southern Africa. London 1842.

Jos. Hunter, The rise of the old Dissent, exemplified in the life of Heywood, one of the founders of the Presbyterian congregations in the county of York. 1630 — 1702. London 1842.

Nathan Oliver, The secret history of Dissent, illustrated in the life of Josiah Thompson. London 1841.

Edward Mahon Roose, Ecclesiastica, or the church, her schools and her clergy. London 1842.

Constituciones synodales del obispado di Cordoba. Cordoba 1789. fol.; — del arzobispado de Valencia 1690; de Siguenza. Alcala 1660. fol.; synodales hechas por Dam. Lopez de Haro, obispo de la ciudad de San Juan de Puerto-Rico. Madrid 1647. fol.; de Oviedo. Salamanca 1786. fol.; de Astorga. Salamanca 1595; de Calahorra. Madrid 1700. fol.

Basilicorum libri LX. T. III. Sect. 3. 4.

Andr. Ad. Barbèri, Magnum bullarium Romanum summorum Pontificum Clementis XIII., Clementis XIV., Pii XI et VII, Leonis XII. et Pii VIII. Fasc. 73 — 82. Romae 1841. fol.

Dr. H. Fr. Jacobſon, Geſchichte der Quellen des Kirchenrechts des preuß. Staates mit Urkunden und Regeſten. Th. I. 1. 2. Königsberg 1839.

Dr. Fr. Joſ. Buß, Die Methodologie des Kirchenrechts. Freyburg 1842.

Herbert Thorndike, A discourse of the right of the church in a christian state. London 1841.

Abbé Richaudeau, De l'ancienne et de la nouvelle discipline de l'église en France. Avignon 1842.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Beyträge zur Naturgeschichte des Diamantes. Von Dr. Alexander Petzholdt. Mit einer Kupfertafel. Dresden und Leipzig in der Arnold'schen Buchhandlung. 1842.

Der Verf. hat sich zur Aufgabe gemacht, die bisherigen Erfahrungen über das Wesen und die Eigenschaften des Diamants zusammen zu stellen und durch eigene Beobachtungen unsere Kenntnisse dieses interessanten Steins zu ergänzen und zu erweitern. Er beginnt mit einer kurzen Geschichte desselben. Früher kam der Diamant nur aus Ostindien und erst im Jahre 1727 wurde er in Brasilien entdeckt, in der Provinz von Minas Geraes, im Districte von Serro do Frio.

Bernardo da Silva Lobo brachte dergleichen zuerst 1728 nach Lissabon. Bekannt ist die weitere Entdeckung der Diamanten im Jahre 1829 im Ural, in den Seifenwerken der Gräfin Polier, eine Entdeckung, welche vorzüglich deßhalb bemerkenswerth ist, weil sie nicht durch das Ohngefähr herbeygeführt wurde, sondern durch die Aehnlichkeit der geognostischen Verhältnisse des Urals mit den Lagerstätten der Diamanten Brasiliens. Man hat später noch in andern Seifenwerken Diamanten gefunden, doch kommen nur wenige, bis 1833 nur 42 Stücke vor, und der größte davon wog nur $2\frac{1}{2}$ Karat. Neuerdings sollen dergleichen auch in Afrika gefunden worden seyn und Murray erwähnt eines aus Island stammenden Diamants. — Es folgen die ziemlich bekannten Angaben über die größten existirenden Diamanten. —

Bey Beschreibung der physikalischen Eigenschaften stellte der Verf. einige Beobachtungen über die Farbe des Pulvers der Diamanten an. Das gewöhnliche zum Schleifen gebrauchte Diamantpulver, welches in kleinen Stahlmörsern bereitet wird, hat stets eine dunkelgraue bis schwarze Farbe. Um zu erfahren, wie viel das reine Diamantpulver an dieser Farbe Antheil habe, extrahirte der Verf. die Stahltheilchen mit Salzsäure, und machte auch vergleichende Untersuchungen mit andern, eben so geriebenen und behandelten Steinen, z. B. Rubin, Saphir und Topas. Das Diamantpulver wurde aber niemals weiß, wie z. B. das des Topas, sondern war immer grau. Zur Beseitigung aller hiebey möglichen Zufälligkeiten und Verunreinigungen durch andere Stoffe, wurde ein Pulver durch Reiben von Diamant gegen Diamant dargestellt und untersucht. Dieses Pulver war manchmal dunkelgrau, manchmal schwarz. — Es ist wohl bekannt, daß das Pulver dunkelfarbiger Steine öfters licht und selbst farblos ist, daß aber ein wasserheller Körper ein schwarzes Pulver geben könne, davon hat man bisher kein Beyspiel gehabt. Sehr seltsam muß die Ansicht des Verfassers erscheinen, wenn er z. B. sagt: „da — wie bekannt, der Diamant aus krystallisirtem Kohlenstoff besteht, und da durch Vernichtung des krystallinischen Gefüges schon auf mechanische Weise (durch gegenseitiges Aneinanderreiben zweyer Diamanten) ein schwarzes Pulver entsteht, welches je feiner es ist, um so mehr Aehnlichkeit mit gewöhnlichem Kohlenpulver hat (es könnte sogar wie jenes und unter gleichen Erscheinungen auf dem Platinbleche mit der Spirituslampe verbrannt werden)“ ꝛc. Soll ein krystallisirter Körper durch Zerreiben ein amorpher werden? oder glaubt der Verf., daß durch Pulverisiren eines Krystalls

etwas anderes geschehe, als daß die Oberfläche vergrößert werde, wodurch dann leichtere Auflöslichkeit, Verbrennung u. dergl. freylich stattfinden müssen, wenn sie bey der Qualität der Zusammensetzung sonst möglich sind. Der Verf. untersuche, es versteht sich mit der gehörigen Vorsicht, das specifische Gewicht eines solchen Diamantpulvers und findet er es dann gleich dem der gewöhnlichen Kohle, so hat er eine wichtige Entdeckung gemacht; ohne diesen Versuch aber kann sein Räsonnement nicht gebilligt werden.

Der Verf. hat mehrere Versuche über die Verbrennlichkeit des Diamants angestellt und gefunden, daß derselbe nicht so schwer zu verbrennen sey, als zuweilen angegeben wird. Sehr feines Diamantpulver kann auf einem dünnen Platinblech schon mittelst der Spirituslampe verbrannt werden.

Bey diesen Versuchen bemerkte er auch die Schwärzung der Oberfläche, welche schon von Lavoisier und Guyton-Morveau beobachtet worden ist. Als die Ursache dieser Erscheinung sieht er, hier wohl mit Recht, unkrystallisirten Kohlenstoff an. Es ist kaum anders zu denken, als daß bey allen eintretenden chemischen Verbindungen eines krystallisirten Körpers dessen Krystallisation aufgehoben werden muß und dergleichen kann beym Verbrennen des Diamants wohl unter Umständen geschehen, daß der dadurch entstehende amorphe Kohlenstoff zuweilen sichtbar wird. Der metallähnliche, bleyähnliche Glanz und die schwärzlichen Flecken, welche manche Diamanten zeigen, scheinen desselben Ursprungs zu seyn.

Andere Flecken, Punkte und moosförmige Zeichnungen hat der Verf. bey mehreren Diamanten beobachtet. Die meisten sind von einer Farbe, welche vom Gelb durch Braun in's Schwarze übergeht und zwar so, daß nicht selten eine solche Schattirung an einem und demselben Flecke schon mit bloßem Auge erkannt werden kann, während andere nur gelb oder nur braun oder schwarz erscheinen. Alle zeigen bey starker Vergrößerung einen scharfen und wohlbegränzten Umriß. Ihrer Form nach erscheinen sie als Schuppen, Blätter, Splitter von wechselnder Dicke, bisweilen auch als derbere rundliche oder unregelmäßig gestaltete Körper. Was die nähere Beschaffenheit dieser Körper betrifft, so konnte sie der Verf. in dem Aschenrückstande untersuchen, welchen mehrere von Erdmann und Marchand verbrannte Diamanten zurückließen. Es zeigte sich bey mehreren ein feines schwarzes oder dunkelbraunes Netzwerk mit sechsseitigen Maschen, bisweilen mehrfach über einander liegend, genau wie man es bey der mikroskopischen Untersuchung des Pflanzenparenchyms zu sehen gewohnt ist. Der Verf. hat einige Zeichnungen davon mitgetheilt. Die Substanz bestand übrigens aus Quarz, welcher durch etwas Eisenoxyd gefärbt war. —

Das Kapital über das geognostische Vorkommen des Diamants enthält ziemlich Alles zusammengestellt, was Boysey, Eschwege, Martius und neuerlich Horner, Engelhardt, Rose und andere darüber berichtet haben.

In dem Kapitel über die Bildung des Diamants werden die bisher darüber bestehenden Ansichten besprochen. Während die einen dazu ein Schmelzen von Kohlenstoff, ein Abscheiden desselben aus Kohlensäure durch reducirende Mittel oder electrische Schläge annehmen, suchen andere einen vegetabilischen Ursprung des Diamants geltend zu machen, eine Ausscheidung analog der, wie sich Kieselerde als sogenannter Tabschir im Bambus ausscheidet. Den letztern Ansichten schließt sich auch der Verf. in so fern an, als er den Diamant als ein Gebilde des jüngsten geologischen Zeitabschnittes betrachtet und entstanden durch langsame Zersetzung einer vegetabilischen Substanz. Das letztere betreffend, so vermuthet er, daß sich der Diamant auf nassem Wege aus einer Flüssigkeit gebildet haben müsse, weil er sonst keine solchen Quarzsplitter, deren einige sogar vegetabilisches Zellgewebe zeigen, eingeschlossen enthalten könnte. Ferner kann unsern bisherigen Erfahrungen zufolge der Körper, aus welchem er sich bildet, nur eine an Kohlenstoff und Wasserstoff reiche Substanz gewesen seyn, wie solche wegen der gefoderten chemischen Eigenschaften nur im Pflanzenreiche zu suchen, und wir sind gezwungen, uns den Diamant aus dieser kohlenwasserstoffigen Substanz durch Verwesung entstanden zu denken. Hierüber äußert sich auch Liebig folgendermassen: „denken wir uns die Verwesung in einer

Flüssigkeit vor sich gehen, welche reich ist an Kohlenstoff und Wasserstoff, so wird, ähnlich wie bey der Erzeugung der kohlenreichsten krystallinischen Substanz des farblosen Naphthalin's aus gasförmigen Kohlenwasserstoffverbindungen, eine an Kohlenstoff stets reichere Verbindung gebildet werden, aus der sich zuletzt als Endresultat ihrer Verwesung Kohlenstoff in Substanz und zwar krystallinisch abscheiden muß. Die Wissenschaft bietet in allen Erfahrungen, die man kennt, außer dem Processe der Verwesung, keine Analogieen für die Bildung und Entstehung des Diamantes dar. Man weiß gewiß, daß er seine Entstehung nicht dem Feuer verdankt, denn hohe Temperatur und Gegenwart von Sauerstoff sind mit seiner Verbrennlichkeit nicht vereinbar; man hat im Gegentheil überzeugende Gründe, daß er auf nassem Wege, daß er in einer Flüssigkeit sich gebildet hat, und der Verwesungsproceß allein giebt eine bis zu einem gewissen Grade befriedigende Vorstellung über seine Entstehungsweise."

Was demnach schon Newton aus gewissen optischen Verhältnissen des Diamantes schloß, daß er aus einem öligen Körper entstanden sey, das findet in den neuesten betreffenden Untersuchungen in einer gewissen Art die Bestätigung.

Die schwarzen Flecken glaubt der Verf. erklären zu können, indem er annimmt, daß dabey eine etwas beschleunigte Verwesung der kohlenwasserstoffhaltigen Substanz stattgefunden habe, welcher zufolge der Kohlenstoff, anstatt krystallinisch sich auszuscheiden, pulverförmig und deßhalb schwarz ausgeschieden worden sey. Der Verf. führt in Beziehung auf letzteres eine Beobachtung an, welcher er eine sehr seltsame Deutung giebt. Als ein Curiosum wollen wir sie mit seinen eigenen Worten folgen lassen. „Und wiederum auf der andern Seite, sagt er, habe ich mehrmals Gelegenheit gehabt, mich von der Neigung des Kohlenstoffs, zu krystallisiren, zu überzeugen, wenn die Verbrennung (die beschleunigte Verwesung) einer kohlenwasserstoffreichen Substanz verlangsamt wird. Am Dochte schlecht brennender Talglichter habe ich nämlich die bekannten Anhäufungen von kohlenstoffreicher Materie (Ruß), die gewöhnlich kuglige oder halbkuglich gestielte Formen bilden, einigemal deutliche Oktaederform annehmen sehen, und ich glaube, daß diese Erscheinung schon längst auch von Andern beobachtet worden seyn muß, weil ich mir nur dadurch das unter dem Volke bekannte Sprüchwort: „es brennt mir ein Brief zu" erklären kann, indem die Ansicht eines Oktaeders wohl einige Aehnlichkeit mit dem Kreuzcouverte eines Briefes hat. Ich habe sogar ein solches ziemlich gut ausgebildetes Oktaeder längere Zeit hindurch aufbewahrt und bey Vorlesungen vorgezeigt, allein es ist endlich zerbrochen, wobey sich denn fand, daß sich die Bruchstücke bedeutend härter anfühlen ließen als gewöhnlicher Ruß, obwohl man sie immer noch recht gut zwischen den Fingern zerreiben konnte." —

Den Schluß macht ein kurzes Kapitel über die Anwendung des Diamants. Lobenswerth sind die Citate der benützten Schriften. —

Handbuch der Mineralogie zum Gebrauch für Jedermann, besonders aber für Universitäten, Berg-, Forst- und polytechnische Akademieen, zum Selbststudium und für Sammler. Von Karl Hartmann.
Zugleich als zweyte ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage der „Mineralogie in 26 Vorlesungen." Erster Band. Mit vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten und mit 11 lithographirten Foliotafeln. Weimar 1843. Verlag, Druck und Lithographie von B. Fr. Voigt.

—

Eine Compilation eigener Art, wie sie auch andern Schriften des Verf. eigen, nähmlich wesentlich ein Nachdruck, welcher oft in ganzen Capiteln an verschiedenen Werken, wie es dem Verf. gerade beliebt, ausgeübt wird. Das Werk verdiente wohl nicht, Männern, wie die Professoren Weiß und G. Rose, dedicirt werden zu dürfen. —

Chemie als natürliche Grundlage wissenschaftlicher Natur- und Gewerbkunde nach den wichtigsten Resultaten physikalischer und chemischer Forschungen ꝛc.

(Schluß.)

Magnetismus erregt in den meisten Metallen Electricität und diese in einer magnetischen Kette vereinigt erregen einen electrischen Strom. Daß der Magnetismus ein mächtiges Agens der Bewegung sey, ist seit Faraday's glänzender Entdeckung des schnell alternirenden Magnetismus vielfältig bestätiget worden.

Die elektrische Materie ist in allen Körpern der Erde verbreitet und wird nur dann für unsere Sinne wahrnehmbar, wenn sie in zwey Bestandtheile, in positive und negative Electricität zersetzt wird.

Der Verf. knüpft an die Electricität die Geschichte der Stöchiometrie von Wenzel an 1777 bis auf unsere Zeiten und gedenkt dabey des von Meisner aufgestellten Systems, daß es nur ein einziges unwägbares Princip, das Aräon, geben soll, ein Gegenstand, den wir wegen seiner höchst hypothetischen Natur nicht weiter verfolgen wollen.

Endlich gelangt der Verf. zur Wärme hinsichtlich ihrer Action auf die wägbaren Elemente. Auch hier werden die von Rumford und Andern aufgestellten Hypothesen über das Wesen des Wärmestoffs mitgetheilt, ohne weder der einen, noch der andern einen Vorzug einzuräumen. Nach der von Berzelius ausgegangenen Ansicht existirt zwar ein eigentlicher unwägbarer Wärmestoff, der aber nicht einfach, sondern aus positiver und negativer Electricität zusammengesetzt seyn soll. Der Verf. giebt eine umständliche Beschreibung der über specifische Wärme angestellten Versuche von Crawford und Wilke, bis auf Dulong, Petit und Regnault, eben so wie über die Ausdehnung der Körper durch die Wärme, in welchen Einzelnheiten wir ihm hier nicht folgen können.

Ueber das Verhalten chemischer Elemente im Lebensproceße, über binäre Verbindungen werden ferner Betrachtungen mitgetheilt, so wie über das Verhalten letzterer zum Magnetismus, zur Electricität, zum Licht und zur Wärme, worauf die Verbindungen von drey wägbaren Elementen aufgestellt werden. Zu den ternären Verbindungen zählt der Verf. jede vegetabilische Kohle, weil nach seiner Meynung stets Sauerstoff und Wasserstoff, aber in anderen Verhältnissen, als im Wasser, darin enthalten sind.

Der Verf. schließt das Werk mit Betrachtungen über Verbindungen von vier und mehr Elementen. Hieran reihen sich 5 Tabellen, von denen die erste darstellt: Die Mischungskraft chemischer Elemente ausgedrückt in Gewichtstheilen electronegativer Stoffe, die mit einem Gewichtstheile jedes electropositiven Stoffes verbunden indifferente Substanzen darstellen. Die übrigen Tabellen, welche sehr zweckmäßig abgefaßt sind und einen leichten Ueberblick der Gegenstände gewähren, enthalten die Verbindungen von 2 bis 6 einfachen Stoffen.

Dieß ist im Wesentlichen der Hauptinhalt des vorliegenden verdienstlichen Werkes, wodurch die Wissenschaft in verschiedenen Punkten bereichert wird.

Wir wünschen dem würdigen Verf. in seinem vorgerückten Alter, daß es ihm vergönnt seyn möge, in ungeschwächter Kraft und segensreicher Thätigkeit noch lange fortzuwirken.

A. B.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Note sur les cavernes et les brèches à ossements des environs de Paris. Par M. J. Desnoyers. (Extrait des Annales des Sciences géologiques publiées par M. Rivière. 1842. 11 S. 8.)

Als Cuvier seine berühmten Untersuchungen über die fossilen Skeletüberreste der Knochenhöhlen publicirte, war es noch gar nicht bekannt, daß solche Grotten in Frankreich selbst vorhanden seyen; man kannte von daher bloß die knochenführenden Spaltausfüllungen an der Küste des Mittelmeeres. Noch in Buckland's Reliquiae diluvianae findet sich von diesen Höhlen keine Erwähnung; aber bald nach dem Erscheinen seines Werkes hatte er selbst den wesentlichsten Antheil an ihrer Auffindung in Frankreich. Indeß war es nur der südliche Theil dieses Landes, der aus seinen Höhlen und Knochenbreccien die Thierüberreste lieferte, welche diesen Bildungen eigenthümlich sind; aus dem Becken der Seine waren solche Ueberreste mit Sicherheit nicht nachgewiesen worden.

Gleichwohl konnten die Geognosten eine sehr analoge Erscheinung in den natürlichen Aushöhlungen, welche nach allen Richtungen die festen Schichten der pariser Umgegend durchsetzen, nicht verkennen. Die Form dieser Aushöhlungen, die Beschaffenheit der losen Ablagerungen, mit denen sie angefüllt sind, boten die ersten Spuren von Aehnlichkeit dar; man hatte selbst an einigen Stellen schon Knochen gefunden, aber in zu geringer Anzahl und in zu üblem Zustande, als daß man bestimmte Arten hätte unterscheiden und daraus auf Gleichartigkeit des Ursprunges und des Alters hätte schließen können.

Um diese Analogie unzweifelhaft nachzuweisen, war es noch übrig in einer dieser Spalten ein Knochenlager von Landsäugthieren ausfindig zu machen, das hinsichtlich der Anzahl, der Arten und der Einlagerungsweise dem der Breccien und Höhlen vergleichbar wäre.

Von dieser voraussetzlichen Identität der Verhältnisse angeregt, stellte Desnoyers Untersuchungen in der pariser Gegend an, und war so glücklich durch eine entscheidende Entdeckung seine Vermuthung zur vollen Gewißheit zu erheben. Er fand nämlich in einer der Aushöhlungen, die den Gips, der am Fuße des Hügels von Montmorency gebrochen wird, durchziehen, mitten in einer mergelig-sandigen, der in den Höhlen ähnlichen Thonerde, welche seitwärts in eine Menge gewundener Gänge eindringt, eine beträchtliche Menge vollkommen erhaltener Knochen von Landsäugthieren, unter denen er fast zwanzig Arten unterscheiden konnte, beynahe alle neu für die Paleontologie des Seine-Beckens. Dieser Fund ermunterte Desnoyers zu weiteren Untersuchungen, anfangs in der ganzen Ausdehnung des eben erwähnten Hügels, hernach auf andern Punkten in einem Rayon von 6 — 8 Stunden um Paris. Er erkannte bald, daß die zahlreichen Schluchtwindungen in den festen Gesteinen daselbst keine isolirte Erscheinung sind, sondern einem allgemeinen Systeme angehören, und daß man in Bezug auf die Arten urweltlicher Säugthiere, auf die besondern Umstände ihrer Einlagerung und die Form der Höhlungen selbst die Bildung und Anfüllung dieser Schluchtwindungen als vollkommen analog mit den Phäno-

menen der Höhlen und Spalten mit Knochenbreccien betrachten dürfe.

Bey seiner Zurückkunft nach Paris setzte Desnoyers seinen Schwager Constant Prevost von der Entdeckung und den aus ihr gezogenen Consequenzen in Kenntniß. Dieser hatte jedoch bereits an andern Punkten des pariser Beckens ähnliche Entdeckungen gemacht und war durch sie auf die nämlichen Schlußfolgen gekommen. Von nun an machten sie gemeinschaftlich neue Excursionen und brachten ein so großes Material zusammen, daß sie es für zweckmäßig erachteten, solches zum Gegenstande einer besondern Arbeit zu nehmen. Einstweilen sind es nur die Hauptresultate, von welchen sie das Publikum in Kenntniß setzen.

Die Wasser, welche Sand, Kies, Letten, Geschiebe u. s. w. zugleich mit den Knochenüberresten in die Höhlungen einschwemmten, müssen Süßwasser gewesen seyn, weil zahlreiche und gut erhaltene Land- und Süßwasserschnecken, so wie die Knochen kleiner Batrachier in diesen Ablagerungen enthalten sind. Mitten unter diesen verschiedenen Materialien und bis in die tiefsten und schmalsten Verzweigungen dieser Höhlungen haben sich die Knochen von Landsäugthieren vorgefunden, bald zerstreut, bald in Skeleten vereinigt, bald in kleine Haufen von verschiedenen Arten gruppirt. Die reichste Lokalität bisher, die von Montmorency, hat in einer einzigen Höhle, deren Weite kaum einige Meters betrug, mehr als zwey tausend Knochen, (worunter eine große Zahl Schädel) geliefert, die zu mehr als 300 Individuen und zu fast 20 Arten gehörten; die meisten von geringer Größe und doch aufs Beste erhalten. Im Nachstehenden folgt ein Verzeichniß der Thiere, denen die sämmtlichen Knochen angehörten.

1. Insektenfresser.

1. Spitzmaus. 2 Arten mit rothgefärbten Zähnen: die eine ganz analog dem Sorex tetragonurus, die andere dem Sorex fodiens; beyde sind schon fossil in den Breccien von Korsika und Sardinien gefunden worden. (Ziemlich häufig.)

2. Maulwurf. Die gewöhnliche Art, in denselben Höhlen, in der von Kirkdale, St. Macaire und in den reichen Ablagerungen von Sansan und Perriers. (Häufig.)

2. Fleischfresser.

3. Dachs. 4. Wiesel. 5. Iltis. 6. Marder. Diese 4 Gattungen sind durch eine sehr kleine Anzahl Knochen repräsentirt, die keine Differenz von den Arten zeigen, die jetzt noch bey uns leben.

3. Nager.

7. Wühlmaus (Hypudaeus). 4 — 5 Arten, worunter zwey große, ähnlich der Schermaus und Wasserratte, und eine andere ähnlich der kleinen gemeinen Feldmaus. Es ist dieß eine Gattung, deren Ueberreste die gewöhnlichsten in dieser Höhle sind, was auch derselbe Fall bey den Knochenbreccien an den Küsten des Mittelmeeres, so wie bey der Höhle von Kirkdale und denen von Lüttich ist.

8. Hamster. Eine große Art, die nicht von der Art, die vom Elsaß bis nach Sibirien verbreitet ist, verschieden scheint. (Ziemlich gemein.)

9. Spermophilus (Citillus). Von dieser Gattung kannte man bisher im fossilen Zustande nur einen unvollkommenen Schädel, den Kaup von Eppelsheim erhielt und darauf den Spermophilus superciliosus begründete. Die Art von Montmorency, von der Desnoyers mehr als 12 fast unversehrte Schädel, nebst einer beträchtlichen Menge anderer Knochen fand, scheint der von Eppelsheim ganz ähnlich zu seyn. Die lebende Art, der sie sich am meisten annähert, ist der nordamerikanische Spermophilus Richardsonii.

10. Hase. Eine große Art, deren Schädel viel breiter und platter ist als bey der gemeinen. Bekanntlich finden sich Knochen von Hasen in den meisten Höhlen, zugleich mit den Ueberresten von Bären und Hyänen; sie sind auch in den Knochenbreccien am Mittelmeere sehr gemein.

11. Pfeifhase. 2 Arten, eine von der Größe des Lagomys ogotona, die andere von der des L. pusillus. Die Gegenwart dieser Gattung unter den fossilen Säugthierüberresten der pariser Gegend ist vielleicht das merkwürdigste Faktum dieser Lagerstätte, weil die Ueberreste von Lagomys die am meisten charakteristischen für die Breccien von Korsika und Sardinien sind. (Ziemlich selten.)

4. Dickhäuter.

12. Schwein. Zähne. (Selten.)

5. Einhufer.

13. Pferd. Eine fast ganze Kinnlade und eine große Parthie eines Skelets.

6. Wiederkäuer.

14. Rennthier. Geweihe und Knochen einer Art, ähnlich dem fossilen Rennthier von Etampes deren Ueberreste in vielen Lokalitäten von Frankreich und Belgien gefunden wurden.

15. Hirsch. Knochen einer Art von mittlerer Größe.

Mit diesen Ueberresten von Säugthieren fanden sich vereinigt Vögelknochen, ziemlich ähnlich denen der gemeinen Wasserratte und kleine Batrachier von der Größe des gemeinen Frosches, so wie mehrere Arten Landconchylien aus den Gattungen Helix und Pupa.

Diese Liste, meynt Desnoyers, so unvollkommen sie auch seyn möge, sey doch hinreichend, um eine evidente Analogie mit den Knochenbreccien am mittelländischen Meere nachzuweisen. und um durch die kleinen Arten Aehnlichkeiten mit den Ablagerungen der Höhlen anzuzeigen, wo sie mit Bären und Hyänen vereinigt sind. Die letzteren hoffte er mit Sicherheit in den Umgebungen von Paris aufzufinden, indem er schon von ihnen bestimmte Anzeigen hätte. *)

Nachdem Vorstehendes der Akademie mitgetheilt worden war, führten Desnoyers und Prevost ihre Untersuchungen weiter fort und gelangten dadurch zur vollen Bestätigung ihrer zuletzt ausgesprochenen Vermuthung.

Südlich von der Hauptstadt nämlich, drey Stunden jenseits Corbeil und auf den Rändern des großen Plateaus vom oberen Meeres Sandstein und Sand, welche theilweise den Boden des Waldes von Fontainebleau ausmachen, sind die Sandstein-Schichten zerbrochen, und die auf die Abhänge gestürzten Massen lassen zwischen sich große Spalten und gewundene Höhlungen, ähnlich denen, die man im Norden und in der Mitte des pariser Beckens im Bereiche der Gipshügel oder auf den Plateaus des Grobkalkes sieht. Die abgerundeten und abgenützten Wände dieser Höhlungen zeigen an, daß Wasserströme sie durchflossen, welche zuletzt Schlamm und Sand darin absetzten.

In zwey Lokalitäten, die ohngefähr eine Stunde aus einander liegen, wurde eine ziemlich große Anzahl fossiler Säugthierknochen gefunden; diejenigen, welche untersucht werden konnten, gehören zu folgenden Arten: Elephant, Nashorn, Hyäne, Höhlenbär, Pferd, Rind und ein Wiederkäuer mit Geweihen.

Diese Lagerstätten sind ganz identisch mit der seit langer Zeit durch Guettard bey Etampes bekannt gemachten, wo unter herabgestürzten Sandsteinblöcken und im sandigen Thone ebenfalls Knochen von Elephanten und Rennthieren beysammen lagen. Dieser letztere Umstand vom Vorkommen des Rennthieres bey Etampes und in den natürlichen Aushöhlungen des Gipses bey Montmorency setzt unbestreitbare Beziehungen zwischen den beyden Lagerstätten und deßhalb auch mit denen voraus, die sich sonst noch bey Paris finden. Es geht hieraus hervor, daß zu derselben Zeit und in der nämlichen Gegend, Thiere, welche uns die Bewohner des Nordens repräsentiren (Rennthier, Pfeifhase, Ziesel, Hamster) sich mit andern (Elephant, Nashorn, Hyäne) vereinigt fanden, die wir als wesentlich südliche betrachten.

*) Bis hieher ist die vorliegende Abhandlung auch in den Comptes rendus des sciences de l'Académie des Sciences, séance du 4. avril 1842 abgedruckt. Das Folgende ist nur in den Annales des Sciences géologiques zu finden.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. LV. (Zweyte Reihe Bd. XXV. 1842.)

Der gegenwärtige LV. Band der Annalen beschäftigt sich wieder großentheils mit

A. Elektricität und Magnetismus.

1) Es ist bekannt, daß durch Rothglühhitze oder Eintauchung in sehr concentrirte Salpetersäure Eisen und andere Metalle aufhören von käuflicher nicht rauchender Salpetersäure, welche das gewöhnliche Eisen lebhaft angreift, angreifbar zu seyn (passiv werden). Hr. Martens, Prof. zu Löwen fand, daß diese Zubereitung (preparation) auch durch sehr concentrirte Essigsäure, auch durch wasserfreyen Alkohol, und durch Schwefelkalium geschehen könne. Aber die Passivität ist weniger dauerhaft als durch Hitze. Diese Passivität des Eisens ist übrigens nur das Resultat einer Abänderung seines natürlichen elektrischen Zustandes oder seiner elektromotorischen Kraft, wodurch mächtig auf dessen chemische Action eingewirkt werden muß, weil (Berzelius) die chemischen Verbindungen durch die elektrischen Zustände oft begünstiget oder erschwert werden und Hr. M. überzeugte sich durch einen Versuch, daß wenn er zwey Eisenplatten, von welchen die eine durch Rothglühhitze präparirt, die andere im gewöhnlichen Zustand war, in verdünnte Schwefelsäure tauchte, diese in 7 Minuten 140 Centimeter Wasserstoff lieferte, wozu jene 17 Minuten brauchte.

Die Erscheinungen der Passivität des Eisens geben deßwegen auch Rechenschaft über Beobachtungen, durch welche Hr. Faraday (Bd. LII. und LIII.) die Contacttheorie gänzlich umstossen zu können geglaubt hat. Als nämlich Hr. F. Platin und Eisen parallel mit einander in eine Lösung von Schwefelkalium oder Aetzkali tauchte, und außerhalb derselben in Contact versetzte, entstand kein Strom, aber wohl ein am Galvanometer merklicher, wenn ein zwischen die Metalle gelegtes angesäuertes Papier den Contact aufhob. Daraus schloß Hr. F., daß die schwächste chemische Action einen Strom erregt, wo der Metallcontact ganz unvermögend ist, einen solchen hervorzubringen. Allein dabey wurde nicht beachtet, daß diese Flüssigkeiten, einzeln genommen, die Eigenschaft haben, dem eingetauchten Eisen einen dem des Platins ähnlichen elektrischen Zustand mitzutheilen (es passiv zu machen), woraus dann nach der Contacttheorie kein galvanischer Strom erzeugt werden kann. Dagegen ist es begreiflich, daß durch Einschaltung einer leitenden Flüssigkeit zwischen Eisen und Platin ein Strom erregt werden kann, weil das Eisen in Folge des neuen Contactes mit dem Elektrolyt eine hinreichende Polarität annehmen kann.

Hr. Faraday behauptet, daß man, um bloße Contactströme annehmen zu können, Ströme ohne chemische Action haben müßte. Dieß ist aber äußerst schwierig, weil bekanntlich schon die schwächsten Ströme den zwischen den Platten befindlichen flüssigen Leiter zersetzen. Indessen fehlt es nicht ganz an Beyspielen dieser Art, wie z. B. Eisen und Platin (dieses zuerst) in Salpetersäure von 36 — 38° in einer Entfernung von einander von nur einigen Millimetern eingetaucht durchaus keine chemische Action zeigen. Ueberhaupt ist die chemische Action an den galvanischen Strom gebunden wie Wirkung und Ursache, und es giebt kein Mittel, einen Strom ohne Contact heterogener Körper darzustellen, so daß dieser conditio sine qua non der Erzeugung galvanischer Ströme ist, und man daher alle Ursache hat, ihm dieselben zuzuschreiben.

Eben so zeigt Hr. M. in vielen Beyspielen, daß auch die übrigen Vorwürfe, welche Hr. F. der Contacttheorie macht, ungerecht sind, und daß die Thatsachen, welche derselbe nur aus der chemischen Theorie erklärlich findet, nach der Contacttheorie sich vollkommen erklären lassen, wenn man die erzeugte Elektricität vom bloßen Contact heterogener Körper, und einigermassen selbst vom bloßen Contact der Metalle herleitet. Indessen, wenn es auch richtig ist zu sagen, der Metallcontact sey die erste Quelle der Elektricität in den Volta'schen Säulen, so kann doch der Contact der flüssigen Leiter mit den Metallen hiebey nicht weniger wirksam seyn, wenn gleich indirecter Weise, indem er die elektromotorische Kraft der Metalle abändert. Alles zeigt, wie Hr. M. meynt, darauf hin, daß die Flüssigkeiten nicht als Elektromotoren, sondern als Modificatoren der elektromotorischen Kraft der in sie eingetauchten Metalle zur Entwicklung der Elektricität in den Säulen beytragen, so daß ihre Wirkung bald günstig bald ungünstig für die elektrische Kraft der Säule seyn kann, je nachdem sie in gleichem oder umgekehrten Sinn wie der Metallcontact wirken. Daher scheint der Einfluß der chemischen Action der leitenden Flüssigkeiten in allen Fällen nichts anderes zu seyn, als der Effect einer Modification, welche die Flüssigkeit in dem elektromotorischen Vermögen der Metalle in der Säule hervorbringt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Traité pratique et théorique d'Anatomie comparative, comprenant l'art de disséquer les animaux de toutes les classes et les moyens de conserver les pièces anatomiques, par Hercule Straus-Durkheim. Paris 1842. Vol. I. 432 S. mit 4 Tafeln. Vol. II. 435 S. 8.

Straus-Dürkheim hat sich durch seine Anatomie des Maikäfers als ein Meister in den feinen anatomischen Untersuchungen bewährt und sich um die Kenntniß des innern Baues der Insekten ein Verdienst erworben, dem nur das von Lyonet an die Seite gesetzt werden kann. Daß ein Mann von so ungemeinem Talente und so eminenten Leistungen auf dem Gebiete der Zootomie noch keinen Platz im pariser Institute gefunden, muß billig in Verwunderung setzen, da es in diesem Falle nicht leicht zu entscheiden seyn dürfte, wem bey einer solchen Verbindung die größere Ehre widerfahren würde. Im Interesse der Wissenschaft wollen wir nur wünschen, daß hiedurch sein Eifer für dieselbe nicht erkalten und seine vorräthigen Ausarbeitungen zur raschen Publikation gelangen möchten.

Mit dem vorliegenden Traité pratique et théorique d'Anatomie comparative hat der Verfasser eine sehr dankenswerthe Arbeit uns übergeben, indem er einen neuen Weg in der Darstellung der vergleichenden Anatomie betreten hat. Bey einem großen Talente für mechanische Arbeiten und Einrichtungen, überdieß von Jugend an daran gewöhnt, sich weniger auf die Erfahrungen Anderer als auf seine eigenen Hülfsmittel zu stützen, mußte er beym Anatomiren, namentlich der feinen und mikroskopischen Gegenstände, allmählig dahin kommen, eine Menge zweckmäßiger Vorrichtungen sich auszudenken, durch welche er seinen Zweck am bequemsten, sichersten und dabey auch am wohlfeilsten zu realisiren vermochte. Als der berühmte Verfasser im Jahre 1834 der Versammlung der deutschen Naturforscher zu Stuttgart beywohnte, wurde er gebeten, einige Erläuterungen über seine Vorrichtungen für die feinen anatomischen Arbeiten mitzutheilen, was er auch, so gut als es ohne Benützung seiner Instrumente angehen wollte, bereitwillig that. Durch weitere Aufforderung seine Vorrichtungen durch den Druck zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, wurde ihm der Impuls zu einer Arbeit gegeben, die er uns nun in diesem Traité zur Vorlage gebracht hat.

Des Verfassers Absicht war es anfangs, sich auf die Beschreibung seiner Instrumente und seines Verfahrens zu beschränken. Er kam jedoch bald zur Einsicht, daß es unmöglich wäre, diese kennen zu lehren, ohne nicht auch zugleich die Organe anzugeben, auf welche sie sich bezögen, und auf diese Weise gelangte er zu dem Entschlusse eine kurze Beschreibung der Organisation der Thiere beyzufügen, diese nach Klassen und Ordnungen zu charakterisiren, ohne in weiteres Detail über die Familien, Gattungen und Arten einzugehen, was dem Werke eine Ausdehnung gegeben hätte, die seinem beabsichtigten Zwecke nur hinderlich gewesen wäre.

Der nächste Zweck, den der Verfasser mit diesem Buche erreichen will, ist: Den, der sich dem Studium der vergleichenden Anatomie zu widmen gedenkt, sowohl in scientifischer als technischer Beziehung in dieses Fach auf eine leichte, sichere und

doch gründliche Weise einzuführen. Es wird ihm also nicht bloß der thierische Bau klar und faßlich beschrieben, sondern fortwährend auch gezeigt, welcher Mittel man sich am zweckmäßigsten bedient, um ein Organ zu präpariren und das Präparat für die Dauer aufzubewahren. Daß diese Absicht nach ihren beyden Seiten, der scientifischen und praktischen, auf das Befriedigendste erreicht worden ist, ließ sich von des Verfassers Tüchtigkeit in diesen beyden Richtungen zum Voraus erwarten. Uebrigens ist die Brauchbarkeit dieses Buches nicht bloß auf Anfänger im zootomischen Studium beschränkt; auch der weiter Geförderte und der Meister in diesem Fache wird aus dem reichen Schatze von Erfahrungen des Verfassers viele wichtige Mittheilungen erhalten, und überdieß wird es Alle interessiren die sinnreichen Instrumente und Präparirmethoden eines Anatomen kennen zu lernen, dessen technische Kunstfertigkeit längst anerkannt und bewundert worden ist. Ohne hier in ein weitläufiges Detail eingehen zu wollen, möchte Referent statt Vielem nur auf die große Zweckmäßigkeit der vom Verfasser gegebenen Construction des Mikrroskopes hinweisen. Auch der Zoolog und selbst der bloße Dermatolog wird mit Nutzen dieses Buch zu Hand nehmen, um über die besten Methoden, Thiere frisch aufzubewahren, sich zu informiren.

Das Werk theilt sich in 2 Partieen von sehr ungleichem Umfange. Die erste weit kleinere handelt von den Instrumenten und den Haupteinrichtungen, deren man sich zum Seciren der Thiere bedient. Zuerst ist von der Einrichtung der Secir-Lokalitäten die Rede, dann von den zu anatomischen Arbeiten nöthigen Instrumenten aller Art, und endlich von der Conservation der anatomischen Präparate.

Die weit größere zweyte Partie, de l'art de disséquer überschrieben, beschreibt die Organisation der Thiere, in dem, was sie Gemeinschaftliches und Wesentliches darbieten, nach Klassen und Ordnungen, wenn letztere große Differenzen aufzuweisen haben. Diese Partie ist in 13 Kapitel nach den verschiedenen organischen Systemen abgetheilt; sie folgen sich in nachstehender Ordnung: 1) Hautsystem, 2) Zellen- und Fettsystem, 3) Skelet der Wirbelthiere und Concretionen der andern Thiere,

4) Bändersystem, 5) Muskelsystem, 6) seröse Membranen, 7) Verdauungsapparat, 8) aussondernde Organe, 9) Zeugungsorgane, 10) Athmungsorgane, 11) Kreislauf, 12) Nervensystem, 13) Sinnesorgane. Jedes Kapitel spaltet sich wieder in 4 Abtheilungen nach den 4 Haupttypen, die der Verfasser in der Thierreihe findet, nämlich Wirbelthiere, Gliederthiere, Molusken und Zoophyten. Die Abtheilungen gliedern sich weiter in Artikel nach den Thierklassen, welche eine jede Abtheilung umfaßt. Endlich die Artikel theilen sich in Paragraphen, von denen der erste die anatomische Beschreibung des organischen Systemes, der zweyte und dritte, die übrigens öfters verschmolzen sind, die Anweisung zum Zergliedern und Aufbewahren desselben enthält. Alles ist in schöner logischer Ordnung höchst übersichtlich dargestellt.

In der Einleitung wird ausführlich die Klassifikation des Thierreichs abgehandelt, und dieß ist der einzige Punkt, den wir aus diesem Buche unsern Lesern zur besondern Betrachtung hervorheben wollen. Klassen stellt der Verfasser im Ganzen 22 auf.

I. Wirbelthiere mit 5 Klassen:

1) Säugthiere, 2) Vögel, 3) Reptilien, 4) Chelonier und 5) Fische.

II. Gliederthiere mit 6 Klassen:

1) Anneliden, 2) Myriapoden, 3) Insekten, 4) Krustaceen, 5) Arachniden und 6) Cirrhipeden.

III. Molusken mit 5 Klassen:

1) Cephalopoden, 2) Pteropoden, 3) Gasteropoden, 4) Acephalen und 5) Brachiopoden.

IV. Zoophyten mit 6 Klassen:

1) Entozoen, 2) Echinodermen, 3) Foraminiferen, 4) Akalephen, 5) Polypen und 6) Infusorien.

Diese 22 Klassen theilt der Verfasser weiter in Ordnungen ab, von denen wir die der Wirbelthier-Klassen einzeln aufzählen wollen.

Die Säugthiere umfassen 12 Ordnungen, nämlich 1) Bimanen, 2) Quadrumanen, 3) Plantigraden, 4) Carnivoren, 5) Marsupialien, 6)

Chiropteren, 7) Nager, 8) Edentaten, 9) Pachydermen, 10) Wiederkäuer, 11) Amphibien und 12) Walle.

Die Vögel theilt der Verf. in 7 Ordnungen: 1) Palmipeden, 2) Sumpfvögel (Echassiers), 3) Raubvögel, 4) Nachtvögel (Nycteriens, Eulen), 5) Hühnervögel, 6) Klettervögel und 7) Sperlingsartige (Passereaux).

Die Reptilien zählen 3 Ordnungen: 1) Saurier, 2) Ophidier und 3) Batrachier.

Die Chelonier sind auf eine einzige Ordnung beschränkt.

Die Fische erhalten 10 Ordnungen: 1) Haie (Sélaciens), 2) Saugmäuler (Galéxiens), 3) Rochen (Batoides), 4) Störe, 5) Lophobranchen, 6) Acanthopterygier, 7) Plektognathen, 8) Subbrachier, 9) Bauchflosser und 10) Apoden.

Hierüber einige Bemerkungen, die besonders die Definitionen etlicher Ordnungen betreffen.

Den Quadrumanen schreibt der Verfasser trois sortes de dents contiguës gleich den Bimanen zu; dieß Merkmal haben jedoch nur die letzteren, nicht die ersteren aufzuweisen, indem bey diesen wenigstens im Oberkiefer eine Lücke zwischen Eck- und Schneidezähnen, zur Aufnahme des untern Eckzahnes, frey bleibt.

Die Trennung von Plantigraden und Digitigraden in verschiedene Ordnungen ist unzulässig, da die Gattungen Procyon, Gulo, Arctictis und Paradoxurus theils nach der Beschaffenheit der Sohlen und Gangweise, theils nach der der Backenzähne entschiedene Mittelformen bilden.

Die Ordnung der Beutelthiere hält der Verfasser für eine künstliche, die unter die übrigen zu vertheilen wäre, obschon er selbst zugesteht, daß alsdann doch noch die Gattungen Halmaturus, Lipurus und Hypsiprymnus übrig bleiben würden, die eine eigene Ordnung ausmachen müßten, wobey es schwierig wäre für sie entschiedene Merkmale aufzustellen. Ref. ist der Meynung, daß Owen mit schlagenden Gründen der Nothwendigkeit die Aufstellung einer eigenen Ordnung der Beutelthiere nachgewiesen hat.

Den Nagern schreibt der Verfasser eine gespaltene Oberlippe zu. Dieß Merkmal hat allerdings für die meisten Gattungen seine Richtigkeit, allein es giebt doch welche, wie z. B. Sminthus und Cavia, auf die es keine Anwendung hat und darf also nicht unter den Ordnungs-Charakteren aufgeführt werden. — Eine ähnliche Bemerkung gilt von den Edentaten, denen der Verf. die Schneidezähne abspricht, obwohl Dasypus setosus mit solchen versehen ist. Auch von den Wiederkäuern ist es nicht durchgängig richtig, daß ihnen die obern Schneidezähne abgehen, wie es der Verfasser angiebt, da Kameel und Lama mit solchen ausgestattet sind.

Bey den Vögeln hält es Referent nicht für nothwendig aus den Eulen eine eigene Ordnung zu bilden. Noch weniger ist es aber zu billigen, daß unter den Hühnervögeln auch die Kurzflügler aufgenommen sind, die im Bau der vordern Gliedmassen, namentlich aber in dem des Brustbeins, von allen andern Vögeln auf das Entschiedenste abweichen. Unter den Passereaux sind Sing- und Wiedvögel zusammengefaßt, was am wenigsten vom anatomischen Standpunkte aus geschehen sollte.

Die Steigerung der Ordnung der Schildkröten zu der Dignität einer Klasse, und die daraus hervorgehende Trennung von den übrigen Amphibien dürfte wohl keinen sonderlichen Beyfall finden.

Die beygegebenen 4 Kupfertafeln geben Abbildungen von den Instrumenten und einigen besondern Vorrichtungen zum Anatomiren. Die äußere Ausstattung des Buches ist sehr gefällig.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Daraus wird es begreiflich, daß, um den größtmöglichen Effect von einer Säule zu erhalten, man den elektrischen Zustand im Sinne der Wirkung des Metallcontactes abändern müsse, wie dieß in der Grave'schen Säule vollständig bewirkt wird, in welcher die Platinplatten mit starker Salpetersäure, und die amalgamirten

Zinkplatten mit verdünnter Schwefelsäure umgeben sind, und die letztere Flüssigkeit den elektropositiven Zustand des Zinkes, die erstere den elektronegativen des Platins erhöht. Da die Metalle sich hier durch keine Niederschläge verändern, so muß die Wirkung stark und constant seyn. (S. 437 — 450 und 612 — 624.)

2) Gleichfalls durch die häufigen Thatsachen, mit welchen Hr. Faraday die Contacttheorie „überschüttet", um ihre Unhaltbarkeit zu beweisen, aufgefordert, sucht Hr. F. C. Henrici (S. 253 — 265 u. 455 — 466) dieselben zu Gunsten dieser Theorie zu entkräften.

Allererst zeigt Hr. H., daß keineswegs, wie Hr. Faraday meynt, eine Eisen-Patin-Kette mit Schwefelkaliumlösung eine durchaus unthätige Kette sey, indem er in keinem seiner zahlreichen Versuche die Ablenkung der Multiplicatornadel gänzlich verschwinden sah, wenn sie auch nur eine kleine (am kleinsten einen Grad betragende) war. Freylich ist diese Wirkung immer gering, und geschieht obendrein in einem der Contactwirkung zwischen Platin und Eisen widersprechenden Sinne, indem der Strom vom Eisen zum Platin übergeht.

Allein die Ursache ist nicht, wie Hr. F. etwas willkührlich meynt, eine chemische Action, welche zwischen einer am Eisendraht vorhandenen Oxydschichte und der Schwefel-Kaliumlösung stattfindet, und mit deren Erschöpfung auch der durch sie erzeugte galvanische Strom verschwinden soll; denn Hr. H. zeigt aus vielfältiger Abänderung seiner Versuche, daß, als er sowohl den Platin- als den Eisendraht mit einem feinen Terpentinüberzug versah, die ganze Wirkung der Schwefelkalilösung auf sie eliminirt würde, und er eine normale Abweichung der Multiplicatornadel von gegen 70° erhielt. Es erleidet daher sowohl Platin als Eisen durch Berührung mit Schwefelkaliumlösung eine negative elektrische Erregung von namhafter Größe. Zur Erklärung dieser und ähnlicher Erscheinungen sehen wir uns nothwendig an den im Gebiete der galvanischen Erscheinungen eine überaus wichtige Rolle spielenden Wasserstoff verwiesen. Dabey ist aber nicht zu übersehen die Verschiedenheit, welche verschiedene Metalle hinsichtlich ihres Gasverdichtungsvermögens zeigen, und es mußte sich eine völlig normale Kettenwirkung einstellen, als Hr. H. das Platin mit der negativen aber nicht metallisch leitenden Kohle (engl. Griffelstifte und Graphitstängelchen aus engl. Bleystiften) zur Kette verband.

Zur Rechtfertigung seiner Ansichten unternahm Hr. H. eine weitere Reihe von Versuchen, aus welchen ihm unzweydeutig hervorzugehen schien, daß a) die elektromotorisch überwiegend wirksame Substanz in der Schwefelkaliumlösung dieser Flüssigkeit an sich fremd ist, und b) daß dieselbe nichts anderes als Wasserstoff seyn kann.

Daß man den Wasserstoff an den von der Lösung benetzten Drähten durch chemische Mittel nicht nachweisen kann, wird sich „leicht verschmerzen" lassen. Desto wichtiger ist die bis jetzt zu wenig beachtete große Intensität der elektromotorischen Wirkung, welche bey der Berührung des Wasserstoffes mit metallischen Körpern stattfindet.

Eben so wenig ernstliche Schwierigkeit für die Contacttheorie findet Hr. H. in dem Verhalten der von Schwefelkaliumlösung chemisch angreifbaren Metalle bey ihrer Combination mit dieser Flüssigkeit und Platin, wie das vorzugsweise deßwegen von Hrn. H. gewählte Bley, weil es sich in der Schwefelkaliumlösung mit einem zusammenhängenden gut leitenden Häutchen von Schwefelbley überzieht, darthut, indem durch das Hinzukommen dieses neuen Körpers nichts Erhebliches geändert wird, und dadurch zeigt, daß die oft abwechselnden Erscheinungen einzig dem an dem Bleydraht haftenden oder davon entfernten Wasserstoff nach den Gesetzen der Contacttheorie zugeschrieben werden müssen.

Da Drähte von Eisen und Platin Hrn. H. völlig dasselbe Verhalten als die mit Schwefelbley überzogenen Bleydrähte zeigten, hielt es derselbe für überflüssig, die Versuche auf alle von Hrn. Faraday aufgeführten Metalle auszudehnen, macht aber wiederholt darauf aufmerksam, daß es „in allen den Fällen, wo durch eine chemische Action ein nicht leitender Körper gebildet und ausgeschieden wird, unbegreiflich erscheinen muß, daß die Bildung dieses im Moment seiner Entstehung aus dem galvanischen Bogen heraustretenden Körpers die in dem Bogen vorhandene elektrische Bewegung, die derselbe nicht einmal fortzupflanzen vermag, sollte erzeugen können.

3) Es ist bekannt, daß Hr. Faraday ein chemisches Aequivalent von einem elektrischen dadurch unterscheidet, daß bey jenem die Masseneinheit des Sauerstoffes (oder Wasserstoffes), bey diesem die Masseneinheit der Elektricität als Maaß zu Grunde gelegt wird. Um diese Masseneinheit der Elektricität zu bestimmen, scheint Hrn. Weber am vortheilhaftesten, es durch gleichzeitige magnetische Wirkung zu thun, und Hr. W. bedient sich dazu einer cylindrischen Rolle, die mit übersponnenem Kupferdraht überzogen und so beflar aufgehängt ist, daß sie durch eine Ablenkung die Wirkung eines elektrischen Stromes auf sich, der im Wasserzersetzungsapparate das Wasser zersetzt, anzuzeigen vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. April.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Der deutsche Zollverein in seiner Fortbildung von Gustav Höfken. Stuttgart und Tübingen bey Cotta. 1842.

Der deutsche Zollverein verdankt seine Entstehung nicht litterärischem Einfluße, sondern der praktischen Staatsweisheit und Sorgfalt seiner Regierungen für die klar erkannten Bedürfnisse der Nationalwohlfahrt. Fast unscheinbar in seinen ersten Keimen, der Zollverbindung einiger kleiner souveräner Bundesländer mit den sie einschließenden Gebieten Preußens und Würtembergs, gewährte der bayerisch-würtembergische Unionsvertrag das erste Beyspiel der Vereinigung zweyer deutscher Königreiche, welchem allmählig, nach einer weise berechneten Uebergangsperiode (Handelsvertrag zwischen dem bayerisch-würtembergischen und preußisch-hessischen Zollvereine vom Jahre 1829) die Bildung des Vereins in seinem heutigen Umfange, unter dem steigenden Beyfalle Deutschlands nachfolgte. Wenn jedoch der Verein in seiner Entstehung sowohl als in der Ausbildung seiner Gesetzgebung, Verwaltung und Ordnung seiner finanziellen Angelegenheiten der schriftstellerischen Thätigkeit weit vorausgeeilt ist, so muß doch für denselben nichts förderlicher, ja als wesentliches Element seines Gedeihens und seiner Fortbildung erscheinen, als Publicität und allgemeine lebendige Theilnahme des deutschen Volkes für dieses nun bereits erstarkte höchst kostbare Gemeingut seiner Mitglieder. Daher glauben wir, dem oben genannten Werke, welches eine große National-Angelegenheit aus umfassendem Standpunkte beleuchtet, auch in diesen Blättern eine nähere Anzeige widmen zu dürfen. Unbedingte Anerkennung verdient das patriotische Bestreben dieser Schrift, ganz Deutschland zu einer innig verbundenen gewerblichen und Handelsmacht, den übrigen europäischen Staaten gegenüber, heran zu bilden; weßhalb auch der größere Theil des Werkes einer gedrängten und lehrreichen Darstellung der Beziehungen des Vereins nach Außen und der Handelspolitik seiner Nachbarländer gewidmet ist. Ungerne jedoch vermissen wir eine Betrachtung der gewerblichen und commerciellen Bewegungen des Zollvereins nach und von dem Auslande seit dem Bestehen des Vereins; wozu in den trefflichen statistischen Arbeiten des Central-Bureau genügendes Material vorliegt, und welche allerdings geeignet seyn würden noch mehr Licht über die äußeren Verkehrs-Verhältnisse der Vereins zu verbreiten. Ein besonderes Verdienst hat sich der Verf. ferner erworben durch die klare Erkenntniß und Darstellung der staatswirthschaftlichen Grundprincipien des Vereins und ihr Verhältniß zur Theorie; ein Verdienst, welches im gegenwärtigen Momente um so mehr erkannt werden muß, als einseitige Interessen gewisser Industriezweige, vereint mit den Bemühungen bekannter Verbotsvorsteher (um mich eines Ausdruckes des ersten deutschen Schriftstellers der Gegenwart über staatswirthschaftliche Angelegenheiten zu bedienen) jüngst ganz entgegengesetzte, ja den Verein in seinen Grundfesten erschütternde Principien aufgestellt und aufs hartnäckigste verfolgt haben. Wir verweilen daher, so weit es der Raum unserer Anzeige gestattet, bey der kurzen Darstellung der Theorie; sie gewährt zugleich das Verständniß der praktischen Richtung, welche die Weisheit der Regierungen in diesen industriellen Stürmen mit festem Gange eingeschlagen hat.

Der Verfasser geht von dem richtigen Grundsatze aus, daß nur ein weites, mit manichfaltigen Hülfsquellen ausgestattetes Gebiet und entsprechender Dichtheit der Bevölkerung, eine ganze durch Volkszahl, Gebiet, Einrichtungen und Macht zur politischen Selbstgeltung berufene Nation im Stande sey, eine umfassende, auf wahrhaftenn ationalökonomischen Principien beruhende Handelspolitik durchzuführen, während in kleinen Staaten Zollschutz nur zum Monopol wird. „Nach langen Epochen deutscher Zersplitterung und Ohnmacht, bey dem Abschließen der österreichischen Staaten von dem übrigen Deutschland zu einem eigenen Commercial-Systeme, welches Prohibitionen begünstigt, nachdem endlich das letztere nach Aufhebung der napoleonischen Continental-Sperre den baumwollenen Fesseln Englands anheim gefallen war, erschien der meisterhafte preußische Zolltarif vom Jahre 1818, nicht eine Nachahmung der englischen oder russischen Schutzzölle, sondern beruhend auf eigener Grundlage, eine durchaus deutsche Gestaltung des Zollwesens, wie der Zollverein selbst, dem er dient.“ Diese Zollgesetzgebung wird weder durch das Princip hoher Schutzzölle, noch durch jenes unumschränkter Handelsfreyheit geleitet; ihren Grundgedanken bildet vielmehr die Möglichkeit der Mitbewerbung und zwar einer allgemeinen, welche allein das richtige und mögliche Princip wahrer Handelsfreyheit ist. Wo die Möglichkeit der Concurrenz aufhört, besteht keine Handelsfreyheit sondern auf der einen Seite Monopol, auf der andern Unterdrückung; die Abwehr beyder verschafft das Princip der wahren d. i. nicht ideellen, sondern unter den gegebenen Verhältnissen der europäischen Staaten und ihrer commerciellen Gesetzgebungen allein ausführbaren Handelsfreyheit. Der Verf. ist der Ansicht, daß auf die offenbare Verschiedenheit, welche bey Bestimmung der Zollsätze im preußischen Tarif gegen jene anderer großer Staaten obwaltet, die Theorie Adam Smith's eingewirkt habe; daher er in eine kurze Betrachtung dieser Lehre „den höchsten Ausdruck für die Wissenschaft der Gesellschafts-Oekonomie“ einzugehen für nöthig findet. Indem er dieselbe ganz richtig als ein rein wissenschaftliches abstractes System bezeichnet, welches in seinem Grunde und in seinen Voraussetzungen von aller Wirklichkeit abgelöst sey und aus dieser Ursache von seinen unbedingten Nachtretern durch Verkennung des positiven Bodens so häufig eine falsche Anwendung gefunden habe, erkennt er zugleich die große Bereicherung der Wissenschaft, die gewonnene Einsicht in die Natur und Quellen des Reichthums, die Hinwegräumung von Vorurtheilen und die Läuterung von Grundsätzen über den Völkerverkehr, welche den Schöpfer dieses Systems als noch unübertroffenen Lehrer der Nationalökonomie darstellen. Es wird in praktischen Beyspielen gezeigt, in wie weit das Hauptprincip der smith'schen Lehre, das der subjectiven Freyheit, der sich selbst bestimmenden Thätigkeit der Einzelnen, welchem unverkennbar die heutigen civilisirten Völker ihren in Vergleich früherer Zeiten unverhältnißmäßig gestiegenen Wohlstand verdanken, auf die bestehenden Verhältnisse anwendbar sey; wie die Erzeugungsfähigkeit der Völker nicht bloß durch die geistigen und physischen Kräfte der Individuen, sondern eben sowohl durch die moralischen und socialen Zustände, nicht bloß durch Naturfonds und ersparten Verlag, sondern zugleich durch die Wirkungen des gesammten Staatslebens auf die Benützung beyder bedingt erscheine; daß daher nicht ein unbedingtes „Gehenlassen“ im abstracten Sinne der smith'schen Theorie allenthalben die Wohlfahrt mehren, sondern im Gegentheile für die Wirklichkeit nicht ausreichen, vielmehr manches Volk der wichtigsten Triebfedern und Stützen seiner Wohlfahrt berauben, Anarchie und Verderben bereiten werde; ohne daß deßhalb die Unwahrheit der Lehre sondern nur ihre falsche Anwendung beklagt werden könnte. „Allein eben so gewiß ist, daß nur an dem Baume der Erkenntniß die Wissenschaft rankt und wächst, nur durch sie das Bewußtseyn der Völker sich läutert und befreyt.“

Wo es jedoch zum Handeln kömmt, muß nicht die Theorie, sondern die tief erforschte Lage der Bedürfnisse und Interessen des Volkes über die Maßregeln entscheiden. Dieß zeigt sich klar bey Anwendung des smith'schen Principes der Handelsfreyheit, welche im gegebenen Falle für Deutschland, durch Hinwegräumung der innern Zollschranken höchst vortheilhaft und der Theorie ganz entsprechend erscheint, auf alle Länder des europäischen Continents aber angewandt die größten Umwälzungen hervorbringen würde. Eben aus diesem Grunde, wird

richtig bemerkt, mußte diese Theorie in ihrer Anwendung auf das durch Zollschranken getrennte Deutschland sogleich auch ihre praktische Anwendung finden; abgesehen davon, daß ohnehin bey der theoretischen Bildung der Deutschen das geistreiche System Smith's nirgends als in Deutschland tiefere Wurzeln schlug. Allein seine gründliche Auffassung führte auch zur Einsicht seiner Beschränktheit, daher gieng wissenschaftliche Förderung der deutschen Volkswirthschaft Hand in Hand mit ihrer praktischen Anwendung, worin Deutschland allen übrigen Völkern vorausgeschritten ist. Der Verf. zeigt die Anwendung dieser Theorie in den Principien des deutschen Zollvereins. Er führt solche auf zwey Hauptgrundsätze zurück: „auf das Princip der Gegenseitigkeit in Beziehung nach Außen und auf jenes der Möglichkeit der Concurrenz nach Innen. Beyde vereinigt angewandt, bedingen die allmählige Herbeyführung einer allgemeinen Verkehrsfreyheit; stimmen also mit dem Grundprincipe der Theorie überein, indem sie zugleich auf wirklichem Boden fußen. Die ausgedehnteste Gegenseitigkeit ist Zolleinigung, verwirklicht im deutschen Zollverein. Allein die Gegenseitigkeit in ihrer Consequenz auf andere Staaten angewandt, welche nicht Verkehrs-Erleichterungen gleichen Gewichtes gewähren, muß wohl bemessene Retorsionsmaßregeln hervorrufen und bleibt auch in dieser Form mit den Forderungen der Wissenschaft im Einklange, während sie zugleich dem Staate die nöthige Stütze in seinen auswärtigen Handelsverhältnissen gewährt. Die Möglichkeit der Mitbewerbung besteht darin, daß ein Staat nicht durch zu niedrige Eingangsabgaben dem Inlande, durch zu hohe Zölle dem Auslande die Concurrenz auf dem einheimischen Markte unmöglich macht. Auch dieses Princip entspricht durchaus der Wissenschaft, es drückt zugleich die Form aus, in welcher die Idee der Handelsfreyheit festen Boden in der Wirklichkeit gewinnen kann. Bey Vergleichung der staatswirthschaftlichen Systeme der europäischen Staaten jedoch wird man finden, daß der große Grundsatz: „ohne Concurrenz keine Handelsfreyheit“ die Politik keines andern Staates mehr als des deutschen Zollvereins durchdrungen hat. Der preußische Tarif von 1818 huldigt diesem Principe; er gesteht nur mäßige Schutzzölle zu im Interesse der Finanzen wie der Verzehrer; nirgends aber enthält er eine Aufforderung zum Monopol, die einheimische Industrie soll kämpfen gegen die fremde Concurrenz, sich aller Mittel des Geistes und der Natur bedienen. Daher ein halber Thaler vom Zentner Eingangszoll für Waaren als Regel, für fremde Fabrikate zehn Procente des Werthes im Allgemeinen, wo nicht weniger ohne Benachtheiligung der innern Industrie. Freyheit oder möglichste Erleichterung in der Einfuhr von Rohstoffen, unbedingte Freyheit der Ausfuhr. Nur eine solche Gesetzgebung allein, welche das Schutzsystem nicht in der Beschränkung der Concurrenz sondern in ihren Erweiterungen, nicht in Hemmung sondern in der Befreyung ihrer Verkehrsbewegungen zu erreichen sucht, vermochte der Mittelpunkt und die Vorbereitung zu einem deutschen Zollverein zu werden; zumal auch in andern deutschen Staaten seit lange ähnliche Grundsätze ausgesprochen worden. (Bayerische provisorische Zollordnung vom 4. December 1799, deren Eingang lautet: „ohne Commerz-Freyheit läßt sich in keinem Staate ein hoher Grad von Landescultur und von wohlhabender Bevölkerung erwarten.“) In der weiteren Charakteristik der Zollvereins-Principien wird die Verzollung nach dem Gewichte als ein besonderer Vorzug erwähnt, wodurch neben der Vereinfachung der Zollbehandlung die inländische Production begünstigt werde, indem Gegenstände allgemeinen Verbrauchs, welche jedes Land am leichtesten erzeugen kann, einen höheren Zollschutz wegen stärkeren Gewichtes als die feineren kostbareren Waaren genießen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Aus dem Durchmesser der Rolle, der umwundenen Fläche, der absoluten horizontalen Intensität des Erdmagnetismus und der beobachteten Ablenkung ergiebt

sich die Intensität, und als Quotient aus der Menge des zerlegten Wassers dividirt durch die Quantität der durch die Rolle gegangenen und zur Wasserzersetzung verbrauchten Elektricität diejenige Menge Wasser, welche durch das festgesetzte absolute Maaß der Elektricität zerlegt wird d. i. das gesuchte elektrochemische Aequivalent des Wassers. Nach dieser Methode fand Hr. W. das Mittel dieses elektromotorischen Aequivalentes = 0,009376 aus fünf Messungen, deren einzelne Differenzen von dem Mittel zwischen + 0,000061 und — 0,000039 lagen, deren Harmonie daher als eine neue Bestätigung des Faraday'schen Satzes, daß zur Zersetzung derselben Menge Wassers immer gleiche Menge Elektricität gebraucht wird, angesehen werden kann.

Hr. W. hofft, in der Folge diese Messungen unter noch mehr veränderten Verhältnissen wiederholen zu können. (S. 181 — 189)

4) Hr. Prof. G. Osann schloß (S. 121 — 138) aus mehreren Versuchen, die er über das Durchschlagen des elektrischen Funkens durch Papier, Pappe und Staniol anstellte, der elektrische Funke sey nicht das dynamische Product beyder Elektricitäten, sondern jede der beyden Elektricitäten habe ihren eigenen Funken, die keine Anziehung zu einander haben, sondern sich wie elektrische Ströme verhalten, die entgegen gesetzt bewegt sich abstoßen. Daß beyde in einen Funken zusammenfallen, davon liegt die Ursache in dem Widerstand des dazwischen liegenden Mediums z. B. der atmosphärischen Luft. Geschieht die Entladung über Wasser oder Schwefelblumen, so werden diese von der positiven und negativen Kugel, noch ehe der Schlag geschieht, angezogen, woraus, wie Hr. O. meynt, mit Einleuchtenheit hervorgeht, daß die Stelle zuerst aufgelockert wird, und dann an dieser dünner gewordenen Stelle der Durchschlag geschieht. Die bekannten Randerhöhungen sind daher nicht Folge in entgegen gesetzten Richtungen wirkender elektrischer Funken, sondern der Anziehung beyder Elektricitäten, bevor der Durchschlag geschieht. (S. 121 — 130).

5) Als Hr. Walker zu Kennington die Poldrähte einer mächtigen Daniell'schen Batterie von 160 Zellen so über Kreutz legte, daß zwischen ihnen noch ein kleiner Raum blieb, so entstand ein continuirlicher Lichtstrom, und die auffallende Erscheinung, daß der positive Draht vom Kreutzungspunkte ab bis zu seinem freyen Ende rothglühend und selbst bis zum Umbiegen erweicht wurde, der negative aber verhältnißmäßig kalt blieb. Wurden die Drähte in destillirtes Wasser gebracht, so zeigte das Wasser am positiven Ende immer eine höhere Temperatur als das am negativen. (S. 62)

6) Der Hr. Herausgeber dieser Annalen denkt sich den Widerstand einer geschlossenen Kette zusammengesetzt aus dem Widerstand in der Flüssigkeit und dem im

Schließungsdraht. Jenen hält er für wesentlich, diesen für außerwesentlich, weil dieser durch hinlängliche Kürze und Dicke so gut wie vollständig aufgehoben werden kann. Je größer aber dieser Widerstand ist, desto kleiner wird die Stromstärke, welche bey einem unendlich kleinen Werth desselben auf eine Größe steigt, die durch die elektromotorische Kraft, und den wesentlichen Theil des Widerstandes bedingt ist. Ausgehend von der allgemeinen Formul $i = \frac{k}{r + w}$, wo r den wesentlichen, w den außerordentlichen Widerstand, k die elektromotorische Kraft und i die Stromstärke vorstellt, und deren Maximum $m = \frac{k}{r}$ ist, wird Hr. Poggendorff zu den Resultaten geführt, daß die Stromstärke einer Batterie $= \frac{k}{2r}$, d. i. für den Fall des Maximums der Nutzwirkung und des Maximums der chemischen Wirkung (der Wasserzersetzung) = dem halben Maximum der Stromstärke einer der einfachen Ketten, aus welchen die Batterie zusammengesetzt ist.

Da sich nun das Maximum einer einfachen constanten Kette ohne Schwierigkeit bestimmen läßt, so ist dadurch auch eine absolute Bestimmung der Strom-Maxima oder wenigstens eine Vergleichung zweyer Ketten möglich, wenn die vorausgegangene Messung genau ist.

Um ein bloß annäherndes Resultat zu erhalten, dient die Verbindung der zwey zu prüfenden Ketten im entgegengesetzten Sinne mit einem Doppelgalvanometer, dessen Drähte einen möglichst kleinen Widerstand darbieten, indem der Ausschlag der Magnetnadel sogleich zeigt, welche der Ketten die größere Stromstärke habe.

Dieses Verfahren hat aber seine Unbequemlichkeiten. Daher schlägt Hr. P. eine andere Methode vor, welche nur zwey Messungen nothwendig macht, indem sie nichts anderes erfordert, als daß man die Stärke in demjenigen Draht messe, welcher, wenn z. B. eine Zinkkupferkette mit einer Zinkplatinkette verglichen werden soll, das Zink der ersten mit dem Platin der zweyten verbindet. Sorgfältig ausgeführt gewährt diese Methode ein befriedigendes Resultat. Natürlich ist sie aber nur auf constante Ketten anwendbar, bey welchen überhaupt nur messende Versuche mit Genauigkeit angestellt werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Der deutsche Zollverein in seiner Fortbildung von Gustav Höfken ꝛc.

(Fortsetzung.)

Diese Erhebungsweise bringe ferner größere Stetigkeit in die Einnahme und bewirke mehr Unabhängigkeit von auswärtigen Handelskrisen, indem der Zoll verhältnißmäßig um so höher steigt, je wohlfeiler das Ausland producirt und die Höhe des Schutzzolles sich vermindert, je höher die Preise im Auslande steigen. Letztere Bemerkung zugegeben, bleibt jedoch die Einwendung übrig, daß durch die Zollerhebung nach dem Gewichte Gegenstände geringeren Werthes namentlich in Geweben unverhältnißmäßig hoch besteuert werden, folglich ein Widerspruch gegen die Principien des Vereins besteht, und es überhaupt nicht angemessen erscheint, Gegenstände allgemeinen Verbrauches für die geringeren Klassen so hoch und Luxusgegenstände, für welche sich der Zoll auf eine Kleinigkeit berechnet, so niedrig zu besteuern. Das letztere wird auch vom Verf. berücksichtigt, weßhalb er empfiehlt eine auf einfachen Principien beruhende Werthsbesteuerung mit jener des Gewichtes zu verbinden. (Der englische Tarif besteuert die Rohstoffe und Consumtibilien nach dem Maaße und Gewichte, die Fabrikate nach dem Werthe.) Unter den übrigen Zollsätzen werden mit Recht jene auf die tropischen Producte als besonders wichtig erachtet und in zwey Klassen getheilt: jene auf Rohproducte zur Fabrikation, welche wie wirklich geschieht, im Eingange möglichst zu erleichtern seyen und jene auf Consumtibilien, in Ansehung welcher die Zollgesetzgebung den freyesten Spielraum habe. Es wird daher neben der finanziellen Rücksicht empfohlen, solche vorzugsweise als Mittel zum Abschluße vortheilhafter Handels-Verträge zu benutzen, was hinsichtlich der Zollsätze auf Fabrikwaaren ohne Gefährde des ökonomischen Systemes nicht geschehen könne. Hier wäre auch noch des im Vereinstarife bestehenden Mißverhältnisses der Zuckerzölle zu erwähnen gewesen, welches den inländischen Raffinerien fast ein Monopol gewährt und hiedurch auf die Consumtion und die Zolleinnahme nachtheilig zurückwirkt. Bey Betrachtung der neueren Zollverträge von 1841 wird insbesondere das dort vereinbarte Princip über die Besteuerung des Rübenzuckers, welches einem billigen Schutze durchaus nicht entgegenstehe, als richtig anerkannt; da eine künstliche Aufschwellung dieser Industrie offenbar das Interesse des Vereins gefährden würde; abgesehen davon, daß solche in ihrer wahren Bedeutung dem Urtheile der bewährtesten Oekonomen gemäß nur als landwirthschaftliches Nebenerzeugniß zu betrachten sey und theoretisch wie praktisch anerkannt werde, daß künstliche und einseitige Schutzsysteme für Zweige der Landwirthschaft stets empfindlich auf inländische Gewerbe und den Handel zurückwirken. In den neuen Bestimmungen über die inneren Ausgleichungssteuern erblickt der Verf. einen entschiedenen Fortschritt; nicht nur wegen verbesserter Erhebungsweise derselben, wodurch die bisherigen innern Schranken (Ausgleichungszollstellen) vollends entfernt worden, sondern vorzüglich in der Rücksicht, daß hierin auf das Bedürfniß eines gemeinsamen innern Steuersystems der Vereinsstaaten hingewiesen sey; welches nothwendig bey ungehemmter Entwicklung des Vereins erfolgen müsse, da unverkennbar derjenige Vereinsstaat, welcher sich des mildesten Abgaben-

systemes erfreut, in seinen gesammten volkswirthschaftlichen Interessen den übrigen den Vorrang abgewinnt. Wie anerkennend sich übrigens der Verf. in Ansehung dieser und anderer Hauptbestimmungen des Zollvereins ausgesprochen, so ist er nicht weniger bemüht, die Mängel der gegenwärtigen Einrichtungen so wie die Mittel zu bezeichnen, wodurch der Verein dem klar erkannten Ziele „als mächtiges Organ der deutschen Gesammtinteressen und als festeste Grundlage ihrer Einheit“ entgegen zu führen sey.

Für seine Fortbildung aber erscheint zuförderst der Keim eines innern Organismus, nämlich die periodischen Zollconferenzen oder vom Verfasser lieber „Zollvereinstage“ genannt, von der größten Wichtigkeit. Der Verf. findet ihre Zusammensetzung und ihren Wirkungskreis zu beschränkt für ihre Bestimmung, die deutsche Handelspolitik praktisch zu unterstützen, die Verträge mit den nationalen Interessen in Uebereinstimmung zu bringen und den Handels-Bewegungen mit umsichtiger Berechnung zu folgen; daher die Bildung einer Centralbehörde, eines Zollrathes der Vereinsstaaten den Vorzug verdiene. Noch mehr wird ein gesetzliches öffentliches Organ für die Verträge und wichtigsten äußeren Beziehungen des Vereines vermißt; um so mehr da die Zusammensetzung der Conferenzen zu schwach für die Vertretung so wichtiger National-Interessen, zur Bildung von Ausschüssen und gehöriger Verarbeitung des umfangreichen Materials erscheine. Als großen Uebelstandes wird insbesondere des Mißverhältnisses zwischen der Größe und Macht der Staaten und ihrer Stimmberechtigung erwähnt; ein höchst beachtungswerther Umstand für die Zukunft des Vereins, da eine einzige Stimme des kleinsten Staates die für die Gesammtheit ersprießlichsten Bestimmungen zu vereiteln vermag, kein Rechtszwang besteht und die Willkühr der einzelnen Staaten in Geltendmachung ihres Stimmrechtes einer Beschränkung nicht unterliegt. Hier wird die gefährliche Lockerheit in den gegenseitigen Beziehungen der Vereinsstaaten erkannt, der Keim zur alten traurigen Zersplitterung des Vaterlandes; wenn auch bisher glücklicher Weise eine gefährliche Spaltung der Ansichten nicht Wurzel gefaßt hat. Deßhalb der Wunsch einer sicheren unumstößlichen Rechtsbasis für den Zollverein, einer stärkeren Gewährschaft für seine Fortdauer als die gegenwärtige, welche darin gefunden wird, daß die deutsche Zollvereinigung unserem höchsten Gesetze, der Bundesverfassung, einverleibt werde; sich mithin nicht mehr auf die schwache Grundlage von bloßen Specialverträgen, sondern auf den deutschen Bund selbst stütze, daher einseitigen Gegenwirkungen einzelner Staaten ein für allemal ein Ziel gesetzt werde. Hiedurch würde zugleich das Stimmrecht seine volle Bedeutung erlangen, das natürliche Gleichgewicht zwischen Macht und Einfluß, Rechten und Pflichten wieder hergestellt, für die Dauer und Entwicklung des großen Handels-Bundes aber im deutschen Boden und im deutschen Rechte zugleich die sicherste Grundlage gewonnen.

Vorbereitet ist dieser große Schritt; seit Jahrhunderten erfreut sich Deutschland keiner Periode ähnlicher Entwicklung seiner Industrie und seines Handels; keine größere Abhängigkeit der Vereinsstaaten als Folge des Verbandes hat sich irgend fühlbar gemacht, alle vielmehr haben im deutschen Handelsbunde eine wesentliche Stütze ihrer Selbstständigkeit gewonnen; Besorgnisse in gewerblichen und finanziellen Beziehungen sind als beseitigt anzusehen. Einheit in Zoll und Handel ist zum moralischen und materiellen Bedürfnisse geworden; organische Ausbildung der Vereins-Institutionen ist eifrigster Wunsch, jede Art örtlicher Eifersucht verschwindet im Bunde der großen National-Interessen. Ist hierin der Wunsch jedes Vaterlandfreundes für die Ausbildung des Vereins zu seiner vollen Bedeutung als deutsche Handelsmacht ausgesprochen, so fehlt doch Vieles noch zur Erreichung dieses Zieles. Es fehlen demselben „eine stetige Vereins-Behörde, gemeinsame Vertretung nach Außen durch Consulate und Agenturen, die berathenden und beschließenden Zollvereinstage, auf deren Ausbildung die Ergänzung und Vervollkommnung der deutschen Bundes-Verfassung beruht, Oeffentlichkeit der Verhandlungen, Oeffentlichkeit nach allen Richtungen, gesetzlicher Einfluß der Interessen und der öffentlichen Meynung, jedes gesetzliche allgemeine Organ; noch gehen ihm im Innern ab eine gleichmäßige Besteuerung, ein Vereinspost- und Fuhrwesen, Vereinbarung wegen großer Communicationsmittel, wegen eines Patentgesetzes u. s. w.“

Den äußeren Beziehungen des Vereins, als den wichtigsten für seine Fortbildung ist der größere Theil des Werkes gewidmet, worüber wir jedoch auf den Inhalt selbst verweisend nur einige wenige Andeutungen hier anzuführen vermögen. Zunächst die Stellung des Vereines zu Oesterreich anbelangend, lassen innige Stammesverwandtschaft mit dem herrschenden Volke im deutschen Kaiserstaate, Natur- und Productionsverhältnisse, so wie die Stromsysteme eine Zollverbindung mit Oesterreich als höchst wünschenswerth erscheinen. Für Deutschland als ein natürliches und geistiges Ganze haben das Donau- wie das Rheingebiet, die istrische Küste wie das Ostseegestade in seiner Entwicklung gleiches Interesse. Welchen Aufschwung würde der deutsche Handel nehmen, wenn er sich frey an vier Meere lehnen, sich innerhalb dieser Seemarken ungefesselt bewegen könnte! Würde nicht die österreichische Flotte bald der Kern einer achtunggebietenden Seemacht im mittelländischen und schwarzen Meere werden, deutsche Ansiedlung mehr und mehr vorrücken! Stapelplätze im Archipelagus, in Westasien zur Ausbreitung des deutschen Handels! Weder politische noch volkswirthschaftliche Hindernisse stehen dem Anschluße entgegen; in letzterer Beziehung bloß das Verhältniß Ungarns zu den übrigen Erbstaaten, daher der Anschluß sich vorerst auf die nicht ungarischen Provinzen des Kaiserstaates zu erstrecken hätte. (Würden aber nicht gerade aus der Zollverbindung mit Ungarn beyden Theilen die größten Vortheile erwachsen?) Zu besorgende Ausfälle an Zollerträgnissen würden zum größten Theile durch die Beseitigung einer Gränzbewachung von 250 Meilen erspart werden, abgesehen von den unendlich überwiegenden Vortheilen für die Gesammtinteressen. Als Vorbereitung zum Anschluße werden wechselseitiges Annähern der Tarife (wofür der Vereinstarif durchschnittlich um einige Procente höher gestellt werden könne ohne das System zu verletzen) und zunächst ein umfassender Handelsvertrag empfohlen, welcher sich insbesondere auf Maaßregeln zur Unterdrückung des Schleichhandels zu erstrecken hätte: ferner Verbesserung der Land- und Wasser-Communicationen, worunter vorzüglich Regelung des Donaubettes von Ulm bis zur Gränze der österreichischen Herrschaft, endlich mehrfache Verbindungen zwischen dem Donaugebiete und den niederdeutschen Seehäfen durch Eisenbahnen. Die Zweckmäßigkeit dieser Vorschläge dürfte wohl von keiner Seite mißkannt werden.

Eine umfassende Abhandlung ist den Beziehungen des Zollvereins zu den Niederlanden, den Hansestädten und Dänemark gewidmet, mit Darstellung der Handelspolitik dieser Staaten und ihres auswärtigen Verkehrs. Sie beweist die Vertrautheit des Verf. mit der Geschichte, Staats- und Volkswirthschaft jener Länder. In Bezug auf das Detail müssen wir auf das Werk selbst verweisen; es sey hier nur bemerkt, daß der Verf., was Holland betrifft, von der Ueberzeugung durchdrungen ist, die fortschreitende Erweiterung des Zollvereins und der Verbindungen des Rheins mit der Schelde, Ems und Weser werden eine Annäherung Hollands an den deutschen Handelsbund, zum unermeßlichen Vortheile beyder, als unvermeidlich darstellen, falls das erstere den Markt von der Nord- und Ostsee bis ans mittelländische und schwarze Meer für seine Produkte führen wolle; ja daß Hollands Zukunft nur in der Verbindung mit Deutschland ruhe.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Aber zwey solche Ketten nach dem Princip der Säule in gleicher Richtung verbunden, liefern einen sehr constanten Strom, dessen elektromotorische Kraft gleich ist der Summe der elektromotorischen Kräfte beyder Säulen, in entgegengesetzter Richtung aber mit einander verbunden nur einen veränderlichen Strom, und die elektromotorische Kraft ist immer kleiner als die Differenz der elektromotorischen Kräfte beyder Ketten, welches Hr. P. auch durch die von ihm bey verschiedenen Combinationen erhaltenen Resultate nachweist. (S. 45 — 62.)

7) Um starke galvanische Ströme nach absolutem Maaße zu messen, giebt Hr. W. Weber ein Instrument an, welches einer Tangenten-Bussole ähnlich auf dieselbe Weise, wie nach Gauß'scher Methode das Mo-

ment eines Magnetes (wenn der Erdmagnetismus bekannt ist) nach absoluten Maaße gemessen wird, das Moment einer geschlossenen galvanischen Kette mißt, indem, wenn die Länge der Nadel als verschwindend gegen den Durchmesser eines Kreises, in dem sie sich bewegt, betrachtet wird, oder auch, wenn die Länge der Nadel noch $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ des Durchmessers nicht übersteigt, als genügende Näherungsformel gelten kann für die Intensität des galvanischen Stromes $g = \frac{1}{2\pi} R. T. tang.$ und, wo R = Radius des Ringes, T = horizontaler Intensität des Erdmagnetismus, und U = Ablenkung der Nadel ist (S. 27 — 32).

8) Hr. R. Bunsen beschreibt (S. 265 — 276) die Bereitung der Kohle, welche anstatt Platin in der Grove'schen Kette gebraucht werden soll, ausführlich, und zugleich einen Apparat, von dem er glaubt, daß er erhebliche Vorzüge vor der mit Platin construirten Batterie habe, „da dieselbe nicht nur, was die Größe und Sicherheit der Wirkungen anbelangt, diesen Batterien bey gleichem Verbrauch an Säuren und Zink vollkommen gleich kömmt, sondern auch bey gleicher Eleganz und einer größern Bequemlichkeit in der Behandlung wenigstens vier Mal so wohlfeil herzustellen ist.“ Dagegen bemerkt aber der Hr. Herausgeber in einer Note, daß Batterien von sehr großen Dimensionen aus solchen Kohlen, besonders wenn sie erst fabrikmäßig bereitet würden, vielleicht wohlfeiler darzustellen seyn mögen; allein für kleine Apparate, wie sie zu eigentlichen wissenschaftlichen Untersuchungen erforderlich und hinreichend sind, könne selbst gegenwärtig den Kohlen kein Vorzug vor dem Platin zugestanden werden.

9) Um die bey der Zersetzung des Wassers durch galvanische Wirkung erhaltenen Gase abgesondert zu erhalten, empfiehlt Hr. Poggendorff zweyerley Apparate für kleinere Quantitäten und einen dritten für größere Mengen.

Die Construction dieser Apparate gab Hrn. P. zugleich Veranlassung, die Vortheilhaftigkeit verschiedener Metalle und Flüssigkeiten durch einige Versuche zu prüfen, wozu ihm eine Batterie aus zwey kleinen Grove'schen Ketten, in deren Kreis eine Zersetzungszelle, bestehend aus zwey homogenen Metallplatten und einer oder der anderen eingeschalteten Flüssigkeit diente. Die mit Aetzlauge, Schwefelsäure und kohlensaurem Kali angestellten Versuche zeigten, daß die Combination von Schmiedeeisen (Eisenblech) in Aetzlauge die erprobteste ist, indem sie nicht nur den Strom der Batterie weniger als die übrigen, sondern auch in einer constanten Weise schwächt, während Platin in keiner der drey Flüssigkeiten einen constanten Strom liefert. In diesen Versuchen waren die reinen Flüssigkeiten mit vier Theilen Wasser verdünnt. In einer zweyten Reihe wurden sie mit neun Theilen verdünnt, und die Versuche zugleich auf Kohlenplatten ausgedehnt. Das Resultat erwies auch dieses Mal die Combination in Aetzlauge als die vortheilhafteste. Der Strom einer constanten Elektricitätsquelle wurde auch hier durch Platin in Schwefelsäure weniger geschwächt als in Aetzlauge, die Kohle aber zeigte das entgegengesetzte Verhältniß (S. 277 — 301).

10) Es ist des neuen Oersted'schen Elektrometer in dem vorigen Berichte erwähnt worden. Hr. F. Dellmann in Kreuznach sucht demselben eine bequemere Einrichtung und größere Beweglichkeit zu geben, beschreibt die verschiedenen Abänderungen, die er zu diesem Zweck gemacht, und glaubt denselben vollkommen erreicht zu haben. Am Schlusse seines Berichtes bemerkt er, daß er bey den Volta'schen Grundversuchen die Elektricität des Zinkes nie anders als positiv, die des Kupfers aber immer negativ gefunden habe (S. 301 — 310).

11) Hr. Becquerel hatte vor mehreren Jahren vermuthet, daß die Ordnung der Metalle, nach welcher sie in Berührung mit einander erwärmt positiv elektrisch werden, dieselbe sey, welche sie hinsichtlich ihres Wärmestrahlungsvermögens befolgen, und daß daher auch die thermoelektrischen Eigenschaften der Körper in einem direkten Verhältniß zu demselben stehen. Wenn aber dieß der Fall ist, schloß Hr. Bar. v. Wrede, so muß Eisen, welches bekanntlich in niederer Temperatur stark positiv, in höherer dagegen negativ ist, auch in demselben Verhältniß bald stärkeres bald schwächeres Wärmestrahlungsvermögen haben, und fand diese Folgerung vollkommen richtig, also auch Hrn. B's. Muthmassung bestätiget (S. 175 — 177).

12) Der bekannte, und um verschiedene Theile der Physik so verdiente Hr. G. Th. Fechner hatte schon früher eine Commentatio de magnetismo variabili, qui chalybi actione galvanica inducitur, geschrieben, und dem Hrn. Herausgeber zugeschickt mit der Bemerkung, daß er die darin enthaltene Untersuchung künftig vollständiger für die Annalen mittheilen wolle. Da indessen der beklagenswerthe Gesundheitszustand des Hrn. Verfassers die Ausführung dieses Vorsatzes leider noch lange zu verschieben scheint, so hat Hr. Poggendorff geglaubt, diese Arbeit wie sie jetzt ist, nicht länger vorenthalten zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Der deutsche Zollverein in seiner Fortbildung von Gustav Höfken ꝛc.

(Schluß.)

Vor der Hand jedoch, bis die dortigen Vorurtheile verschwinden, eine entschiedene Neigung zur Annäherung an Deutschland sich kund gegeben, und insbesondere in so lange dessen Verträge vom Jahre 1837 mit Großbritannien und die neueren mit Frankreich bestehen, in so lange endlich die niederländische Handelsgesellschaft in bisheriger Weise den Haupttheil des Colonialhandels vertragsmäßig in Hand behält, müsse demselben von deutscher Seite die entschiedenste Haltung entgegen gesetzt, ihm der deutsche Markt beschränkt werden, da es auf die Dauer Holland nicht gestattet werden könne seine Colonial-Erzeugnisse nach Deutschland abzusetzen und dagegen sein Bedürfniß an europäischen Erzeugnissen da zu nehmen, wo es ihm beliebt. So richtig diese Vorschläge für Deutschlands commercielle Wohlfahrt erscheinen, so möchte doch unter den gegebenen Voraussetzungen, bey dem bekannten Staatshaushalt Hollands, dessen Verbindung mit Deutschland noch in weite Ferne gerückt seyn. Die Vortheile des Anschlusses der Hansestädte an den Verein, welche weder ein Colonial-Interesse noch eine darauf bezügliche Industrie gegen Deutschland zu vertreten haben, werden mit gewichtigen Gründen hervorgehoben, unter welchen das Bestreben des Verf., Deutschland zu einer commerciellen und politischen Einheit zu erheben, besonders hervortritt. Es wird gezeigt, wie zwischen den wahren Interessen der Hansestädte und den Zwecken des Vereins die innigste Uebereinstimmung besteht; der Aufschwung des einen der wirksamste Hebel für den Handel der andern sey. Die Hansestädte seyen zu den großen Emporien für ein Handelsgebiet von dreyßig Millionen Einwohnern bestimmt, wodurch sie unter allen Umständen eine Anziehung auf den Norden und Osten Europas so wie auf die transatlantischen Länder ausüben müssen, wie kein anderer nördlicher Hafen, die englischen nicht ausgenommen. Die gegen den Beytritt der Hansestädte erhobenen Besorgnisse beruhen theils in mißverstandener Anwendung der Vereinszollgesetze, namentlich wegen der Waarenhöfe und der Zollbehandlung, theils auf irrthümlichen Ansichten über Benachtheiligung des Zwischenhandels durch den Zollanschluß: indem dargethan wird, daß der letztere, so ferne er auf freyen Handelsbewegungen und Naturverhältnissen beruht, hiedurch nicht geändert werden könne, da die Hansestädte auch als Vereins-Freyhäfen nach wie vor europäische Waaren- und Stapelplätze bleiben müssen. So ferne aber der Zwischenhandel von der Politik fremder Staaten abhängt, könne er durch den Anschluß nur gewinnen, da ein großer Staatenbund offenbar mit mehr Gewicht unterhandelt als vereinzelte Seestädte. So weit er endlich in Zollbegünstigung der deutschen Messen, in Verbesserung der Communicationsmittel und aller übrigen auf Beförderung des deutschen Transithandels abzielenden Maßregeln seine Begünstigung findet, hängt derselbe unmittelbar vom Zollverein ab, daher nach allen Seiten betrachtet Einigung in ihrem Interesse liegt, was nur gänzliche Befangenheit in Vorurtheilen zu verkennen vermag.

Die Betrachtung einer näheren Handelsverbindung mit Dänemark veranlaßt den Verf.,

auf die große Wichtigkeit einer Wasserverbindung des Rheins mit der Ems hinzuweisen. Die übermäßige Höhe der holländischen Spesen, die Hindernisse der Rheinschiffahrt, der geringe und für Westdeutschland unbedeutende Verkehr Hollands mit Amerika bewirken, daß Fabrikate aus Rheinland und Westphalen (gleich wie auch aus Belgien) den Weg nach den transatlantischen Ländern über Bremen und Hamburg suchen mit 2/3 höheren Frachtkosten als bey der Versendung nach Holland. Allein bey der großen Entfernung der Hansestädte für Westdeutschland und dem Sundzolle, der auf dem Handel nach der Ostsee lastet, bietet die Ems einen neuen Ausweg, wodurch Deutschland eine weitere Seeausfuhr gewinnt und Preußen seine Ostprovinzen in leichte Verbindung mit dem Westen des Reiches zu bringen vermag; wobey der Verf. von der Ansicht ausgeht, daß unter dem Fortbestehen der rußischen Sperre und dem Drucke des Sundzolles das Mittel einer dauernden Aufhülfe der an Naturerzeugnissen reichen Ostseeprovinzen nur in ihrer innigen Verbindung mit den gewerbreichen westlichen Provinzen gefunden werden könne. Dieß wird aber der Fall seyn, wenn die Güter von Königsberg auf dem über 50 Meilen kürzeren und minder gefährlichen Wege über die Ems in 24 Tagen und fast einen Monat früher als gegenwärtig nach Köln gelangen. Die Vorzüglichkeit des Emdner Hafens und der dortigen Fahrwasser ist übrigens schon früher in öffentlichen Blättern und namentlich in der allgemeinen Zeitung besprochen worden. An die Erwägung endlich, daß Dänemark seiner Lage, Ausdehnung und seinen Bestandtheilen gemäß, mit einer Million deutscher Unterthanen und für einen Theil derselben dem deutschen Bunde angehörig keine eigene Politik befolgen könne, knüpft sich der Vorschlag, es möge mit seiner unbeschäftigten Kriegsmarine, „gegenwärtig ein nutzloser gefahrdrohender Luxus für Dänemark", im deutschen Vereine die Rolle der Vereinsseemacht übernehmen; wobey indeß der Verf. in der Ansicht, daß politische Sympathien für Deutschland dort wenig vorherrschen dürften (und setzen wir hinzu, auch die Productionsverhältnisse Dänemarks entgegenstehen) keinen Zollanschluß sondern nur ein kräftiges Bündniß gemeynt wissen will.

Bey Erörterung der Beziehungen des Zollvereins zu Großbritannien ist es nach einem gedrängten Ueberblicke der bekannten Principien der englischen Handelspolitik vorzüglich der Märzvertrag des Vereins mit England, welcher die Aufmerksamkeit des Verf. aufs Neue fesselt. Er erblickt hierin eine Verletzung des Principes der Gegenseitigkeit; die der deutschen Rhederey scheinbar eröffneten Vortheile in Wirklichkeit vernichtet, da solche von weit entlegenen Häfen aus auf einer kleinen Linie, den größten seefahrenden Nationen gegenüber, unausführbar erscheint; daß ebenso die Eröffnung des Schiffahrtsverkehrs mit den brittischen überseeischen Besitzungen theils schon durch die neue englische Schiffahrtsacte allgemein zugestanden sey, theils aber in der Ausführung unbesiegbaren Schwierigkeiten wegen der englischen Gesetze über den Colonialverkehr mit dem Mutterlande und den Differenzialzöllen für die Einfuhr nach den englischen Colonien unterliege; daß man für die Dauer des Vertrages auf ein deutsches dem englischen ähnliches Navigationsgesetz verzichtet habe, wodurch allein wahre Gegenseitigkeit hätte gewonnen werden können; daß man endlich für zwey besondere Artikel, Zucker und Reis, der englischen Einfuhr die nämlichen Bedingungen wie den meist begünstigten Nationen zugestanden habe. Es kann nicht die Absicht seyn, in der gegenwärtigen Anzeige einen Streit über dieses Thema wieder aufzunehmen, welcher seinerzeit von den Gegnern des Vertrags in öffentlichen Blättern bis zur Ermüdung, nicht selten sogar unter Mißkennung seiner materiellen Bestimmungen geführt worden ist. Wenn jedoch erwogen wird, daß durch diesen Vertrag (ein Zusatzvertrag zu dem schon 1824 abgeschlossenen über wechselseitige Feststellung der Schiffahrtsabgaben, kein Handelsvertrag über Tarifsfragen) 1. die Gleichstellung der Schiffahrtsabgaben aufs Neue stipulirt; 2. die erweiterte Berechtigung nach dem Vorgange des englisch-österreichischen Vertrages vom 10. August 1840 für die preußische Schiffahrt erlangt worden, alle europäischen Producte, die enumerirten sowohl als die nicht enumerirten von den Mündungen der Elbe, Weser, Ems und Maaß zum Verbrauche in das vereinigte Königreich, und von den gedachten Plätzen auch preußische (vereinsländische) Producte in die

auswärtigen brittischen Besitzungen einzuführen; daher offenbar der preußischen und beziehungsweise vereinsländischen Schiffahrt ein größeres Feld eingeräumt und der früher nicht bestandene unmittelbare Schiffahrtsverkehr mit den Colonien eröffnet worden; 3. daß dagegen die im Vertrage ausgedrückte Beschränkung auf jene Artikel, welche gesetzlich auf nicht englischen Schiffen in die Häfen des vereinigten Königreichs eingeführt werden dürfen, in den englischen Navigations- und Colonialgesetzen begründet ist, welchen wir, unter gänzlich verschiedenen Verhältnissen, keine ähnliche Schiffahrtsacte entgegen zu setzen haben und mit deren Erlaß der Handelspolitik des Vereins zur Zeit nicht gedient seyn konnte; daß endlich 4. die so sehr gefürchtete Stipulation wegen Einfuhr von Zucker und Reis aus Großbritannien dem Geiste des Zollvereins entspricht, welcher Differenzialzölle vermeidet, und welche schon um deßwillen nicht bedenklich erscheint, weil dadurch jede Veränderung der Tarifsätze auf diese Artikel nicht ausgeschlossen ist, vielmehr in Ansehung der materiellen Bestimmungen den Vereinsregierungen völlig freye Hand bleibt: so mögen diese Bemerkungen wenigstens dazu dienen, den so lange geführten Streit durch das vorliegende schätzbare Werk über den Zollverein nicht aufs Neue hervorzurufen.

Nur ganz kurz vermögen wir endlich die Erörterungen zu berühren, welche der Hr. Verf. der Organisirung einer deutschen Vereinsmarine widmet. Mit Recht hebt derselbe das Schiffahrtsgewerbe als eines der tüchtigsten auf die Erstarkung des Nationalcharacters den glücklichsten Einfluß übenden hervor; „aus der Seethätigkeit weht gleichsam fortwährend ein erfrischender Hauch über das ganze Staatswesen, der auch die Nerven der übrigen Volksklassen stählt“ — so seine ungemeine Bedeutung in nationalwirthschaftlichen Beziehungen, und daß der völkerrechtliche Grundsatz „frey Schiff, frey Gut“ nur von seetüchtigen Nationen wirksam vertreten werden könne. Hieraus die unabweisbare Forderung, daß die deutsche Schiffahrt nicht ferner dem Auslande Preis gegeben werde, daß sie vollen gesetzlichen Schutz erlange und unter einem Banner sich einige, zu dessen Vereinigung alle deutschen Staaten mitwirken; daß mit einem Worte die deutsche Schiffahrt sowohl in den deutschen Häfen als in allen ihren Verhältnissen zum Auslande unter einer deutschen Bundesflagge sich die Hand biete; der Zollverein sich zu einem Schiffahrtsvereine erweitere. Als Mittel zu diesem Zwecke werden bezeichnet: 1) eine bundesgesetzliche Bestimmung, daß alle deutschen Schiffe in allen deutschen Häfen, sodann alle deutschen Schiffe im auswärtigen Verkehr Deutschlands gleich gestellt und berechtigt seyen; 2) Gründung einer Bundes-Seemacht, von der Voraussetzung ausgegangen, daß es sich nicht um plötzliche Erschaffung einer imposanten Kriegsflotte, sondern um Gewinnung des Kernes für eine künftige Marine handle und daß überhaupt, wie die Beyspiele der amerikanischen Freystaaten und Oesterreichs erweisen, zum Schutze der Handelsschiffahrt auch eine geringe Seemacht ausreiche. In Ansehung der näheren Vorschläge, worüber wir auf die Schrift selbst verweisen, ist nur zu erwähnen, daß die Bestimmungen über die Bildung der Bundesflotte jenen über die Zusammensetzung des Bundesheeres entlehnt und mit solchen in Verbindung gebracht sind und daß deren etatsmäßige Stärke einstweilen auf 34 Kriegsfahrzeuge, worunter 10 Linienschiffe, berechnet wird. 3) Eine deutsche Schiffahrts-Gesetzgebung, welche von der Schiffahrtsfreyheit als Grundlage auszugehen und den gesetzlichen Schutz keinenfalls weiter als bis zur Möglichkeit der Concurrenz auszudehnen hätte; durch zwey Hauptmaximen verwirklicht. Einführung von mäßigen Unterschieds-Abgaben (zu Gunsten der deutschen Schiffe) in der erlaubten Schiffahrt und Gegenseitigkeit in den Ausschließungen und Beschränkungen. 4) Als wesentliche Begünstigung der Schiffahrt wird empfohlen, die Handelsgesetzgebung in richtige Beziehung mit den Schiffahrtsgesetzen zu bringen, daher die Verzollung der Colonial-Erzeugnisse nur vom Standpunkte der Gesammtinteressen nicht aber von jenem der einzelnen Gewerbe zu bestimmen sey; also möglichste Begünstigung der Einfuhr von Rohstoffen aus den Ursprungsländern und der direkten Ausfuhr von inländischen Fabrikaten nach den Ländern des Verbrauches. 5) Endlich Vorbehalt gewisser Schiffahrtszweige nach Maaßgabe der Gegenseitigkeit. Die Grundansicht dieser Vorschläge, daß nämlich die Ausübung eines wirksamen Schutzes für die deutsche Schiffahrt und Selbstständigkeit des deutschen Seehandels durch eine umfassende Navi-

gationsacte nur mittels gemeinsamer Zollgesetzgebung und Territorialverband erreichbar sey, ist wohl als die richtige nicht zu verkennen; allein eben so wenig, welchen Schwierigkeiten die Erschaffung einer deutschen Seemacht auf dem Wege der Bundesmatrikel zunächst in den so verschiedenartig gestalteten Bundesstaaten selbst und welchen Verwicklungen der deutsche Seehandel durch den Erlaß einer manchfache Beschränkungen enthaltenden Navigationsacte mit den großen Seemächten unterliegen würde; wenn auch der casus belli vor der Hand ganz außer Acht gelassen wird.

Wir schließen unsere Anzeige mit dem Wunsche, daß diese Schrift, in welcher neben vielseitigen Kenntnissen und Talent der Darstellung der lebendigste Patriotismus für Deutschlands Einheit und Macht allenthalben hervorleuchtet, die verdiente Anerkennung und Verbreitung finden möge.

Kleinschrod.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorffs Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Um die Gesetze des vorübergehenden Magnetismus des Stahls durch galvanische Wirkung aufzufinden, bediente sich Hr. F. derselben Methode, nach der er den veränderlichen Magnetismus des weichen Eisens untersucht hat. Zwey Multiplicatoren (Messer und Inductor) sind in dieselbe galvanische Kette eingeschaltet, jener enthielt eine Doppelnadel von hartem Stahl, dieser eine einfache Nadel. Das Verhältniß der Kraft, mit welcher beyde auf ihre Nadeln wirken, war so, daß die des Messers nur ungefähr einen 66ten Theil derjenigen war, mit welcher der Inductur auf seine Nadel wirkte. Nach vorläufigen theoretischen Betrachtungen und Aufsuchung der Werthe einzelner Elemente sucht Hr. F. in sechs Versuchsreihen für seinen Zweck Resultate mittels einer Daniell'schen Batterie von zwanzig Paaren auszumitteln, und findet a) daß der veränderliche Magnetismus, welchen Stahlnadeln durch den elektrischen Strom empfangen, der Stärke dieses Stromes proportional ist, und b) daß der Betrag dieses Magnetismus nach der Beschaffenheit der Nadeln verschieden ist, und bey einigen so gering, daß er zwischen mäßigen Intensitätsgränzen vernachläßiget werden kann (S. 189 — 208).

Der Himmel gebe dem leidenden Hrn. Verfasser bald eine bessere Gesundheit, um wie bisher zum Fortschreiten der physikalischen Wissenschaften überhaupt wirken, und ins Besondere, was er hier einer andern Zeit vorbehält, die Untersuchung, wie der Betrag dieses Magnetismus von der Natur, der Härte, der Dimension, der Temperatur und dem Zustand des festen Magnetismus der Nadeln abhängt, fortsetzen zu können.

13) Hr. Poggendorff liefert (S. 160 — 166) einen Auszug aus dem im Namen einer Commission der Pariser Akademie von Hrn. Dumas erstatteten „etwas weitläuftigen und ruhmredigen" Bericht über das Verfahren des Hrn. Elkington und des Hrn. Ruolz, Metalle auf galvanischem Wege zu vergolden, oder mit anderen Metallen zu überziehen. Da aber dieser Bericht über eine Sache, die schon allgemein in Zeitschriften und anderen Schriften besprochen worden, nnd bereits mit mehr oder weniger glücklichen Erfolg selbst in die Werkstätte übergegangen ist, nichts Neues liefert, glaubt Ref. denselben übergehen zu dürfen.

B. Licht.

1) Hr. Ed. Becquerel hat, wie sich die Leser erinnern, sich in zwey vorausgegangenen Abhandlungen (Bd. LV.) mit Untersuchungen über die chemischen Strahlen des Lichtes und ihre elektrische Wirkung beschäftiget. In der gegenwärtigen Abhandlung verfolgt er diese Untersuchung weiter, und beschreibt einen dazu geeigneten Apparat, den er elektro-chemischen Actinometer nennt. Das Wesentliche dieses Apparates ist eine jodirte Silberplatte, auf welche im finstern Zimmer durch ein senkrechtes Prisma ein horizontales Spectrum entworfen wird verbunden mit einem sehr empfindlichen Galvanometer Hr. B. unterscheidet auch hier, wie in seiner früheren Abhandlung fortsetzende und erzeugende Strahlen, und findet aus fünf Versuchen im Mittel das Maximum der ersten in dem auf zehn Theile angenommenen Spectrum vom Roth zum Violett = 2,32 an der Gränze zwischen Gelb und Orange, das der zweyten = 8 an der Gränze zwischen Indig und Violett d. i. ungefähr gleichweit von den Extremitäten des Spectrums, das Minimum aber = 5,12, also in der Mitte d. h. am Anfange des Blau. Jenseits des Roth fand er keine Wirkung des Lichtes auf das Jodsilber, wohl aber jenseits des Violettes auf sieben Spectrumtheile, und vermuthet, daß sie sich noch weiter ausdehne.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Historische Studien von Franz Dorotheus Gerlach. Hamburg und Gotha. Friedrich und Andreas Perthes. 1841.

Eine erfreuliche und zugleich erhebende Erscheinung ist es, daß wir in unsern Tagen und unter unserm Volke eine nicht geringe Zahl geistig starker und lebensthätiger Männer auftreten sehen, welche ausgerüstet mit gediegener Gelehrsamkeit und erfüllt vom edelsten Bestreben das Licht der Wissenschaft hineintragen in die dunklen Räume vergangener Jahrhunderte, auf daß uns Thaten und Personen, Ort und Zeit, Ursache und Wirkung in ungetrübtem Glanze als Spiegelbilder der Wahrheit entgegentreten. Diese allein echte und allein erfolgreiche Behandlung der Historie aller Zeiten und Völker ist, wer wollte es in Abrede stellen, eine der schönsten Früchte, welche der neuaufgeblühte Baum der classischen Studien hervorgebracht. Mag daher die classische Philologie als hermeneutische und kritische Wissenschaft gerade heutzutage und von Seiten her, wo man es keineswegs erwartet, vielfach und noch so hart angegriffen werden, mag der segensreiche und von allen Edlen immer hochgepriesene Einfluß classischer Bildung auf Geist, Herz und Gemüth der Jugend schnöde geleugnet oder gar auf ungerechte Weise verdächtigt werden, die Verdienste der Alterthumswissenschaft zur Erkenntniß und Beleuchtung des innern und äußern Lebens jener Völker, ihrer Rechte und Gesetze, ihrer finanziellen und merkantilischen Verhältnisse, ihrer gesammten politischen und nationellen Entwicklung im Vergleich zu gleichzeitigen oder spätern oder den gegenwärtigen Zuständen, Grundsätzen und Ansichten vom Staat und Völkerleben — diese Verdienste finden nicht nur bey den Historikern und Rechtsgelehrten ehrende Anerkennung, sondern bey allen, welchen diese höchsten Interessen der Menschheit am Herzen liegen. Wer daher die Philologie als eine vom Leben der Gegenwart abgeschlossene, auf die vier Wände eines sitzenden und grübelnden Stubengelehrten ein- und zusammengeschränkte Wissenschaft ausschreit, der zeigt hiedurch seine eigene Kurzsichtigkeit und eine bedauernswerthe Ausgeschlossenheit aus dem innern ewigen Verbande aller Wissenschaften; ihm sind die großen Thore in die Tempel des Alterthums verschlossen, er ist unberührt vom Hauche des Geistes, welcher aus ihnen ausgeht und jedes empfängliche Herz mit Frische, Leben und Kraft erfüllt.

Diese Betrachtungen glaubte ich der Anzeige eines Buches vorausschicken zu müssen, welches nicht allein der oben bezeichneten wissenschaftlichen Richtung vollkommen entspricht, sondern auch nur von diesem Standpunkt aus in seiner Bedeutung gewürdigt werden kann. Es enthält dasselbe, wie schon der Titel beurkundet, nicht ein in sich zusammenhängendes oder bestimmte Zeiträume umfassendes historisches Resultat, sondern eine Reihe von Abhandlungen, die theils Hellas, theils Rom zum Gegenstand der Untersuchung haben. Welch' interessante Erscheinungen, welch' wichtige Momente aus dem äußern und innern Leben dieser Völker besprochen sind, das lehren schon die Ueberschriften der einzelnen Capitel; sie sind folgende: der Bund der Amphiktyonen; Sokrates und die Sophisten; über die heilige Geschichte des Euemeros; Untergang der Eidsgenossenschaft von Achaia, — C. Cornelius Scipio und M. Porcius Cato; der Tod des Pub-

lius Cornelius Scipio Aemilianus; über Virgils Schilderung des Schattenreichs; Senecas Stellung zu seinem Zeitalter; C. Salustius Crispus der Geschichtschreiber; über die Idee von Tacitus Germania; Basilia und Rauricum; die Verfassung des Servius Tullius in ihrer Entwicklung. Hierorts möge es genügen, in kurzem das anzuführen, was über die beyden großen Geschichtschreiber Salustius und Tacitus vorgebracht ist.

Die erstere Abhandlung über C. Salustius Crispus den Geschichtschreiber enthält eine Ehrenrettung und Apologie des römischen Historikers. „Ich kenne, sagt der Verfasser, keine würdigere Aufgabe des forschenden Geistes, als ausgezeichneter Männer Wesen und Kunst getreu darzustellen und zur lebendigen Erscheinung der Gegenwart zu bringen. Solche Forschung wird Pflicht, wenn urtheillose Verkehrtheit großartige Gestalten zu Zerrbildern des Aberwitzes und Unverstandes entwürdigte. Dieß widerfuhr dem Salustius ohnlängst durch einen Geschichtschreiber, welcher, wie es scheint, Schmähsucht für Scharfsinn, und absprechenden Tadel für geistreich achtend, das Ungereimteste zu sagen sich nicht gescheut hat. Die Prüfung des von ihm ausgesprochenen Urtheils soll der Zweck dieser Blätter seyn.“

Derjenige nun, welcher dieses Urtheil gefällt, ist Fr. Chr. Schlosser, welcher in seiner Universalhistorischen Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur, Theil 2, Abth. 2. S. 561 und flg., nachdem er von Cäsar und Cicero gehandelt, auf Salustius übergeht. Wo ein solcher Name an der Spitze steht, da ist es allerdings der Mühe werth, die ausgesprochene Ansicht genau zu prüfen, ohne sich weder durch Autorität noch subjective Anschauung vom richtigen Wege ableiten zu lassen. Schlossers Beurtheilung des Salustius möchte sich also in wenig Worte fassen lassen: Die Werke des Salustius verdienen durch die Vollendung der Kunst Bewunderung; in Form und Philosophie oder Weltanschauung ist er ein Nachahmer des Thukydides, bleibt aber, um mich so auszudrücken, jenem gegenüber immer nur Copie; was sein Verstand erzeugt, ist nur dessen Product, das Herz bleibt kalt; es mangelt ihm alle Natürlichkeit, er nimmt, wie der Grieche, die Menschheit nur partiell ins Auge, die genußsüchtige, verdorbene; daher wählt er zwey Begebenheiten aus, bey denen die Größe der Verdorbenheit und Selbstsucht fast jedes Edle verschwinden macht; wenn auch gerade diese Wahl nicht mit seinem moralischen Wandel zusammenhängen mag.

Diesem Urtheil stellt Hr. G. nicht bloß ein anderes und gerade entgegengesetztes zur Seite, sondern vertheidigt den schon vor alters angegriffenen und geschmähten Autor vorzüglich und zuerst durch Darlegung seiner Grundansichten von der Menschheit, ihrem Verhältniß zu Gott und der Welt, vom Staate, von den Bedingungen eines bürgerlichen Lebens, von den Wurzeln des Verderbens und Sinkens einer Nation — wir sehen hier eine Reihe eben so wahrer als schöner Gedanken aus den Schriften Salusts zusammengestellt. Sodann wird die Wahrheitsliebe in Thatsachen und Charakter-Schilderungen, seine klare Ansicht vom Leben und den mannichfach in einander verflochtenen Handlungen in ihrer Entstehung, seine (auch von Schlosser anerkannte) Kunst der Darstellung gepriesen und gerechtfertigt durch die Wahl der in seinen Schriften enthaltenen Gegenstände. Im Catilina tritt Roms gährende und verdorbene Masse von einem kühnen großen Haupt geleitet in den Kampf gegen altrömische Tugend und Beharrlichkeit — gegen einen Cicero und Cato — und dieser bleibt der Sieg. Im Jugurtha tritt die Volkskraft theils nach außen hingewandt, theils auf das Innere gerichtet, dem übermüthigen Adel siegreich entgegen, bis nach manchen Kämpfen, Partheyspielen und einzelnen Bestrebungen Marius als Vorbote einer neuen Zeit erscheint. In den fünf Büchern der Geschichten, dem umfassendsten und vollendetsten Werke Salusts, ist die Zerstörung der Sullanischen Aristokratie, wie sie in ununterbrochener Reihe innerer und äußerer Fehden mühsam erreicht wird, geschildert gewesen.

„Wenn nun allerdings, fährt der Verf. fort, der gewählte Stoff schon eine innere Einheit darbot, so offenbart sich die Kunst des Schriftstellers darin, die Massen also zu ordnen, daß aus der Mannigfaltigkeit eben jene Einheit wieder hervorgeht, und diese selbst wieder mit den ausgesprochenen Grundsätzen im Einklange steht.“ Diese Eigenschaft des Salust konnte natürlich nur am Catilina und Ju-

gurtha vor Augen gestellt werden, da uns die wenigen Reste aus den Geschichtbüchern nicht so bestimmt den Plan des Ganzen errathen lassen. Bey dieser kritischen Zergliederung jener Werke nimmt der Verf. auch die Veranlassung, die eingeflochtenen Reden als durch geschichtliche Nothwendigkeit geboten zu vertheidigen, weil in dem damaligen Staatsleben der Römer vorzüglich die Beredsamkeit hervortrat, weil dadurch oft das Wichtigste entschieden und durch dieselbe Kunst, Macht, Ehre und Gewalt errungen ward. — Im Jugurthinischen Krieg wird besonders auf die Contraste der Individualitäten hingewiesen. Der Afrikaner Jugurtha und das Römervolk; Scaurus, Opimius, Metellus, Sulla und Memmius und Marius. Kurz wird hierauf angedeutet, welch' bedeutsame gewaltige Bewegungen in dem verlorenen Werke Salusts, das ungefähr mit dem Jahre 73 begonnen und mit dem Jahre 66 geendigt, geschildert gewesen.

Allein nicht bloß die Wahl des Stoffes, die Kunst der Anlage, auch die Gediegenheit und Würde des Ausdrucks errege bey Salust Bewunderung. „Nicht mit eitlem Tand und fremdem Flitter hat er die Rede aufgeputzt, ächtrömisch, schroff, rauh, gedrängt ist seine Sprache, ein Bild der Sitten alter Zeit. Alles ausgearbeitet bis in die kleinsten Theile, nirgends Müssiges, lauter Kern und Mark.“ „Ueberall athmet Leben und Bewegung, anschaulich stellt sich alles dar. Er ist die Tiefe und Bestimmtheit der Erkenntniß, die das Wesen überall erfaßt, und das so Erkannte schaffet sich selbst die rechte Form.“

Am Schlusse der Abhandlung geht der Verf. auch auf die Vorwürfe ein, welche dem strengen Sittenrichter seiner Zeit von dieser selbst gemacht werden. Er zeigt, daß die erhobenen Beschuldigungen theils auf unsichern Zeugnissen begründet, theils als Stimme der Parthey verdächtig, theils als bloßes Rachegeschrey gegen harten Tadel, vieles von ihrem Gewichte verlieren und wenigstens als übertrieben gelten müssen, ohne darum ihn aller Gebrechen und der ihm selbst geständigen Verirrungen frey zu sprechen. — „Das Große und Erhabene sollen wir, also schließt trefflich der Verf., mit Freudigkeit verehren und bewundern, wo es erscheint, und nicht ängstlich forschend fragen, ob das Göttliche auch

hier durch Menschliches verdunkelt werde. Denn daß nichts Vollkommenes auf Erden gefunden wird, das haben die Weisen und Thoren seit Jahrtausenden verkündet.“ —

Welcher von beyden nun, der verdiente Alterthumsforscher oder der treffliche Geschichtskenner das Recht auf seiner Seite habe, kann nicht gezweifelt werden; denn wer nur immer vorurtheilsfrey den Salustius zur Hand nimmt und den Autor aus sich selbst zu erfassen und seine Individualität zu repräsentiren sich bestrebt, wird ihn als Menschen wie als Geschichtschreiber hoch stellen und bewundern müssen. Allein darin wird häufig gefehlt, daß man die Gebrechen einer Zeit auf alle Individuen derselben überträgt und besonders den Dichter oder Schriftsteller als das schlagendste Beyspiel der Gesinnung und Gesittung halten will, welche er als ein lebendiger und tiefergriffener Geist natürlich mit frischen und für unsere modernen Augen oft grellen Farben dargestellt hat. Ich erinnere hier nur an die Angriffe, welche in neuester Zeit auf den Meister der attischen Komödie gemacht worden sind — ist denn nicht ein guter Schriftsteller gleich einem guten Arzt? und wer wäre so abgeschmackt zu behaupten, dieser habe selbst in jeder Fieberhitze gelegen, an jeder Krankheit gelitten, deren Verlauf er beschreibt und deren Gang er kennt; nein, in der That, das Kennen ist nicht immer ein Gethan haben oder Thun. Kennen doch alle das Gute und wie viele thun es?

Eheu,
Quam temere in nosmet legem sancimus iniquam,
Nam vitiis nemo sine nascitur: optimus ille est,
Qui minimis urgetur.

Trefflich, wie überall, und scharf sind in dieser Beziehung Lessings Worte in den Rettungen des Horaz. (Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Schriften. Herausgegeben von K. Lachmann. Band IV. S. 16 — 18. und S. 32 — 33).

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. Bd. LV. (Zweyte Reihe Bd. XXV. 1842.)

(Fortsetzung.)

Zwar ändert sich das Verhältniß der Maxima in jedem Versuch, aber die Punkte der Maxima und des Minimum so wie die Intensitäts-Verhältnisse der erregenden Strahlen unter sich und der fortsetzenden unter sich bleiben unverändert.

Hr. B. suchte sich nun zu überzeugen, wie sich die Wirkung bey Prismen verschiedener Art verhalte, gebrauchte deßwegen Prismen von Flintglas, Steinsalz und Alaun, und fand die Intensitätsmaxima in den Abständen vom rothen Ende für erregende Strahlen bey

	Flintglas,	Steinsalz,	Alaun
	2,8	3	1,7
für fortsetzende Strahlen	8	8	8,5

Die Vergleichung eines Wasserprisma mit einem Flintglasprisma gab keine bedeutende Unterschiede.

Stellte aber Hr. B. in die Bahn eines Sonnenstrahls vor seiner Brechung im Prisma eine schwach rußfarbene Bergkrystallplatte, so fand er, daß diese Platte einen gewissen Antheil der chemischen Strahlen von verschiedener Brechbarkeit absorbirte. Schaltet man aber farbige Gläser ein, so sieht man, daß dieselben im Allgemeinen nur die chemischen Strahlen von ähnlicher Brechbarkeit mit den begleitenden Lichtstrahlen durchlassen.

Als Hr. B. zur Vergleichung der Wirkung des Sonnenlichtes, des Taglichtes und einer Argand'schen Flamme verschiedene gefärbte Schirme anwendete, ergab sich, daß, obschon die Gläser nicht ganz rein waren, die Flamme der Argand'schen Lampe mehr chemisch fortsetzende Strahlen enthalte, als ein Bündel Sonnenlicht.

Weitere Versuche über die Vergleichung der bewirkten Stromstärken mit den Stärken der chemischen Strahlen gaben Hrn. B. kein genügendes Resultat, und er gedenkt darüber neue Versuche anzustellen, sobald es die Jahreszeit erlauben wird (S. 588 — 611).

2. Hr. Prof. Draper in Neu-York glaubte zwischen den Erscheinungen der chemisch wirkenden Strahlen und der strahlenden Wärme eine Analogie gefunden zu haben, und behaupten zu dürfen, daß a) die Lichtstrahlen nur dadurch chemisch wirken, daß sie von den lichtempfindlichen Körpern absorbirt werden, und b) daß, wie bey den Wärmestrahlen, auch die Quantität der reflectirten chemischen Strahlen ein Complement von der absorbirten Quantität ist.

Allein Hr. Dr. Ascherson unterwarf ihrer Wichtigkeit wegen diese Behauptungen einer experimentellen Prüfung, welche ihm zeigte, daß die Draper'schen Versuche, in so weit sie diese beyden Behauptungen betreffen, nicht mit der nöthigen Schärfe angestellt worden, und nur in etwas modificirt gerade das Gegentheil beweisen, indem Hr. A. zeigt, daß es zur Beurtheilung der Empfindlichkeit einer Jodschicht auf die Farbe allein gar nicht ankömmt, und das gerade diejenigen Nuancen der Jodschichten, welche die Einwirkung des Lichtes in einem bey weitem höheren Grad erfahren als andere, dieselben sind, welche auch viel energischer durch Reflexion fortleiten, und daß deßwegen die auf die Idee einer Absorption des chemischen Lichtes gegründete Analogie mit der strahlenden Wärme abzulehnen sey (S. 467 — 472).

3. Hr. S. Brewster hat der Unbequemlichkeit, welche das Polarisationsmikroskop durch die Anbringung des Prisma zwischen dem Okular und dem Auge mit sich führte, dadurch abgeholfen, daß er das analysirende Prisma oder Rhomboëder hinter dem Objectiv auf Seite des Auges angebracht hat (S. 531).

C. Wärme.

1) Hr. E. Peclet beschreibt umständlich ein neues Verfahren, die Verhältnisse der Metalle zur Wärmeleitung fest zu setzen. Aus demselben geht hervor a) eine direkte Bestätigung der für den Durchgang der Wärme durch Körper angenommenen Gesetze, daß die durch eine Platte gehende Wärmemenge direkt dem Temperatur-Unterschiede ihrer Flächen und umgekehrt ihrer Dicke proportional ist. b) Nimmt man die von Hrn. Deprez gefundenen Verhältnisse der Leitungsfähigkeit der Matalle an, so erhält man für die Wärmemengen, die in 1″ durch Platten von 1 Quadratmet. Fläche, 1 Millimet. Dicke und einem constanten Temperatur-Unterschied von 1° C. ihrer beyden Seiten gehen würden, folgende Zahlen:

Gold	21,28	Zink	7,74
Platin	20,95	Bley	3,84
Silber	20,71	Marmor	0,48
Kupfer	19,11	Porcellan	0,24
Eisen	7,95	Steingut	0,23

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Historische Studien von Franz Dorotheus Gerlach ꝛc.

(Schluß.)

Eine solche Auffassung des Charakters wird um so eher möglich, wenn noch gewisse Beweise und Documente zu Hülfe kommen, bey denen man doch stets mit größter Gewissenhaftigkeit den Prüfstein der Aechtheit anlegen sollte! und wenn sie auch gegründet, wer würde einem Salustius nach einem so aufrichtigen Selbstbekenntniß nicht gerne verzeihen? Warum er aber Schriftsteller geworden und warum er gerade diesen Gegenstand sich gewählt, das erklärt er ja so klar und deutlich, daß ein Mißverständniß kaum möglich erscheint. (Vrgl. besonders Catil. III. pulchrum est bene facere reipublicae; etiam bene dicere haud absurdum est — etc. und ebenda Cap. IV. statui res gestas populi Romani carptim, ut quaeque memoria digna videbantur, perscribere: eo magis, quod mihi spe, metu, partibus reipublicae animus liber erat.) Salustius konnte im Staatsleben nicht handeln, wie ihn der Geist trieb; daher prägt er im Worte aus, was in ihm lebt; er schreibt so, wie er nur kann und wie er muß, ein Catilina in Rom, ein Jugurtha im Senat verlangte die Feder eines Römers wie Salustius; und er hat dabey den edelsten Zweck; vrgl. Jugurth. IV. profecto existumabunt, me magis merito quam ignavia iudicium animi mei mutavisse majusque commodum ex otio meo quam ex aliorum negotiis reipublicae venturum. Nam saepe ego andivi, Q. Maxumum, P. Scipionem, praeterea civitatis nostrae praeclaros viros solitos ita dicere: quum maiorum imagines intuerentur, vehementissume sibi animum ad virtutem accendi.

Es ist wahr, Salustius erscheint fast als ein mürrischer und mehr als strenger Beurtheiler seiner Zeit — allein dieß ist psychologisch leicht zu erklären — in solchen schrecklichen Begebenheiten verliert selbst der beharrlichste auf eine Zeit lang das frühere Vertrauen; alles erscheint ihm trübe, die Welt ist ihm zum Ueberdruß. Me civitatis morum piget taedetque, sagt Salustius in einer Stelle, und aus solcher Gemüthsstimmung fließt natürlich auch mancher bittere Tropfen über auf das Wort. Ihm, einem wahren Römer, geht nichts über das Vaterland; er wird durch nichts tiefer verwundet, als durch Untreue gegen dasselbe; darum sagt er (Catil. XXXVI): Ea tempestate mihi imperium populi Romani multo maxume miserabile visum est: cui quum ad occasum ab ortu solis omnia domita armis parerent, domi otium atque divitiae, quae prima mortales putant, adfluerent, fuere tamen cives, qui seque remque publicam obstinatis animis perditum irent. Namque duobus Senati decretis ex tanta multitudine neque praemio inductus coniurationem patefecerat neque ex castris Catilinae quisquam omnium discesserat; tanta vis morbi, uti tabes, plerosque civium animos invaserat. Mag daher auch mancher starke Schattenstrich auf den historischen Gemälden des Salustius durch den finstern Ernst seiner Seele geführt erscheinen — sein Name ist für alle Zeiten gleich einem leuchtenden Gestirn.

Erscheint es nicht ungereimt, zu behaupten, hinter des Salustius düsterer Stimmung liege die Ahnung vom baldigen Untergang des römischen Freystaates, von der Auflösung der altverehrten Verfassung verborgen, so ist es um so zulässiger, in dem tiefen Ernste des Tacitus, in seinem edlen Schmerz die wehmuthsvolle Voraussicht des gänzlichen Verfalls der tausendjährigen Roma erkennen zu wollen.

Dieser Gedanke führt uns auf die andere Abhandlung des gediegenen Forschers „über die Idee von Tacitus Germania.“ Diese Schrift hat bekanntlich in Betreff ihrer Entstehung, ihres Werthes, ihres Zweckes mehrfache Untersuchungen und folglich verschiedenartige ja entgegengesetzte Ansichten zu Tage gebracht. Besonders geltend machte sich, rücksichtlich der Absicht des Urhebers, die Meynung, Tacitus habe nicht das germanische Leben darstellen wollen, sondern eine Satyre auf seine entartete und verdorbene Mitwelt gemacht; neben dieser steht die Behauptung, die Germania habe einen momentanen Zweck gehabt und sey nichts, als ein politisches Memoire. Auf die Widerlegung der angeführten Ansichten geht der Verf. nicht ein, da er bereits andernorts Genüge geleistet; eben so wenig glaubt er den Kunstcharakter, die Stellung des Historikers zu unserer Zeit oder die logisch-rhetorische Analyse des Buches berühren zu dürfen — es ist sein Bestreben, „die Idee des Ganzen darzulegen, wie sie, von der Zeit getragen, in subjectiver Auffassung zur Verwirklichung gekommen und, als leitender Grundgedanke, die Anlage überhaupt wie das Verhältniß der einzelnen Theile mit Nothwendigkeit bedingt.“ — Das Resultat ist folgendes. Die Germania ist das Werk einer durch ernste Schicksale gereiften Männlichkeit, sein erstes aber deßwegen nicht jugendliches Product auf dem Felde der historischen Forschung. In dieser findet er bey seinem Volk und seiner Zeit — obwohl kein äußerer Feind droht und eine scheinbar heitere Zukunft sich öffnet, — nicht, was ihn beruhigt und befriedigt; überall nur Zeichen des nahenden Todes, kein frisches Leben. Dem matten Süden, dem sinkenden römischen Coloß entgegen erhebt sich im Norden, theilweise noch in unbekannter aber um so mehr zu fürchtender Kraft, das germanische Volk; seinen Schaaren gegenüber haben die römischen Legionen die altgewohnten Siegespreise verloren, „es ist das Volk der Zukunft, das in dem römischen Staatsmann bange Sorgen weckte, das der Feldherr mit unverwandtem Blicke verfolgte, das den denkenden Geist zur Forschung und Betrachtung zwang.“ Dieses Volkes Wesen zu ergründen und seine Stellung zu begreifen, dazu fühlt sich der treffliche Römer durch innere und äußere Beweggründe getrieben. Dazu war demselben auch hinreichender Stoff durch verschiedene Mittel geboten, obgleich derselbe nicht für eine Geschichte der germanischen Völker oder für eine Geographie und Naturgeschichte des Landes ausgereicht hätte.

Daher seine kurzen aber zweckdienlichen Notizen über die Gränzen, den Ursprung und Unterschied der Stämme, über Klima und Boden. Sodann der Germanen Kriegsverfassung, ihre Grundtugenden, Glaube, Treue, Ehre, ihr Geist der Freyheit und stolzes Selbstgefühl als mächtige Hebel der staatlichen Entwickelung, die Reinheit und Einfalt ihrer Sitten, als die Stützen des häuslichen Lebens — ja die besondern Bestrebungen und Sittenzüge der einzelnen Völkerschaften zur Bildung des Volkscharakters — alles dieß erkannte, fühlte, sah Tacitus, sah es im grellen Gegensatz zu seinen Römern, und dieser Contrast hat ihm den Grundgedanken seiner Darstellung geboten.

Daß dieß das Hauptmotiv zur Abfassung der Germania gewesen, ist Ref. vollkommen überzeugt; Tacitus wollte nicht bloß ein Werk von wissenschaftlichem Werthe den Römern in die Hände geben,

nein, wie er selbst an den tapfern Söhnen des freyen Nordens Stärke und Labe für das beengte Herz suchte und fand, so wollte er seine Zeitgenossen durch die Darstellung der germanischen Sitten wiederum ermannen und an ihre eigene durch dieselben Tugenden erworbene Größe und Thatkraft erinnern. Unsern Dank verdient er in reichem Maß; er hat uns ein unschätzbares Denkmal von Germaniens Urzeit übermacht und darum verzeihen wir dem leider wahr und wunderbar in die Ferne schauenden Genius gerne seinen patriotischen Wunsch: maneat, quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui.

Georg Thomas.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Schluß.)

c) Wichtig für die Praxis ist die Thatsache, daß bey dem Heizen mit Dampf oder Flüssigkeiten die Natur und Dicke des Metalles keinen oder wenigstens einen sehr geringen Einfluß auf die durchgehende Wärmemenge ausübt, und daß man die wirkliche Leitungsfähigkeit sehr erhöht, wenn man die Flüssigkeiten, welche die inneren und äußeren Seiten der Gefäße oder Röhren benetzen, rasch erneuet (S. 167 — 175).

2) Hr. W. Brix machte sich die Aufgabe, die latente Wärme der Dämpfe verschiedener Flüssigkeiten zu untersuchen. Zu diesem Zwecke führt Hr. B. die früheren Versuche, welche von Black, Watt, Lavoisier und Laplace, Gay-Lussac, Rumford, Ure und Deprez in dieser Absicht mit verschiedenen Apparaten angestellt haben, und die Resultate derselben an, und berichtet dann über seine eigenen nach der Mischungsmethode, (weil er sich eine andere Art des Experimentes aufzufinden umsonst bemüht hat) erhaltenen Resultate.

Die Resultate seiner ersten Versuche stimmten wenig unter sich und den berechneten, indem sie unter sich zwischen 435 und 421,7 schwankten, und verglichen mit den berechneten bald bedeutend größer bald kleiner ausfielen. Nach vielen sorgfältigen Versuchen aber glaubt Hr. B. die latente Wärme bey 80° Reaum.

für den Wasserdampf = 432
Alkohol = 171,40, oder vielleicht
= 168,6 richtiger
Schwefelleber = 71,97
Terpentinöl = 59,23, oder vielleicht
= 62,25 richtiger
Citronenöl = 63,85

angeben zu können (S. 341 — 390).

3) Bekanntlich ist der von Hrn. Gay-Lussac aufgefundene Ausdehnungs-Coefficient für die Gase = 0,375 später (1837) von Hrn. Rudberg verbessert und = 0,3646 angegeben worden. Aber seit dieser Zeit hat sich der Sache Niemand angenommen. Deßwegen unterzog sich der Feststellung dieser in mancher Hinsicht sehr wichtigen Untersuchung Hr. Gust. Magnus. Als er aber nach Hrn. Gay-Lussac's Methode mit aller möglichen Sorgfalt und Genauigkeit experimentirte, überzeugte er sich bald, daß unter 32 Versuchen keiner mit dem anderen, und daß selbst gleichzeitig angestellte nie mit einander stimmten. Die Resultate schwankten zwischen 0,36034 und 0,38769 und gaben im Mittel den Coefficienten 0,36930.

Hr. Magnus untersuchte daher die Methode des Hrn. Rudberg, und erhielt als Mittel für atmosphärische Luft . . 0,366508
Wasserstoffgas 0,365659
Kohlensäure 0,369087
Schweflige Säure 0,385618

Daraus geht hervor, daß a) der Coefficient, weil er sehr nahe bey 0,366 liegt, nicht 0,375 seyn könne, und b) das allgemeine Gesetz der vollkommen gleichen Ausdehnung aller Gasarten nicht richtig ist, c) aber auch der Rudberg'sche Coefficient scheint nicht richtig, sondern zu klein zu seyn. Hr. M. kann sich aber vor der Hand die Ursache dieser Verschiedenheit nicht erklären, hofft aber, bey der Fortsetzung dieser Arbeit dieselbe noch zu entdecken (S. 1 — 27).

4) Ohne von den eben angeführten Arbeiten des Hrn. Magnus zu wissen, übernahm auch Hr. V. Regnault dieselbe Untersuchung. Er stellte drey Reihen von Versuchen nach Methoden, welche den Rudberg'schen sehr ähnlich waren, an, und fand den Ausdehnungscoefficienten der atmosphärischen Luft nach der ersten Reihe als Mittel von 14 Versuchen = 0,36623, nach der zweyten Reihe als Mittel von 18 Versuchen = 0,36633, nach der dritten Reihe = 0,36679, und aus der vierten = 0,3665, woraus sich übereinstimmend mit den Magnus'schen Resultaten das gemeinschaftliche Mittel ungefähr = 0,3665 ergiebt, und daher für jeden Centigrad zwischen den beyden festen Punkten des Thermometers = 0,003665, oder, wenn man den ganzen Ausdehnungscoefficienten = 0,36666 setzt (nach Hrn. Babinet's Bemerkung = dem zur Rechnung sehr bequemen Bruch $\frac{11}{30}$).

Auch in Betreff der Ausdehnung anderer Gasarten machte Hr. R. viele Versuche, und fand eben so, wie Hr. Magnus, daß dieselbe keineswegs der der atmosphärischen gleich sey, indem dieselbe im Mittel für

Stickstoff	0,36675
Wasserstoff	0,36678
Kohlenoxyd	0,36667
Kohlensäure	0,36896
Cyan	0,36821
Schweflige Säure	0,36692
Chlorwasserstoff	0,36821

Sauerstoff und Ammoniakgas gaben so abweichende Resultate, daß es unmöglich war, daraus ein mittleres zu ziehen.

Man sieht leicht, daß diese Resultate mit denen des Hrn. Magnus im Allgemeinen darin übereinstimmen, daß die bis jetzt angenommene Meynung von der gleichen Ausdehnung aller Gasarten keineswegs richtig ist. Allein die Coefficienten der einzelnen Gasarten differiren noch in den Resultaten der beyden Hrn. Physiker und zwar

für Wasserstoff um 0,001121
für Kohlensäure um 0,000127, und am bedeutendsten für schweflige Säure um 0,018658.

Fortgesetzte Untersuchungen werden aber sicher auch diese Differenzen ausgleichen (S. 391 — 414 und 557 — 584).

5) Die vielen Versuche des Hrn. Regnault über die Ausdehnung der Gasarten veranlaßten denselben auch Untersuchungen über den Ausdehnungscoefficienten des Glases anzustellen. Aber seine Versuche mit verschiedenen, und selbst mit derselben Glasart gaben ihm keinen constanten Coefficienten. Bey Röhren von 30 Millimet. Durchmesser von verschiedenem Glase schwankte derselbe zwischen 0,002714 und 0,002537, und bey derselben Röhre zwischen 0,002537 und 0,002570. Indessen ergiebt sich aus 12 bey seinen Untersuchungen über die Ausdehnung der Glasarten angestellten Versuchen der mittlere Coefficient = 0,002561, und aus anderen 9 mit einem Gewichtsthermometer angestellten Versuchen bey einem Schwanken zwischen 0,002557 und 0,002605 = 0,002575, im Ganzen = 0,002568. Wenn daher die Hrn. Dulong und Petit für verschiedene Glasarten gleiche Ausdehnung gefunden haben, so muß dieß reiner Zufall gewesen seyn.

Weitere Versuche zeigen offenbar, daß es in dieser Hinsicht durchaus nicht gleichgültig ist, welche Form die Gläser auch derselben Art haben, indem sie als Kugel bald eine stärkere bald eine schwächere Ausdehnung zeigen als als Röhre. Man sieht daraus, daß man immer Fehler begeht, wenn man die Ausdehnung eines Glasapparates nach der Zahl berechnet, welche ein direkter Versuch an einer Röhre, oder welche die lineare Ausdehnung eines Glasstabes giebt.

Wahrscheinlich liegt die Ursache dieser verschiedenen Ausdehnung in der Zusammensetzung der Gläser, und Hr. R. hat deßwegen die bey seinen Versuchen gebrauchten Gläser sorgfältig aufbewahrt, um sie später nach ihrer chemischen Beschaffenheit untersuchen zu können (S. 584 — 578).

D. Meteorologie.

1) Hr. Dr. Harvey berichtet an Sir Brewster, daß er am 10. August 1831, an dem Tage, an welchem Barbados kurz vor Mitternacht durch einen furchtbaren Orkan verwüstet wurde, in der Frühe die Sonne so blau gesehen habe, daß jeder Gegenstand ein bleiches blaues Ansehen hatte. Hr. Colonel Reid, Gouverneur der bermudischen Inseln setzt hinzu, dieses Phänomen komme dort so häufig vor, daß Jedermann damit bekannt ist (S. 531).

2) Derselbe Hr. Colonel Reid berichtet ebenfalls an Sir Brewster, daß er am 14. August 1839 eine schöne Gelegenheit gehabt habe, an einer Wasserhose zu beobachten, daß die Oberfläche des Meeres wie der Zeiger einer Uhr rotirte, und dieß sey in nördlicher Breite das fünfte wohl beglaubigte Beyspiel einer solchen Drehung (S. 531 — 532).

3) Wenn der Vesuv eine große Menge mit Salzsäure beladenen Dampfes ausstoßt, und durch die Dampfwolke Regen fällt, so wird er sauer, und verbrennt die Früchte des Feldes, auf die er fällt. So schreibt Hr. Pilla an Hrn. de Beaumont. Indessen ist dieses Ereigniß selten, indem Hr. Pilla in 12 Jahren nur zweymal Gelegenheit gehabt, es zu beobachten (S. 532).

4) Hr. Dr. Mohr in Coblenz beschreibt einen neuen von ihm erfundenen selbstregistrirenden Regenmesser, dessen Einrichtung, die etwas zusammengesetzt ist, der Leser selbst (S. 310 — 316) nachlesen mag.

5) Im April 1841 begegnete das Schiff Gladiator unter $44\frac{1}{2}^{\circ}$ N. und $49\frac{1}{2}^{\circ}$ W. v. Grw. großen Eismassen. Eben so am 18. und 19. April das Dampfschiff The great Western zwischen 42 und 43° N. und 48° 50′ und 40° 50′ W. v. Grw. und das Schiff William Brown gieng am 19. April unter 43° 40′ N. und 43° 39′ W. v. Grw. durch Eis zu Grunde, wobey 46 Menschen den Tod fanden (S. 639 — 640).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski. Volumen I. primae decadis partem priorem continens. Berolini sumptibus Ferdinandi Dümmleri. 1841. XXVIII. 630 p. 8.
2. Observationes Livianae. Scripsit Chr. W. Fittbogen. Francofurti ad Viadrum, apud H. Hoffmannum. 1842. 53 p. 8.

Wenn man erwägt, wie es komme, daß bey der rastlosen Thätigkeit, welche die deutsche Gelehrtenwelt in dem Bereiche der Alterthumswissenschaften an den Tag legt, dennoch hin und wieder ein Feld dieses weiten Gebietes minder angebaut, ein anderes vielleicht sogar vernachlässigt erscheint, so würde man sich sicher eines vorschnellen Urtheils schuldig machen, wollte man die Gründe für diese Erscheinung nur in der relativen Wichtigkeit der einzelnen Fächer suchen oder sich vollends berechtigt glauben, den innern Werth und Gehalt irgend eines wissenschaftlichen Gegenstandes gerade nur nach dem Umfange und der Vielfältigkeit der auf denselben gerichteten Bestrebungen zu bemessen. Jede Zeit hat wie im Leben so in der Wissenschaft ihre besonderen Lieblingsfragen, zu deren Lösung sich immer eine um so größere Zahl von Kämpfern zusammenschaart, je bedeutungsvoller sich das zu erreichende Ziel darstellt; wird dabey nur wirklich das Interesse der Wahrheit gefördert, so mag es im Ganzen wohl gleichgültiger erscheinen, wenn inzwischen andere Gegenstände für einige Zeit in den Hintergrund treten; auch ihre Zeit kommt und mit dieser die unverkümmerte Würdigung ihres Werthes.

Eine solche Epoche frischer, erneuter Thätigkeit scheint jetzt für die Geschichtbücher des Livius angebrochen zu seyn. Es sind bereits nahe an hundert Jahre verflossen, seit dem Drakenborch seine umfangreiche, mit sehr bedeutenden Hülfsmitteln unternommene Ausgabe dieses Schriftstellers abschloß; werfen wir nun einen Blick auf die während dieser Periode nachwachsende Literatur des Livius, so muß es billig befremden, wie dieselbe, ohne deßhalb die ausgezeichneten Leistungen einzelner Gelehrten besonders unseres Jahrhunderts verkennen zu wollen, dennoch vergleichungsweise dürftig und mager erscheint. Ist doch, um nur Eines zu erwähnen, dieser Schriftsteller, welcher wegen seiner sittlichen Anschauungsweise und wegen seiner edlen, kräftigen Sprache der Jugend eben so gerne in die Hände gegeben, als von dieser mit Liebe gelesen wird, mit Ausnahme der musterhaften Bearbeitungen mehrerer Bücher der dritten Dekade von Fabri, sonst durchaus in keiner Ausgabe vorhanden, welche den Bedürfnissen der Schule und der Jugend nur einigermassen entspräche. In kritischer Beziehung war es vor Allem Walch's geistreiche Arbeit, welche neue Bahn brach und, wenn auch in Einzelnheiten vielfach mit Recht bekämpft, dennoch durch die eingeschlagene Methode eine lebendige Anregung gab. Das von Drakenborch reichlich aufgespeicherte Material, welches bis dahin ziemlich todt und unbenützt gelegen hatte, wurde von Neuem der Untersuchung und Prüfung unterstellt und hiedurch bald die Ueberzeugung gewonnen, daß sich schon durch

eine sorgfältige Benützung des vorhandenen kritischen Apparates, besonders aber durch eine dem dermaligen Standpunkt der Wissenschaft entsprechende Sichtung der bereits bekannten handschriftlichen Mittel nicht Unbedeutendes gewinnen lasse. So vermehrten sich denn allmählig die Bestrebungen für die Reinigung und bestmögliche Herstellung des Livianischen Textes, und sowohl durch einzelne Gelegenheitsschriften als auch durch vollständige Textesrecensionen wie von Kreyssig und Bekker wurde der von Drakenborch geführte Fundamentalbau mittelst zum großen Theil von ihm selbst gebotener Waffen erschüttert und wankend gemacht. Während sich hierauf die Bemühungen gelehrter Männer mit Erfolg vorzugsweise der dritten und vierten Dekade zuwendeten, weil man dort überhaupt bessere Handschriften zu Grunde gelegt fand, hier aber eine erneute, sorgfältigere Vergleichung des wichtigen Bamberger Codex den Forschungen ein sichereres Terrain angewiesen hatte; ward die erste Dekade sehr stiefmütterlich bedacht, und wenn auch durch die inhaltreichen Programme von Weißenborn und Wimmer manches hieher Gehörige theils angeregt theils erledigt wurde, so blieb doch für diese ersten zehn Bücher zunächst nicht viel mehr als die Gewißheit übrig, daß zu einer durchgreifenden den jetzigen Forderungen der Kritik angemessenen Textesherstellung neue handschriftliche Mittel aufgesucht, mindestens aber die besseren der schon von Drakenborch benützten MSS. durch eine abermalige Vergleichung für diesen Zweck brauchbar gemacht werden müßten.

Es war daher gewiß für alle Freunde des Livius eine eben so wichtige als erfreuliche Erscheinung, als Hr. Alschefski, der bereits durch seine Herausgabe des dreyßigsten Buches Beruf und Fähigkeit zu einer solchen Aufgabe beurkundet hatte, mit einer neuen Bearbeitung der fünf ersten Bücher der ersten Dekade hervortrat, welcher, wie der Titel besagte, die Verbesserung des Textes auf den Grund handschriftlicher Auctorität als erstes und hauptsächlichstes Ziel vorgesteckt war. Wir unternehmen es, in Folgendem eine kurze, übersichtliche Darstellung dessen zu geben, was durch diese neue Ausgabe für den Livius gewonnen worden ist.

Was zunächst die Hülfsmittel anlangt, welche dem Verfasser bey seiner Arbeit zur Seite standen, so sind dieselben bedeutend zu nennen. Hr. A. ist nicht nur so glücklich gewesen, den ausgezeichnetsten Codex dieser Dekade, den Florent. (Mediceus), welchen Gronov und Drakenborch nur nach mangelhaften Collationen hatten benützen können, selbst von Neuem zu vergleichen, sondern er hat noch überdieß einen von Drkb. noch nicht gekannten Pariser Codex von fast gleichem Werthe für seine Zwecke ausgebeutet. Eine genaue Durchsicht dieser Handschriften nnd die Vergleichung der von denselben gebotenen Lesearten mit der bey Drkb. verzeichneten Varietas machten es ihm möglich, nunmehr bestimmt und klar das Verhältniß aus einander zu setzen, in welchem die besseren MSS., auf welche der Text der ersten Dekade gegründet werden muß, unter sich stehen. Dem zufolge sind nun diejenigen MSS., welche die alte, ursprüngliche Gestalt der ersten Bücher des Livius nach Möglichkeit darzustellen scheinen 1) der Florent., von A. mit M (Mediceus) bezeichnet; 2) der Vormat. (in soweit über denselben die von Rhenanus der ed. Frob. 2. beygegebenen Excerpte Aufschlüsse geben) und 3) der bereits erwähnte Parisiensis. Diesen MSS. reihen sich dann in zweyter Linie der Harl. 1 und Leid. 1 (bey Drkb.) an, Handschriften, welche zwar immer noch durch eine Kluft von der Zahl der schlechteren MSS. geschieden sind, aber dennoch schon die Spuren mißverstandener Verbesserung zur Schau tragen.

So wenig sich im Ganzen gegen diese Classifikation wird einwenden lassen, da es wirklich kaum mehr, als der aufmerksamen Vergleichung innerhalb der Gränzen eines einzigen Buches bedarf, um dieselbe bestätigt zu finden; so nimmt es uns doch Wunder, daß Hr. A. eine Handschrift so ganz unberücksichtigt gelassen hat, die trotz mancher Unvollkommenheiten und Mängel den obengenannten dennoch ziemlich nahe steht. Wir meynen Helmstad. 1, aus welchem Wernsdorf zu den beyden ersten Büchern Excerpte mitgetheilt und dadurch Gronov's Angaben, der diese Handschrift schon benützte, vervollständigt hat. Die Uebereinstimmung des Helm. 1 mit dem Flor. und ganz besonders mit dem Par. nicht nur in richtigen Lesearten, sondern auch in einzelnen Fehlern und Irrthümern vermöchten wir, wenn es der Raum gestattete, zum Beyspiel an mehr denn hundert Stellen des zweyten Buches nachzuweisen

und nur beyläufig wollen wir hier anführen, daß in folgenden Stellen auch ohne Zustimmung des M und P die Leseart des Helm. 1 alle Beachtung verdient: II, 26, 4 patratae pacis; c. 39, 12 nihiloque magis; c. 45, 16 illa sibi pugna. Vielleicht ist auch II, 30, 9, wo P. Harl. 1. Leid. 1. is finis nihil populationibus fuit ohne Sinn geben, der Helm. 1. (Finis illis pop.) der Wahrheit am nächsten und is finis illic populationibus fuit zu lesen.

Indem Hr. A. den oben angeführten fünf MSS. nach dem Grade der ihnen zugestandenen Glaubwürdigkeit bey der Constituirung des Textes der fünf ersten Bücher mit einer großen Gewissenhaftigkeit folgte, fand derselbe sich veranlaßt, eine so große Zahl von Stellen anders zu schreiben, daß die Abweichung von den früheren Textesrecensionen, auch die Bekkersche mit eingerechnet, höchst bedeutend erscheint, und man förmlich in Verwunderung geräth, in welcher Gestalt dieser alte Zeuge römischer Geschichte bisher bey uns in Umlauf gewesen ist. Wird sich auch nicht in Abrede stellen lassen, daß Hr. A. hin und wieder in dem Festhalten an M und P etwas zu weit gegangen und zur Rechtfertigung der von diesen gebotenen Lesearten theils dem bisher geltenden Sprachgebrauch Zumuthungen gemacht, theils zu Erklärungsversuchen seine Zuflucht genommen habe, die nicht immer glücklich zu nennen sind, so bleibt doch jedenfalls des Geleisteten so viel, daß es unsere volle Anerkennung und Achtung verdient. Ehe wir indessen, um das Gesagte nachzuweisen, uns zur Besprechung einzelner Stellen wenden, scheint es nothwendig, noch eine weitere Frage zu erörtern.

Jenen oben bezeichneten besseren MSS. zur ersten Dekade steht nämlich eine ungleich größere Zahl schlechterer gegenüber, welche der Natur der Sache nach freylich eine weit beschränktere Berücksichtigung verdienen, indeß schon aus dem einzigen Grunde nicht völlig können unbeachtet gelassen werden, weil der Fall wohl denkbar wäre, daß einzelne derselben auf eine Quelle zurückführten, die gegen die Recension des Nicomachus Dexter und Victorianus, aus welcher M P Vorm. Leid. 1. geflossen sind, eine selbstständige Stellung einnähme. Es ist jedenfalls bemerkenswerth, daß in einigen dieser schlechteren MSS., die sonst von Glossen aller Art wahrhaft überschwemmt sind, sich gerade die den Glossatoren so beliebten Beysätze von esse, est, eum, iis u. s. w. an manchen Stellen im Gegensatz von jenen bessern MSS. unterlassen finden, so I, 47, 3 esse, c. 55, 4 eum, c. 57, 4 iis, II, 27, 9. c. 56, 2 que; c. 30, 9 und c. 50, 3 est; III, 53, 2 his; ferner daß zuweilen, wie z. B. II, 21, 7. c. 43, 5. c. 44, 6 in schlechteren MSS. die Schwierigkeiten, welche die Leseart der besseren darbietet, überraschend und wie namentlich an der letzteren Stelle unabweisbar gehoben werden.

Es ist bekannt, daß Drkb. vielleicht weniger aus Mangel einer bestimmten Ansicht über den Werth seiner Handschriften, wie man sehr häufig annimmt, als wegen einer gewissen Scheu und Behutsamkeit im Aendern, sich bey der Constituirung seines Textes nicht selten durch die Mehrzahl jener untergeordneten MSS. hat bestimmen lassen; um so interessanter ist es, zu untersuchen, welchen Einfluß Hr. A. denselben einzuräumen für gut gefunden hat. Hören wir darüber ihn selbst in der Vorrede sich erklären; nachdem er nämlich p. XVI im Allgemeinen einige Bemerkungen über die Eigenschaften der schlechteren MSS. gemacht hat, fährt er auf der folgenden Seite fort: „Verum ex his satis apparebit, licet cautissimo judicio debeamus uti si quid ex illis recentioribus libris in orationem antiquam recipiendum videatur, tamen nequaquam eos neglegendos esse, eoque minus quod noñulli eorum ex optimis fontibus hausti videntur eorumque librarii interdum et doctrina et ingenio excelluisse: ex hoc numero est Havercampianus recentissimus, ex illo Klockianus, Palatinorum I et III, Portug., Vossianus alter, qui multo melioris notae videtur esse quam Vossianus I et Leidensis inferior, utpote qui duo libri omnibus illius generis vitiis refertissimi sint.“

(Fortsetzung folgt.)

Histoire de la lutte des Papes et des empereurs de la maison de Souabe, de ses causes et de ses effets; ou tableau de la domination des princes de Hohenstaufen dans le rouyaume de Deux-Siciles, jusqu'à la mort de Conradin. Par C. de Chenier. Tome premier. Paris. H. L. Delloye éditeur, place de la bourse. 13. 1841. 8. 510 p.

So viel versprechend der Titel ist, so wenig wird doch der deutsche Leser durch die ganze Haltung des Buches befriedigt werden können. Nicht als wenn es dem Verf. an Talent oder an Quellenstudium gefehlt hätte. Man sieht aus der Anordnung des Ganzen (advertissement IV.), daß er seinen Stoff richtig auffaßte; die Eintheilung in 3 Perioden (I. 1152 — 1197; II. 1197 — 1250; III. 1250 — 1268) ist unstreitig dem Gegenstande angemessen. Allein dessen ungeachtet ist derselbe unserem Erachten nach viel zu wenig verarbeitet; der Verf. folgte zwar guten Quellen, allein er erhob sich nicht freythätig über dieselben. Er erscheint durch ihre Anschauungsweise wie durch den von ihnen mitgetheilten Stoff gebunden und eben dadurch hat das Buch etwas drückendes. Es ist der Höhe des Gegenstandes, der unermeßlichen Bedeutung desselben nicht angemessen. Zugleich fehlt dem Verfasser Eines, was, ganz abgesehen von allen nationalen Vorurtheilen, für diesen Theil der Geschichte unentbehrlich ist, Kenntniß der deutschen Literatur. So vermag er sich statt auf den universellen Standpunkt nur auf den beschränkten sicilianischen zu erschwingen, welcher hieben gewiß nicht ausreicht.

Dennoch können wir nicht umhin, zu gestehen, daß wir daselbst einige Punkte hervorgehoben fanden, welche von Andern nicht in dem verdienten Maße ausgeführt worden sind.

Dahin gehört der Plan Conrads III. gemeinschaftlich mit seinem Schwager, dem byzantinischen Kaiser Manuel, Unteritalien den Normannen zu entreißen. Die pisanische Flotte sollte die griechischen Truppen unterstützen; der junge Heinrich, Conrads Sohn und präsumtiver Thronerbe sollte eine griechische Princessin heirathen, als zuerst dieser, dann auch Conrad starb und damit der ganze Plan scheiterte. S. 160. Als nun Friedrich deutscher König geworden war, suchte er die Unterhandlungen zu erneuen. Der Verf. bringt Friedrichs Scheidung von seiner ersten Gemahlin Adelheid von Vohburg (causa fornicationis infamatam repudiavit. Otto de S. Blasio) mit der Werbung um eine Verwandte Manuels *) und die Absendung eines deutschen Heeres nach Unteritalien, mit welchem Manuel seine Truppen cooperiren lassen sollte, in Verbindung. Hat der Verf. Recht, wenn er den von Otto von S. Blasius angeführten Scheidungsgründen keine volle Geltung schenken will, so ist das merkwürdige und eigenthümliche Schicksal, welches die Kinder Friedrich Barbarossa's aus seiner zweyten Ehe betraf, von einer Seite beleuchtet, zu der freylich bey ähnlicher Schuld z. B. auch die Geschichte der Descendenz Wilhelm des Eroberers eine Parallele zu geben vermag.

Nicht minder verdient eine Erwähnung die Auseinandersetzung der Anerbietungen der Römer an Friedrich (1155), deren Vergleichung mit der in der Geschichte der Hohenstaufen mitgetheilten Rede Friedrichs zeigt, daß der französische Historiker seine Quellen genauer benützte. Gerade die schlagendste Stelle aus Otto von Freisingen, wo Friedrich mit dürren Worten seine Prätensionen und wirklichen Rechte ausspricht: legitimus possessor sum, ist in dem deutschen Buche nicht zu finden. Ganz anders nimmt sich auch das Ende des großen Reichstages zu Mainz 1184 bey dem Verf. aus, dessen Darstellung mit diesem glänzenden Reichsfeste zugleich den Höhepunkt hohenstaufischer Macht und den Anfang ihres Verfalles erblicken läßt. Die Eroberung Jerusalems durch Saladin wird mit dem Verfalle von Zucht und Sitte unter den christlichen Völkern in Beziehung gesetzt (Vita Urbani P. III. Ap. Mur. S. R. J. III. p. 476), wobey jedoch der Verf. den Biographen Urbans als einen sehr alten (in so ferne wohl sehr zuverlässigen?) Chronisten bezeichnet, während derselbe fast volle 150 Jahre nach diesem Papste starb.

Zwey Bände, wovon jeder einen der oben bezeichneten Abschnitte behandeln soll, werden dem ersten nachfolgen, der die Erzählung bis zum Jahre 1157 fortführt.

*) Ad augmentum firmioris concordiae et incrementum utriusque imperii. Vergl. hiemit v. Raumer im 2. Hauptst. des 4. Buches.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski esc.

2. Observationes Livianae. Scripsit Chr. W. Fittbogen etc.

(Fortsetzung.)

Man muß gestehen, daß die Sache mit diesen kurzen Notizen sehr leichthin abgefertigt wäre, wenn Hr. A. wirklich damit eine übersichtliche Charakteristik der schlechteren mss. hätte geben wollen. Dieß scheint jedoch seine Absicht nicht gewesen zu seyn; sonst hätten noch manche Punkte hier eine Erwähnung finden müssen, die uns, ohne daß wir deßwegen Hrn. A. die Kenntniß des hieher Gehörigen absprechen wollen, von Bedeutung erscheinen. Denn wenn er, um bey den namentlich erwähnten mss. stehen zu bleiben, vom Havercamp. sagt, der librarius habe sich durch Gelehrsamkeit und Talent ausgezeichnet, so müßte ein Gleiches vom Harl. 2 Pal. 2 und dem ms. des Sigonius bemerkt werden. Diese vier mss. stimmen, wie schon Drkb. sehr häufig und vorzüglich III, 13, 10 bemerkt, in so vielen Stellen zusammen, daß sie nothwendig einer gemeinschaftlichen Quelle angehören; dieselben sind übrigens so absichtlich und fast planmäßig interpolirte Handschriften, daß, wo man in schwierigen Stellen bey ihnen eine Hülfe sucht, sich fast immer alle Spur der Wahrheit verwischt findet, weil die kühne Hand eines nicht allzuängstlichen Bearbeiters Alles, was sich nicht fügen wollte, zu übertünchen und glatt zu machen gesucht hat. Wenn ferner der Pal. 1 denjenigen MSS. beygezählt wird, die aus guten Quellen geschöpft zu seyn scheinen, so war hier der Lips. nicht mit Stillschweigen zu übergehen, der, wie schon Drkb. I, 22, 5; c. 25, 1; c. 33, 6; II, 1, 4 bemerkt, aus gleicher Quelle geflossen und dem älteren Originale sicher getreuer geblieben d. h. weniger interpolirt ist, als Pal. 1; man vergleiche I, 15, 1 Lips. intati, Pal. 1. invitati. II, 1, 4 Lips. soluta religio metu, Pal. 1. soluta religionis metu. Dieses Stillschweigen fällt um so mehr auf, als Hr. A. für seine Bearbeitung des XXX. Buches diesen Lips. selbst verglichen und sich in der Einleitung zu demselben Buche p. XIV ff. über dessen Werth ziemlich weitläuftig ausgesprochen hat. Bezüglich der hier in Rede stehenden Bücher konnte besonders die Eigenthümlichkeit hervorgehoben werden, mit welcher der Lips. in der Wortstellung häufig von den andern mss. abweicht. Nur der Harl. 2 folgt ihm in dieser Beziehung sehr getreu und stimmt auch in den Lesearten nicht selten mit dem Lips., so daß man, nachdem wir oben den Harl. 2 mit Hav. Pal. 2 und ms. Sig. zusammenstellten, zu der Vermuthung berechtigt wird, dessen Text sey unter Vorlage verschiedener mss. zusammen geschrieben worden. Rücksichtlich des Voss. 2 war es nicht unwichtig zu bemerken, daß derselbe gegen die Mitte des zweyten Buches und namentlich nach der gemeinschaftlichen Lücke bey II, 47, 11 auffallend dem Pal. 1 nachfolgt, während zu gleicher Zeit die Aehnlichkeit zwischen Lips. und Pal. 1 sich zu verwischen anfängt. — Eine so ins Einzelne gehende Untersuchung dieser Classe der mss. lag, wie es scheint, nicht im Plane des Verfassers; und so ist denn allerdings für den, welcher sich eine gründliche Kennt-

niß von der Verfassung des Livian. Textes verschaffen will, der Drakenborchsche Apparat noch keineswegs entbehrlich, wohl aber dessen Studium durch die Ausgabe von A. außerordentlich erleichtert und vereinfacht worden.

Auch was die ältern für die Kritik wichtigeren Ausgaben anlangt, scheint Hr. A. keine neueren Vergleichungen benützt zu haben, sondern sich bloß auf Drkb's. Angaben zu stützen; sonst würde ihm nicht entgangen seyn, daß z. B. I, 26, 5 ac secundum judicium, c. 45, 7 extemplo (als ein Wort) bereits bey Frob. 2 im Texte stehen; ferner daß Rhenanus in seinen Excerpten zu I, 50, 3. Haud mirum esse, Superbo ei inditum cognomen (ohne Romae, wie in einigen codd. bey Hearne), c. 56, 8 opperiretur mit doppeltem p, III, 3, 4 ab ijs proxime audita als Lesearten des Vormat. notirt, wo Drkb's. Angaben nicht vollkommen genau sind.

Sonach ist es hauptsächlich die neue, eigenhändig veranstaltete Vergleichung von M und P, welche der Arbeit des Hrn. A. ein vorwiegendes Interesse verleiht. Betrachten wir nun dessen Verfahren bey der Behandlung des Einzelnen etwas genauer. Es ist nicht zu verkennen, daß Hr. A. durch ein sorgfältiges, selbst auf orthographische Einzelnheiten ausgedehntes Studium seiner Handschriften eine sehr große Zahl von Stellen berichtigt hat; so daß, da fast jede Seite des Buches Gelegenheit darbietet, sich davon zu überzeugen, wir es für überflüssig halten, dieß durch Beyspiele nachzuweisen. Gleichwohl wird man sich auch recht häufig veranlaßt finden, der Meynung des Hrn. Verfassers entgegen zu treten; nachfolgende Bemerkungen mögen das Gesagte bestätigen.

Daß Hr. A. bey der Constituirung seines Textes sich möglichst getreu an seine mss. angeschlossen und weder eigenen noch fremden Conjekturen allzuviel Raum gestattet hat, ist nur als ein Gewinn zu betrachten, wie wir denn Alles, was in dieser Beziehung p. XVIII und XIX der Vorrede gesagt ist, vollkommen unterschreiben. Da er sich indessen bey den so zahlreichen Aenderungen der Vulgata auf eine nähere Motivirung seines Verfahrens nur hin und wieder bey wichtigeren Fragen eingelassen hat und in den allermeisten Fällen nur kurzweg auf die mss. verweißt, so kann man sich zuweilen der Versuchung nicht entziehen, Abänderungen wenn auch nicht der Willkühr doch einer gewissen Vorliebe für die eine oder die andere Handschrift beyzumessen. Dahin rechnen wir, um nur einige Beyspiele anzuführen: II, 36, 4 ni ea propere annuntiet aus M, während nicht bloß Leid. 1, Harl. 1, sondern auch P die Vulgate schützen (vrgl. die Varietas der schlechtern mss. zu I, 16, 7 und Kreyssig Liv. lib. XXXIII, p. 127), c. 41, 6 pro Coriolano ducem Cassium aus P; c. 47, 10 itaque consuli decernente senatu triumphum aus P; c. 49, 6. spectare aus M allein, während die Vulgate sperare zuverlässig das Richtige ist und die beyden angeführten Stellen XXVIII, 17, 3 und V, 21, 5 für die Rechtfertigung der Aenderung ohne Belang sind; c. 61, 9 cujus laudationem cum tribuni pl. aus Vorm. allein, während P M Harl. 1 cujus cum laudationem unbezweifelt geben und die Lesart der übrigen mss. ebendahin zurückführt; c. 62, 4 Sabini excitati aus M statt des in diesem Zusammenhange so geläufigen exciti; III, 11, 2 sed virium spe, set manu aus P m. 1 allein, wogegen et durch die besten mss. geschützt ist und die Anaphora durch die ganze Anlage des Satzes keineswegs empfohlen wird. Hieher rechnen wir ferner, ohne deßhalb zu verkennen, wie oft in dieser Beziehung von den Abschreibern gefälscht wurde, die öftere Einführung des historischen Infinitivus aus einer einzelnen Handschrift; z. B. II, 30, 11 consistere und gleich darauf inire; das dazwischenstehende superabant würde nicht stören, aber die ganze Haltung der Erzählung rechtfertigt die Formen constitere und iniere; warum III, 2, 12 aus P allein sustinere, II, 38, 6 aus M efficere aufgenommen ist, läßt sich wenigstens nach der bisher geltenden Ansicht vom Gebrauch des Inf. hist. nicht begreifen, wogegen z. B. I, 12, 7 resistere, was M bietet, mit Recht verschmäht wird. In diesen und ähnlichen Stellen, wie z. B. II, 36, 2 instaurentur (st. instaurarentur), III, 5, 5 subsistit (st. substitit), c. 20, 2 passurus sit (st. p. esset), wo Hr. A. in der Regel nur nach einer Handschrift die Vulgate geändert hat, ohne daß dieses durch vorwiegende in-

nere Gründe erheischt wurde, scheint es uns gerathener, Schreibfehler zu statuiren, von denen ja bekantlich auch die besten mss. nicht frey sind. II, 31, 1 schreibt Hr. A. fundit fugatque exuitque castris aus M. Allein die von ihm angezogene Stelle II, 53, 3. Tuscos fundit fugatque. Eademque hora etc. paßt nicht hieher, da que bey eadem nicht eine Verbindung mit dem zunächst stehenden fugatque bewerkstelligen, sondern in dem Sinne von „und somit" gleichsam das Resultat des vorher Erzählten einleiten soll. Deßhalb scheint noch immer Gronov's Vermuthung fugatque et exuit den Vorzug zu verdienen, da et vor ex bey der öfteren Verwechslung beyder (vrgl. Drkb. zu XXI, 34, 6) leicht ausfallen konnte. Mit Recht aber scheint Hr. A. die Partikel que wieder hergestellt zu haben I, 32, 2; c. 45, 6; c. 49, 2; c 55, 4. Da auch an diesen Stellen nächst der Auctorität der Handschriften sich keine weiteren Gründe für die getroffene Abänderung angegeben finden, so wollen wir wenigstens in Bezug auf die erstgenannte, wo Gronov mit einer auf den ersten Blick sehr bestechenden Beweisführung que getilgt hat, unsere Ansicht beysetzen. Die Stelle heißt vollständig: Qui (Ancus Marcius) ut regnare coepit, et avitae gloriae memor et quia proximum regnum, cetera egregium ab una parte haud satis prosperum fuerat aut neglectis religionibus aut prave cultis longeque antiquissimum ratus, sacra publica ut ab Numa instituta erant, facere; omnia ea — proponere in publico jubet. Betrachtet man nun den ersten Theil dieser Periode bis cultis ohne Rücksicht auf das, was wirklich folgt, so erhellet, daß zu diesem einen doppelten Grund angebenden Vordersatze eigentlich kein anderer Gedanke als Nachsatz gehört, denn Ancus habe dem Gottesdienste überhaupt besondere Fürsorge gewidmet. Nun ist aber durch die Worte aut prave cultis ein neues Moment hinzugekommen; und gerade dieses veranlaßt erstens die Anhängung des neuen Satzes, daß Ancus eben nur des Numa Gottesdienst für den rechten gehalten, und giebt zweytens auch dem Nachsatze eine speciellere Wendung, die mehr dem letzten Gliede des Vordersatzes entspricht, als den beyden vorangehenden. Heusinger hat dieß bey der deutschen Uebersetzung, ohne

der Partikel ihre Stelle einzuräumen, recht wohl gefühlt und daher seiner Periode eine andere Gestalt gegeben.

Wir wenden uns zur Prüfung einer Reihe anderer Stellen, bey welcher Hr. A. es für nothwendig gefunden hat, die aufgenommene Lesart durch Hülfe einer Exegese zu begründen, welche, wie wir glauben, dem Schriftsteller und seinen Worten Gewalt anthut. II, 11, 9 wird bisher nach einer Conjektur des Glareanus gelesen: versisque in Valerium Etruscis, während alle mss. einstimmig aber ohne Sinn in Lucretium geben. Denn da Livius ausdrücklich bemerkt, die Cohorten, welche der Consul Valerius vom Cölischen Berg aus dem Feinde entgegen führte, seyen zuerst den Etruskern zu Gesichte gekommen und dann fortfährt: Herminius ubi tumultum sensit, concurrit ex insidiis, so ist doch wohl unter tumultus unmöglich etwas andres als eben das Handgemenge mit den Cohorten des Valerius zu verstehen und folglich ganz sinnlos, wenn unmittelbar darauf versisque in Lucretium Etruscis terga caedit gelesen werden soll, da Lucretius noch hinter dem Valerius an der porta Naevia stand. Wie beseitiget Hr. A. diese Schwierigkeit, indem er die handschriftliche Lesart aufnimmt? — Er sagt: (Etrusci) praeda potiti vident P. Valerium de Caelio monte cum cohortibus quibusdam descendentem. Fit pugna et Valerius repellitur. Quo facto praedam prae se agentes cum altera parte jam redire ad suos vellent animadvertunt Lucretium cons. porta Naevia egressum: in eum igitur se vertunt. Allein davon, daß Valerius zurückgeworfen wird, daß die Etrusker sich der Beute bemächtigen, daß sie um die andere Seite der Stadt herum in ihr Lager zurückkehren wollen, ist in den Worten des Livius nirgend eine Spur vorhanden und wir zweifeln sehr, ob sich dieß Alles wie Hr. A. meynt, so leicht aus dem Zusammenhange der Stelle von selbst verstehe.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv für schweizerische Geschichte (,) herausgegeben auf Veranstaltung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. Erster Band. Zürich XXVI und 404. 1843. 8.

Am Ende des Jahres 1811 bildete sich durch Verwendung und unter Vorstandschaft des am 15. Januar 1833 verstorbenen Berner-Schultheissen Friedrich von Mülinen eine schweizerische geschichtforschende Gesellschaft, nicht wie Gesellschaften zu andern offenkundigen vielleicht auch versteckten Zwecken, um jährlich zusammen zu kommen, Reden zu halten, Trinksprüche auszubringen, Landpartien zu machen, sondern eine durch die Cantone verzweigte Verbindung von Freunden und Förderern der vaterländischen Geschichte zu dem alleinigen Zwecke, daß jeder an seinem Orte und nach Gelegenheit, nach Lust oder Muße für denselben Angemessenes zu thun, verborgene Dokumente ans Licht zu ziehen, dunkle Parthieen durch Forschungen aufzuhellen, durch gründliche Monographien die allgemeine Geschichte zu vervollständigen, zu berichtigen, ihr vorzuarbeiten beflissen seye. Einigendes Mittel, Archiv und Denkmal der Thätigkeit der Gesellschaft selbst sollte der „Schweizerische Geschichtforscher“ seyn, der, in zwanglosen Heften so ausgegeben, seitdem zu eilf Bänden angewachsen ist und ohne Frage eine Menge der wichtigsten Dokumente aus öffentlichen und Familienarchiven, viele gelehrte Untersuchungen und Abhandlungen über historische Ereignisse oder Zustände der Vergangenheit, schätzenswerthe Monographien über berühmte Geschlechter, überhaupt einen größeren Reichthum enthält und inhaltsreicher ist, als die zahlreichen, demselben vorangegangenen Sammlungen. Durch die individuelle Stellung des Stifters, durch die Persönlichkeit der größern Zahl der allererst Beytretenden und Mitarbeitenden, durch die Verhältnisse derjenigen, welche die Herausgabe des Geschichtforschers besorgten, war es gleichsam von vornherein bedingt, daß die westliche Schweiz in den Forschungen und Mittheilungen reichlicher bedacht ward, als die übrigen Theile des Landes. Indeß hatten die Erschütterungen und Partheyungen, welche vom Herbst 1830 an die Schweiz durchstürmten, das Altern ihres Präsidenten, hierauf dessen Ableben auch auf diese Gesellschaft, oder vielmehr auf das Zeichen ihres Daseyns, den Geschichtforscher, einen lähmenden Einfluß geübt. Die Hefte erschienen sparsamer, ein zusammenhaltendes Ansehen schien zu fehlen. Und doch wäre es schade gewesen, wenn eine so harmlose, bloß mit objectiven Gegenständen sich beschäftigende Verbindung in Altersschwäche hätte aus einander

fallen müssen. Einige Mitglieder von Bern faßten daher den Gedanken, durch Einberufung der Freunde und Förderer des vaterländischen Geschichtstudiums die Bestrebungen für dasselbe wieder aufzufrischen, und luden dieselben auf den 15. Herbstmonat 1841 zu einer Versammlung nach Bern, wo unter dem Vorsitz des Veteranen schweizerischer Geschichtforschung, Hrn. Caspar Zellweger von Trogen in Appenzell, die Gesellschaft sowohl in ihren Formen, als durch den Beytritt mancher neuer Mitglieder sich verjüngte und beschlossen ward, den bisherigen Geschichtforscher fortan mehr das gesammte Land als bloß einzelne Theile desselben vertretend, durch dieses Archiv zu ersetzen. Der Name allgemeine geschichtforschende Gesellschaft wurde aber angenommen, weil außer dieser noch einige cantonale oder mehr getheilte Vereine zu diesem Zwecke bestehen, unter denen der Societé d'histoire de la Suisse romande durch ihre bisher gelieferten vier Hefte der werthvollsten Acten besonders aber der gründlichsten Forschungen, weitaus der Vorrang einzuräumen seyn dürfte. *)

Der Inhalt des Archivs soll in fünf Hauptrubriken zerfallen: 1. Originalabhandlungen; 2. Regesten; 3. Mittheilungen aus dem Gebiete der Landeskunde ältester und mittlerer Zeit; 4. Denkwürdigkeiten der letzten drey Jahrhunderte; 5. möglichst vollständige Anzeige der Literatur für schweizerische Geschichte und Landeskunde, ja eines Jahres — gewissermassen eine vom Jahre 1840 beginnende Fortsetzung der hallerschen „Bibliothek der Schweizergeschichte,“ da an einer solchen, welche die Jahre 1786 — 1829 umfaßt, in Bern bereits mit Fleiß gearbeitet wird.

*) Während dieses geschrieben wurde, hat sich eine ähnliche Gesellschaft in den fünf katholischen Central-Cantonen der Schweiz gebildet, welche auch kirchlich-historische Forschungen nicht, hingegen alles was die Revolutionszeit, die glorreiche Zeit der Weltverbesserer, betrifft, ausschließt. Dieß, dann daß die Mitglieder dieser Gesellschaft jenen Cantonen angehören, daß sie auf eigenen Füßen stehen wollen, und bey denjenigen, welche sich für Monopolisten der Aufklärung, Bildung und Freysinnigkeit halten, zuvor nicht angefragt haben, hat einen solchen in der Züricher Zeitung vom 15. Jan. 1843 zum Schulmeistern in Bewegung gesetzt. Wir führen dieses nur deßwegen an, weil es als ein neuer Beleg für die Anmassung der weitumher verzweigten wortführenden und sich für allein wortberechtigt haltenden Parthey gelten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manuscriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski etc.
2. Observationes Livianae. Scripsit Chr. W. Fittbogen etc.

(Fortsetzung.)

Im Gegentheil lehrt die weitere Erzählung, daß der eigentliche Kampf mit den Etruskern von Valerius und Herminius bestanden wird, während Sp. Lartius und T. Lucretius nur die Aufgabe haben, dem Feinde nach zwey Richtungen hin den Weg zu versperren. Deßhalb sagt Livius: ita caesi in medio praedatores neque ad pugnam (cum Valerio et Herminio) pares et ad fugam saeptis omnibus viis (a Lartio et Lucretio). So ist nun nichts übrig, als vorderhand bey der Conjectur des Glareanus stehen zu bleiben und hier ein sehr altes Verderbniß anzunehmen. — II, 40, 8 haben die Worte der Veturia, so wie sie in den besten mss. gelesen werden: sed ego nihil jam pati nec tibi turpius quam mihi miserius possum allerdings ihre Schwierigkeit. Hr. A. will nihil mit nec in der Art verbinden, wie anderwärts nihil non vorkommt und erläutert noch nachträglich die Stelle deutsch folgendermassen: „Mir aber kann nichts begegnen, was nicht dir mehr zur Schande gereichte als mir zum Elend. Doch aber auch so (?), wiewohl ich sehr unglücklich bin, so werde ich es doch nicht lange mehr seyn: an deine Kinder aber denke u. s. w.“ Abgesehen davon, daß die Verbindung von nihil nec in diesem Sinne wohl schwerlich kann nachgewiesen werden, scheint auch der Zusammenhang eine ganz andere Auffassung der Stelle zu verlangen. Veturia sagt: „Ich kann über das bereits Erlebte nichts mehr erdulden, auch (nec) Nichts, worin das Maaß deiner Schande das Maaß meines Elendes überbieten könnte d. h. was mein Geschick anlangt, so ist das Maaß der dadurch auf dich fallenden Schande voll; nicht also, was das zu erwartende Schicksal deiner Kinder betrifft, hier kann deine Schande noch wachsen.“ Erst so gewinnt, wie wir glauben, der Gedanke die Steigerung, welche Livius durch seine Worte hat ausdrücken wollen und die durch die Erklärung des Hrn. A. geradezu verwischt wird. — II, 59, 3 wird die Lesart der besten mss.: alii gaudere sua clade atque ignominia von Hrn. A. mit folgenden Worten erklärt: h. e. alii arma capere ut hostis a vallo submoveretur, alii ne tum quidem arma capere sed gaudere sua clade atque ignominia; offenbar unrichtig, denn von einer Theilung ist hier durchaus keine Rede; so gewiß es ist, daß die römischen Soldaten alle in ihrem Haß gegen den Appius so weit giengen, sich bereitwillig bis an ihr Lager von dem Feinde zurücktreiben zu lassen, so gewiß verhinderten sie auch alle die völlige Einnahme des Lagers. Fittbogen. (Observatt. Liv. p. 3 u. 8) schlägt vor in aliis, was in dem Sinne: „Was das Uebrige anlangt“ wohl statthaft wäre, wenn es sich nicht zu weit von dem was die mss. geben entfernte; so verdient vielleicht die Conjectur von Georg Rosse: *) alia gaudere sua clade atque ignominia, nach welcher

*) Daß bey Drkb., der diese Conjectur erwähnt, sua nach clade gesetzt ist, scheint ein bloßes Versehen zu seyn.

bey noluisse ein Comma gesetzt werden müßte, den meisten Beyfall. —

Die Art und Weise, wie III, 3, 4 die Lesart der mss. ab iis proxime audita erklärt wird, scheint uns eben so gewagt, als unzureichend. Hr. A. meynt anfangs ab iis proximi audita, wie von Aldus gelesen wird, lasse sich zwar hören, sey aber um nichts besser, als die alte handschriftliche Lesart; „nam si ad proxime suppleverimus qui erant vel steterant et alii ad ferre, nihil desiderandum videtur.“ Diese Art zu suppliren muß aber als so ungewöhnlich gelten, daß man, falls dieselbe gut geheißen würde, kaum mehr wegen irgend einer Schwierigkeit in Verlegenheit gerathen dürfte. Indessen schlägt Hr. A. bald darauf eine andere Erklärungsweise vor; cum enim, sagt er, prope et proxime interdum significent quod apud nos „beynahe, ungefähr;“ et proxime et ab iis referri possunt ad audita, ut haec fiat altera et ut opinor verior hujus loci interpretatio: „was man von jenen erschrockenen Landleuten kaum deutlich vernommen hatte — verbreiteten die einen hier, die andern dorthin.“ Gleichwie man die Uebersetzung von proxime durch „kaum deutlich“ nicht zugeben kann, ja dieselbe sogar mit des Verfassers eigenen früheren Worten in Widerspruch begriffen finden muß, da man nicht versteht, wie aus einem „beynahe“ ein „kaum deutlich“ sich entwickeln soll, so genügt auch bezüglich des zu ergänzenden alii die Hinweisung auf die Vorrede zum XXX. Buch p. LIII, 18 keineswegs, da die dort angeführte Stelle XXVIII, 19, 11 et meminerant et admonebant alios vielmehr die Ergänzung eines ipsi bey meminerant, als die von alii zu alios erheischt. Will man sich mit des Rhenanus Vorschlag, ferri zu lesen, nicht befreunden, so scheint uns die Annahme nicht unbegründet, daß vor proxume der Buchstabe p. d. h. populus ausgefallen sey, welches Wort in dem hiehergehörigen Sinne dem Livius nicht fremd ist cf. Fabri zu XXII, 7, 6. — III, 5, 8 wo Hr. A. das von Gronov, Weissenborn (Lectt. Liv. part. II. p. 7) und neuerdings von Fittbogen (Observatt. Liv. p. 9) verworfene cum mit M und P wieder herstellt, ist die beygefügte Erklärung nicht klar. Denn hätte Livius den Satz mit cum vor die Worte nulla deinde vi sustineri potuere eingeschoben, (worin die ganze Erklärung Hrn. A.'s besteht,) so wäre man allerdings leichter fertig. Es wäre vielleicht hinreichend gewesen, zu bemerken, daß potuere, wie sonst öfter (cf. XXXII, 12, 6) hypothetisch zu fassen sey: die Aequer, angefeuert durch den Tod des Legaten und die Verwundung des Consuls, hätten nun durch keine Gewalt mehr können aufgehalten werden, da die Römer in ihr Lager zurückgetrieben wieder (wie vorher) belagert wurden, und es wäre auch zum Aeußersten gekommen“ u. s. w.

Wir unterlassen es noch mehrere Stellen von dieser Seite zu beleuchten, um so mehr, da Fittbogen in dem schon erwähnten Schriftchen die Exegese des Hrn. A. ebenfalls und wie wir glauben mit Recht angegriffen hat; und benützen daher den uns noch verstatteten Raum lieber für die Besprechung mehrerer Stellen des ersten Buches, bey welchen Hr. A. die vorhandenen Schwierigkeiten entweder übergangen oder nach unserer Ansicht nicht vollkommen beseitigt hat.

I, 8, 3. me haud poenitet eorum sententiae esse, quibus et adparitores et hoc genus ab Etruscis finitimis, unde sella curulis, unde toga praetexta sumta est, numerum quoque ipsum ductum placet. So steht die Stelle bey Drkb. und einige orthographische Abweichungen abgerechnet auch bey A. Gleichwohl hat schon Jak. Gronov darauf aufmerksam gemacht, daß, da die Lictoren, von welchen im Vorhergehenden die Rede ist, sich zu den adparitores wie Art zur Gattung verhalten, die Scheidung et adparitores et hoc genus (zumal da adp. so ohne allen Beysatz steht) geradehin unverständlich ist. Spanhem's Erklärung et nominatim hoc genus hilft der Sache wenig auf, da es wohl Niemand eingefallen ist, Alles was unter dem Namen adparitores inbegriffen war, von den Etruskern herzuschreiben. Hiezu kommt, daß das, worauf es nach dem Zusammenhange der Stelle am meisten ankommt, nämlich die Herleitung der Zahl zwölf, mit einem einfachen quoque so ohne Bedeutung hintennach hinkt, daß es gewiß beym ersten Ueberlesen der Stelle auffallen muß. Diesen letztern Uebelstand scheint Heumann gefühlt zu haben, indem er vorschlug: quibus et apparitorum hoc genus — sumta est, et numerum q. i. d. p. Das Geeignetste scheint uns,

mit Benützung der Conjecturen Gronov's und Heumann's folgendermassen zu lesen: quibus et apparitores hoc genus ab E. finitimis, unde — sumta, et numerum q. i. d. p. Gleichwie Mißkennung des Accusativ's hoc genus (cf. Zmpt. gr. §, 428. Weissenborn gr. §. 290. n. 1.) die Einschiebung eines et vor demselben veranlassen konnte, so war auch die Verwechselung des et mit est vor numerus leicht möglich; so steht XXXIV, 61 sub fin. im Bamb. est Tyrii st. et Tyri. Ueber et — et quoque cf. Hand. Turs. II, p, 522. — c. 14, 7 wird auch von Hrn. A. noch ziemlich unverständlich gelesen; partem militum locis circa densa obsita virgulta obscuris subsidere in insidiis jussit. So wie die Worte hier stehen, muß man circa mit dem, was folgt, verbinden, während der Zusammenhang und die sonstige Sprachweise des Livius (cf. Duker. ad I, 4, 6) die Verbindung mit locis wünschenswerth macht. Deßwegen halten wir es nicht für unwahrscheinlich, daß zwischen den Worten circa densa ein ad ausgefallen sey; cf. II, 11, 7 P. Valerius inde T. Herminium cum modicis copiis ad secundum lapidem Gabina via occultum considere jubet. Nun bleibt freylich noch jene Schwierigkeit übrig, daß man wohl loca obsita virgultis sagt, aber nicht virgulta obsita. Würden die mss. nur irgend wie eine Andeutung geben, so schiene obnata (XXIII, 19, 11) nicht ungeeignet zu seyn. So aber ist es wohl am gerathensten, opposita, was der Voss. 2 freylich nur nebenbey und dasselbe zugleich als unrichtig bezeichnend darbietet, als das Richtige anzuerkennen. Denn die Annahme Drkb's., es sey dieß Wort eine Glosse von obsita gewesen, ist höchst unwahrscheinlich; im Gegentheil konnten Stellen, wie XXI, 54, 1. XXVIII, 2, 1, wo man in ähnlicher Verbindung obsitus vorfand, eine Verwechselung beyder Wörter leicht herbeyführen. Für opposita sprechen übrigens Stellen wie: XXV, 15 ante med. Mago cum equitatu tectus collibus ad tegendas insidias oppositis subsistit. XXIX, 34 med. — tegentibus tumulis, qui peropportune circa viae flexus oppositi erant, occultus processit; ferner die Varietät der mss. bey XXIV, 39, 1 wo Drkb. nachzusehen. Sollte die Wortfolge locis circa ad densa opposita virgulta obscuris etc. anstößig erscheinen, so erinnern wir an I, 7, 7 reddita inclusarum ex spelunca boum vox, um darzuthun, wie hier die doppelte Beziehung der Worte ad densa opp. v. zu subsidere und zu obscuris durch Stellung der Worte und Wahl der Präposition treffend dargestellt wird. — c. 19, 6 hat Hr. A. aus dem höchst unzuverlässigen Haverc. intercalares mensibus interponendo in den Text genommen. Die bessern mss. geben intercalares mensibus interponendis, und dieß scheint uns richtiger darauf hinzudeuten, daß intercalariis (cf. Liv. XXXVII, 59, in. Cic. in Verrem II, 2, 52, 130) zu lesen sey. Wie aus intercalaris intercalares wurde, erhellet aus XXXIII, 29, in., wo der Bamb. alios in hospitis giebt, wofür sich dann bey Ald. Frob. 1. 2. Drak. alios hospites findet, welches unstreitig aus alios in hospitiis verdorben ist. — c. 22, 5 findet sich in allen mss. (mit Ausnahme des Harl. 1) nach den Worten blande ac benigne noch der Zusatz comi (oder communi) fronte, welchen die Herausgeber bisher alle als eine Glosse betrachteten und daher unberücksichtiget gelassen haben. Auch Hr. A. hat keine Aenderung vorgenommen. Indessen erscheint genauer besehen comi fronte als ein sonderbares Glossem und man begreift wirklich nicht, was dadurch erklärt werden sollte, da benigne keiner Erklärung bedürfte, am wenigsten einer solchen, wie communi fronte, was gar keinen Sinn giebt.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv für schweizerische Geschichte (,) herausgegeben auf Veranstaltung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die erste Abhandlung ist eine Untersuchung „Ueber die so geheißene goldene Bulle von Genf“ von dem (verstorbenen) zürichischen Staatsrath Ludwig Meyer von Knonau. Die Zweifel, welche hier erhoben und begründet werden, berühren weniger die Urkunde Kaiser Friedrichs I., dat. ap. pontem Laone VI. Id. Sept. 1162 (deren Original noch vorhanden und bey Spon. Hist.

de Gen. 11, 30 ed. in 4. abgedruckt ist) als ein im Jahr 1483 zu Rom ausgefertigtes und von jener in mehreren Punkten abweichendes Vidimus. Allein, da glücklicher Weise die Urkunde vorliegt, kann für den Geschichtsforscher das Vidimus ohnedem von keinem Belang seyn, so einleuchtend auch die erhobenen Zweifel auf mancherley Angaben (besonders der Zeugen-Unterschriften) begründet werden.

2. Essai sur l'état des personnes et de la condition des terres dans le pays d'Ury au XIIIme siècle pr. F. de Gingins de la Sarraz. Dieser Abhandlung dürfen wir den Preis umfassender Kenntniß der Urkunden, tiefdringender Forschung und eines ausgezeichneten Scharfsinnes zu historischen Schlußfolgerungen unbedenklich zugestehen. Angeregt durch Kopps Urkundensammlung sind die staatsrechtlichen Origines Helvetiorum in neuerer Zeit Gegenstand besonderer Forschung geworden, namentlich durch Hissely in den Mémoires et Documens publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande. An diese Arbeiten schließt sich vorliegende Untersuchung an. Freylich zerrinnt hiedurch der Wahn einer unfürdenklichen Reichsunmittelbarkeit und Reichsfreyheit der drey Waldstätte, oder zuletzt der Landschaft Ury, für welche man sie noch retten zu können glaubte, vor dem Licht gründlicher und unbefangener Forschung gänzlich. Der pagellus Uranie kömmt zum erstenmal vor in der Ausstattungs-Urkunde Ludwigs des Deutschen für die Fraumünsterabtey in Zürich. Der Verf. weist urkundlich nach, daß der Kaiser weder das, was man jetzt den Kanton Ury nennt, in seiner ganzen oder wenigstens größern Ausdehnung, noch weniger ein Hoheitsrecht über diese Gegend jener Stiftung zugewiesen habe, sondern daß noch manche Andere dort begütert, die Einwohner selbst aber in Beziehung auf ihre persönlichen Verhältnisse in der mannigfaltigsten Stellung sich befunden hätten, von den Edlen und Freyen (wie die Attingshausen) bis hinab zu den Hörigen, und daß der Besitz von mehrern oder mindern Rechten (Befreyungen) nirgend an einer geschlossenen Gemeinschaft, sondern an Person oder an Besitz gehaftet, daher die größte Mannigfaltigkeit dieser Verhältnisse neben und durch einander durch das ganze Ländchen sich verflochten habe. Auch seyen der universitas vallis Uraniae, welche schon im XIII. Jahrhundert vorkommt, weder politische Rechte noch richterliche Gewalt, sondern bloß die Obliegenheit zugekommen, die Reichs- und Landessteuern auf die Einwohner zu verlegen. Die ganze Untersuchung führt zu dem Schluß: On ne saurait donc envisager le pays d'Ury dans son ensemble comme un territoire relevant directement de l'Empire (Reichsländlein), ni considérer les habitants collectivement comme ressortissant immédiatement de la puissance impériale (unmittelbare Reichsunter-gebene): cette qualification n'appartenait en réalité qu'à une certaine catégorie de citoyens privilégiés confondus dans la masse de la population.

Regesten. Die den Städten Zürich und Winterthur, den Klöstern im Canton Zürich und einigen Edlen von Carolingern und Römischen Königen und Kaisern von 852 — 1400 ertheilten Urkunden, chronologisch geordnet und in Auszüge gebracht von Gerold Meyer von Knonau. Es sind deren 191, welchen ein besonderes Personen- und Orts-Register beygefügt ist. Die Auszüge sind umständlicher, als sie sonst bey Regesten zu seyn pflegen. Das aber vermissen wir, daß weder der Ort, an welchen die Urkunden aufbewahrt werden, noch ob sie gedruckt, und wo zu finden, oder ungedruckt seyen, angegeben ist, was unsers Bedünkens nicht hätte sollen ausser Acht gelassen werden. Die Rheinauischen trifft man in Zapfs monumentis.

In den Mittheilungen aus dem Gebiete der Landeskunde ältester und mittlerer Zeit finden sich unter II. acht Urkunden zu Geschichten der Grafen von Montfort und Werdenberg, von 1277 — 1523, die letzte den Verkauf des halben Theils der Herrschaft Bregenz an Oesterreich für 50,000 rheinische Gulden betreffend. —

3. Reformatio Dominorum Friburgensium 24. Sept. 1512, wahrscheinlich an Papst Leo X., um Billigung der Absetzung ihres Propsts Ludwig Löubli zu erwirken, der hier als Haupttriebrad der Entweichung Georgs auf der Flue aus Walis, eines Widersachers der Familie Schinner, dargestellt wird und weßwegen der Ritter Franz Arsent enthauptet ward. Beachtenswerth ist, daß in der (gleichzeitigen) „Geschichte der Gefangennehmung und Hinrichtung des Schultheißen und Ritters Franz von Arsent“ (Geschichtforscher 1, 115 ff.) Löubli gar nicht erwähnt wird. Das Ganze, wie es sich in seinen einzelnen Nebenumständen verhalten mag, ist ein trüber Zug aus der Geschichte der damaligen politischen Partheyungen in der Schweiz.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski etc.
2. Observationes Livianae. Scripsit Chr. W. Fittbogen etc.

(Fortsetzung.)

Da nun im Harl. 1 diese Worte fehlen, so wäre es allerdings das Bequemste, weiter keine Notiz von ihnen zu nehmen; wenn nicht andrerseits die Möglichkeit vorhanden wäre, daß wie an andern Stellen dieser Handschrift, *) so hier wegen des Gleichlautes des folgenden comiter diese beyden Worte nur ausgefallen seyen. In M ist ohne Zweifel anfangs concomi fronte zu lesen gewesen und nur die fast regelmäßig in schwierigern Stellen verschlechternde zweyte oder dritte Hand hat daraus Monströses gemacht. Im Leid. 1 steht: blande ac benigne cum fronte communi regis convivium celebrant und hieraus läßt sich, wie wir glauben, auf die wahre und ursprüngliche Lesart schließen. Zuvor müssen wir jedoch noch auf einen andern Punkt in dieser Stelle aufmerksam machen; er betrifft das bisher unangefochtene comiter. Comiter ist in der Regel der Ausdruck für den, welcher eine Gefälligkeit bietet, nicht für den, welcher sie annimmt; cf. Liv. I, 57, 10 comiter invitat, IX, 35, 8 comi hospitio acceptum, ibid. c. 43. extr. comiter munera missa. XXIX, 22, 2 hospitio comiter acceptis, XXVIII, 39, extr. XLII, 24 extr. XLV, 20 med. XXIV, 13, 1 etc. Halten wir damit zusammen, was Döderlein (Lat. Synon. V. p. 12) über den Begriff von comis lehrt, so würde comiter von den Gesandten der Albaner nur dann richtig gesagt seyn, wenn Livius das Volk der Albaner als mächtiger und somit die Annahme der Einladung von Seite der Gesandten als einen Act der Herablassung gegen die Römer hätte bezeichnen wollen, was doch gewiß nicht in seinem Sinne lag. Nach diesen Erörterungen glauben wir mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Lesart des Leid. 1 folgende Vermuthung zu begründen: Excepti hospitio ab Tullo blande ac benigna cum fronte communiter regis convivium celebrant. Daß sich benigna cum fronte dem vorangehenden blande passender anschließt, als benigne, geht aus dem Zusammenhange hervor; denn dem Tullus ist es nur um die Außenseite der benignitas zu thun und es paßt daher ganz eigentlich auf ihn die Stelle des Caecilius, welche Gellius N. A. XV, 9 anführt: Nam hi sunt inimici pessumi fronte hilaro, corde tristi. Sprachlich kann in der Zusammenstellung von blande mit benigna cum fr. um so weniger Anstoß gefunden worden, als der Abl. mit cum so häufig ganz in dem Sinne eines Adverbiums vor-

*) Im Harl. 1 sind Auslassungen in Folge des Wiederkehrens ein und desselben Wortes sehr häufig; cf. I, 20, 5. c. 26, 9. c. 34, 4. c. 39, 1. c. 41, 3. II. 7, 9. c. 18, 11. c. 43, 4. c. 55, 3. Aber auch ohne solchen Grund finden sich in dieser Handschrift vielfach Lücken, wie I, 59, 3. II. 7, 3. c. 14, 3 und 4. c. 15, 2. 5 und 7. c. 32, 8. c. 40, 6. c. 42, 1. c. 64, 6. Einzelne Wörter sind ausgelassen: II, 11, 6. c. 12, 1. c. 14, 6. c. 16, 3. c. 46, 1. c. 51, 4.

kommt und Livius nicht selten im Ausdrucke wechselt z. B. V, 5 in. molliter et per dilationes; XL, 9 extr. criminose - nec - colligendo; cf. Plin. ep. II, 13, 8 parce et cum delectu Communiter schließlich, was bey der häufigen Vewechselung von communis und comis (cf. Beier zu Cic. off. III, 5, 24) kaum als eine Aenderung betrachtet werden kann, ist dem Sinne der Stelle ganz angemessen; denn es lag im Plane des Tullus, die Albanischen Gesandten beysammen zu behalten und zu verhindern, daß sie nicht etwa von der nach Alba abgeordneten Gesandtschaft Kunde bekämen. (Vrgl. übrigens XXIX, 24, 8 ut communiter consulerent.) — c. 24, 7 hat Hr. A. auf die Angabe des Rhenanus hin, daß im Vorm. prima postrema stand, dieses in den Text genommen. Da indessen M P Harl. 1, Leid. 1, Helm. 1 prima postremū haben, sollte nicht hierin die Andeutung liegen, daß zu lesen sey: prima postrema a me ex illis etc.? — c. 39, 1 ist Hr. A. bey der Vulgata stehen geblieben, die sich auf sehr geringe Auctorität gründet: Eo tempore in regia prodigium visu eventuque mirabile fuit. Die bessern mss. haben prodigium visum, entschieden das Richtige (cf. XXVI, 23, med. Eodem anno prodigia aliquot visa), da man nach der Vulgata den Livius sogar etwas Abgeschmacktes sagen läßt, nämlich prodigium visu mirabile fuit, als ob sich das nicht bey jedem prodigium von selbst verstände. — c. 41, 7. Auch hier hat Herr A. die Vulgata jam tum comprehensis (nur daß er conprensis schreibt) nicht aufgegeben, obwohl M. und Harl. 1 jam tum cū conprensis Leid. 1. jam tum cum comprehensis geben. Erwägt man, daß nach der Vulgata die Partikeln jam tum einer passenden Beziehung entbehren, indem sie weder mit den zunächst stehenden Worten conprensis sceleris ministris zusammen genommen, noch auch wegen des Zwischentritts eben dieser Worte füglich auf das folgende ut bezogen werden können; — so scheint es nicht unpassend jam tum cum conprensi sceleris ministri sunt, ut etc. zu lesen. Daß cum in einigen mss. fehlt, ist ohne Belang vgl. Drkb. zu II, 12, 8. — c. 43, 2. Herr A. schreibt, wie die übrigen Herausgeber, Prima classis omnes appellati, obwohl dieß nur durch Hav. u. Harl. 2. geschützt wird. Die bessern mss. M. P. Harl. 1. Helm. 1. haben primo classis. Da nun in den besten mss. mitunter e u. o verwechselt werden, z. B. im Harl. 1. I, 10, 1 ee st. eo; ebendaselbst §. 3 pre st. pro, c. 11, 2 erat st. orat, II, 31, 10 ere st. ero; im Lips. I, 26, 9 patrie jure; im Leid. 1. II, 42, 3 intermisso st. intermissae; so glauben wir, daß hier primo in den bessern codd. aus prime d. i. primae entstanden sey, wie im Pal. 1. Lips. Voss. 2 wirklich steht. Dieser Gebrauch des Genitivs, nach welchem zu primae classis zu ergänzen ist homines oder cives, hat in demselben cap. noch zweymal Störung in den mss. veranlaßt, §. 5 in tertiee classis u. §. 11 secundae classis. Es ist interessant, bey Drkb. nachzusehen, durch welche Hülfsmittel man sich in den schlechtern mss. über diese scheinbare Schwierigkeit hinwegzuheben versuchte.

Wir schließen diese Bemerkungen, durch welche wir keineswegs die höchst verdienstlichen Leistungen des Herrn A. in Schatten zu stellen beabsichtigten, vielmehr nur unser eigenes Interesse für die Sache an den Tag legen wollten — mit dem aufrichtigen Wunsche, daß es dem Herausgeber Umstände und Gesundheit erlauben mögen, das mit so vieler Energie angefangene Werk nach dem gewiß einstimmigen Wunsche aller Freunde der Livianischen Literatur in gleicher Weise fortsetzen und abschließen zu können. —

In der unter Numer 2. aufgeführten Gelegenheitsschrift (sie ist eine Festgabe, dem Direktor Poppo zu Frankfurt an der Oder bey der Jubelfeyer seiner fünfundzwanzigjährigen Amtswirksamkeit von dem Verfasser überreicht) werden in acht Abschnitten verschiedene die Kritik und Erklärung des Livius betreffende Punkte mit Geschick und Einsicht besprochen. Herr Fittbogen geht zunächst von acht einzelnen Stellen (II, 59, 3. III, 5, 8, c. 11, 2. c. 37, 7. IV, 24, 7. c. 35, 4. c. 54, 4. VII, 22, 1) aus, nimmt aber Veranlassung, nebenbey noch andere Stellen in Untersuchung zu ziehen und zugleich Bemerkungen über einige auf die Sprache des Livius bezügliche Gegenstände (z. B. über die Bedeutung von alioquin, den Unterschied von alius und caeterus, den besondern Gebrauch der Präp. ad und in u. a. m.) anzuknüpfen. Wenn wir auch in denjenigen Punkten, wo Herr F. über das Gewöhn-

liche und Bekannte hinausgeht, häufig seine Ansicht nicht theilen können, so gestehen wir doch recht gerne zu, daß er die Schwierigkeiten der von ihm ausgehobenen Stellen meist wohl erkannt, auch die Irrthümer seiner Vorgänger aus dem richtigen Gesichtspunkt betrachtet hat, wie er denn namentlich, wo er gegen Alschefski's Erklärungsversuche polemisirend auftritt, durchgängig in seinem Rechte ist. Wo es sich aber um die Heilmittel handelt und um die Eröffnung neuer Wege zur Auffindung des Richtigen, finden wir seine Ansicht in den meisten Fällen unzureichend und ohne die überzeugende Kraft, welche die gefundene Wahrheit zu begleiten pflegt. Einige Beyspiele werden unsre Behauptung rechtfertigen. II, 59, 3. alii gaudere sua clade atque ignominia. Es ist bereits oben erwähnt worden, daß Herr F. in aliis vorschlägt. Allein diese Conjektur entfernt sich nicht nur von der Lesart der mss. zu weit, sondern findet auch in der angeführten Vergleichung von delectari, se oblectare in re keine Unterstützung, indem ja an unsrer Stelle der Gegenstand der Freude durch die Worte sua clade atque ignominia ausdrücklich beygesetzt wird. — Ueber III, 5 8 — quum compulsi in castra Romani rursus obsiderentur, haben wir uns ebenfalls bereits ausgesprochen; aber in den gleich darauf folgenden Worten venissetque in periculum summa rerum, ni T. Quinctius peregrinis copiis cum Latino Hernicoque exercitu subvenisset nimmt Herr F. Anstand, peregrinis c. und cum L. H. e. für ein und dasselbe zu halten und meynt, unter jenen Truppen sey das Bundescontingent nicht besonders genannter Städte, vielleicht von Fidenae, Tusculum, Alba, Praeneste, Gabii (Gabiasque, was im Buch steht, ist wohl Druckfehler) zu verstehen, welches durch Latiner und Herniker nur ergänzt worden sey, so daß also cum (i. e. una cum) C. H. exercitu noch einen besonderen Bestandtheil der peregrinae copiae andeute. Dem widerspricht aber, abgesehen davon, daß Livius einen solchen Theil nicht exercitus genannt haben würde, schon der Umstand, daß später den Cohorten der Latiner und Herniker vom Senate ausdrücklich für die geleisteten Dienste gedankt wird, ein Beweis, daß ihre Hülfe nicht als bloßes Accessorium, sondern als Hauptsache betrachtet wurde. Peregrinis copiis wird aber von Livius absichtlich vorangestellt, um anzudeuten, wie mißlich die Zeit für Rom war, wo es bey Fremden Hülfe und Rettung suchen mußte; daß aber nach per. c. noch ein Abl. mit cum als Opposition folgt, ist sprachlich gewiß eben so wenig anstößig, als wenn einem Städtenamen die Wörter urbs, oppidum mit einer Präposition als Apposition nachtreten. — III, 11, 2 neque suum cuique jus modum faciebat, sed virium spe et manu obtinendum erat, quod intenderes. Herr F., wahrscheinlich veranlaßt durch die Lesart des P m. 1 spe set schlägt vor zu lesen: sed virium spes (sc. modum faciebat) et manu etc., was, sobald Grund vorhanden wäre, die Vulgata zu verlassen, jedenfalls mehr Beyfall verdiente, als die von Alschefski der Stelle aufgebürdete Anaphora. Allein die Vulgata, die noch dazu von allen übrigen mss. vertreten wird, ist vollkommen gut, und wenn Herr F. behauptet, virium spe aliquid obtinere sey ganz ohne Sinn, so hat ihn dazu wohl nur das Blendende seiner eigenen Conjektur verleitet. Denn warum sollte man nicht sagen können: Durch die Hoffnung zureichender Gewalt und durch Thätlichkeit mußte man durchsetzen, was man haben wollte? — III, 37, 7. Hi (patricii juvenes) ferre agere plebem plebisque res, quum fortuna qua quidquid cupitum foret potentioris esset. Herr F. vermuthet, es sey fortuna quadam, quidquid etc. zu lesen und erläutert ziemlich weitschweifig: patricii juvenes omni modo expilabant plebem; hoc vero facili negotio poterant: nam quodammodo fortunae dono, si quis ex bonis plebeji hominis quid concupivisset, id ei ut potentiori obtingebat, i. e. a judice addicebatur. Allein das Verfahren der jungen Patricier gründete sich ja nicht auf ein Glück, welches etwa Livius nicht näher bezeichnen will oder kann, sondern gerade nur auf die Tyranney und Willkühr der Decemvirn und ihrer Helfershelfer.

(Schluß folgt.)

Archiv für schweizerische Geschichte (,) herausgegeben auf Veranstaltung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz ꝛc.

(Schluß.)

Die Actenstücke zur Geschichte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts eröffnet eine Instruction baillée au Fr. de Caumartin, allant résider ambassadeur ordinaire en Suisse, à la fin du mois de Décembre de l'année 1604, worauf folgt relation de l'ambassade de Monsieur de Castille en Suisse en l'année 1616. Eine Geschichte des Wirkens, Waltens und des Einflusses der französischen Gesandtschaft in der Schweiz wäre gewiß ein höchst merkwürdiges Werk und würde in das innerste Getriebe von Manchem hineinblicken lassen, wovon wir zur Zeit nur noch die offenkundig gewordenen Folgen kennen. Das zweyte Actenstück stellt Ziel und Mittel dieser Gesandtschaften in der Schweiz seit Ludwig XI. am bündigsten dar im folgenden Eingang der Berichterstattung: La Charge de l'Ambassadeur en Suisse consiste en trois principaux Points: le premier à faire valoir l'autorité du Roy parmy les peuples; le second à y maintenir son alliance soit en exécutant ce qui en dépend, soit en empêchant qu'il y soit contrevenu, soit en faisant réparer les contraventions qui s'y font; le troisième à y dépenser les deniers de Sa Majesté, en sorte que non seulement Elle s'acquitte des Libéralités promises et des debtes esquelles elle est obligée, mais que ce qui se baille pour l'une et l'autre cause serve à venir à bout de l'une et de l'autre deux premiers Points. Wirklich spielt dieser letzte Punkt in beyden Aktenstücken eine Hauptrolle. — (Fünfzehn) Actenstücke aus der Zeit des dreyßigjährigen Krieges (1618 — 1620). Die ersten zehn Schreiben der böhmischen Stände und des Pfalzgrafen (Königs) Friedrich an die IV evangelischen Stände der Schweiz und deren Antworten, höchst unbedeutend; den besten Commentar dazu könnte die Geschichte des Klosters Wilhering von Stülz liefern. Meisterhaft ist der „ausführliche Vortrag der österreichischen Commissarien an der Tagsatzung zu Baden," 12 b., über Umfang, Wesen und Zweck der böhmischen Rebellion. Der Kaiser erinnert die Schweiz an die Erbeinigung, an die von seinem Haus treu gehaltenen Verträge, an die Vortheile, welche der Schweiz aus gutem Vernehmen mit diesem erwüchsen, und wie er dieses stets zu bewahren gedenke, Gleiches von derselben gewarte. — 15 Vortrag der Ambassadoren Miron und Gueffier an die Tagsatzung zu Baden den 3. Aug. 1620. Nach dem Veltlinermord forderten die Bündner-Protestanten ihre glaubensgenössischen Stände in der Schweiz zu Hülfe auf, wozu dieselben heiße Lust hatten. Diese suchten die französischen Gesandten abzukühlen, hinweisend, wohin das führen würde, zu Vermittlungsversuchen rathend. — IV Beyträge zur Geschichte des letzten Decenniums der alten Eidgenossenschaft; 55 Schreiben und Antworten eidgenössischer Stände (meist Bern und Basel) an und von Zürich, vom 29. Juni 1759 — 3. Nov. 1790. Man sieht daraus, mit wie wachsamem Auge jene beyden Stände, Bern zumal, die Begegnisse in Frankreich beobachteten und eine Einwirkung derselben auf die Schweiz, vorzüglich durch aufrührerische Schriften, zu verhüten suchten. Diese Actenstücke wären der Berücksichtigung derjenigen besonders zu empfehlen, welche immer noch die Revolution einzig als Folge mehrerer, Frankreich belästigender Mißbräuche darstellen wollen; sie könnten daraus ersehen, daß ein Clubb zu Revolutionirung der Schweiz (wo mithin jene Ursachen auch nicht von ferne vorhanden waren) in Paris schon im Jahre 1789 bestand und die gleichen Triebfedern, wie seither alle revolutionären Verbrüderungen, in Bewegung setzte: Geld, Emissäre, Libelle. Damals besaß man aber noch mit dem Willen die Kraft zu regieren. Uri wollte von dem König Auslieferung der Clubbisten verlangen; Freiburg that dieß wirklich mit Bezeichnung der Individuen. Auf Flugschriften und deren Colporteure wurde ein wachsames Auge gehalten; in Zürich z. B. erschien eine die Waat berührende Schrift, „deren bestgemeynter Inhalt und Absicht sogleich einleuchtet;" dennoch ließ der geheime Rath die Ausgabe derselben einstellen, bis er von Bern vernahm, ob dort die Publication gerne gesehen würde; die Nummer eines Wochenblattes wurde zurückbehalten, weil sie bloß die Anzeige von ein paar verdächtigen Schriften enthielt. Uri schreibt am 16. Oct. 1790: es sey dem Landamman eine von dem „schändlichen Schweizerclubb in Paris" verfaßte Schrift — lettre aux Communes des Villes, Bourgs et villages de la Suisse et de ses Alliés, ou l'Aristocratie Suisse dévoilée — „ein wahres Mord- und Brand-Libell" zugekommen; — „mit Urtheil und Recht haben wir dieß Libell zum Feuer durch Scharfrichtershand verdammt." Zugleich wurde durch ein Mandat von den Kanzeln Auslieferung solcher Schriften befohlen.

Literatur von 1840. Als Fortsetzung zu E. G. von Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte. Eine Uebersicht von 9 in diesem Jahre erschienenen Karten und Planen und 281 Druckschriften. Den wichtigern darunter ist eine summarische Inhaltsangabe oder etwa auch eine kurze Beurtheilung beygefügt. Ein dankenswerther Anfang sofern er in dieser Art und Weise fortgesetzt wird.

Htr.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Ueber die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien (und über die Verbreitung des italischen Münzsystemes von Etrurien aus). Zwey Abhandlungen von Dr. Richard Lepsius. Leipzig 1843.

Keinen zugleich berühmteren und dunkleren Namen kennt die Geschichte, als den der Pelasger. Als ein umfassender Hintergrund trägt und deckt dieser Name die doppelte Blüthe des Hellenenthums wie des Römerthums, die sich, jedwede mit ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit, durch ihn und in ihm wie in einem zersprungenen Kelche entfaltet hat, und die, müssen wir vermuthen, zugleich hauptsächlich durch diesen Kelch mit jenem nebelhaften, in der Bildungsgeschichte Aegyptens und Indiens am deutlichsten erkennbaren, offenbarungsreichen Riesenbaum eines gebildeten Uralterthums unzertrennlich zusammenhängt. Nicht mehr ferne mag aber jener Tag seyn, wo der Vorhang, den der Genius der Weltgeschichte vor jener Urgeschichte ausgespannt hat, sinken soll. Darauf deutet die allgemeine Bewegung hin, mit welcher unsere gegenwärtige Wissenschaft schon vielfach an jenem Vorhang gerüttelt, und von allen Seiten, bald vermittelst rein historischer, bald mythologischer, bald — und wohl am sichersten — vermittelst linguistischer Forschungen, zu einer deutlichen Gesammtanschauung jener jenseitigen geschichtlichen Lebenshalle durchzudringen versucht hat. Schon entwirren sich uns die altparsischen und altindischen, schon die sinesischen, ja selbst schon die so lange für unentzifferbar gehaltenen hieroglyphischen Sprachdenkmäler und lassen, zugleich mit dem wunderbaren Leben der Sprache selbst, in welcher sie abgefaßt sind, auch das geistige und sittliche Leben der Völker, denen sie angehören, in immer zusammenhängenderen Bildern vor uns emporsteigen: und wenn neben diesen Völkern nun endlich auch das Volk der Pelasger, das in der That jetzt noch wie eine unentzifferte Hieroglyphe zwischen dem ägyptisch-indischen Alterthum und der griechisch-römischen Welt in der Mitte schwebt, und wenn zugleich das keltische Volk, das jenes ägyptisch-indische Alterthum, so wie die Pelasger dasselbe mit der classischen Welt verbinden, auf eine ähnliche Weise mit dem Germanenthum und Slaventhum zu verbinden scheint, ja wenn zuletzt, neben diesen beyden, auch noch das, mannigfach in sie verschlungene skythische Volk, uns alle drey, dieses wie jene, in ihrer Sprache, Herkunft und Geschichte kein Geheimniß mehr seyn werden, so dürften wir von einer allseitigen Erkenntniß der gesammten vorchristlichen Welt nicht allzuweit mehr entfernt seyn.

Die Untersuchungen, welche in den letzten dreyßig Jahren auf die Geschichte, Mythologie, Sitte und Sprache der Pelasger gerichtet worden sind, sind alle mehr oder minder durch Niebuhrs römische Geschichte und die darin aufgestellte Ansicht über das ethnographisch-politische Verhältniß der Pelasger, sowohl in Griechenland zu den Hellenen, als in Italien zu den Römern und Etruskern, angeregt worden, auch seitens derjenigen Gelehrten, welche diese Niebuhrsche Ansicht theils, wie z. B. namentlich Otfried Müller in seinem Buche über die Etrusker, im Einzelnen mannigfach berichtigen, theils, wie nun eben namentlich der Verfasser unserer vorliegenden Abhandlung, gleich im Ganzen bekämpfen und widerlegen zu müssen geglaubt haben.

Niebuhrs römische Geschichte, die ihren großen, wir mögen sagen, weltgeschichtlichen Werth, ganz besonders in der Gesammtwirkung hat, in der sie alle von ihr berührten einzelnen historischen Ereignisse vor uns erscheinen läßt, und uns dieselben (in dieser ihrer zusammenwirkenden Massenhaftigkeit,) dergestalt in die Seele prägt, daß wir sie fortan, gleich wie eigene Lebenserfahrungen, nicht leicht wieder daraus verlieren können, — Niebuhrs römische Geschichte stützet ihre Ansicht von der geschichtlichen Stellung und Bedeutung der Pelasger besonders auf den inhaltsschweren, das ganze Niebuhrsche Werk beherrschenden Gedanken, daß die meisten Staaten aus der Mischung eines erobernden (gewöhnlich nordischen) Volkes mit einem unterworfenen (gewöhnlich südlichen) entstanden sind. Doch hat dieser Grundsatz gerade in seinem Einfluß auf die Beurtheilung der Pelasger, als in Widerspruch nicht nur mit vielen einzelnen historischen Zeugnissen, sondern auch mit der von der Geschichte wie der Sage uns überlieferten Gesammtanschauung des Alterthums über dieß merkwürdige Volk, so wie außerdem noch in Widerspruch mit vielen Thatsachen der von Niebuhr nur sehr unvollkommen gekannten vergleichender Linguistik, jedenfalls nur eine sehr einseitige und gezwungene Anwendung erfahren. Wir vermissen hier besonders seine Verbindung mit einem andern ihm zur nothwendigen Bestimmung dienenden, aber von Niebuhr, wie es scheint, nicht deutlich genug ins Auge gefaßten Grundsatz, dem von dem Vorhandenseyn eines, neben jenem erobernden kriegerischen und ländlich-unterworfenen Elemente in den meisten alten Staaten gleichgewichtig bestehenden und in dieselben gewöhnlich durch eine frühere Eroberung und Mischung eingeführten dritten priesterlichen oder hierokratischen Elements. Ausgehend nämlich von dem, dem vergleichenden Blicke sich unabweisbar aufdrängenden Gegensatze eines griechischen und nicht griechischen Bestandtheils in der ganzen Bildungsgeschichte sowohl des tuskischen als des römischen Volkes, und sodann sich stützend auf die, bey den alten Schriftstellern sehr häufige, mythologische und historische Zusammenreihung verschiedener in Griechenland und Italien ureinheimischer (namentlich dort der arcadischen und thessalischen, hier der siculischen und önotrischen) Völkerschaften unter dem berühmten Namen der Pelasger, so wie zugleich auf die Gleichbrauchung dieses Namens mit dem der Tyrrhener, glaubt Niebuhr schließen zu dürfen, jene sowohl einerseits dem hellenischen als andererseits dem römischen und tuskischen Volke gemeinsame Grundlage werde gebildet durch das pelasgische oder (damit vollkommen gleich bedeutend) tyrrhenische Element, als angehörig einem, dereinst vom Arnus bis zum Bosporus und von den Alpen bis Kap Maleia herrschend ausgebreiteten, unter vielen andern z. B. die Namen der norditalischen Tyrrhener (im engern Sinne), der Teleboer, Siculer, Oenotrer, Epiroten, Päonier, Thessalier, Jonier, Argeier, Arcadier, so wie der Tyrrhener des ägäischen Meeres, der Mäonen und vielleicht auch der Troer in sich begreifenden, großen zusammenhängenden Volke des südöstlichen (wie die Kelten des westlichen) Europa, zu welchem Volke sodann, als Anlaß der Entstehung jener drey verschiedenen Völkerschaften, je ein besonderer, von den beyden übrigen Stämmen verschiedener Stamm, nämlich in Griechenland die Hellenen, in Mittelitalien oder im Römerland die Casker und Sabeller, in Norditalien oder Tuskien aber ein nordisch-eigenthümliches Volk aus den Alpen, genannt Tusci oder Rasena — jener ein mit Turini, dieser mit Raeti verwandter Name — erobernd hinzugetreten sey. Im besonderen Bezug aber auf dieß letztere, tyrrhenisch-rasenische Volk glaubt Niebuhr seine genetische Ansicht mit den verschiedenen unter sich keineswegs übereinstimmenden Angaben der alten Schriftsteller über die Entstehung desselben auf die Weise in Verbindung setzen zu können, daß er zunächst, gestützt auf das Zeugniß des Dionysius (I. 17 p. 23), der sich nur auch im Gebrauche des Namens *Τυῤῥηνοί* st. *Ἔτρουσκοι* oder *Πασίναι* geirrt habe, von der durchaus ungriechischen und unpelasgischen, italisch-eingebornen Eigenthümlichkeit der Tyrrhener, die Sage bey Herodot (I. 93) von ihrem lydischen (das bedeute eigentlich „mäonischen“), so wie bey Hellanikus (Dion. I. p. 22) von ihrem thessalischen Ursprung, zusammen mit einer dritten, umgekehrten, von Myrsilus (Dion. I. p. 19. 22.) berichteten Sage über den italischen Ursprung der attischen und ägäischen Tyrrhener, alle drey für nur auf den pelasgischen Bestandtheil des tuskischen Volkes gerichtete und

dabey zugleich jedes besonderen thatsächlichen Hintergrundes entbehrende allgemeine mythische Versuche erklärt, um die einst in ausgedehnter Kette unmittelbar zusammenhängenden, später aber durch mannichfache Völkerbewegungen aus einander gerissenen bedeutendsten oder äußersten Glieder des großen pelasgischen Völkergeschlechtes durch eine angenommene Hin- oder Herwanderung wieder unmittelbar mit einander zu verknüpfen: während er sodann zweytens in der, namentlich durch Livius durchgeführten, Angabe, das etruskische Volk habe sich von dem untern Meere erst allmählich über den Apennin und gegen den Po und die Alpen und also von Süden gegen Norden, anstatt von Norden gegen Süden, erobernd oder städtegründend ausgebreitet, nichts findet als eine weitere irrige Entwicklung jenes Mährchens von der, wegen mehrer dort gelegener alt-pelasgischer oder eigentlich tyrrhenischer Städte, gewöhnlich nach dem unteren Meere versetzten lydischen Colonie, da ja auch das von Plinius (III. 24) und Justinus (XX. 5), wiewohl mit falscher Erklärung, berichtete spätere Sich-zurückziehen der Etrusker vor den Galliern in die rätischen Alpen, so wie die von Livius (V. 33) selbst bezeugte tuskische Abkunft der Räter und mehrerer anderer Alpenvölker (nach Strabo, der Lepontier und Camuner), ganz unverkennbar eben auf Rätien und die angränzende Gebirgsgegend als auf die ursprüngliche und von einem Theile des Volkes fortwährend behauptete eigentliche Heimat der Tusker hinweise. Wenn aber schon dieser, obgleich scharfsinnige und kunstreiche Versuch einer kritischen Zurechtlegung der alten Stellen über die tuskischen Tyrrhenen oder Pelasger uns keineswegs befriedigen kann, so ist noch viel bedenklicher, daß Niebuhr zu Gunsten seiner allgemeineren Ansicht über die Pelasger viele alte Stellen ignorirt oder verwirft, in welchen die Pelasger von den Sikulern (so wie die Tyrrhener von den Pelasgern) aufs bestimmteste unterschieden und die in Italien auf einander folgenden Völkerströmungen immer so bezeichnet werden, daß: zuerst die iberischen Sicaner von den Siculern und Ligurern; diese sodann von den Umbrern, Opikern und Pelasgern, oder auch von den Boriginern, *) Tuskern und Oenotrern, **) diese sodann wiederum von den Tuskern (Tyrrhenern oder Lyder), und diese endlich wiederum von den Sabellern und Galliern vertrieben oder unterworfen worden seyen: und es steht demnach zuvörderst schon die Ansicht Niebuhrs von den Pelasgern in einem keineswegs befriedigend aufgelösten Widerspruch mit vielen einzelnen historischen Zeugnissen des Alterthums.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir schreiben „Boriginer“ statt „Aboriginer,“ um anzudeuten, daß wir keineswegs geneigt sind, die bekannte — in der That jeder vernünftigen Etymologie widerstreitende — Erklärung dieses Namens, aus ab und origo, von den lateinischen Schriftstellern anzunehmen, sondern daß wir, in Bezug auf die Form „Boriginer“ bey Lykophon, so wie auf den Namen des wahrscheinlich hierher gehörigen Ingurischen Heeres Bergion (Mela I. 9) das a in A-borigines für nichts als einen verstärkenden Vorschlag (wie in A-penninus, A-gylla u. v. a.), für den wahren Kern des Wortes aber die Wurzel brg, borg halten, die sich überdieß — mit einer von der Mundart jener Gegend regelmäßigen befolgten Verwandelung des inlautenden g (so wie c) in z (tönendes oder dumpfes) — in dem italienischen Namen Abruzzi noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

**) Bey Thukyd. (VI. 2), der hier offenbar die Oenotrer statt der Pelasger setzt.

---

1. Titi Livi rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. Alschefski esc.

2. Observationes Livianae. Scripsit Chr. W. Fittbogen etc.

(Schluß.)

Wir glauben die Stelle, wie sie gewöhnlich gelesen wird, folgendermassen übersetzen zu müssen: „Da das Glück (der glückliche Erfolg vgl. Fabri zu XXIV, 34, 1), wo irgend ein Wunsch geltend gemacht wurde, auf Seite des Mächtigern war.“ Von dieser Stelle nimmt Hr. F. Veranlassung über XXIX, 26, 5 zu sprechen und Walchs Ansicht zu bekämpfen, worin ihm bereits Weissenborn (lectt. Liv. II, p. 3) vorangegangen, dessen gediegene Arbeiten aber dem Verfasser unbekannt zu seyn scheinen. Glücklicher ist die ebendaselbst beygebrachte Erklärung von III,

49, 6. agitatus deinde (Oppius) consiliis atque ex omni parte adsentiendo multis auctoribus trepidaverat; senatum postremo vocari jussit. Es wird richtig bemerkt, daß agitatus cons. und adsentiendo m. auct. obwohl der Form nach verschieden, dennoch als logische Prädikate von Oppius verbunden werden müssen; ferner daß das Plusq. trepidaverat durch den Sprachgebrauch des Livius gerechtfertigt wird, nach welchem dieser Schriftsteller nicht selten nach einem Praes. oder Perf. das Plusqpf. einführt, um anzudeuten, daß irgend eine Handlung nur in Beziehung auf den Hauptact und als Vorbereitung desselben betrachtet werden soll. — Bey der schwierigen Stelle IV, 24, 7 (Mamercus) deposito suo magistratu, modo aliorum magistratui imposito, fine alteri, cum gratulatione — domum est reductus, sucht Herr F. die anstößigen Worte fine alteri auf dem Wege der Erklärung zu halten. Er meynt, nachdem Livius modo al. m. imposito gesagt, habe er sich „studio quodam rhetorico inductus“ zu einem Gegensatze für das Wort modo versucht gefühlt und nachdem einmal das ganz natürlich sich darbietende fine dagestanden, habe er suo nicht mehr sagen wollen und dafür lieber alteri, dem vorangehenden aliorum entsprechend, geschrieben. Zu übersetzen sey: „nachdem er sein Amt niedergelegt, und nachdem er andrer (d. h. das eine) Amt beschränkt, das andre aber (vor der Zeit) beendigt hatte.“ Hr. F. legt auf diese Erklärung selbst so wenig Werth, daß wir uns begnügen können, darauf aufmerksam zu machen, daß ja Mamercus nicht der Diktatur im Allgemeinen, wie er dieß bey der Censur gethan hatte, eine Gränze gesetzt, sondern bloß die eigene beendigt habe, daß also mit den Worten fine alteri, wenn sie einen Sinn haben sollen, gar nichts anderes gesagt werden kann, als was bereits in deposito suo m. enthalten ist. Demgemäß haben wohl Kreyssig und Becker mit Recht die Worte als ein Glossem zu den nächst vorhergehenden modo al. m. in Klammern eingeschlossen und wenn dagegen das Bedenken erhoben wird, daß dieselben durch die besten mss. geschützt werden und nur in den mss. geringerer Geltung fehlen; so nehmen wir keinen Anstand, diese Stelle denjenigen oben bezeichneten beyzuzählen, in welchen man nicht umhin kann, einzelnen schlechtern mss. eine wenn auch noch so beschränkte Selbstständigkeit gegenüber den fünf bessern mss. einzuräumen.

Wir unterlassen es, die außerdem von Herrn F. behandelten Stellen weiter zu prüfen und bemerken schlüßlich nur noch, daß der siebente Abschnitt de anacoluthis, der achte de repetitionibus apud Livium überschrieben ist. Ueber beyde Gegenstände wird an einzelnen Beyspielen manches Richtige bemerkt, im Ganzen aber nichts Erschöpfendes oder Neues beygebracht; namentlich vermißt man in dem letzten Abschnitte die Feststellung sicherer Gesichtspunkte, von welchen aus die einzelnen Fälle richtiger beurtheilt und die z. B. von Drkb. bey I, 3, 9 aufgehäufte Beyspielsammlung von vielem unnützen Material hätte befreyt werden können. Vor Allem hätte Herr F. unsers Erachtens davon sprechen sollen, in wie fern das römische Ohr für die Wiederholung derselben Redensarten und Wörter überhaupt einem andern Maaßstabe folgte, als das deutsche; und erst dann wäre es darauf angekommen, die Beyspiele, die sich nicht subsumiren ließen, irgendwie zu erklären und zu rechtfertigen. Herr F. verfährt umgekehrt; er geht von einzelnen Beyspielen aus und unterscheidet dann 1) Fälle, in welchen die Wiederholung einer ganzen Redensart „per simplicitatem quandam vel perspicuitatis caussa“ da eintritt, wo der Schriftsteller das, was er erst im Allgemeinen angedeutet hat, genauer und in seinem Erfolg erzählt; 2) Fälle, in welchen die Wiederholung eines einzelnen Ausdrucks theils dem Zufall, theils abermals der Deutlichkeit zugemessen wird; 3) Fälle, in welchen gewisse Wiederholungen nach dem Charakter der lat. Sprache minder anstößig erscheinen und deßhalb auch bey den übrigen Schriftstellern vorkommen; 4) Fälle, wo einzelne Wörter, weil ihrer die Sprache am öftesten bedarf (z. B. esse, res), auch durch die öftere Wiederholung nicht lästig werden. Es ergibt sich von selbst, wie wenig durch diese ziemlich zufällige Eintheilung gewonnen wird; daher wird eine etwas tiefer eingehende Untersuchung dieses Gegenstandes immerhin noch eine beachtungswerthe Aufgabe bleiben, und Hr. F. verdient jedenfalls dafür unsern Dank, daß er die Sache aufs Neue zur Sprache gebracht hat.

Dr. Heerwagen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Ueber die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien ꝛc.

(Fortsetzung.)

Noch leichter nachweisbar ist aber der andere Widerspruch, in welchem sich jene Ansicht mit der von dem Alterthum uns überlieferten mythisch-historischen Gesammtanschauung der Siculer einerseits und der Pelasger-Tyrrhener andrerseits befindet, als von welchen beyden Völkern uns die alte Dichtung und Geschichte in dem ersteren, dem siculischen, und zugleich dem mit diesem ohne Frage unmittelbar zusammenhängenden arcadischen, nichts erblicken läßt, als ein unschuldig-rohes, bildungslos-glückliches Hirtengeschlecht, die proselenische Einwohnerschaft des peloponnesischen Mittellandes, so wie den unmittelbaren Nachfolgerstamm der Küklopen auf der seligen Insel Trinakria, und hier sodann auch den eigentlichen, sowohl erzeugenden Ursprung als anregenden Gegenstand jener bis auf den heutigen Tag noch lebendig fortgrünenden, von Sophron und Epicharmos zuerst ausgebildeten, individuell-naiven bukolischen Idyllik und mimischen Kleinmalerey: während sie uns dagegen in dem andern Volk ein über diesen sinnlich-naiven Zustand weit erhabenes, bauten- und schiffahrtskundiges, Städte- und Tempel gründendes, weisheitsstolzes, priesterlich-heroisches Herrschergeschlecht darstellt, welches, sein vorhellenisches Leben und Schicksal in den tragischen Dichtungen von Tantalus und den Niobiden, so wie von dem vielumher getriebenen heimathlosen Dulder Odysseus-Nanos wiederspiegelnd *) sich uns zugleich in geschichtlich-deutlicher Erkennbarkeit mit seinen hier in Thessalien, Böotien, Attica und Argos, dort in den Gebieten des Arnus und Tiber theilweise bis auf den heutigen Tag erhaltenen, staunenerregenden Entwässerungsanlagen, Mauern und Burgen, so wie mit seinem, nach Herodot (II. 50) anerkanntermassen von ihm auf die Hellenen übergegangenen, Götter- und Orakeldienst — namentlich des dodonischen und delphischen Orakels — und samothrakischen Mysterienglauben, gleichsam als der gemeinschaftlich bewegende Hebel der eigentlichen griechischen und italischen Culturgeschichte darstellt, und welches wir überdieß, als offenbar eben so sehr seiner eigenen Kraft wie der Macht der Gottheit sich bewußt, einerseits dem Hierophantendienst des Zeus geweiht, *) anderseits als ein küstenbewohnendes Schiffer- und Seeräubervolk erblicken. **) Was endlich

*) Niobe war, nach der mythischen Genealogie bey Dionys. I. p. 9, von Zeus Mutter des Pelasgus (der also doch wohl mythisch — so wie auch etymologisch — mit dem Pelops zusammenfällt) und zwar „als erstes sterbliches Weib, mit dem Zeus sich vermählte.“ Das in dem Niobidenmythos ausgedrückte Pestereigniß gehört ohne Zweifel zu den τύχαις δυσπότμοις die das Geschlecht der Pelasger erfahren mußte. Ueber den Odysseus-Nanos s. O. Müller. I. 93. II. 68.

*) Il. XVI. 235. vrgl. Göttling über Niebuhr, in den Berliner Jahrb. 1830. August.

**) Sehr bezeichnend für das, sowohl einerseits durch seine baukundige landentwässernde Städte- und Staatengründung, als anderseits durch seine küstenbewohnerische Meerbefahrung und Meerbeherrschung vorzugsweise berühmte, politische Doppelleben der Pelasger ist die Sage, Pelasgus sey ein Sohn des Poseidon und der Larissa (Entwässerung) gewesen.

drittens unsere linguistischen Einwände gegen die Niebuhrsche Ansicht von den Pelasgern betrifft, so genüge hier die Bemerkung, daß jene, als Beweis für die gemeinsame siculisch-pelasgische Grundlage des griechisch-römischen Volkes besonders hervorgehobene, Unterscheidung eines griechisch-häuslichen und ungriechisch-kriegerischen Theils in dem Wortbestand der lateinischen Sprache, so daß nämlich alle Haus und Hauswesen bezeichnenden Ausdrücke im Lateinischen griechisch, alle auf Krieg und Jagd bezüglichen dagegen ungriechisch seyen, *) für das Siculerthum der Pelasger deßhalb nichts beweisen kann, weil ja fast alle uns bis jetzt bekannten eigentlich pelasgischen Worte — als namentlich die Benennungen pelasgischer Ortschaften, Völker und Heroen **) (z. B. Δωδώνη, Λάρισσα, Ἄργος, Ἄγυλλα, Κρότων — Πέλασγος, Τεύταμος, Νάνος), die sogenannten tyrrhenischen Glossen bey Hesychius und insbesondere auch das von Herodot als pelasgisch angeführte Wort θεός (statt des allgemeinern δῖος, deus sanskr. deva) ***) — sich keineswegs — wie allerdings die meisten uns bekannten siculischen Worte — jener gemeinsam griechischen, oder besser, allgemein indogermanischen oder sanskritischen Grundlage der hellenisch-römischen Sprache anschließen, sondern in Laut- und Wurzelbildung entschieden davon entfernen, und sich vielmehr, wie wir später ermitteln werden, einem vorsanskritischen, ägyptisch-keltischen, ganz eigenthümlichen Zweige des großen kaukasischen Sprachstammes zuzuwenden scheinen.

Nachdem wir also unsere drey Haupteinwendungen gegen Niebuhrs Ansicht von dem ethnographischen Verhältnisse der tyrrhenischen Pelasger im Obigen, so weit es hier der Raum verstattete, genauer begründet haben, glauben wir auch die über jene Ansicht gleichsam aufgebauten Annahmen seiner beyden namhaftesten Nachfolger, O. Müllers und Hrn. Lepsius's, leichter verstehen und mit größerer Sicherheit würdigen zu können. Denn in der That sind diese beyderseitigen Annahmen nichts weiter als Versuche, einige jener von uns im Obigen bemerkbar gemachten Widersprüche der Niebuhrschen Ansicht, besonders hinsichtlich des Ursprungs des tuskischen Volkes, mit allen hierauf bezüglichen einzelnen historischen Zeugnissen des Alterthums durch eine neue Wendung oder Anwendung jener Ansicht aufzulösen und zugleich diese Auflösung mit dem gesammt-historischen und linguistischen Standpunkt der Frage in Einklang zu bringen.

O. Müller, besonders in seinen Etruskern (und schon in seinen früheren Arbeiten über Orchomenos und die Dorier), im Ganzen von Niebuhr nicht abweichend, hält wie dieser einen siculisch-pelasgischen Stamm für die gemeinsame unkriegerisch-unterworfene Grundlage des hellenischen und römischen, so wie des tuskischen Volkes, und glaubt auch zugleich, hinsichtlich des letzteren, als an dessen kriegerisch-erobernden Bestandtheil, an einen aus den Alpen herabgestiegenen nordisch-eigenthümlichen und ungriechischen rätischen Rasenerstamm, von dem er, außer der unter allen übrigen italischen Sprachen eigenthümlich-unverständlich dastehenden tuskischen Sprache, auch die ganze politische Geschichte und Staatshaushaltung, die religiöse Disciplin und die ältere bauende und bildende Kunsttechnik des tuskischen Volkes ableitet: den mit diesen Rasnern zu einem Volke verschmolzenen Tyrrhenenstamm indessen nimmt er nicht wie Niebuhr für einen unmittelbaren Theil der italischen Siculo-Pelasger, sondern erklärt ihn, Herodots Sage von der lydischen Colonie folgend und sich dabey besonders auf das, theils aus der Bedeutung ihres Heros eponymos Tarchun — der alle je zwölf Städte diesseits und jenseits des Apennin gegründet haben soll — theils aus der gerade in ihren Feldbezirk verlegten Erscheinung desw eisen Zwerges Tages — erhellenden Metropolenthum der Stadt Tarquinii stützend, für einen in der That früher in Mäonien — wohin er sich, in Folge der äolischen Wanderung, aus Böotien über Attika geworfen und eben dort von der Landschaft Tyrrha seinen Namen Tyrrhener erhalten habe — ansäßigen und aus diesem

*) Vrgl. Lassen Beyträge zur Deutung der Eugubinischen Tafeln p. 4.

**) Die Namen der eigentlichen Götter hätten, nach Herodot (II. 50.), die Pelasger bekanntlich erst von den Aegyptern überkommen.

***) Pelasgisch scheinen übrigens auch die meisten siculischen — eben den Siculern von den Pelasgern mitgetheilten — Länder- und Menschennamen.

seinem einstweiligen Wohnort so fort, in Folge der ionischen Wanderung, über Meer gegen Westen fortgezogenen, griechisch-pelasgischen Zweig, dessen bedingendem Einflusse, gegenüber dem rasenischen, er nun namentlich den Ursprung der halbgriechischen Schiffahrts- und Heeresrüstung, Heroenmythik, Musik und späteren Kunstverfeinerung Tuskiens, so wie auch den aus Tursicus, Turseus (vrgl. das Tursce der eugubinischen Tafeln) abgekürzten, und also mit *Τυρσηνός* gleichbedeutenden Namen Tuscus selbst zuschreiben zu dürfen glaubt. Aber diese versuchte theilweise Verbesserung Niebuhr's, die, einerseits alle Berichte von der thessalischen Einwanderung der Tyrrhener, ja, in seinem eigentlich lydischen Bezuge, den Bericht von der lydischen Einwanderung selbst als rein dichterische Mythen zu behandeln fortfährt, und doch zugleich andererseits, sich anklammernd an den uns nur zufällig vorzugsweise erhaltenen, — überdieß nicht einmal eigentlich „tyrrhenischen," sondern, in Namen und Bedeutung der beyden Personen Tarchun und Tages, vielmehr offenbar tuskischen — Lokalmythus einer einzelnen Stadt, einen gewissen Theil jener Sage von der lydischen Einwanderung als ein unmittelbares historisches Factum darstellen will, bloß damit durch eine solche Darstellung einige, und zwar keineswegs gerade die wichtigsten Widersprüche zwischen der Niebuhrschen Ansicht und den Zeugnissen des Alterthums ausgeglichen werden möchten, — diese geflickte sogenannte Verbesserung wird uns gewiß noch weit weniger als die scheinbar verbesserte ursprünglich wenigstens aus einem Guße gearbeitete Niebuhrsche Ansicht selbst befriedigen können.

Viel entschiedener ist die, gleichfalls hauptsächlich auf die tuskisch-tyrrhenischen Pelasger bezügliche, Abweichung des Hrn. Lepsius. Dieser verwirft die ganze Niebuhrsche Hypothese eines unbekannten Rasenervolkes von vorn herein, stellt sogar den, bekanntlich nur in der einen Stelle bey Dionysios *) angeführten Namen *Ῥασένα* als eine vermuthlich falsche Lesart für *Ταρσένα*, welches so viel sey als *Τυρσηνός* — eine übrigens schon von Lanzi (Saggio I. p. 17. 189. II. p. 281) vorgebrachte Vermuthung — in Zweifel, und will den Bestand des tuskischen, das sey (mit Müller) so viel als tyrrhenischen, Volkes bloß auf eine Mischung aus einwandernden Tyrrhenern und unterworfenen Umbrern zurückführen, und zwar so, daß er von ersteren, als von einer unmittelbar pelasgischen Völkerschaft, die er, nach Dionysios, sich in Italien zuerst an der Mündung des Padus von der gegenüberliegenden griechischen Küste aus ansiedeln und, nach einer Erklärung desselben Schriftstellers *), ihren besondern Namen *Τυῤῥηνοί* von der ihr eigenthümlichen Kunst, hohe Thurmbauten (*τύρσεις*) aufzuführen, empfangen läßt, das, nach ihm in der Bildung des tuskischen Volkes durchaus vorwaltende griechische, von den Umbrern dagegen, einem von ihm ethnographisch nicht genauer bestimmten Volksstamm, das, seiner Annahme nach nur allmählich und spät emporbringende und sich geltend machende, ungriechische Element jener Bildung herleiten zu können meynt. Ein vorzügliches Gewicht aber legt Hr. L., gegenüber den von O. Müller hervorgehobenen Zeugnissen für das Metropolenthum der Stadt Tarquinii, auf den Bericht des Hellanikus, daß die Pelasger, über den Apennin kommend, zunächst die Stadt Kortona als eine Metropolis eingenommen und erst von dieser aus sich sodann in dem übrigen sogenannten Etrurien verbreitet hätten, als welcher Bericht, außer seiner Zusammenstimmung mit den griechischen Sagen von dem tuskischen Städtegründer Korythos und von der tuskischen Odysseusstadt *Γορτυναία* oder *Κυρτώνιον*, auch noch besonders in der ver-

*) Dion. I, p. 24. *αὐτοὶ μέν τοι σφᾶς αὐτοὺς ἀπὸ τῶν ἡγεμόνων τινὸς Ῥασένα τὸν αὐτὸν ἐκείνῳ τρόπον ὀνομάζουσι.*

*) Dion. I, p. 21. *ἀπὸ τῶν ἐρυμάτων ἃ πρῶτοι τῶν τῇδε οἰκοῦντων κατεσκευάσαντο· τύρσεις γὰρ καὶ παρὰ Τυῤῥηνοῖς αἱ ἐντείχιοι καὶ στεγαναὶ οἰκήσεις ὀνομάζονται ὥσπερ παῤ Ἕλλησιν.*

gleichenden Beschaffenheit des alt-etruskischen und alt-italischen Münzwesens, — nämlich in der typischen Einfachheit und Ursprünglichkeit des auf allen Münzen der Stadt Kortona ungemischt erscheinenden Rabbildes, — seine merkwürdige Bestätigung finde.

Diese ganze neue Ansicht des Herrn L. nun von einem Entstandenseyn des tuskischen Volks aus der Mischung von Umbrern und Pelasgern hat in der That beym ersten Anblick etwas überaus Gewinnendes, indem sie, einerseits, wie die Niebuhrsche Ansicht, der Hauptsache nach bloß auf die historischen Angaben bey Dionysios gebaut und alle mythischen Angaben, mit Niebuhr, in einem durchgängigen Sinne als Mythus behandelnd, uns zugleich andrerseits nicht nur von der Einführung des unbekannten verknüpfungslosen Rasenervolkes vollkommen befreyt, sondern auch dem, bey Niebuhr wie bey Müller, trotz seiner anerkannten Alterthümlichkeit, Macht und Größe, fast spurlos verschwindenden, umbrischen Volke, dieser gens antiquissima bey Plinius (h. n. III. 8. 19), die an die Pelasger oder Tusker nicht weniger als dreyhundert Städte verloren hätte, eine wirklich dauernde Bedeutung in der italischen Geschichte zuweist. Eine nähere Betrachtung indessen kann uns nicht verhehlen, daß, bey diesem gewinnenden ersten Eindruck, diese Ansicht doch mit mehreren bedeutenden kritischen Gebrechen, und zwar nicht nur — die rasenische Frage ausgenommen — mit allen den von uns an der Niebuhrschen Ansicht bemerklich gemachten allgemeinen und einzelnen inneren historischen Widersprüchen, sondern auch mit einigen besondern Verstößen gegen die uns vorliegende Ueberlieferung des Alterthums behaftet ist. Denn, angenommen, was Hr. L. von vorn herein angenommen hat, die unmittelbare Einerleyheit zwischen Pelasgern und Tyrrhenern, wie erklärt sich nun, ohne die Niebuhrsche Hypothese, die Trennung dieser beyden Namen seiten des Dionysios, der nicht nur die Pelasger von den Tyrrhenern besiegen läßt (p. 21), sondern auch beyden Stämmen eine durchaus von einander verschiedene, nämlich jenem eine griechische, diesem eine italische Abkunft und Sprache zuschreibt und diesen Unterschied — so wie gleichfalls den zwischen der tyrrhenischen und lydischen Sprache — mit besonderer Umständlichkeit nachzuweisen sucht (p. 23)? — Und angenommen ferner das, von Herrn L. wenigstens nirgends in Zweifel gestellte, ja, in Bezug auf die pelasgische Sprache als eine Ursprache von Hellas (S. 26) offen anerkannte, griechisch — lateinisch gemeinsame Arcaderthum oder Siculerthum der Pelasger, wie erklärt sich, auch einstweilen abgesehen von allen sonstigen innern Widersprüchen dieses fraglichen Verhältnisses, das schon von den Alten bezeugte und bey allen unsern bisherigen Untersuchungen über die uns erhaltenen tuskischen Schriftdenkmäler nur allzuwahr befundene (s. Müller I. p. 66. Nieb. p. 123), durchaus Fremdartige und Ungriechische der, diese griechisch-lateinische Grundsprache nun angeblich am unmittelbarsten darstellenden tuskisch-tyrrhenischen? — In der That hat Herr L. auf jede dieser beyden Fragen — freylich zugleich ohne Berücksichtigung aller übrigen allgemeineren Fragen über das ethnographische Verhältniß der Pelasger überhaupt — eine Antwort in Bereitschaft, aber auch diese, die eine wie die andere, unserem Urtheil nach bey weitem mehr geeignet, uns von dem augenblicklichen kritischen Scharfsinne des Verfassers eine bestechende, als von der Wahrheit seiner Annahme eine überzeugende Meynung beyzubringen, dergestalt, daß wir in diesem seinen Aufsatz nicht eine eigentliche durchgeführte wissenschaftliche Untersuchung, sondern nur einen flüchtig scharfsinnigen Hinwurf zu künftigen Untersuchungen dieser Art erblicken können.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. · herausgegeben von Mitgliedern · 2. May.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Ueber die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien ꝛc.

(Schluß.)

Was nämlich zuerst die — auch von mehreren andern alten Schriftstellern getheilte — Ansicht des Dionysius über eine wesentliche Verschiedenheit zwischen den Pelasgern und Tyrrhenern betrifft, so geht Hrn. L.'s Versuch, diese Ansicht zu beseitigen, einzig darauf hinaus, in jener die ganze Darstellung des alten Historikers beherrschenden Gesammtansicht nichts zu finden, als die Wirkung einer falschen Lesart, nämlich der Lesart *Κρότωνα* statt *Κρηστῶνα* in der von Dionysius angeführten bekannten Stelle des Herodot (I. 57) über die in den Städten Plakia uud Skülake am Hellespont, so wie in der, *ὑπὲρ Τυρσηνῶν* gelegenen, Stadt *Κρότων* oder *Κρηστών* erhaltenen Reste der pelasgischen Sprache und zugleich über die Verschiedenheit der krotoniatischen oder krestionatischen Sprache von den Mundarten aller Umwohnenden. Diese Stelle nämlich will Herr L. von einer sprachhaften Unterscheidung nicht, wie Dionysius und Niebuhr, zwischen den pelasgischen Einwohnern der Stadt Kroton (Cortona) in Etrurien und den italischen Tyrrhenern, sondern wie O. Müller (I. 94 ff.) zwischen den Einwohnern einer angenommenen Stadt Kreston in Chalkidike und den Tyrrhenern am Athos, die hier bereits ihre alte pelasgische Sprache eingebüßt gehabt hätten, verstehen, und glaubt nun mit diesem neuen Verständniß das ganze, obwohl überdieß namentlich von Plinius und Servius bestätigte, Urtheil des Dionysius über die Verschiedenheit zwischen Pelasgern und Tyrrhenern, als nur auf jenes mißverstandene Zeugniß des Herodot gebaut, mit einemmale umstossen zu können; ohne zu bedenken, daß der hier, ganz wie ein moderner Kritiker behandelte, ehrwürdige Dionysius, der doch ohne Zweifel das Tyrrhenisch-Tuskische, das er unmittelbar nach seiner Anführung des Herodot, auf selbstständige Weise mit dem Lydischen vergleicht, noch aus eigenem Gehör kannte und der, ganz unabhängig von diesen sprachlichen Untersuchungen, uns an einer andern Stelle die Bezwingung der Pelasger durch die Tyrrhener berichtet, das Zeugniß des Herodot, mag er es nun richtig oder falsch gelesen haben, doch gewiß immer nur als einen einzelnen Beweis, keineswegs aber als die alleinige Grundlage jener seiner Ansicht über das Verhältniß zwischen Pelasgern und Tyrrhenern anzuführen beabsichtiget haben kann. Nicht minder ungenügend ist die Art, wie Herr L. das — von ihm keineswegs gelichtete — Dunkel und scheinbar ungriechische Barbarenthum der tuskischen Sprache, so weit wir diese, besonders aus dem Stein von Perugia, kennen, von seinem neugewählten umbrisch-tyrrhenischen Standpunkte aus zu rechtfertigen sucht, ein Versuch, der sich weder mit unserer bisherigen Kenntniß der umbrischen Sprache, noch auch besonders mit den auf die Haupteigenthümlichkeiten der tuskischen Sprache angewandten Grundsätzen einer wahrhaft wissenschaftlichen allgemeinen Sprachvergleichung vereinigen läßt. Denn wenn wir zunächst, im Bezug auf das Umbrische, und zwar hier besonders ausgehend von Lassen's Forschungen über die Sprache der eugubinischen Tafeln *), die Frage stellen, wie es mög-

*) Beyträge zur Deutung der Eugubinischen Tafeln von Dr. C. Lassen. Bonn 1833. Die neuesten umbrischen Studien Grotefend's so wie des

lich gewesen, daß eine in Lautung und Bedeutung ihrer Haupt- und Nebenwurzeln dem Lateinischen so unverkennbar verwandte und mit Hülfe desselben großentheils übersetzbare Sprache, sofort gemischt mit einer, diesem lateinisch-griechischen Grundbestande für noch viel näher verwandt gehaltenen, zweyten Sprache, als Erzeugniß dieser Mischung nun eine so durchaus unverständliche und bisher unentzifferte Größe, als das Tuskische des Peruginer Steins, habe hervorbringen können, so weiß uns Herr L. als Antwort nur solche Bemerkungen zu bieten, welche für eine Verwandtschaft zwischen der umbrischen und tuskischen Sprache, keineswegs aber für eine allmähliche Zerstörung der ersteren durch die letztere beweisend seyn können, und welche durch den in jeder näheren Beziehung unpassenden, historisch-linguistischen Vergleich zwischen der vorausgesetzten allmählichen Zerstörung der tyrrhenischen Sprache durch die umbrische und der, gleichfalls vorausgesetzten, der normannisch-französischen Sprache in Engelland durch die sächsische, schlecht unterstützt werden. Denn dieser Vergleich hätte — auch abgesehen von seiner sonstigen historischen Schiefheit — um linguistisch überhaupt aufgestellt werden zu können, doch vor allem den Beweis des, eben offenbar nicht erweislichen, entschiedenen ungriechischen Characters der umbrischen Sprache verlangt, und so hat sich deßhalb bey dessen Durchführung Hr. L. auch, um diesen inneren Mangel zu verdecken, von vorneherein genöthigt gesehen, immer zugleich schon jenen seinen zweyten Rechtfertigungsgrund der Fremdartigkeit des Tuskischen, nämlich die von O. Müller entlehnte Erklärung desselben aus einer, dem Zustand des modernen Englisch oder Französisch entsprechenden, mischsprachlichen Entartung oder Zerstörtheit des tuskischen Laut- und Wortbildungswesens, in Anwendung zu bringen. Diese O. Müllersche Erklärung aber nun, offenbar die Hauptstütze für das Streben des Hrn. L., die Unverständlichkeit der von ihm angenommenen umbrisch-tyrrhenischen Mischsprache linguistisch zu rechtfertigen, beruht, schärfer ins Auge gefaßt, auf einer so durchaus oberflächlichen und äußerlichen Sprachansicht und zeigt sich besonders dem Philologen, der mit dem, durch Champollion neuentdeckten, Altägyptischen nicht unbekannt geblieben ist, in so schreiendem Widerspruche mit mehreren durch die Entdeckung dieser Sprache sichtbar gewordenen wichtigen Thatsachen der allgemeinen Sprachgeschichte, daß wir nicht begreifen, wie gerade Hr. L., den wir doch ohne Zweifel als einen der ersten jetzt lebenden Kenner des Altägyptischen zu betrachten haben, diese Müller'sche Erklärung ohne weiteres hat annehmen und als Hauptstütze seiner tuskischen Hypothese hat gebrauchen mögen. Wenn es nämlich allerdings feststeht, daß mehrere gemischte lebende Sprachen, und zwar, außer der französischen und englischen, auch namentlich die — mit dem Keltischen und mit dem Semitischen gemischte — deutsche und persische, ihren früheren phonisch-etymologischen Zustand sowohl durch Abwerfung der meisten unverständlich gewordenen unterscheidungs- oder fügungskräftigen Endwurzeln (z. B. Sohn, althd. sun-a; goth. sun-u-s) als auch durch Ausstoßung aller überflüssigen unwurzelhaften Beyvokale *) (z. B. Haupt, althd. haubi-t) allmählich mehr oder minder verändert haben, so kann man doch, bey reiflicherem Ueberlegen, schon diese Veränderung selbst weder als ein Erzeugniß der Mischung, noch auch der Entartung ansehen; denn erstens finden wir dieselbe in einigen verhältnißmäßig sehr wenig (oder gar nicht) gemischten Sprachen, wie z. B. namentlich der keltischen, wogegen sie andrerseits in einigen verhältnißmäßig sehr stark und manigfach gemischten, wie z. B. der spanischen — ja (nach Niebuhrs treffender Bemerkung über die Zusammengesetztheit dieser beyden Sprachen) auch der lateinischen und griechischen fehlt; und zweytens macht jener seltene Gebrauch sowohl der Beyvocale als der unbeweglich angewachsenen Bildungswurzeln, weit entfernt, bloß dem unteren Stammlaut unserer gegenwärtigen Spra-

Herrn Lepsius selbst (Inscriptiones Umbricae et Oscae quotquot adhuc repertae sunt omnes. Lipsiae 1841) sind mir gegenwärtig noch unbekannt.

*) Mit diesem Namen „Beyvocal" bezeichne ich den unwillkührlichen Stimmlaut, der, ohne eigene nachahmende Bedeutung, nur zum Tönendmachen der an und für sich nicht laut vernehmbaren nachahmungskräftigen Consonantengeberde hervorgebracht wird.

chen anzugehören, vielmehr die hervorstechende Eigenthümlichkeit gerade der ältesten und ursprünglichsten aller kaukasischen Sprachen, nämlich der altägyptischen, (z. B. son Bruder, hap-t Haupt) aus, und läßt uns also in jener doppelten phonisch-etymologischen Veränderung z. B. des Englischen oder Deutschen, anstatt der vorausgesetzten Entartung, vielmehr die, offenbar ohne allen Gedanken an Mischungseinfluß, nur der besondern Geisteseigenthümlichkeit des redenden Volkes zuzuschreibende, Rückkehr von einer vorübergehend angenommenen, aber eben bald unverständlich gewordenen Füllung und Glattprägung des Ausdrucks zu der ungeschmückten und unverschmolzenen Einfachheit einer streng begriffsmäßigen Sprachmimik erkennen. Ganz besonders irrig aber muß es uns erscheinen, wenn wegen der Seltenheit jenes doppelten Gebrauchs der Vorwurf einer mischungshaften Entartung von unsern modernen Sprachen nun auch auf die alte tuskische übertragen werden soll, — auf eine Sprache, die, wenn sie uns überhaupt schon nach der ganzen politischen und sittlich-religiösen Bildungsgeschichte des tuskischen Volkes, auf der Schwelle des höchsten, vorhellenischen, ägyptisch-indischen Alterthums entgegentritt, uns dieses ihr hohes Alter nun auch noch ganz besonders durch eine — von Herren L. wie von O. Müller unerklärt gelassene — außer von ihr, gleichfalls nur von der ägyptischen Sprache erhaltene phonische Eigenthümlichkeit bestätigt zeigt, nämlich durch jenen ihren bekannten ausschließlichen Gebrauch niemals tönender, sondern immer nur dumpfer litterae mutae, gegenüber den als litterae mediae (im Sanskrit auch als litterae fortes) regelmäßig tönenden griechischen und lateinischen Mutis *) z. B. Utusse *Ὀδυσσεύς*, Meliacr *Μελέαγρος*, Achmiem *Ἀγαμέμνων*, Pherse *Περσεύς*); so daß wir, auch abgesehen von allen sonstigen historischen und linguistischen Beweisen, nun bloß nach dem richtigen Verständniß dieser einzigen merkwürdigen phonischen Eigenthümlichkeit das entschieden vorhellenische, ja vorsanskritische Bildungsgepräge der tuskischen Sprache nicht mehr bezweifeln, und also nun auch jene, für Entartungen ausgegebenen, anderen beyden phonisch-etymologischen Eigenthümlichkeiten derselben nicht sowohl, wie in den modernen Sprachen, für verändernde Rückkehrversuche zu einem früheren Sprachbildungszustand, sondern vielmehr, ganz wie im Aegyptischen, für nichts anders als die unmittelbaren Aeußerungen dieses eben noch nicht veränderten ursprünglicheren Zustandes selbst ansehen dürfen. Und damit stimmt es nun endlich auch vollkommen überein, daß, sowohl nach dem berichtenden Zeugniß des Grammatikers Agretius (s. Müller I. p. 62), als nach dem monumentalen Zeugniß vieler tuskischer Inschriften (z. B. Lar-s, Lar-us, Lar-is, oder Lar u. a. *) der Nichtgebrauch des nominativen s, und damit vermuthlich auch der der meisten anderen ähnlichen Bildungswurzeln, im Tuskischen keineswegs wie in den modernen Sprachen als eine stehende, sondern ganz nach der Weise des bald gesetzten, bald nicht gesetzten Nennvokals im Aegyptischen (z. B. son-a, sam-i neben son, sam (Gel. Anz. 1841 No. 244, p. 931), als eine bewegliche, mit dem wirklichen Gebrauche — nach dem mehr oder minder gefühlten Bedürfnisse der Unterscheidung — willkührlich abwechselnde, grammatische Gewohnheit gegolten zu haben scheint. Denn möchte Herr L., nach allem, was wir hierüber gesagt haben, vielleicht das Aegyptische selbst, weil es eben z. B. „nef, nef-a (Athem, Luft)“ hat statt des sanskr. nabha-s (*νέφος*), und Me-n-ra, (etruskisch Menle) statt des griechischen *Μενέλαος*, *) und zugleich auch ta, tat (geben) statt des sanskr.

*) Ueber dieses unser berichtigtes Verständniß der Ausdrücke „tenuis, media und aspirata“ vergl. Gel. Anz. Jahrg. 1841. Nro. 283, p 877 ff.

*) Ich halte nämlich die meisten dieser Formen auf s keineswegs, wie Müller, für Genitive, sondern für Nominative: die regelmäßige Endung des masculinen singularen Genitivs im Tuskischen ist si (des Sanskrit sja) z. B. clen-si, Aule-si, und nur durch unregelmäßige Verkürzung zuweilen s, z. B. clen-s (wo überdieß das unterdrückte i im Abklang des a-clan — fortlebt) Aule-s.

*) d. i. „geliebt (me) von (n) der Sonne (ra),“ ein bekannter ägyptischer Königstitel, s. G. A. 1841. Nro. 238, p. 877.

und lat. dã, dad, möchte er, sage ich, auch dieses wie das Tuskische, für eine verstümmelte und entartete Mischsprache — etwa aus dem Sanskritischen und Semitischen gemischt — erklären? oder will er sich nicht vielmehr mit uns der Ansicht zuwenden, daß, in der Sprachentwicklung des eigentlich kaukasischen Menschengeschlechts, jenem, jedenfalls vom Sanskrit am reinsten und vollständigsten dargestellten und durch dessen Einfluß auch zur unmittelbaren Grundlage aller späteren sogenannten indo-germanischen Sprachen erhobenen, phonisch-etymologisch systematischen Verfeinerungs-, Abschließungs- und Verschmolzenheitszustand des grammatischen Gewordenseyns ein gewisser rauherer, einfacherer und zugleich besonders — worauf wir später zurückkommen werden — analytisch beweglicherer Zustand des grammatischen Werdens vorweggegangen ist, der, so wie in der höchsten Vorzeit, dem Sanskrit und Zend gegenüber, durch das Aegyptische, so im späteren Alterthum, dem Griechischen und Lateinischen gegenüber, eben namentlich durch das Tuskische — oder, wie wir uns gleich vorgreifend ausdrücken wollen, Altpelasgische —, und — um hier gleich einer zweyten vorgreifenden Bemerkung Raum zu gönnen — im Beginn der neuen Geschichte, den romanischen und germanischen Sprachen gegenüber, durch das Keltische dargestellt wird, und der dann eben auch in jenen beyden neueren Sprachfamilien durch den Einfluß dieser letzteren Sprache, mit allmählicher Auflösung des, in seiner Formengediegenheit unverständlich gewordenen, sanskritischen Zustandes, nach und nach wieder geltend gemacht und gegenwärtig in der That zu dem vorherrschenden erhoben worden ist? eine Ansicht, meynen wir, deren Einführung in unsere philosophisch vergleichende Sprachwissenschaft nicht weniger wichtig wäre, als die Vertreibung des rasenischen Alpengespenstes aus unserer Alterthumskunde.

Wenn nun Herr L., bey der Verfolgung jener seiner irrigen Ansicht über eine mischsprachliche Zerstörtheit des Tuskischen, unsere Kenntniß dieser

Sprache und somit auch unser, ohne Frage hauptsächlich von dieser Kenntniß abhängiges, sicheres Urtheil über den Bestand und das geschichtliche Verhältniß des tuskisch-tyrrhenischen Volkes, allerdings im vorliegenden Aufsatze auf unmittelbare Weise nicht gefördert hat, so hat er uns doch in eben diesem Aufsatze für die Förderung jener Kenntniß und jenes Urtheils ein — freylich von ihm selber noch nicht erklärtes und benutztes — entferntes Mittel dargeboten, wofür wir ihm aufs höchste verpflichtet seyn müssen und dessen uns gelungene Erklärung und Benutzung in der That uns zu einer umständlicheren Berücksichtigung des ganzen Lepsius'schen Aufsatzes hauptsächlich vermocht hat. Dieses Mittel bestehet in zwey Vasen-Inschriften, — die erste bisher nur wenig, die andere noch gar nicht bekannt gewesen —, die Hr. L. aus triftigen Gründen sowohl der innern und äußern Schriftbeschaffenheit als des Fundortes, für pelasgisch erklären zu dürfen, glaubt und die, diese Erklärung zugegeben und zugleich richtig, nämlich von dem siculischen Pelasgisch, verstanden, bey der uns gelungenen Uebersetzung und Erklärung derselben, ein ganz neues Licht sowohl auf diese siculisch-pelasgische Sprache selbst als auch auf die ihr nahe verwandte tuskisch-tyrrhenisch- oder alt-pelasgische, und somit denn auch auf das ganze ethnographische Doppelräthsel des pelasgischen wie des tuskischen Menschenstammes zu werfen verheißen. *)

*) Wir haben diese Erklärung in einem in der philosophisch-philologischen Classe der k. Akademie gehaltenen Vortrage dargelegt, welcher demnächst in diesen Blättern abgedruckt werden wird.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 23.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. May.
Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 5. März d. J. las Hr. Dr. Karl Meyer über zwey von Hrn. Prof. Lepsius bekannt gemachte altitalische Vaseninschriften.

Die erste und bedeutendere der beyden Inschriften, über welche Hr. L. schon früher, kurz nach ihrer Entdeckung, in den Annali dell' Instituto di Corrispondenza Archeologica *) berichtet hat, findet sich, roth eingegraben, auf einem, seinem Stoff wie seiner Arbeit nach der Klasse der sogenannten eigentlich etruskischen Thongefäße angehörigen, kleinen trichterartigen Gefäß aus ungebrannter schwarzer Erde, das unter den schon mannigfach besprochenen Ergebnissen der Galassi-Reguliniſchen Ausgrabungen in der Umgegend von Cervetri (Cere vetere) zu Anfang des Jahres 1836 in einem altcäritischen oder agylläischen Grabe zum Vorschein kam. Die triftigen Gründe, aus welchen Hr. L. diese Inschrift schon bey jenem seinem ersten Bericht für pelasgisch (oder alt-tyrrhenisch) zu erklären wagen durfte, betreffen zunächst die, mit der eigentlich-altetruskischen technischen Beschaffenheit des Gefäßes im merkwürdigen Gegensatze stehende, sichtlich unetruskische phonisch-graphische Beschaffenheit der Schrift selbst, als welche sich, theils durch die, entschieden unetruskische, häufige Setzung der Vocale — oder, richtiger ausgedrückt, besondere Schreibung der unwurzelhaften Beyvocale —, theils durch die Abwesenheit jener, auf andern etruskischen Denkmälern so regelmäßig bemerkbaren dreyer Wortauslaute r, l, c, so wie umgekehrt durch die wahrscheinliche Anwesenheit eines, auf jenen Denkmälern nie bemerkbaren Wortauslauts ai, theils endlich durch die Wahl gewisser, im sonstigen etruskischen Schriftgebrauch wenig oder gar nicht vorkommender, vielmehr alt-griechischer, einzelner Zeichen, und zwar namentlich der Zeichen für die Laute a, h, t und ph, von der uns bis jetzt bekannten wirklichen etruskischen Schrift- und Lautverbindungsweise einerseits eben so sehr entfernt, als sich der äußeren Gestalt der altgriechischen und zwar älteſt-griechischen, Inschriften mannigfach annähert. Im Bezug auf die Wahl jener unetruskisch-altgriechischen vier Zeichen erschien es dabey noch besonders beachtenswerth, daß dieselben sich mit eben dieser Gestalt in einem, nicht etruskischen sondern altgriechischen Alphabet und Syllabarium wiederfinden, welche Hr. L., das eine neben dem andern, auf einem gleichfalls bey Cervetri ausgegrabenen und gleichfalls die Kennzeichen einer eigentlich etruskischen Technik an sich tragenden kleinen schwarzen Thongefäß eingeritzt entdeckte. — Die übrigen von Hrn. L. für den pelasgischen Ursprung unserer Inschrift angeführten Gründe beziehen sich, rein historisch, auf die Herkunft des beinschrifteten Gefäßes, als ausgegraben in dem Erdreich einer Stadt, von deren pelasgischer Gründung unter dem Namen Agylla — ein Name, der dann

*) Vol. VIII, 1836 p. 199 ff. — Später mitgetheilt findet sich dieselbe Inschrift auch (obwohl gleichfalls ohne Erklärungsversuch) in des Dr. Franz Elementa epigraphices graecae. Berolini 1840. p. 24.

bekanntlich später gegen den tyrrhenischen Namen Caere ausgetauscht wurde — wir seitens der griechischen und lateinischen Schriftsteller die sichersten Angaben besitzen, *) und die, wie wir aus mehreren sie betreffenden, uns gleichfalls von den alten Schriftstellern zusammenstimmend berichteten Thatsachen schließen dürfen, diese ihre sogenannte pelasgische Sitte und Eigenthümlichkeit auch noch als tuskische Stadt Caere viele Jahrhunderte lang fort-erhielt.

Dieser von uns anzuerkennende pelasgische — d. h., wie wir dieses Wort also nun vorläufig beständig verstehen, siculo-pelasgische — Ursprung der ersten und größeren Inschrift kann zugleich aber auch als hinlänglicher Beweis für den gleichen Ursprung der zweyten und kürzeren Inschrift gelten. Diese nämlich, von Hrn. L. in vorliegender Schrift zuerst bekannt gemacht, die sich auf einem, jetzt in dem Bronzensaal des Neapler Museums aufbewahrten kleinen schwarzen Thongefäße aus der Sammlung des Kardinals Borgia befindet, bietet uns, bey dem Mangel jeder Kunde über den Fundort des Gefäßes, allerdings keine historischen Gründe für die Annahme ihrer pelasgischen Herkunft; indessen zeigt sie in technisch-grammatischem Betracht, und zwar nicht nur in der Gestalt ihrer einzelnen Buchstaben (namentlich des a) und in ihrer vocalreichen Orthographie, sondern auch in ihrem, den zwey Anfangssylben der ersten Inschriften gleichlautenden, Anfang mini, so wie — wollen wir schon jetzt hinzufügen — in ihrer, nicht minder an ihr als an der ersten Inschrift bemerkbaren, hexametrischen Fassung, eine so vollkommene Uebereinstimmung mit der inneren und äußeren Beschaffenheit dieser ersten Inschrift, daß die Einerleyheit der in beyden Inschriften enthaltenen — und also auch in der letzteren für pelasgisch zu erklärenden — Sprache sich dem verständigen Beobachter beym ersten Blick als eine unabweisbare Thatsache aufdrängt. Beyde Inschriften nun, die auf den Vasen in je einer zusammenhängenden Buchstabenreihe von rechts nach links laufen, lateinisch umgeschrieben — und zwar umschreiben wir das (von Müller durch f umschriebene) sogenannte Digamma als tönenden Zahnlippenhauch, durch v, das halbkreisförmige Zeichen für die palatale Muta (den zweyten Buchstaben auf der Tafel des etruskischen Alphabets bey O. Müller) durch c, den durch ein punctirtes Quadrat ausgedrückten Θ - laut (den siebenten Buchstaben bey M.) durch th, das, von Lanzi zuerst richtig erklärte, M - zeichen (den fünfzehnten Buchstaben bey M.) durch s, und das koppa-förmige Φ durch ph — so wie sogleich mit der gehörigen Worttrennung versehen, lauten folgendermassen:

Die erste: mini cethu ma mi mathu maram lisiai - thi - purenai — e the erai sje epana mi nethu nastav he lephu:

Die zweyte: mini mulvene ce - velthu - ir pupliana.

Die hexametrische Fassung beyder Inschriften, die wir bey Ueberschreibung der ersten sogleich durch Brechung der, im Originale (wie in fast allen alten metrischen Inschriften) unabgesetzt zusammengeschriebenen, zwey Hexameter angezeigt haben, wird sich uns auch bey unseren sofort anzustellenden in die philologischen Einzelnheiten der drey Verse eindringenden Untersuchungen durch das mehr oder minder deutlich erkennbare Zeitmaaß der die einzelnen Metra bildenden Worte und Worttheile großentheils bestätigt zeigen. Zunächst voran gehen aber lassen wir jetzt diesen Untersuchungen die von uns — hauptsächlich mit Hülfe des Keltischen — gefundene vollständige Uebersetzung der beyden Inschriften. Die erste lautet auf deutsch: „ich sage, daß ich rühme die Huld des Lisias Purenas (Thipurenas) und die seiner Frau Gemahlin (Frau Epana) singe, preise und verkündige ich:“

Die zweyte: „ich salbe mich mit populonischem Oele (d. i. Oel der Stadt Populonia).“

Das Passende des Sinnes dieser beyden Sätze für Vaseninschriften werden unsere Leser wohl nicht in Abrede stellen, und auch an der, allerdings wenig poetischen, Höflichkeitstautologie der ersten, wahrscheinlich, bey Verehrung der Vase, dem Herrn

*) Dion. Hal. III. 58 — *Καιρητανῶν πόλιν ἡ πρότερον μὲν Ἀγυλλα ἐκαλεῖτο, Πελασγῶν αὐτῶν κατοικούντων, ὑπὸ δὲ Τυῤῥηνοῖς γενομένη Καίρητα μετωνομάσθη.* Ebenso Strab. v. p. 220. 226. Plin. h. n. III. 8. u. a.

Lisias, nebst Gemahlin, von einem ergebnen Klienten gewidmeten Zuschrift keinen unbilligen Anstoß nehmen. Die grammatische Richtigkeit jenes Sinnes aber hoffen wir nun eben auf sprachvergleichend-grammatischem Wege, — wenigstens so genügend als es bey so vereinzelten Bruchstücken einer gleichsam neuentdeckten Sprache überhaupt möglich ist — auch im Einzelnen begründen und rechtfertigen zu können.

Was uns in der ersten Inschrift sogleich als eine indo-germanisch bekannte Bildung entgegentritt, ist die Endung u und v der fünf Wörter ceth-ū, māth-u, nēth-ū, lēph-ū und nast-a-v. Wir erkennen darinnen das, im Indo-germanischen gewöhnlich vocalisirt vorkommende, Verbalsuffix der ersten Person, v, wie es nämlich, zu u vocalisirt, im Littauischen, Russischen (Gothischen *) und Althochdeutschen — z. B. l. mal-u, r. melj-u, althd. mal-u ich male —, vocalisirt zu ō im Griechischen und Lateinischen — z. B. μύλλ-ω, mol-o —, unverändert aber, als v, im Kymrischen, und, dürfen wir hinzufügen, im Umbrischen — z. B. kym. moeli-a-v und umbr. mol-a-v (nach der Analogie von su-boc-a-v **]) — die Endung der ersten Person Präsentis und gewöhnlich auch Futuri bildet, und wie es sich im Kymrischen überdieß, (zugleich mit den meisten andern persönlichen Verbalsuffixen) auch auf eine mehr selbstständige Weise, nämlich in Casusverbindung mit gewissen Präpositionen — z. B. yn-ov in mir, can-ov oder cen-yv mit mir, at-av zu mir —, aufs deutlichste erhalten hat: und schließen demnach aus der verschiedenen Lautverbindungsweise, in welcher sich die doppelte, unveränderte oder vocalisirte — einmal auch, nämlich in dem Worte māth-u unregelmäßig verkürzte — Gestalt dieses Suffires auf unserer Inschrift zeigt, nämlich jene einmal nach einem Vocale, diese viermal nach einem Consonanten (wozu wir, als einen fünften Fall, auch gleich die Verbalform velth-u der zweyten Inschrift hinzurechnen mögen), daß selbiges Suffix von der unseren Inschriften zu Grunde liegenden Sprache — die wir jetzt kurzweg gleich als die agylläische bezeichnen wollen — mit einer regelmäßigen Abwechselung, eben nach Vocalen in unveränderter, nach Consonanten in vocalisirter Gestalt angewandt zu werden pflegte. Was aber nun ferner den in der Bildung nast-a-v unserm Suffix vorausgehenden Vocal a betrift, so haben wir für denselben, bis andere aufzufindende Proben der agylläischen Sprache seine eigentliche Bedeutung sicherer bestimmen werden, einstweilen nach Anleitung der übrigen indo-germanischen Sprachen die Möglichkeit einer dreyfachen Erklärung, nämlich ihn zu erklären: entweder erstens, nach Anleitung von τιμ-ά-ω, am-a-re, für den (bis jetzt noch nicht richtig verstandenen) substantivischen Nennvocal der abgeleiteten Verbalbildung: *) oder zweytens, nach Anleitung des kymrischen moeli-a-v, für einen, ursprünglich das Verbum „a gehen“ darstellenden (kymr. a-v ich gehe), im Kymrischen besonders zur Bildung des Futurs angewandten, hülfszeitwortartigen Tempusvocal: **) oder endlich drittens, nach Anleitung des kymrischen „tan-av unter mir,“ — und wo wir alsdann nicht nast-a-v, sondern nast-av zu schreiben haben würden — für den durch die Nichtvocalisirung des v nothwendig gewordenen und also im vorliegenden Falle etwa durch den vocalartigen Anlaut des auf nast-av folgenden he hervorgerufenen unwurzelhaften Beyvocal zwischen t und v; welche letztere Erklärung jedoch durch die Rücksicht auf die in der zweyten Inschrift vorkommende Bildung ce-velth-ū-ir (nicht ce-velth-av-ir) weniger wahrscheinlich wird. Jedenfalls aber werden wir, wie aus den von unserer Inschrift mit nastav in gemischter Reihe neben einander gestellten offenbaren Präsensbildungen auf u erhellt, auch jene fragliche auf av,

*) Hier nur im Subbjonctiv: bind a-u.

**) In der bekannten Stelle teio subocav suboco s. Lassen Beytr. p. 25.

*) Gewöhnlich mit dem Namen „Bindevocal,“ oder „Klassenvocal,“ auch „voyelle epenthétique“ bezeichnet. Einen Anweis zur richtigen Auffassung dieses Vocals giebt z. B. das latein. fug-a-re von fug-a (transfuga), von fugere.

**) Der sich übrigens auch im Futur und Subjonctiv Präsentis der sog. dritten und im Subj. Präs. der sog. zweyten und vierten lateinischen Conjugation wieder findet, z. B. lat. can-a-m, kymr. can-a-v: lat. pun-i-a-m, kymr. poen-i-a-v. Hr. Pictet (p. 147) irrt sich, wenn er diesen, das Hülfszeitwort „a gehen“ darstellenden, Vocal im Kymrischen für eine lettre epenthétique erklärt.

was auch sonst immer ihr etymologischer Ursprung seyn möge, doch ihrem Sinne nach entschieden für eine, den vier übrigen vollkommen gleichbedeutende, Präsensbildung zu halten haben, eine Annahme, die indessen unserm Vergleich derselben mit dem sogenannten kymrischen Futur auf a-v, als welches in der That eben so wohl ein indefinites Präsens, als ein indefinites Futur darstellt (z. B. cred-a-v yn Nuw Dãd credo in Deum patrem) *), keineswegs im Wege steht. Wenn aber unserem Leser über die personale Bedeutung des Suffixes u oder v in den fünf Verbalformen unserer Inschrift noch ein Zweifel übrig wäre, so würde derselbe nun ferner ohne Frage beseitigt werden durch einen Blick auf das, dreyen dieser Formen (so wie auch der Verbalform der zweyten Inschrift) unmittelbar vorangestellte, wohlbekannte Wörtchen mi oder, verstärkt, mi-ni, in welchem uns sogleich das, als unterscheidender Bestandtheil der ersten Person Präsentis der indo-germanischen, namentlich sanskritischen und griechischen Conjugation auf mi oder m schon lange erkannte, so wie auch als singularer Nominativ und als Thema zu den flectirten und gunirten Formen *ὐ-μεῖς*, mi-hi, *μοί*, *μέ*, mē u. s. w. mehrfach vorausgesetzte, im Keltischen aber (dem Gälischen wie dem Kymrischen) wirklich als selbstständiger Nominativ Singularis offen vorliegende (kymr. mi, schott. mi, ir, më ich), Pronomen der ersten Person „ich" entgegentritt, und uns, im Bezug auf den fraglichen pelasgischen Ursprung unserer Inschriften, auch zugleich daran erinnert, daß dieses selbe Wort mi und offenbar gleichfalls in der Bedeutung „ich" oder (mit Auslassung des Verbi absoluti) „ich bin" **) auf einer

*) s. Dr. Prichard (on the eastern origin of the Celtic nations) p. 175.

*) Den wirklichen tuskischen Ausdruck für „sum bin" glaube ich in dem, auf tuskischen Inschriften häufig nach mi vorkommenden, Worte su-thi (z. B. mi suthi Larthial Muthikus M. I. 450 cf. 452 — auch häufig eca (? ego) suthi), zu erkennen, und halte dieses Wort für zusammengesetzt aus der eigentlichen, der Wurzel des latein. su-m entsprechenden, Wurzel sū und dem im Aegyptischen sehr gebräuchlichen (z. B. ir-ti machen, er macht,

großen Anzahl etruskischer Inschriften, besonders Sepulcralinschriften, vorkommt, über welche eben deßhalb schon O. Müller (II. p. 451) — freylich, mit Lanzi, von der irrigen Ansicht ausgehend, das mi bedeute an und für sich so viel als *εἰμί* — die beyläufige Vermuthung ausgesprochen hat, sie seyen vielleicht sämmtlich nicht für eigentlich rasenisch (oder tyrrhenisch), sondern tyrrhenisch (d. i. siculo-pelasgisch) zu halten.

ich mache, rim-ti ich weine, Champ. p. 315. 313. 400.) allgemeinen (ursprünglich „zeugen, thun bedeutenden) Verbalzeichen ti, (so daß also „suthi" nicht sowohl „bin" als „seyn" ausdrückt), welches sich dann auch in dieser seiner formalen Bedeutung auf tuskischen Denkmälern gleichfalls mit andern concreten Verbalwurzeln zusammengesetzt wieder zu finden scheint (z. B. „mi hus-ti — vielleicht ich heiße, vom ägypt. hus. rufen — „Leia" auf einem Gießgefäß von Feoli; vergl. „mi can-a Larthial Numthral — bey M. II. p. 352.) Die Form su-thi-l statt suthi (mi suthil Felthuri Thura M. I. p. 144), erinnert an das russische bui-ll, so wie an das irische fuil-im. In dem, dem Worte suthi zuweilen vorweggehenden, Wörtchen ta endlich (z. B. ta suthi Manelc bey M. I. 452) könnte man ein vorsetzbares andres allgemeines Verbalzeichen erblicken, entsprechend dem kymrischen und irischen a und do (z. B. f.a wyv, ir. do bhinn.) — Ich bemerke hier beyläufig, daß dieses vorsetzbare Verbalzeichen a der keltischen Sprachen nichts anderes ist, als, freylich in einem viel lebendigeren und bewußteren Zustand, das sogenannte Augment der sanskritischen und griechischen Conjugation: man vergl. kymr. a ddysg-ais, sanskr. a-dik-sham — gr. (*ἐ-δίδαξα.*)

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 24.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. May.
Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 5. März d. J. las Hr. Dr. Karl Meyer über zwey von Hrn. Prof. Lepsius bekannt gemachte altitalische Vaseninschriften.

(Fortsetzung.)

Was aber das — auch auf der zweyten Inschrift vorliegende — zusammengesetzte Wort mi-ni statt mi betrifft, so zeigen uns besonders die ganz auf ähnliche Weise zusammengesetzten Pronominalformen der kymrischen Sprache, — als my-vi, min-nau, my-vin-nau, neben mi, ich; ny-ni, ny-nin-nau neben ni wir; ty-di, tydi-thau neben ti du u. s. w. —, daß wir dasselbe ohne Zweifel für eine emphatisch-verdoppelungshafte Verstärkung des mi durch ein gleichbedeutendes ni anzusehen haben: ja, bey der ursprünglichen gegenseitigen Ununterschiedenheit aller drey persönlichen Pronomina im Singular wie im Plural, können wir nicht umhin, das agyllăische mini, nur in anders bestimmter Bedeutung, auch mit dem zweylautigen Suffix der (von Bopp als ein plurales Particip aufgefaßten) bekannten lateinischen Verbalbildung auf mini (z. B. hortamini, amamini) für etymologisch einerley zu halten. Beachtenswerth ist es übrigens, daß der Vocal dieses Wortes mi im Anfang der beyden Inschriften, so wie auf der zweyten Inschrift auch der (nicht in der Arsis stehende) Vocal des verstärkenden gleichbedeutenden Wortes ni, für lang gebraucht wird, als welcher Gebrauch auf eine, keineswegs bloß beylautende, sondern wirklich wurzelhafte und also ein ursprügliches j darstellende (m-j), wiewohl durch den späteren Gebrauch allmählich verkürzte, etymologische Bedeutung dieses Vocales hinzuweisen scheint.

Nicht so unmittelbar ins Auge springend als die allgemein formale oder suffixhafte Bedeutung der fünf Verba unserer ersten Inschrift ist die, einem jeden selbiger Verba inwohnende eigentlich wurzelhafte oder materiale Bedeutung, wiewohl, näher betrachtet, sich unter allen diesen fünf Verbalwurzeln doch keine einzige findet, die mit mehr oder minder derselben Gestalt und Bedeutung, uns nicht auch schon aus dem Wörterschatz einer der übrigen indo-germanischen Sprachen — das Keltische und Aegyptische ausgenommen — bekannt wäre. Das Keltische freylich, wie es uns bereits zur grammatischen Erklärung der Bildungswörter v, a, mi und mini vorzugsweise behülflich gewesen, hat auch hinsichtlich des etymologischen Verständnisses der fünf Verbalwurzeln vor den übrigen indo-germanischen Sprachen den Vorzug, daß es uns diese Wurzeln sämmtlich neben einander, und zwar eine jede mit fast ganz unveränderter Gestalt und Bedeutung, in seinem Wörterschatze aufweisen kann. Der, in dem gälischen „cet-aim ich sage, singe," so wie dem ägyptischen „ct" „reden" (Champ. p. 378) am treuesten wieder erscheinenden, Wurzel „cet (vermuthlich st. cat) sagen" entspricht, mit wenig veränderter Bedeutung, das sanskrit „cit reputare," und mit wenig veränderter Gestalt das gothische „quith-an (angelf. cvedhan) loqui." Das Wort „māt rühmen, preisen," das, wie sein langer Vo-

cal zeigt, keine unmittelbare einfache Verbalwurzel, sondern ein durch Vriddhi abgeleitetes, ursprünglich nennwortliches, Thema darstellt, findet sich als solches in der That — nur mit der, im Irischen gewöhnlichen, volleren und vollständigeren Lautung des Vriddhi *) — in dem irischen Nennwort „maoith, maoth rühmende Erwähnung, Belobung (Selbstbelobung)“ wieder, so wie in dem dazu gehörigen Verbum „maoidh-im (mit tönend gewordener Tenuis) ich rühme (rühme mich)“ beydes abzuleiten von dem, gleichfalls vorhandenen, irischen einfachen Verbum muidh-im (st. muit-im) ich rühme (rühme mich) wovon auch, mit Guna, das Substantiv „modh (st. maut) Verehrung“ und das Adjectiv „maith rühmlich, edel, gut,“ so wie, zusammengesetzt mit dem Präfix „air gegen,“ das Substantiv „air-mhid, air-mhidin Verehrung;“ letzteres genau entsprechend dem zendischen „ār-maiti ehrfurchtsvoll, ergeben (Burnouf Yaçna p.CXLIII),“ welches jedoch nicht gleichfalls von der irischen Wurzel mt, sondern, zusammengehörig mit dem sanskritischen „ma-ti, Ehrfurcht,“ von der, jener irischen Wurzel nahe verwandten, sanskritischen „mn, man colere, honorare“ abzuleiten seyn wird. **) — Andern Ursprungs als in māt scheint uns die Vokallänge in den Wurzeln der beyden Verba nēth-u und lēph-u, nämlich, nach einer, vom Sanskrit und Keltischen gebotenen, doppelten sprachvergleichenden Anleitung, als zu erklären aus der Verschmelzung des (gunirten) Wurzelbeyvocals a mit einem, dem aj der zehnten sanskritischen Conjugationsclasse entsprechenden, Verbalzeichen j, welches sich, ganz in Uebereinstimmung mit dem (auch der deutschen Sprache wohlbekannten) wahlverwandtschaftlichen Beweglichkeitsgesetze der keltischen Vocale *), zunächst in dem diphthongartigen Abklang des vorhergehenden Binnenbeyvocals abgedruckt und sodann als besonderes selbstständiges Suffix, nun gleichsam überflüssig, verloren hat, so daß also nēthu und lēph-u statt nēth-j-u und lēph-j-u, aus naith-j-u, laip-j-u, nath-j-u, laph-j-u — vrgl. sanskr. nād-aj-a-mi — gesagt sind: wobey wir, um den, im Sanskrit meistens denominativen, Gebrauch dieses Verbalzeichens j seitens unserer beyden Verba noch strenger zu begründen, sogleich hinzufügen wollen, daß, nach dem Vergleich der keltischen Sprachen, in welchen die Verbalwurzeln mit dem Beyvocal a keineswegs wie im Sanskrit regelmäßig die ursprünglichen, sondern gewöhnlich erst von je einer früheren Wurzel mit ë oder ü (kymr. y, ir. ui), und zwar zunächst in nominaler Bedeutung, guna-, oder vielleicht ursprünglich immer vriddhi-artig, abgeleitet sind **), es sich vielleicht auch

*) Weil dasselbe hier nämlich von dem, den meisten irischen Verbalwurzeln inwohnenden, ursprünglichen Beyvocal oder vielmehr Bey-Diphthongen ui aufgenommen wird; ein Laut, den bekanntlich auch die äthiopische Sprache (wo er durch die siebente Figur des Consonanten geschrieben wird) in dieser unwurzelhaften Geltung vorzugsweise anzuwenden pflegt.

**) Diese letztere Bemerkung ist gegen Pictet (de l'affinité des langues Celtiques avec le Sanscrit) gerichtet, der (p. 118) die irischen Worte moth, airmhid, deirmide, zufolge jenes, sein ganzes Buch beherrschenden einseitigen Calkirungssystemes der keltischen Sprache über der sanskritischen, auf eine bewußtlos verstümmelnde Weise mit der sanskr. Wurzel man unmittelbar zu verknüpfen sucht.

*) z. B. ir. laib-ë (st. laib-i) labii, von lab, labium; kymr. meib-i-on (armor. mip-i-on) Söhne, von map Sohn; k. cer-id geliebt, von car; eth-ys-id statt ath-es-id itum fuerat, von ath; eir-a Schnee, von ir frisch, rein; ir. meal-a mellis, von mil mel; drom-a dorsi von druim; k. hesb. st. hesb-a sicca, von hysb siccus; cron st. cron-a rotunda, von crwn rotundus u. s. w. Die deutsche Sprache hat von diesem merkwürdigen Gesetze mit Bewußtseyn nur die eine — in dem helleren Abklang bestehende — Seite aufgefaßt.

**) z. B. von kymr. „tyn spannen, dehnen“: t-ae-n Ausbreitung; ir. t-ā-n, tan, Ausdehnung, Raum, Land; tan-a dünn, schlank: — von k. „cyt (st. cyd) hauen:“ k. cād Schlacht (das angels. head), cad-u kämpfen; ir. cath Schlacht; cad-am Verheerung; cad-aim caedo; cad-ad eclipsis; kymr. caeth-u einschließen; cad-er, ir. cath-air Verhau, Verschanzung, Stadt. — Herr Pictet (p. 55) hat sich durch die gemißbrauchte Analogie des Sanskrit (in welchem aber der Vocal a etymologisch (und auch wohl phonisch) eine ganz andere Bedeutung hat, als im Keltischen) auch in diesem Punkte zu einer falschen Beurtheilung der keltischen Grammatik verführen lassen.

für jene beyden agylläischen Themata voraussetzen läßt, sie seyen zunächst nicht verbale, sondern nominale Themata gewesen. Zugleich als Nomina und abgeleitete Verba — jedoch ohne Nachweisbarkeit der ursprünglichen Verbalwurzel — zeigt uns dieselben auch die kymrische Sprache, nämlich „nād Ruf," neben „nād-u rufen," und „hlav-ar Sprache" (vrl. hlēv Stimme) neben „hlav-ar-u sprechen," während uns das Sanskrit überdieß die beyden ursprünglichen Wurzeln „nad sagen, reden" und lap reden, verkünden" (vgl. λαπίζειν) aufbewahrt hat. Was uns aber das Vorkommen des einen dieser beyden Wörter, nämlich des Wortes nat, auf unserer Inschrift noch besonders merkwürdig macht, ist die hier angewandte Schreibung desselben mit einer dumpfen, und nicht wie im Sanskrit und Kymrischen mit einer tönenden media, als woraus wir sehen — was uns dann auch durch das, später zu untersuchende, epana bestätigt wird — daß jener, wie wir schon weiter oben bemerkt haben, uralte, dem Tuskischen mit dem Aegyptischen gemeinsame, durchgängige Nichtgebrauch tönender mutae (von welchem Nichtgebrauch sich übrigens auch im Keltischen zahlreiche Spuren erhalten haben *]) auch unserer agylläischen Sprache eigenthümlich ist und mithin — eine Annahme, auf welche in der That schon der Name Πέλασγος selbst hinzuweisen schien **) — als eine unterscheidende Eigenschaft der ganzen ursprünglich pelasgischen oder tyrrhenisch-pelasgischen Sprache zu betrachten seyn wird. *) — Das, mit dem Thema nat (nad) nahe verwandte, oder, mit Verwandlung des t in s, vollkommen gleiche, dem Verbalstamme nast zu Grunde liegende Thema „nas loben" zeigt sich uns, deutlich erhalten, in den irischen Wörtern „nās Erwähnung, nas-aim ich erwähne, nas-adh Ruf, Ruhm, nas-adh berühmt, edel", so wie, we-

*) z. B. ir. peithir neben beithir Wetter, Blitz (sanskr. bhidhira); pit Spalte, neben bid Verhau (s. bhidh spalten); piast neben biast bestia (vrgl. kymr. bwyst ferus — vom russ. bäzhatj, bäsitj rennen, wüthen); ta neben da machen, thun (s. dhā); kymr. cytio hauen (s. khid) neben coed Holz; kymr. tav-awd, ir. teang Zunge, Sprache (s. g'ihva); ir. nath-an berühmt, von nad (unsrer obigen Wurzel) rufen u. a.

**) Ich beziehe nämlich diesen Namen mit vollkommener Ueberzeugung auf die keltisch-sanskritische (auch im Hebräischen vorhandene) Wurzel beh, hoch, stolz — s. balh, valh eximium esse, excellere, kymr. balch, gwalch hochschwebend, hochfahrend, stolz; ir. balach, balc Riese, stolz, mächtig; (hebr. פלה eximium esse) —, eine Ableitung, die, außer der in die Augen springenden Treffendheit eines solchen Ausdrucks als Benennung des Geschlechtes der Niobe, uns zugleich noch dadurch wahrscheinlich wird, daß sie, bey der, im Keltischen deutlich erhaltenen, Doppelbezüglichkeit jenes Ausdrucks sowohl auf Betragen und Gesinnung, als auf sinnliche Höhe und namentlich Vogelflug — kymr. gwalch hochschwebend (soaring) Aar (das deutsche „Falke") Reiher —, uns eben jenes bekannte etymologische Mährchen von der Benennung der Πέλασγοι nach dem Namen der Störche (πέλαργοι) auf die natürlichste Weise zu erklären dient. Eine seltsame — obwohl in den Annalen der Geschichte keineswegs vereinzelt stehende — demüthigende Ironie des Schicksals bleibt es nun freylich, daß in einigen Gegenden des pelasgirten siculischen Unteritaliens, nachdem dieselben nämlich einer neuen, sabellischen Eroberung unterworfen worden waren, jener stolze Name „Pelasger" jetzt im Munde der Eroberer eine unmittelbare Bezeichnung werden mußte für den Begriff „Leibeigener" (Nb. I. 30.). In der neueren und neuesten Geschichte ist — wie unsere Leser bereits aus der Nebenform valh neben balh haben schließen mögen — der Name Πέλασγοι offenbar als Benennung der „Walachen" lebendig geblieben. Mit demselben Namen — unter der Form Olass — bezeichnen die Madscharen seltsamer Weise den „Italiener."

*) Also ursprünglich auch: Totona, Arkos (vergl. Arcades und Arx), Niope u. a.: eine Aussprache, von der uns die spätere griechisch-lateinische Sprech- und Schreibweise allerdings nur wenig sichere Spuren übrig gelassen hat. (Beachtenswerth ist es z. B., daß in der bekannten Hesiodischen Stelle über die drey Tyrrhenerfürsten Agrios, Latinos und Telegonos (Theogon. 1011 — 1015) der Codex Vatican. nicht Ἄγριον, sondern Ἄκριον liest. Jedenfalls sicher scheint mir der Zusammenhang dieses Namens mit dem bekannten Ortsnamen „Ἄργος" (vgl. Ἀρκάδες), wahrscheinlich (wie noch aus dem bisweiligen Homerischen Gebrauch dieses Wortes klar wird) der altpelasgischen Benennung für die ganze Peloponnes.)

niger deutlich, auch in dem lateinischen narrare, st. narare (s. Schneider L. Gr. I. 429), st. nasare, mit der bekannten Verwandlung des s in r; von welchen Wörtern das irische nas-adh st. nas-at — vrgl. neas-t-a ehrlich — uns zugleich schon das, vermittelst der Nennwurzel t gebildete, participartige Nennwort darbietet, durch dessen Vermittlung eben der Verbalstamm nast von dem Thema nas abgezweigt ist, ganz nach der Bildungsweise z. B. des lateinischen tutor von tueor, sector von sequor, gusto von γεύω (γευστός) vestio vom s. vas (vestis), (hortor st. hostor vom äg. hus rufen, heißen, vl. ir. gēis Ermahnung, Betheuerung, Verbot) u. a.

Nachdem wir also durch die grammatisch- wie linguistisch-genaue Erläuterung obiger fünf Verba den eigentlich tragenden Sinn unserer Inschrift hergestellt haben, wird bey der Ausführung dieses tragenden syntactischen Gerippes, auch der an einigen Stellen uns begegnende Mangel einer entschieden sicheren Nachweisbarkeit der agyllăischen Form oder Wurzel aus der Grammatik oder dem Wörterbuch einer andern indo-germanischen Sprache, ein Mangel, den wir indessen immer durch verschiedene allgemeinere sprachvergleichende Folgerungen auszugleichen suchen werden, doch die wesentliche Richtigkeit jener unserer Uebersetzung nicht mehr zu verdächtigen vermögen. Zu einem freyeren vergleichenden Blick bietet uns gleich das auf cethu folgende und von uns durch „daß“ übersetzte Wörtchen m a Gelegenheit, indem wir die demselben beygelegte formale Bedeutung allerdings aus keiner anderen Sprache unmittelbar nachweisen, aber doch, besonders bey der hier vorliegenden Stellung des fraglichen Wörtchens zwischen zwey Verben, aus der, im Aegyptischen und Keltischen erhaltenen, allgemeineren und materialen Bedeutung der dem Wörtchen zugehörigen Wurzel, „m, ma, Daseyn, Ort, Raum“ insofern mit Ueberzeugung schließen können, als bey der, allen unseren Anschauungen zu Grunde liegenden, logischen Ursprünglichkeit der örtlichen Anschauung, die „Oertlichkeit“ ausdrückenden Wurzeln in allen Sprachen auch immer zugleich, so wie zur Bezeichnung der verschiedenen Casusverhältnisse, so zur Bezeichnung der verschiedenen, namentlich demonstrativen und relativen — unter welche der Begriff des Wörtchens „daß“ gehört — Modusverhältnisse haben dienen müssen, eine Regel, die sich, in Bezug auf das ägyptische und keltische Nennwort „m, ma Ort,“ auch gleich durch den anderweitigen Gebrauch dieses Wortes, theils als Präposition (äg. ma anstatt, bey, auf, in, mit, nach, zu, um zu — z. B. m sutn um zu herrschen Champ. p. 457 — aus, von, durch u. s. w. *), ir. ma um, bey) theils als demonstrative und relative Partikel (äg. ma da, ma Zeichen des Imperativs — z. B. ma ei gehe, komme, — kymr. ma wo, ir. ma gesetzt daß, wenn) vielfach bestätigt findet. — An dem — auch der umbrischen Sprache (z. B. ocrem fisim) bekannten — accusativischen m leicht und sicher erkennbar ist die formale Bedeutuug des auf măthu folgenden Wortes m a r - a - m, in welchem wir zugleich, besonders in Betracht der später folgenden Bildungen lisi-a-i und er-a-i, das vorletzte a ohne Bedenken für den, von m zu trennenden, Nennvocal, wir wissen nicht ob männlichen oder weiblichen, erklären.

---

*) Diese ägyptische Präposition m, ma, in ihrer vielseitigen, fast alle Fälle der Nennwortfügung ausdrückenden, Anwendbarkeit, scheint in der That den einen gemeinsamen Casus darzustellen, der uns von Varro als eine Merkwürdigkeit des ägyptischen Declinationssystems angeführt wird. Ohne Frage liegt diese Präposition auch allen jenen durch m gebildeten Casussuffixen (des Accusativs und Locativs Singularis, des Instrumentalis, Dativs, Ablativs Dualis und des Genitivs Pluralis) in der sanskritischen Declination zu Grunde, so wie insbesondere noch dem Locativsuffix me der umbrischen Declination (z. B. toteme iiovineme, Lassen p. 40.)

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 25.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. May.
Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 5. März d. J. las Hr. Dr. Karl Meyer über zwey von Hrn. Prof. Lepsius bekannt gemachte altitalische Vaseninschriften.

Nicht so sicher als der Begriff dieser beyden Affixe erklärt sich der Begriff der Wurzel mar selbst, dessen Uebersetzung durch „Huld, Gnade“ wir, außer auf den zusammenhängenden Sinn der Inschrift, — welcher indessen auch ein Wort wie „Ruhm“ *) zuließe — allerdings einstweilen nur auf das ir. mūir-n Huld, Freundlichkeit (vielleicht vom äg. mr sehen, oder vom äg. mr binden, verbinden? — vgl. auch das ir. Muiri oighe gnädige (heilige) Jungfrau —) zu stützen vermögen. In dem, gleichfalls aus dem Zusammenhang des Ganzen wahrscheinlich werdenden, dem Worte maram im Genitiv nachfolgenden doppelten Namen Lisiai Thipurenai, bedürfen wir für die, aus dem Nennvocal a und dem Genitivzeichen i zusammengesetzte, Dipthong-endung a-i, als welche sich bekanntlich ebenso im Genitiv der sogenannten ersten Declination des Altlateinischen — z. B. aqu-a-i, naut-a-i — wieder findet, keine umständlichere Rechtfertigung, wollen jedoch, wegen unsrer bey dieser Erörterung sonst vorzugsweise angewandten vergleichenden Rücksichtsnahme auf das Keltische, nicht zu erwähnen unterlassen, daß auch im Irischen der Genitiv Singularis, zugleich mit dem Nominativ Pluralis, gewöhnlich durch das Suffix i bezeichnet wird, z. B. sruith (aus sruth-i) poetae (ποιηται und ποιητου) fir (aus fear-i) viri (ἄνδρες und ἀνδρός) ga-i Speere und Speeres. Auch wird es, um den Verdacht einer so frühzeitigen Verstümmelung und Verschwächung von unserer agylläischen Sprache abzuwenden, passend seyn zu bemerken, daß, unsrer Ansicht nach, dieses Genitiv-suffix i keineswegs (wie Bopp für das Lateinische annimmt) ein verstümmeltes und verschwächtes is und as, sondern vielmehr — ganz unabhängig von jenem sanskrit. as — ein ursprüngliches und vollständiges i darstellt, und zwar, wie aus dem im Lateinischen und Gälischen am bewußtesten ausgedrückten Gegenseitigkeitsverhältniß dieses genitivischen zu dem pluralen i (fir, viri) wahrscheinlich wird, jedwedes ursprünglich mit der Bedeutung eines Nennvocals, der aber dann, bey der, im Keltischen und Lateinischen angenommenen, zusammenhängenden grammatischen Feststellung der Genus-, Numerus- und Casusunterschiede, als unterscheidendes Abzeichen eben des Genitivs Singularis und Nominativs Pluralis gegenüber dem Nominativ Singularis — so wie im Gälischen zugleich des singularen Nominativs feminini gegenüber dem Nominativ masculini, eine Unterscheidungsweise,

*) vgl. das althd. mār-i fama; wahrscheinlich von der Wurzel mr reden (hebr. amar, vrl. μέροψ). Zwey andere — übrigens diese alle durchaus nicht unter sich zusammenhängende — verschiedene Bedeutungen der Wurzel mr sind noch 1) lieben (äg -mr, davon ir. muir-n Liebe, muirn-in Liebling) 2) beweglich, schnell seyn, führen (ir. mear schnell, gr. εὐ-μαρής, ir. mar-a Führer, Verführer).

die sich auch im Tuskischen wieder zu finden scheint *) — systematisch angewandt wurde. **) Was aber ferner die — im Verhältniß zur Erklärung der Suffixe wiederum minder sichere — Erklärung der Hauptwurzel oder Hauptwurzeln eines jeden der beyden Namen betrifft, so wollen wir zunächst den Namen — wahrscheinlich Vornamen — Lisias, in Betracht seines kurzen und unwurzelhaften ersten i, gewiß nicht mit dem griechischen Namen *Λυσιάς* zusammengestellt wissen, sondern nehmen ihn, als etwa abgeleitet von einer pelasgischen Wurzel „lic leuchten“ (vr. kymr. hlyg-u leuchten, sanskr. loc) und demnach so viel bedeutend als „erlaucht, edel,“ für eine Parallelform des griechischen Namen *Λύκις* und *Λυκῖνος*, so wie der Lateinischen Lucius und Licinus (womit auch offenbar der bekannte tuskische Prinzentitel Lucumo oder Lauchme zusammenhängt), so daß wir also das erste inlautende i in dem agylläischen Namen statt des entsprechenden *υ* und u in den beyden griechischen und in dem einen lateinischen einer ursprünglichen Eigenthümlichkeit der agylläischen Wurzel, das agylläische s statt des lateinischen c (und griechischen *κ*) dagegen einer unserer Sprache mit der umbrischen gemeinsamen (s. Lassen p. 22, z. B. prosesetir st. prosecetir) — in modernen Sprachen bekanntlich mannigfach verbreiteten — phonischen Wandelbarkeit des inlautenden palatalen Consonanten vor a und e — das dem a vorangehende i in „Lis-i-a“ halten wir für einen andern, ableitenden Nennvocal — in den lingualen Zahnlauter zuschreiben zu dürfen glauben. In dem Namen Thipurena(s) glaubt man beym ersten Blick ein auf die Stadt Tibur — hier mit dumpfer Media und aspirirter Tenuis Thipur — bezügliches Abkunftsbeynennwort, entsprechend dem lateinischen Tiburinus, zu erkennen, welcher Annahme denn auch die Geschichte jener Stadt, die von den alten Schriftstellern mehrmals als ein uralter, schon vorpelasgischer Sitz der Siculer erwähnt wird (s. Nieb. I. p. 88. 52.), keineswegs widerstreiten würde. Indessen läßt uns diese Erklärung doch das Bedenken, daß der sobenannte Lisias von Tibur in unserer Inschrift alsdann des — in andern tuskischen Inschriften sonst niemals fehlenden — Geschlechtsnamens ermangeln würde, ein Bedenken zu dem außerdem auch die Verkürzung des wurzelhaften i (Tibur), so wie, drittens die — weiter unten von uns im Zusammenhange zu erörternde — Ungewöhnlichkeit des zwischen zwey Vocalen desselben Wortes nicht aspirirten p hinzukommt, so daß wir aus dieser dreyfachen Rücksicht, und zugleich in Betracht des in tuskischen Inschriften mehrfach vorkommenden Purener Geschlechtes (Müller I. p. 426), vielmehr geneigt wären, bloß das von der Wurzel Pur gebildete Wort Purena für den zweyten, alsdann entschieden geschlechtshaften, Namen zu erklären, die davon zu trennende Wurzel ti aber durch eine anderweitige Erklärung — etwa, (in Bezug auf unsere obigen Bemerkungen über die bloß nennwurzelhafte Bedeutung des Genitivsuffixes i und über den im Gälischen beliebten gegenseitig in einander greifenden Unterscheidungsplan des Nom. sing. fem. und Gen. sing. masc.) als ein zweytes und zwar eigentlich-genitivisches, mit dem femininen Nominativsuffix thi im Tuskischen gleichlautendes, *) masculines Genitivsuffix des Namens Lisiai, also Lisiaithi Purenai — grammatisch zu beseitigen.

Unbestreitbar bleibt übrigens — welcher Erklärung der Buchstabengruppe thipur wir auch sonst folgen mögen — der, Abkunft — sowohl örtliche als geschlechtshafte — bedeutende, grammatische Sinn der Wurzel ēn, als einer nicht nur, in ihrer vollen Gestalt, aus dem īn und (gunirt) ēn (*ήν*) der

---

*) Sicher ist wenigstens hier (im Tuskischen) die Bildung des femininen Nominativs auf i z. B. Larth-i (keineswegs, wie Müller will, aus Larthia verstümmelt), Aele-i, Ceicne-i s. M. I. p. 411, 437; ? clen st. clan-i Tochter p. 454.

**) Aus der durchgreifenden Beobachtung dieses, Geschlecht, Numerus und Casus immer wechselseitig neben und durch einander kennzeichnenden, zusammengesetzten grammatischen Unterscheidungsplanes erklärt sich auch das (bisher noch nie erklärte) regelmäßig wechselnde Eintreten oder Nicht-eintreten der vocalhaften anlautenden Consonantenbehauchung im gälischen Declinationssystem nach dem Artikel (oder des Adjectivs nach vorhergehendem Substantiv) z. B. „an(a) fhir des Mannes“ und „an(a) fhem die Frau“ neben „an fear der Mann“ und „na feimë der Frau.“

*) z. B. Sejan-ti (M. I. 418) Phals-ti (Perug. Stein, Z. 15) u. a.

lateinischen und griechischen Völkernamen (Latīnus, Tyrrhēnus), sondern auch, in einfacherer Gestalt, aus dem n der tuskischen Geschlechtsnamen (z. B. Pur-n-e, Pep-n-a, Ceic-n-a, latein. Perpenna, Caecina M. I. 426) hinlänglich bekannten Bildungswurzel, deren Erscheinen in ihrer volleren, der lateinischen Aussprache entsprechenden, Gestalt hier am Ende unseres Verses (vrgl. auch das latein. Fidēnae, Maecēnas und den Namen Finucēnas (M. II. 352) aus der Inschrift der alten (siculisch-pelasgischen) Stadt Orvieto), uns einen mit dem allgemeinen graphischen wie grammatischen Gepräge unserer beyden Inschriften zusammenstimmenden, besondern Beweis bietet für die — in ihrem historisch-linguistischen Zusammenhang weiter unten deutlicher zu erörternde — Füllung und Verweichlichung der uns hier vorliegenden agylläischen oder siculo-pelasgischen Sprache gegenüber der rein tuskischen. —

Als einen andern besondern Beweis für diese Verweichlichung können wir ferner auch das am Anfang und Ende des zweyten Verses vorkommende Wörtchen „e“ oder aspirirt (und zwar rührt die Aspiration vielleicht von dem Einfluß des unmittelbar vorhergehenden v her) „he und“ betrachten, wenn nämlich dieses Wörtchen, dessen Bedeutung übrigens an den beyden Stellen unsers zweyten Verses durch den Zusammenhang des Satzes außer Zweifel gesetzt wird, in der That, so wie es aus dem Vergleich mit dem umbrischen fetu statt factu (s. Tab. Eugub. VI. col. 2. lin. 22 nach Dempster) zu erhellen scheint, aus dem kymrischen oder latein. „ac und,“ nämlich mit Vocalisirung des c in i, und darauf Zusammenziehung des a und i in e (vrgl. französ. fai-re, tai-re u. a.) umgewandelt worden ist. Das Wörtchen „ac,“ unverwandelt, obwohl in seiner Bedeutung noch nicht ganz sicher, findet sich in der That auch nicht selten auf tuskischen Inschriften (z. B. auf der großen Peruginer, schmale Seite, Z. 8, 9.); verwandelt als he und sehr wahrscheinlich mit der Bedeutung „und“ steht es in der (vielleicht siculo-pelasgischen) Inschrift bey Lanzi (II. p. 325; Müller I. p. 454) — „he Aritimi“ (et Artemidi). — Man könnte vermuthen — und zwar mit besonderem Bezug auf das lateinische hic, so wie das irische „eac einer“ „ceac jeder,“ daß auch in dem auf „e“ folgenden Worte „the die (der)“ — einem übrigens in seinem anlautenden Theile allbekannten Demonstrativthema — eine Verwandlung des e aus einem ursprünglichen ac — also „tac der“ — stattgefunden habe; indessen scheint es uns, besonders wegen der beyden irischen Bildungen „ti, tē, er, der,“ von welchen die letztere ohne Zweifel eine gunirte Veränderung der ersten ist, annehmbarer, auch in unserem, offenbar nur durch seine Stellung vor einem Vocalanlaut (erai) verkürzten, te ein gunirtes ti zu erblicken. Noch besonders beachtenswerth aber, obwohl nicht minder einerseits aus dem alterthümlichen Zustande unserer Sprache, als andererseits aus der allgemeinen, reinformalen Bedeutung des Demonstrativwörtchens te leicht erklärbar ist die grammatische Anwendung desselben an unserer Stelle als eines Indeclinabile. — Die phonisch-etymologische Verschmelzung des a mit j oder i zu e, von der wir in unserer Inschrift schon mehrere Beyspiele gefunden haben, liegt auch offenbar dem — hinsichtlich seines doppelten Suffixes a-i keiner Erörterung mehr bedürftigen — Wortstamme er zum Grunde, als welchen wir, mit Bezug auf den, der Bedeutung nach am genauesten einstimmenden, ägyptischen Frauenehrentitel ari (z. B. Champ. 144), so wie auf das bekannte sanskritische ārja und ārjā „venerandus, a“ (vrgl. den Höflichkeitsgebrauch beyder Wörter bey Kalidasa) wohl ohne Frage für eine Verwandlung aus arj (vrgl. das ir, air hoch, erhöhen) erklären dürfen. Die auf unserer Inschrift aus dem Versmaaß erhellende Verkürzung des e findet sich auch in dem, von demselben Stamme gebildeten und nur durch die anlautende Aspiration unterschiedenen, lateinischen hera, herus, wieder (während dagegen in dem gleichfalls hieher gehörigen Ἥρα — von dem also πότνια nur eine Uebersetzung — der Vocal lang geblieben ist). — Das Wort „sje sein“ betrachten wir als ein, nur in der Wahl des palatalen statt des labialen Hauchers abweichendes, Parallelwort des sanskritischen sva (russ. svoi, gr. σφός), so daß es, genauer analysirt, etwa als eine, nach irischer Weise (athar-a patris, pearsann-a personna) auf a ausgehende (sj-a) Genitivbildung des Pronomens „sj, si er“ (vgl. ägypt. su er, ir. si sie), mit sofortigem wahlverwandtschaftlichen Abklang des a gegen i, zu erklären seyn möchte. — In dem Worte „e-pān-a

Frau“ endlich erkennen wir beym ersten Blick das irische Nennwort „bean Frau“ (vergleiche böotisch βάνα, sanskr. van-it-ā, vām-ā Frau; hebr. bona' zeugen) hierzunächst pelasgisch ausgezeichnet durch den, wie wir jetzt schon wissen, alterthümlich regelmäßigen, Gebrauch des dumpfen p statt des tönenden keltischen b, und sodann noch inlautend und anlautend mit je einer etymologischen Wurzelverstärkung versehen, nämlich inlautend, nach vornämlich sanskritischer und keltischer Weise, mit dem sogenannten Vriddhi, anlautend, nach vornämlich ägyptischer, griechischer und keltischer Weise, (vl. ir. a-than neben tan Feuer; a-bhra neben bra Braue; kymr. e-bach neben bach Ecke u. a.) mit einem verstärkend vorschlagenden e. Uebrigens könnte gerade dieser Vorschlag, als welcher besonders häufig an Eigennamen bemerklich ist — z. B. A-mun, Ἀ-θήνη, Ἀ-πολλών, Ἀ-χιλλεύς — die Vermuthung bestärken, daß, da ja so viele weibliche Eigennamen, genau etymologisirt, in der That nichts anders sind, als mimische Variationen des Begriffes „Weib“ oder „Frau“ selber, auch unser „epana“ als ein Name dieser Art aufzufassen, und mithin „era sje Epana“ durch seine Herrin (hera, signora, Frau) d. i. „Gattin Epana“ zu übersetzen sey. Was aber schließlich noch die, für das Auge eines klassischen Philologen allerdings aufs äußerste verletzende, äußerliche Constructionslosigkeit der neben dem Genitiv erai im Nominativ stehenden Endung a unseres Wortes betrifft, so mag uns dieselbe, obwohl zunächst wahrscheinlich nur durch das Versbedürfniß hervorgerufen, doch in entfernterem Betracht vielleicht zugleich als ein Zeugniß dienen, für die, wie schon mehrfach bemerkt, bey einer so uralterthümlichen Sprache als unsre agylläische ohne Zweifel voraussetzbare, unsanskritische Beweglichkeit des grammatischen Formalismus derselben, so wie vielleicht auch für eine gewisse, ihr namentlich nach dem Beyspiel der deutschen und keltischen Sprache zuzuschreibende keusche, wiederholungsscheue Gedrängtheit und Sparsamkeit in dem Gebrauch aller grammatischer Unterscheidungsmittel.

Schließlich bleibt uns jetzt noch eine, schon früher bey Gelegenheit des Wortes Thipurena berührte, allgemeine phonische Eigenthümlichkeit dieser Inschrift zu betrachten, nämlich die regelmäßige Aspirirung der drey stummen oder eigentlichen Consonanten jedesmal, daß deren einer zwischen zwey Vocalen, und zwar nicht nur, wie in den Wörtern cethu, māthu, nēthu, lēphu und vielleicht Lisiaithi, zwischen zwey Vocalen desselben Wortes, sondern auch, wie aus der Stelle „e the“ (vgl. auch das he nach nastav) hervorzugehen scheint, im Anlaut zwischen seinem eignen Vocal und dem Vocal eines, durch Sinn und Aussprache mit dem folgenden Worte nahe verbundenen, vorhergehenden Wortes zu stehen kommt: im Bezug auf welche Eigenthümlichkeit wir — mit beyläufiger Erinnerung an das bekannte hebräische Lautgesetz — hier nur besonders darauf aufmerksam machen wollen, daß auch in den verschiedenen Zweigen der keltischen Sprache alle eigentlichen Consonanten unter dem Einfluß eines vorhergehenden Vocals nicht nur sehr häufig in demselben einfachen Worte aspirirt werden können — z. B. ir. ceath-aim neben cet-aim, maoith-im oder maoidh-im statt maoit-im, a-bhra neben bra Braue u. a. —; sondern daß auch diese vocalhafte Aspirirung (die das Kymrische bey dumpfen Consonanten regelmäßig durch deren Tönendmachung ersetzt) im Anlaut nach dem Vocal eines vorhergängigen, mit dem folgenden nach gewissen Gesetzen der Wortvermehrung, Wortunterscheidung und Wortfügung genau verbundenen Wortes, regelmäßig statt finden muß, ja daß sie es eben ist, die, zusammen mit der, auf gleiche Weise und nach gleichen Gesetzen eintretenden, von einem vorhergehenden Nasenlaut abhängigen anlautenden Nasalirung des Consonanten, jenen ganzen sogenannten character indelebilis der keltischen Sprachen, nämlich jene bis heute noch niemals richtig verstandene *) seltsam regelmäßige, scheinbar logisch-grammatische Wandelbarkeit ihrer Anfangsconsonanten ausmacht, deren behauptetes Nichthervortreten auf tuskischen Schriftdenkmälern namentlich D. Müller (I 69) als einen entscheidenden Grund ansah, um jeden unmittelbaren Vergleich der tuskischen (so wie auch jeder andern altitalischen) mit der keltischen Sprache für unstatthaft zu erklären.

*) Siehe die Note in der nächsten Nr.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 26.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. May.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 5. März d. J. las Hr. Dr. Karl Meyer über zwey von Hrn. Prof. Lepsius bekannt gemachte altitalische Vaseninschriften.

(Fortsetzung.)

Was endlich noch das nicht aspirirte p in dem Worte epana unserer Inschrift betrifft, so bemerken wir, daß auch für diese Unterlassung uns das Keltische eine Gewähr bietet, indem nämlich in den, durch einen vocalischen Anlaut verstärkten, Wurzeln dieser Sprache die Aspirirung des ursprünglichen Anfangs-Consonanten allerdings eintreten kann und auch am gewöhnlichsten — im Irischen immer — eintritt (z. B. ir. a-bhra), im Kymrischen aber zuweilen weggelassen wird (z. B. e-pynt Aufweg, vgl. auch das altkeltische Wort A-penninus). *)

*) Die ersten Anfänge oder Ahndungen eines solchen richtigen Verständnisses finden sich in der That schon in Bopp's Abhandlung über die keltischen Sprachen (Abh. der Berliner Acad. d. W. vom J. 1838); aber freylich nur so weit verfolgt und entwickelt, als es dem scharfsinnigen Verfasser theils seine beschränkte Rücksichtsnahme auf die Erscheinungen des keltischen Anlautswechselsystem bloß in der gälischen Declination, theils sein, von Herrn Pictet überkommenes, Vorurtheil einer bewußtlos verstümmelnden einseitigen Abhängigkeit des Keltischen vom Sanskrit, als von einer alterthümlichern Muttersprache, möglich gelassen hat.

Der allgemeine Sinn unsrer zweyten Inschrift, zu deren Erörterung im Einzelnen wir jetzt übergehen, wird uns sogleich aufgeschlossen durch das Verständniß des Wortstammes velth oder velt vermittelst des irischen Wortes „beal-adh salben“ (vergl. beal-t-an, beal-t-aidh beschmiert, schmierig), eines ohne Zweifel gerade für eine Vaseninschrift ganz besonders passenden Wortbegriffes. Wir erklären also das Wort cē-vel-th-ū für eine, in ihrem Suffix u uns nun schon aus der ersten Inschrift hinlänglich bekannte, von der einfachen Wurzel „val, vel salben“ — welche Wurzel überdieß auch den bekannten griech. und latein. Wörtern ἔλαιον (mit Digamma), oleum, so wie βάλανος Salbeichel, Olive, βαλανεῖον, balneum, Bad (d. i. eigentlich Reibe- und Salbbad) unmittelbar zu Grunde liegt — vermittelst des particip-nennworthaften t (vgl. nas-t-av) abgeleitete, und zugleich durch das — dem kymr. cy, latein co, deutschen ge (goth. ga) entsprechende (ursprünglich „Gedrängtheit und Einigung“ ausdrückende) — Präfix cē verstärkte, vierwurzelige Verbalbildung, in deren phonisch-etymologischem Bau uns sonach nichts mehr zweifelhaft ist, außer nur die, wir wissen nicht, ob dem Einfluß des vorhergehenden l zuzuschreibende, oder vielleicht als eine durchgängig vorherrschende Eigenschaft des dentalen Consonanten im Siculo-Pelasgischen anzusehende, Aspirirtheit des t. Als einen untrennbaren fünften Theil dieser Verbalbildung aber haben wir ohne Zweifel noch die auf das personale ū folgende Wurzel ir — ce-vel-th-u-ir — zu betrachten, als in welcher wir, nach Anleitung des keltischen und lateinischen Passivsuffixes r, ir, ar, er, (lat. cel-o-r, kymr. cel-ir, cel-er vi, ir. ceil-t-ear me) beym ersten Blick eben diese und zwar hier, ganz wie im Lateinischen,

dem Personenzeichen nachgesetzte, Passiv-verbalzeichen-wurzel erkennen: eine Bildungswurzel, die wir uns übrigens keineswegs entschließen können, mit Bopp weder auf ein reflexives s, noch auch (s. Bopp über die keltischen Sprachen p. 259) auf das s des Verbums „as seyn" zurückführen, sondern vielmehr, ohne Annahme irgend einer Verwandlung oder Verstümmelung, unmittelbar mit dem ägyptisch-keltischen Verbum „r, ir machen" (armor. ri, ra machen) — ebenwie ja auch z. B. der griechische passive Aorist durch das Verbum „τίθημι machen" gebildet wird — als ganz derselben, hier nur selbständig gebliebenen Verbalwurzel zusammenstellen; wobey uns übrigens unbenommen bleibt, dieser unserer reinen Passivbildung ce-velthu-ir sofort bey ihrem syntactischen Verständniß die, auch im Kymrischen nicht selten durch passive Formen ausgedrückte, reflexive Bedeutung unterzulegen und also nicht durch „ich werde gesalbt," sondern „ich salbe mich" zu übersetzen. — Die, wir meynen, unbezweifelbare Bedeutung des Wortes cēvelthūir weist nun zugleich auf die des vorhergehenden „mulvēne mit Oel" hin, ein Wort, das wir, dem materialen Sinne seines Thema nach, allerdings aus den Wörterbüchern verwandter Sprachen — etwa nun das irische „morfas train oil" (O'Reilly) ausgenommen — äußerlich nicht sicher nachweisen, obwohl, bey der nahen sprachwerkzeuglichen Verwandtschaft der Laute m und v, als mit der Wurzel „val salben" selbst nahe zusammenhangend, mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine, auslautend durch ein reduplicatives v verstärkte, Wurzel „mlv, mulv salben, fett seyn" (vgl. das griech. μολύνειν beschmieren) zurückführen, und davon sodann als ein, vermuthlich neutrales, nomen substantivum „mulv-a, mulv-a-s Oel" grammatisch genau ableiten können. Denn was die zweytheilige Endung ēne betrifft, so halten wir dieselbe, mit Bezug sowohl auf die syntactisch formale Bedeutung des Worts mulvēne in unserem Satze, als auch auf seinen appositionalen Zusammenhang mit dem, eine gleichbedeutende Endung tragenden, adjectivischen Worte pupliān-ā, keineswegs, auch in ihrem ersten Theile nicht, für eine — etwa dem griech. ηνη in σελήνη (von σελ, ir. suil leuchten) oder εἰρήνη (von εἰρ binden, einhägen) entsprechende — bloße Nennwurzel, sondern sehen darin die bekannte — wahrscheinlich (obwohl das n gewöhnlich euphonisch erklärt wird) aus ā und in (mit Anschmelzung des i in das vorhergehende nominale a) zusammengesetzte — Doppelendung des sanskritischen Instrumentalis auf ēna (z. B. patr-ēna mit dem Vater), so daß also das, schon im Sanskrit verkürzte, schließende ā in unserer Sprache, wahrscheinlich unter Einfluß des vorhergehenden ē, noch mehr verkürzt, in die hellere Nebenform des a, nämlich e, übergegangen sey. — Die mit ēne gleichbedeutende Endung des letzten Wortes pupliān-ā endlich ist keine andere, als die, eine zweyte Form des sanskritischen Instrumentalis darstellende (z. B. mahat-ā „mit großem") Endung ā, wonach uns also dann die, selbiger Endung vorweggehende, Wurzel ān, pupli-ān, nun in diesem Worte, zufolge dessen voraussetzbarer adjectivischer Bedeutung, wirklich als eine denominative adjectivische Nennwurzel, entsprechend z. B. dem lateinischen ān in Romānus, montānus, Caesariānus u. s. w., zu erklären bleibt. Bey der Erklärung des als nominaler Kern unserer Adjectivbildung zuletzt heraustretenden Wortes pupli aber müssen wir, um unsere Uebersetzung „populonisch" zu rechtfertigen, allerdings voraussetzen, daß der, gewöhnlich auf Münzen vorkommenden Namensform „Puplana oder Pupluna" der bekannten Stadt (latein. Populonia, s. M. I, p. 330) — die wir übrigens, bey der, der ganzen Küste des nördlichen tyrrhenischen Meeres noch heuzutage vorzugsweise eigenthümlichen, Pflege des Oelbaums, wohl ohne weiters als eine Erzeugerin trefflichen Salböls voraussetzen dürfen — daß, sag ich, dieser Namensform, als einer eigentlich auch adjectivisch-denominativen Bildung, der einfache Name pupl-i oder, ohne Nennvocal, pupl, wenn auch nur als Name ihres Heros eponymos, zu Grunde gelegen habe; eine Voraussetzung, die jedoch durch das Vorkommen einer einfacheren Namensform, Velsa oder Velsu auch für die Stadt Volsinii (s. M. I. p. 334), so wie auch durch das bekannte Namensverhältniß der beyden Städte Cortona und Tarquinii zu ihren Schutzheroen Corythus (Corth) und Tarchun mehr als wahrscheinlich wird, ja uns sogar vielleicht erlaubt, diesen unseren voraussetzbaren Heros eponymos der Stadt Pupli mit dem neuerlich auf einem

tuskischen Spiegel entdeckten Gott Dionysos-Phuphlun für etymologisch einerley zu halten.

Wir hatten ursprünglich die Absicht, dieser unserer hiermit beendigten analytischen Erörterung beyder Inschriften noch eine weitere — weitere und genauere, als wir es in einigen gelegentlichen Noten versucht haben — Anwendung desjenigen linguistischen Hülfsmittels, durch welches uns diese Erörterung hauptsächlich möglich geworden ist, nämlich des Vergleichs der keltischen Sprache, auch auf die Analysis einiger rein tuskischen, d. i. nach unserer Meynung mehr ursprünglich pelasgischen, Sprachdenkmäler, so wie zugleich auf die Erörterung mehrerer in der griechischen und lateinischen — und neben letzterer auch in der umbrischen und oskischen — Sprache selbst erhaltenen, altpelasgischen Bestandtheile und Einflüsse der Reihe nach folgen zu lassen; worauf es uns sodann, auf der so gewonnenen breiteren linguistischen Grundlage, vielleicht hätte gelingen mögen, auch unsere eigentlich historischen Betrachtungen über das ethnographische Verhältniß der Pelasger und Tyrrhener sowohl unter sich als zu den Siculo-Arcadern einerseits und den Hellenen und Römern andererseits mit Sicherheit wieder aufzunehmen, und — gegenüber allen jenen innern historisch-kritischen Widersprüchen, zugleich aber auch jener in sich selber zusammenhängenden sittlich-kritischen Haltung der Niebuhrschen Ansicht — zu einer im Einzelnen mehr genauen, aber im Ganzen nicht minder einigen als diese, uns selbst eben so sehr als dem Leser Genüge leistenden, wissenschaftlichen Gesammtansicht durchzuführen. Indessen macht uns die Ausdehnung, zu der unsere Arbeit schon durch die — obwohl unvermeidliche — Umständlichkeit unserer obigen analytischen Erörterungen der beyden Inschriften angewachsen ist, die Ausführung eines solchen Vorhabens, wenigstens an dieser Stelle, von vorneherein unmöglich, *) und gestattet uns

*) Nur in dieser Anmerkung sey es uns noch gestattet, unseren Lesern die von uns vermittelst des Keltischen gefundenen wahrscheinlichen etymologischen Erklärungen einer Reihe schon oft besprochener pelasgischer, tuskischer, umbrischer und sabellischer Wörter kurz gefaßt mitzutheilen, wobey wir die keltische Erklärbarkeit der Wörter der letzten beyden Sprachen als eine Folge theis der innern ursprünglichen Verwandtschaft, theils der äußeren

zum Schlusse nur die in wenig Worte gefaßte Darlegung der, allen unseren bisherigen Untersuchungen — unter deren Einfluß sie sich zugleich umgekehrt immer fester gestaltet hat — zum gemeinsamen Haltpunkt dienende, auch bereits im Einzelnen vor uns —

---

späteren Berührung dieser Sprachen mit der etruskischen betrachten können: Pelasgisch: *Πέλασγοι*, von kymr. balch, ir. balach s. v. — *Λάρισσα*, von kymr. hlaer-u, ebben, entwässern — *Δωδώνη* von k. dwn-ed murmeln, verkünden — *Ἄ-γυλλα* (mit vorschlagendem α, das γ st. κ ist siculische Erweichung.), das ir. cuil, cūl (caile) Bergung, Schutz, Zufluchtsort, von cuil, ceil bergen, decken (celare — vrgl. das gleichbedeutende cul in den Städtenamen Jani-cul-um, Tus-cul-um, As-cul-um u. a.) Der (angeblich) tuskische Name derselben Stadt, Caere, entspricht dem — übrigens wohl aus cad-er (ir. cath-air, cad-er Verschanzung, Stadt) zusammengezogenen und also zu der Wurzel „cyd (ir. cuit) hauen, verhauen," gehörigen — kymr. Wort „caer Burg, Stadt." Tuskisch: *Τάρχων*, *Τυρρηνός* (offenbar zwey zusammengehörige und also beyde dem tuskischen Stammheroen bezeichnende Wörter, zurückführbar auf die gemeinsame Wurzel trh d. i. tarch oder turh; wovon sich also dann 1) vermittelst bloß des gentilen n, — dem aber zugleich ein — wahrscheinlich aus w nach h entsprungenes — ū vortritt, Tarch-ūn; und 2) vermittelst des gentilen n und zugleich des Nennvocals a, Turch-n-a, siculo-pelasgisch Turh-en-as herleitet; das s in dem umbrischen und darnach latein. Turs-ci scheint eine Verwandelung des h, eben wie in Porsena st. Pur-n-a oder Purh-n-a): entspricht dem ir. „torc, tor erhaben, Herrscher, Fürst — und zugleich „hoch, Gipfel, Thurm" (vrgl. kymr. tyrch-u st. tyrch-u erheben, erhöhen) und ist also dem Sinne nach ein mit *Πελασγός* vollkommen gleichbedeutendes Wort. — „*Ρασένα*, tuskisch Ras-n-a, erinnert an die, byzantinisch durch *δρομῖται* erläuterte, altnordische Benennung der Waräger „*Ῥως*" (wovon „Russe") und scheint wie diese, und zwar mit Bezug auf das kymr. „hrys-u, rennen, laufen" (das altnord. rās-a) und das ir. „rais, Lauf, Weg," entweder „Renner d. i. Jäger, Streiter" oder vielleicht auch (im Zusammenhang mit der Bedeutung des Namens „Nanos" s. v. a. *Πλανήτης*, und vielleicht „*Ὀδυσσεύς*" von *ὁδός* vrgl. madschar. ut) „Wanderer" zu bedeuten. — Aesar, *Αἴσοι*, das ir. aes-ar Gott, altnord. ās-r, von ir. „as schaffen," wahrscheinlich zsst. mit dem alt-sanskr. as-ura (nicht a-sur-a) zend. ah-ur-a Gott. — Tages, das kymr. dag Erzeugung, von dyg gebären, erzeugen (vgl.

namentlich hinsichtlich der Zusammengesetztheit der Siculo-Pelasger — schon mehrfach angedeuteten zusammenhängenden historischen Ansicht über jenes ganze fragliche Verhältniß.

Genius). (Dieselbe Bedeutung, nämlich „Zeuger," scheint auch die des Wortes „penas," als zth. mit dem kymr. „pyn-as Geschlecht," so wie vielleicht mit dem latein. pēnis). — ril Sonne (M. I. 64) das irische real, rēil leuchtend, Gestirn (von einer voraussetzbaren Wurzel „ril, ruil leuchten"). — line, leine (M. I. 445), das kymr. hlyn-edd Jahr, vergangenes Jahr (vrgl. b-lyn-edd, ir. b-liadhain Jahr). — itus. das kymr. oed (madschar. idö) Zeit, Frist, yd-ys Kalender (vrgl. hebr. עת). — bid-ent-al, das kymr. bidi-ant, Einzäunung, von k. bidio einzäunen (vielleicht auch mit Bezug auf das ir. beithir, sanskr. bhid-ira Blitz, von s. bhid spalten, übrigens phonisch-mimisch, derselben Wurzel). — lapis manalis (M. II. 97), vom kymr. maen Stein. — sylvanus (M. II. 63), das kymr. syl-vaen Grundstein. — his-ter, histrio (M. II. 215), von dem ägypt. „hs singen" (Champ. p. 378), vrgl. kymr. hys Geräusch; ir. gēis Schwan, Ankündigung — sanskr. hrs sonum edere. — lanista (i. e. gladiator, carnifex M. II. 222) vom ir. „lann-aim I cut, put to the sword," vrgl. lann Schwert. — clan (schon von Lanzi (I. 272) hypothetisch durch „natus" übersetzet), das irische cland (kymrisch plan, plan-t) Nachkommenschaft, Sohn. — etera (das in der Inschrift bey M. I. 446 im Gegensatze steht zu „clan Sohn") das ir. athair Vater. — tu-re-e (von Lanzi durch δωρῆκε erklärt) entspricht — nur mit einfacherer Tempus- und Personenendung — genau dem kymr. tu-hregi-oedd oder tu-hregi-ai „reichte dar" von „hregi reichen" (vrgl. hrēg Geschenk) und „tu, tua (ir. do) da, hin, zu."

Umbrisch. Die vier von Lassen (p. 19) nicht verstandenen Ausdrücke der eugubinischen Tafeln: „pre vereir treblaneir, pre verir tesenocir, pre verir vehier" erklären sich alle vier leicht und treffend aus dem Keltischen: nämlich trebl-an entspricht dem ir. „treabl-acht-t Krankheit, Leiden;" tes-en-oc, dem ir. „teas-ach Fieber" (vrgl. teas, kymr. tēs Hitze, das sanskr. teg'-as.) veh dem irisch. fec Krankheit, Seuche; ver ist das kymr. „gwer-in allgemein:" und die drey Stellen bedeuten also: „wegen allgemeiner Krankheiten, Fieber und Seuchen."

Sabellisch. sōl (M. I. 43), das ir. suil, sol Sonne, (kymr. sul) von suil, syl sehen,

Was also — um nur die hauptsächlichsten Theile der Frage in der nothwendigen Kürze zusammenzustellen — zunächst die Pelasger betrifft, so sind dieselben, unserer Meynung nach, ein, obwohl gleichfalls entschieden kaukasischer, doch von der kaukasischen früheren Einwohnerschaft Griechenlands und Italiens, nämlich den sogenannten Arcadern und Siculern *) in Sprache und Abkunft wesentlich verschiedener, wahrscheinlich vielmehr mit der ägyptisch-(chaldäisch-) keltischen Völkergruppe nahe verwandter, urasiatischer Menschenstamm, als welcher namentlich durch seine Sprache keineswegs dem, von den Arcadern und Siculern bereits aufgenommenen, verfeinert abgeschlossenen sanskrito-grammatischen, sondern im Gegentheil einem beybehaltenen uralterthümlichen, zugleich rauheren und beweglicheren, unter den (lebendig oder monumental) uns erhaltenen kaukasischen Sprachen besonders durch das Aegyptische und Keltische dargestellten, antisanskritisch-eigenthümlichen kaukasischen Bildungszustand angehört.

---

glänzen (vrgl. ir. sōl-as Licht, sūl Auge). — s-trena (valetudo) das kymr. tryn Feuer, Muth. — Februarius, das kymr. Chwefror von chwefru toben, stürmen (wie „Hornung" von „hurnigeln"). — hirpus (lupus), vom k. hreibio verschlingen, hreibus gefräßig (vl. sanskr. vrk-a). — em-brat-ur (imperator) das ir. brath, breith Richter. vgl. brath-aim „ich richte." — Bruttii, entspricht dem Namen des kymr. Stammes Bryth-on, von bryth-u streiten, aufrührerisch seyn, vrgl. broth Aufruhr.

*) Wir haben wohl kaum nöthig hinzuzufügen, daß diese Arcader und Siculer auch keineswegs als ein ungemischter und in allen seinen Theilen ureingeborner Menschenschlag, sondern nur als die, durch früher eingewanderte asische Stämme bereits umgestaltete und sprachlich sanskritisirte, Ureinwohnerschaft Italiens und Griechenlands angesehen werden müssen. Hinsichtlich des Namens „Arkader" haben wir auch bereits bemerkt, daß derselbe wahrscheinlich selbst von den Pelasgern herrührt, die damit aber eben die ursprünglichen Einwohner des von ihnen eingenommenen und besetzten Inselandes, τοῦ Ἄργεος d. i. der Peloponnes, als keines anderen heroischen Namens werth, bezeichnet zu haben scheinen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 27.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. May.
Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen entwickelt von Dr. Fr. M. Wittmann, k. b. Reichsarchivs-Sekretäre zu München. Sulzbach 1841. 8. 61 S.

Was Professor Zeuß in seiner Schrift: „die Herkunft der Bayern von den Markomannen ꝛc.“ übersehen hat, nämlich diese seine Ansicht durch die Geschichte der Markomannen selbst zu begründen, so weit dieß die Unvollständigkeit der hievon auf uns gekommenen Nachrichten erlaubt, und wo Derselbe eine „Lücke gelassen, ohne deren Ausfüllung diese Ansicht bey den Unglaubigen nicht leicht Eingang finden dürfte;“ das versucht in vorliegender Schrift Hr. W. mehr zu befestigen und die bemerkte Lücke auszufüllen.

Mit diesem also dargelegten Streben ist Hr. W., der in seiner bayerischen Landes- und Rechtsgeschichte, 1837 1. Th., noch der Ansicht gewesen: die Bajoarier seyen aus mehreren Stämmen entstanden, zur Meynung des Hrn. Zeuß übergetreten, welcher er im Gefühle, daß in Z's. Schrift ein förmlicher historischer Beweis nicht gegeben ist, aus der Geschichte der Markomannen eine festere Grundlage zu geben sich bemüht.

Anfänglich begegnet Hr. W. den Einwürfen eines Gelehrten, welche dieser dem Hrn. Z. in den Götting. Gelehrten Anzeigen (July-Heft 1840) gemacht hat. Dem Göttinger Recensenten sind die deutschen Bojer der Bajoarier Stammväter, ungeachtet der Aeußerung des Tacitus Germ. 28. „Helvetii, ulteriora Boji, Gallica utraque gens.“ „An Tacitus zumal,“ sagt Hr. W., „der, wo er seiner Sache nicht gewiß ist, sie immer unentschieden läßt, aber fest auftritt, wo er auf gesichertem Boden sich bewegt, an Tacitus sollte man ohne sehr wichtige Gründe nicht rütteln.“ *) Allein gerade zu dieser Stelle möchten wir, was wir schon früher gethan, bemerken, daß Tacitus, wie es die ganze Fassung der angeführten Stelle zeigt, (Validiores olim Gallorum res fuisse, summus auctorum divus Julius tradit (Libr. VI, 24. ac fuit antea tempus etc.), eoque credibile est, etiam Gallos in Germaniam transgressos. Quantulum enim amnis (Rhenus) obstabat, quo minus, ut quaeque gens evaluerat, occuparet permutaretque sedes promiscuas — — — —? Igitur inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes Helvetii, etc. — — tenuere) hier nicht als Gewährsmann auftritt, sondern daß er nur aus Cäsars Aussagen von der Uebermacht der Gallier seine Folgerungen macht, wodurch wir jedoch nicht behauptet wissen wollen, daß die Bojer nicht keltischen Stammes gewesen. Referent hat, was Hr. W. anerkennt, vor Jahren schon den Ungrund keltisch-bojischer Abstammung der Bajoarier gezeigt. So ganz und gar jedoch dürften die Bojer aus der bayerischen Geschichte schon deßhalb nicht weichen, weil diese keltischen Bojer wirklich im Lande südlich der Donau und insbesondere im heutigen Altbayern eine Zeitlang sich aufgehalten.

*) S. 22 Note 9 rüttelt Hr. W. tüchtig an Tacitus, indem er die Triboci, Nemetes und Vangiones gegen des Auctors ganz bestimmte Aussage (haud dubie) gallischer Abkunft seyn läßt. cf. Strabo. IV. 3.

Die ἐρημια Βοῖων stößt ja nach Strabon VII. 1. an den Bodensee (vergl. mit VII. 5, woselbst statt Τουϊους zu lesen wäre Βοῖους). Das Kap. 6. des IV. Buches dieses Geographen rückt die Bojer so ziemlich in das altbayerische Land: Rhäter und Vindeliker, in den Alpen wohnend, stoßen an Helvetier und Bojer, bis zu deren Ebene sie herabreichen. Und ferner L. IV. c. 6. „Alle diese (Vindeliker, Noriker, Breuner, Genaunen) beunruhigten vormals die angränzenden Theile Italiens, sowie das Land der Helvetier, Sequaner, Bojer und Germanen.“

Man kann diese Stelle nicht drehen und deuteln, wie jene L. VII. c. 5. und L. VII. c. 1. (Zeus, die Deutschen p. 232, 245.); denn dieser Stelle L. IV. c. 6 nach hatten die Bojer im Westen die Vindeliker, im Osten die Noriker, im Süden Breuner und Genaunen zu Nachbaren. Am westlichsten lagen die Sequaner, auf diese folgten die Helvetier und hierauf immer östlich die Bojer; nördlich der Helvetier befanden sich die Germanen. Ungeachtet des Hrn. Z. Ausspruch: „Im Nordabhange der Alpen bis zur Donau, vom Bodensee ostwärts, findet sich keine Spur von Bojen,“ gäbe es also doch noch Bojer daselbst. (Vrgl. Gel. Anz. 1842. 24. März p. 474, 475). Caesar B. G. I. 5. sagt deutlich: „Bojosque, qui trans Rhenum incoluerant - - - receptos ad se socios sibi adsciscunt.“ cf. I. 29. Sie hatten östlich des Rheins und des Bodensee's gewohnt, (incoluerant, also keine herumziehenden Bojer), sie waren von da immer gegen Osten bis vor Noreja gedrungen, welches sie belagert hatten. Im Norden des Rheins von seinem Ausfluß aus dem Bodensee bis zur Beugung von Basel können Bojer darum, dieser Stelle nach, nicht gewohnt haben, weil dort schon, nach Cäsar, Germanen saßen. Den Helvetiern aber mußten die Bojer aus dem Grunde in ziemlicher Nähe wohnen, weil sie dieselben als Bundesgenossen angenommen, was wieder nur helvetischer Seits geschehen seyn mag, weil sie die Tapferkeit der Bojer in der Nähe kennen gelernt hatten. Bey solcher Lage der Dinge wird, wie wir glauben, jede bayerische Geschichte der Bojer, wenn auch nur kurz und vorübergehend, zu gedenken haben. Aus Osten her den Helvetiern zuziehend, waren sie 32,000 stark, also fast so zahlreich als die Tulinger (36,000 Mann) und stärker, als die Latobriger (14,000 M.) und Rauraker (23,000) erschienen und die Zahl ihrer waffenfähigen Mannschaft betrug 8000 Streiter. Wohin sie gekommen, berichtet Cäsar I. 28, der auch den Grund ihres Verbleibens bey den Aeduern angiebt (quod egregia virtute erant cogniti).

Hr. W. geht sodann, immer in seiner Einleitung, auf den großen, mehrere Jahrhunderte andauernden Kampf zwischen Kelten (welche er weit in das nördliche Europa vorgedrungen seyn läßt) und Germanen über, und läßt die letzten Kämpfe am Rhein und an der Donau statt haben, in welchen die Helvetier aus den Gegenden des Maynes und des Ober-Rheines lange vor der cimbro-teutonischen Invasion (114 ff. vor Chr.) durch die Markomannen vertrieben worden seyen. Zu Anfang des letzten Jahrhunderts vorchristlicher Zeitrechnung wurden die Bojer aus Bojohemum durch dieselben Markomannen vertrieben, die wahrscheinlich erst um diese Zeit sich Markomannen (Gränzmänner) nannten, was sie nun in der That waren, da sie die ganze Gränzlinie vom obern Rheine an, der Donau entlang bis nach Mähren beherrschten. Aber nicht Marbod war es, der die Bojer zu Anfang der christlichen Aera besiegte, sondern das Ereigniß hatte, wie gesagt, fast um ein ganzes Jahrhundert (ungefähr 80 Jahre vor Chr.) früher statt.

Dieß zu erweisen erläutert Hr. W. die einschlägigen Quellenstellen: Strabon VII, 1. VII, 2. Vellej. Patercul. II, 108. Tacit. Germ. 42.

(Fortsetzung folgt.)

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 5. März d. J. las Hr. Dr. Karl Meyer über zwey von Hrn. Prof. Lepsius bekannt gemachte altitalische Vaseninschriften.

(Schluß.)

Als aber nun dieser Stamm in mehreren auf einander folgenden Wanderungen zuerst, von Asien aus, Griechenland und sodann, von Griechenland aus, Italien, — jenes beynahe ganz, dieses nur theilweise, (namentlich die östlichen Küstenstaaten und das Arnothal) — überzogen und, durch Bezwingung der hier schon angesiedelten Arcado-Siculer, als herrschender Stamm eingenommen hatte, verschmolzner, und zwar vorzugsweise in Italien, wo er, weniger zahlreich als in Griechenland, der ihm gegenüberstehenden Masse unterworfener Penesten das Gleichgewicht nicht zu halten vermochte, allmählich mit diesen zu einem neuen siculo-pelasgischen Mischvolke, das, obwohl es, in den alten Ueberlieferungen, gewöhnlich unter dem einfachen Begriffe der Pelasger erwähnt zu werden fortfährt, doch in der That als ein von den alten eigentlichen Pelasgern wiederum — wenn auch nicht in demselben Grade als von den alten eigentlichen Siculern — wesentlich verschiedenes betrachtet werden muß, und von dessen zusammengesetztem Zustande, namentlich in sprachlicher Hinsicht, uns nun eben die beyden erörterten Inschriften, als durchgängig eine sanskritisch-ägyptische, lateinisch-keltische Mischung (nur nicht im modernen Sinne) und Doppelseitigkeit verrathend, und somit sich auch dem Tuskischen — d. i., wie wir gleich sehen werden, Reiner-Pelasgischen — theils (namentlich z. B. in den consonantischen Lautverhältnissen) deutlich anschließend, theils (namentlich in den vocalischen Lautverhältnissen) entschieden davon abwendend, das merkwürdigste Zeugniß darbieten. *) Denn gegenüber, meynen wir nun ferner, dieser so gemischten und jetzt zugleich durch ihre Berührung mit andern italischen Volksstämmen, namentlich den Umbern und Aboriginern (beyde vielleicht ligurischer Herkunft und von denen letztere, vor den Pelasgern, eine Zeitlang

*) Hier mag nachträglich noch die geeignetste Stelle seyn, diejenigen unserer Leser, die, mit den neueren Untersuchungen über das Keltische unbekannt und noch den Eindruck jener früheren phantastischen Arbeiten der sogenannten Keltomanen festhaltend, unsre vergleichende Bezugnahme auf das Keltische bey Erklärung unserer Inschrift vielleicht nicht ohne Mißtrauen wahrgenommen haben, kurz daran zu erinnern, daß wir uns bey einer solchen Bezugnahme in der That nicht auf jene Arbeiten der Keltomanen, wohl aber auf die — unter dem bestätigenden Ansehen Bopps gewiß über allen Verdacht wissenschaftlicher Monomanien erhabenen — Arbeiten Prichards (on the eastern origin of the Celtic nations 1830) Pictets (de l'affinité des langues Celtiques avec le Sanscrit 1837) und Bopps selber über die keltischen Sprachen (Abh. der Berl. Akad. der W. 1838) gestützt haben, als durch welche Arbeiten es jetzt bereits auf unwiderlegliche Weise dargethan ist, daß das Keltische — d. h. das, durch die vier hauptsächlichen keltischen Mundarten — die kymrische (welsche) und armorische (bas breton), irische und schottische — theils in noch heute lebendiger Rede, theils seit zwölf Jahrhunderten in einer Reihe wohlerhaltener Schriftwerke dargestellte, grammatisch zusammengehörige Sprachganze —, obwohl einerseits die — bis jetzt noch nicht gehörig gewürdigten — Spuren eines offenbar unsanskritischen Bildungszustandes darbietend, doch zugleich andrerseits eine Fülle zusammenhängender mit dem Sanskrit aufs kenntlichste übereinstimmender Laut- und Wortbildungszüge enthält, durch welche es, neben dem Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Littauischen, Slavischen und Germanischen, zur Einnahme seiner Stelle als achte Sprache in dem indo-germanischen Sprachenkreise aufs entschiedenste berechtigt wird: bey welcher Berufung auf frühere keltologische Arbeiten es uns der Leser indessen, rücksichtlich der von uns selber angestellten eigenen Forschungen über eben jenen unsanskritischen Bildungszustand der keltischen Sprache und über dessen untrennbaren wechselseitig erklärungsvollen Zusammenhang mit dem sanskritischen, zugleich verzeihen möge, wenn wir jene bereits wissenschaftlich festgestellte Ansicht

über die Siculer am Arnus und Tiber geherrscht zu haben scheinen), in mehreren ihrer Theile auch anderwärts veränderten siculo-pelasgischen Einwohnerschaft Italiens, erschien, und zwar zuerst im Westen und Norden dieses Landes, einige Menschenalter nach den aus Griechenland gekommenen Pelasgern, ein anderer gleichfalls pelasgischer, aber diesem seinem Ursprung verhältnißmäßig strenger treu gebliebener neu erobernder Volksstamm unter dem — mit dem Worte *Πέλασγοι* etymologisch-gleichbedeutenden — Namen Turh-n-ai, siculo-pelasgisch und griechisch *Τυῤῥηνοί* oder *Τυρσηνοί*, umbrisch-lateinisch Tursci und Tusci, (s. o.) oder auch unter dem neugewählten, eigenthümlicheren (vielleicht „Renner“ oder „Wanderer“ bedeutenden) Namen Ras-n-ai (*Ῥασέναι*) —: ein Volksstamm, von dem es uns also nach diesem seinem doppelten Verhältniß zu den Pelasgern und Siculo-Pelasgern deutlich ist, wie er bey den alten Schriftstellern mit den, unter dem einen Namen zusammen gefaßten, sobenannten Pelasgern bald, und zwar besonders in Bezug auf Griechenland, wo diese Pelasger eben verhältnißmäßig weniger abgeartet waren, als vollkommen gleichbedeutend, bald, und zwar besonders im Bezug auf Italien, wo jener Name eben ein schon stark verändertes Geschlecht bezeichnete, als in entschiedenem Gegensatze stehend abwechselnd angeführt werden kann; so wie zugleich ein Volk, dessen rein pelasgische Bildung, in ihrem Zusammentreffen mit der schon anderweitig halbpelasgisirten des westlichen Nord- und Mittelitaliens uns nun auch (und in dieser Schlußfolge stimmen wir mit Herrn Lepsius überein) jene mannigfach zu erklären versuchte räthselhafte Erscheinung, wie gerade das in diesem (namentlich mittleren) Theile Italiens aus der Mischung der Tyrrhener und Siculo-Pelasger (wobey jedoch der Einfluß des beygemischten umbrischen Elements nur von sehr geringer Bedeutung gewesen zu seyn scheint) hervorgegangene Staats- und Cultusleben des sogenannte Etruriens eine, im Verhältniß zu allen übrigen italischen Ländern, so auffallend reiche und zusammenhängende Fülle unverkennbarer altgriechischer — d. i. nämlich eben altpelasgischer — Bildungszüge aus sich entwickeln konnte, aufs befriedigendste auflöst. Und sollen wir nun endlich auch über den Weg, auf welchem, gegenüber den von Griechenland aus nach Italien gekommenen Pelasgern, dieser tyrrhenisch-pelasgische Stamm nach Italien — und sodann von hier aus, allen zuverläßigsten Angaben zufolge, auch nach Griechenland — kam, unsere Vermuthung aussprechen, so sagen wir, daß die Tyrrhener diesen ihren Weg keineswegs unmittelbar von Osten oder Nordosten, der eigentlichen Richtung ihres Ursitzes aus, sondern vielmehr, wie auch schon früher die Sikaner und Ligurer und später die Iberer und Kelten, über die Nordküste von Afrika her genommen, und also Italien zunächst von dem heutigen Spanien und Frankreich aus, nämlich theils — ein früherer und kleinerer Zug — zur See, theils — die später nachfolgende größere Masse — über die Cottischen- und Seealpen herüber erreicht haben, eine Wanderung, deren Spuren, außer in dem Mythus vom libyschen Herakles, auch in einem großen Theile der Reisemährchen vom Odysseus, so wie insbesondere auch in dem Namen des dritten Sohnes des Odysseus und der Kirke (bey Hesiodos) *) „*Τηλέγονος* der ferngeborne,“ der, zugleich mit dem (griechisch-pelasgischen) Akrios und dem (italisch-pelasgischen) Latinos über sämmtliche Tyrrhener herrschet, auf dichterische Weise verborgen zu liegen scheinen.

Karl Meyer.

über der keltischen Sprache wirkliche sanskritische oder indo-germanische Verwandtschaft überhaupt durch die aus jenen unseren — freylich noch nicht veröffentlichten — Forschungen hervorgegangene eigenthümliche Ansicht über die besondere merkwürdige Beschaffenheit jener Verwandtschaft für vermehrt und berichtigt genommen, und in dieser ihrer Berichtigung sofort bey unserer linguistischen Analysis, zugleich mit gelegentlicher Rücksichtsnahme auf das, dem vorsanskritischen Theile des Keltischen so nahe verwandte, Aegyptische als philosophisch-linguistischen Leitpunkt fortwährend im Auge behalten haben.

*) Theog. 1014. Der Vers steht in den besten Handschriften.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. May.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen entwickelt von Dr. Fr. M. Wittmann ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zu solcher aus den Quellen neu gewonnenen Ansicht des Hrn. W., welche er indessen schon in seiner bayerischen Landes- und Rechtsgeschichte entwickelt hatte, und die, wie Er sagt, „seither hie und da stillschweigende Nachfolge, doch noch mehr Tadel gefunden hat," sey von uns folgendes bemerkt.

Man kann mit dem Ausdrucke „μετανέστησε" (er führte sie aus ihren Wohnsitzen an einen andern Ort) nicht wohl bezeichnen: „Marbod sey mit seinen Markomannen ꝛc. in Böhmen wie in ein altes Besitzthum eingezogen." — Daß die Kolduer oder Kolduler, ein Suevenstamm, diesseits des Bergwalds (zur Zeit Strabon's) wohnten, hängt mit Marbods Einwanderung gar nicht zusammen. Der Geograph berichtet einfach vom ἑρκύνιος δρυμός und den Völkern der Sueben, darunter die Kolduler, bey welchen Βοϊαιμον ist, des Marabudos königliche Wohnung, und fügt die kurze historische Notiz bey: „in welche Gegend Jener (Marbod) andere Völker mehr versetzte und auch seine Landsleute die Markomannen." — Daß die Kolduler aber schon vor Marbods Einzug dort gewohnt, kann aus Strabons Stelle nicht füglich entnommen werden. Wahr ist es, daß von Bojern und deren Vertreibung oder Unterwerfung hier bey Strabon keine Rede ist, und dieß würde allerdings für des Hrn. W. Behauptung sprechen. Eben so wenig sagt Vellei. Paterc. II. 108 von der Besiegung der Bojer etwas. Er und Strabon waren Zeitgenossen jenes Ereignisses der Besetzung Böhmens durch Marbod, welches gewöhnlich 9 oder 8 Jahre vor Chr. gesetzt wird. Auch bey Vellejus wiederum läßt der Ausdruck: „gens Marcomannorum excita sedibus suis" eine von Hrn. W's. Behauptung abweichende Erklärung zu. Sie wurden von ihren Sitzen aufgejagt, diese Sitze der Markomannen waren damals nicht in Böhmen; wenn wir auch mit Hrn. W. „atque in interiora refugiens" lesen, so übersetzen wir darum doch nicht dieß Wort mit „zurückfliehend," sondern überhaupt mit: „in das Innere fliehend," oder noch besser: „Zuflucht nehmend." So geht denn aus beyden Stellen hervor, daß Marbod seine Markomannen (deren Sitze in den Maingegenden waren, siehe Flor. IV. 12, Dio. LV. 1. Oros. VI, 20), aus diesen Sitzen hinweg und nach andern führte (μετανέστησε), die er mit ihnen fortan bewohnte (incolebat). Auch zeigt der Schluß von cap. 108. des Vellej., daß das Besitznehmen des Landes durch Marbod auf eine kriegerische Weise stattgefunden: „occupatis igitur, quos praediximus, locis, finitimos omnes aut bello domuit, aut conditionibus juris sui fecit."

Wenn Armin's Rede (Tacit. Annal. II. 45.) vor der Schlacht den Marbod als einen Flüchtling u. s. w. schildert, so tritt hier Tacitus als Rhetor nach der Weise der Alten auf, welcher seinen Helden Worte in den Mund legt, wie sie zur Gemüthsstimmung derselben passen. Demgemäß darf Armin im Hasse gegen Marbod diesen nicht als den Sieger der Bojer und anderer Völker, sondern als den

vor Roms Waffen Fliehenden, in die Schlupfwinkel des hercynischen Bergwaldes sich Verbergenden seinen Kriegern darstellen. Man erkennt, der Historiker hat hier auf Augenblicke dem Rhetor Platz gemacht, und die leidenschaftliche, verletzende Sprache Armin's kann der historischen Wahrheit keinen Abbruch thun. Dagegen ist Tacit. Germ. 42 wieder auf streng historischem Gebiete, wenn er sagt: Praecipua Marcomannorum gloria viresque; atque ipsa etiam sedes, pulsis olim Bojis, virtute parta.“ *) — Also Ruhm und Macht haben die Markomannen durch Vertreibung der Bojer und überdieß noch Sitze durch ihre Tapferkeit erworben. Sie wohnten mithin auch nach dieser Stelle vor dem Verdrängen der Bojer nicht in Böhmen, wie konnte sonst Tacitus sagen, daß sie Sitze durch ihre Tapferkeit erworben? Man sieht, Tacitus datirt der Markomannen vorzüglichen Ruhm und ihre große Macht von dieser Vertreibung der Bojer an. Nach Hrn. W. wäre dieß, wie schon gesagt, mindestens 80 Jahre vor Chr. Die Geschichte der Markomannen, die Hr. W. ausführlich bearbeitet hat, zeigt uns nun in der vom Hrn. W. angegebenen Zeit (80 vor Chr.) und nach derselben, bis auf Marbod's Tage herab gerade keine sonderliche Macht, d. h. eine solche Macht, die selbst den Römern Achtung gebot, und welche diese aus nächster Anschauung gekannt hätten. Es zieht sich vielmehr das Markomannen-Volk vor den Römern erst vom Ober-Rhein, dann aus den Maingegenden zurück, und Marbod führt dasselbe nach Böhmen. Die Annahme, die Markomannen seyen schon lange vorher dort die Herren gewesen, ist, wie gezeigt, nicht begründet. Unläugbar aber redet Tacit. l. cit. vom Glanzpunkte der Markomannischen Macht, einer Macht und einem Ruhme, der durch die Vertreibung der Bojer so vorzüglich gehoben worden, und fügt dann bey: „Eaque Germaniae velut frons est, quatenus Danubio peragitur.“ Die Donau war die Grenze des Römerreiches gegen Groß-Germanien seit dem J. 15 vor Chr. Wären die Markomannen 7 oder 6 Decennien früher schon bis zur Donau hin gesessen, so hätten die Römer sie unmittelbar nach der Eroberung vom Jahre 15 vor Chr. als ihre nächsten Nachbarn kennen gelernt, und Historiker wie Geographen über sie in solcher Stellung berichtet. Davon jedoch findet sich keine Spur, bis 6 Jahre später (9 vor Chr.) der Einzug des Volkes in den herzynischen Wald als eine Folge des Vordringens römischer Waffen von Westen her stattgefunden. Jetzt, in unmittelbare Berührung mit Rom gekommen, fließen die Nachrichten uns reichlicher zu; ein solches Volk unter Marbod's Leitung an der Reichsgrenze erforderte die ganze Aufmerksamkeit der Römer (Domit. Ahenobarb. Zug), zumal Marbod, gestärkt durch Unterwerfung von Völkern und im Bunde mit mehreren anderen Stämmen eine Allen furchtbare Macht zu gründen wußte. Dieß nun ist, nach unserm Dafürhalten, der Glanzpunkt des Markomannen-Reiches, den Tacitus im Sinne hatte, und den er in gewohnter Kürze schildert. Die weiteren Aufschlüsse geben Vellejus Paterculus, — der zwar die besiegten Bojer nicht, aber dafür den Führer der Markomannen nennt, — und Strabon, welcher uns von dessen Königssitz unterrichtet, so wie von der Uebersiedelung des Volkes im Allgemeinen. Das neu gegründete Reich mochte den Zeitgenossen (Vellej. Paterc. und Strabon) wichtiger erscheinen, als das Schicksal der Besiegten und Unterworfenen, durch welche Marbod und seine Markomannen in ihrer neuen Gründung sich gestärkt und zur Achtung gebietenden Macht erhoben hatten; daß Tacitus diese Zeit, und keine frühere, d. h. ihr um Vieles vorgehende im Sinne hatte, geht auch noch aus Anführung der markomannischen Zustände zu seiner Zeit hervor: „Marcomannis Quadisque usque ad nostram memoriam reges manserunt ex gente ipsorum, nobile Marobodui et Tudri genus, jam et externos patiuntur.“ Die Markomannen (und so auch die Quaden) hatten sich nach echt germanischer Weise an das Haus des Begründers ihrer Macht in Böhmen, an Marbod's Geschlecht gehalten, welches über ein Jahrhundert lang das Scepter führte. An eine Vertreibung (pulsis olim Bojis) der besiegten Bojer in Masse zur Zeit des Augustus haben wir nie geglaubt. Schon M. Welser und Leibnitz haben obige 3 Worte des Tacitus ganz richtig erklärt, auf sie verweisen wir! — Die von Stra-

*) Daß der Ausdruck olim von Tacitus im Jahre 98 oder 99 nach Chr. auf ein Ereigniß wohl angewendet werden konnte, welches ein Saeculum früher vorfiel, ist klar.

von VII. 2 aus Poseidonios (70 oder 86 vor Chr.) von Rhodos uns bewahrte Stelle sagt einfach: die Bojer hätten vorher (πρότερον) den hercynischen Wald bewohnt und von da den kimbrischen Angriff abgewiesen, ja, die Angreifenden selbst gegen den Ister und zu den Skordiskern gedrängt ꝛc. Es wäre zu wünschen, daß uns die Stelle nicht nach dem Citat des Strabon, sondern aus dem Original vorläge, ein Wunsch, den so manche andere Anführung früherer Geographen bey Strabon hervorruft. Möglich, daß Poseidonios die Bojer am Ister (cf. Strabon VII. 3. 5. V. 1.) unter Kritasiros, welche ihm näher und daher bekannter waren, als vom hercynischen Wald, ihren früheren Sitzen, hergezogen sich vorstellte.

Noch ist hier der Volcae Tectosages des Jul. Caesar B. G. VI. 24 zu gedenken, die er als über den Rhein her eingewanderte Gallier circum Hercyniam silvam Sitze nehmen läßt. Die Unbestimmtheit des Ausdrucks, welche durch den Vorsatz: „ea, quae fertilissima sunt Germaniae loca“ kaum gehoben wird, macht es sehr schwer, ihre Wohnsitze anzugeben. Daß Cäsar a. a. O. von der bekannten gallischen Wanderung, also von der Zeit größerer Kriegsmächtigkeit der Gallier redet, ist nicht zu bezweifeln. Er ist aber auch in dieser seiner Aussage als Quelle benützt worden von Tacitus, der, wie oben erwähnt, aus diesem summus auctorum seine Schlüsse zieht (c. 28. eoque credibile, igitur), jedoch bereichert durch die geographischen und ethnographischen Kenntnisse seiner Vorgänger und seiner Zeit. Anstatt der von Cäsar genannten Volcae Tectosages nennt er uns als über den Rhein herübergezogene Völker Helvetier und Bojer, gallische Stämme, und giebt der Ersteren Sitze zwischen Hercynien, dem Rhein und Mayn, der Bojer Wohnungen weiterhin, d. h. östlich von den Helvetiern an. Entweder der östlich wohnende Theil der Helvetier oder wahrscheinlicher die Bojer selbst sind also von Tacitus an die Stelle der cäsarischen Tectosages gesetzt worden. Was ihn bewog, gerade diese beyden keltischen Völker anstatt der von Cäsar benannten zu setzen, mag wohl die Nachricht gewesen seyn, welche er bey Geographen und Historikern vorgefunden, daß Bojer die Kimbern von ihrem Lande Bojohemum abgewiesen (Strabon VII. 2).

Hat es nun damit seine Richtigkeit, so ergiebt sich daraus in Bezug auf des Hrn. W. Behauptung von der früheren Vertreibung der Bojer durch die Markomannen (80 Jahre vor Chr.), daß zur Zeit, als Cäsar seine Commentarien schrieb (48 vor Chr.) diese Tectosagen d. i. Bojer noch unvertrieben, aber auch vollständig germanisirt, in ihren Sitzen lebten, wie Cäsar ausdrücklich bezeugt: quae gens ad hoc tempus iis sedibus sese continet. *)

*) Hr. Prof. Zeuß, die Deutschen ꝛc. holt diese cäsarischen Tectosages aus Pannonien herbey (p. 17), führt sie über die Donau in die Umgebungen der östlichen germanischen Waldhöhen und läßt sie dort Sitze nehmen. Ihm sind S. 123 die Gothini des Tacit. c. 43 „Reste eines größeren unterjochten Keltenvolkes, wahrscheinlich der Volcae Tectosages, die zu Cäsars Zeit an den Hercynien noch in Ansehen standen.“ Dieß lasse sich aus ihrer gedrückten Lage folgern. (Die Gothini, von Tacitus ein Volk gallischer Sprache genannt, und die pannonisch redenden Osi mußten einen Theil ihrer Steuern an die Sarmaten, den andern an die Quaden entrichten.) Hr. Z. hat durch seine Annahme die Volcae Tectosages des Cäsar mit großer Leichtigkeit zu Gothini gemacht, wahrscheinlich wegen ihrer Gallica lingua, und sie auf solche Weise an die Südost-Grenzen der germanischen Völker versetzt. Gründe, oder auch nur ein Grund (außer den oben vermutheten), weßhalb er so verfahren, finde ich nicht angegeben. Wenn Cäsar, wie schon früher bemerkt, mit seiner Nachricht von dem Zuge der Volcae Tectosages östlich über den Rhein die gallische Wanderung nach der bey den Römern frühzeitig in Umlauf gesetzten Sage (das Ausführlichste bey Livius V. 34 ꝛc.) bezeichnet (welche ihm im Lande gallische Berichte als wirklich erfolgte Züge bestätigten), wenn er die Auswanderer um den hercynischen Wald setzt, woselbst sie noch zu seiner Zeit geachtet waren; so mußten sie viel eher ihr Ziel erreicht haben, als Hr. Z. annimmt, nämlich, an den West- und Südwesthängen Hercyniens, nicht aber im entfernten Osten. Auch ergiebt sich aus Cäsar, daß die V. T. inmitten germanischer Stämme, nicht an der Grenze der Sarmaten und Germanen gesessen: nunc quoque in eadem inopia, egestate, patientia, qua Germani, permanent, eodem victu et cultu corporis utuntur. Warum holt sie aber Hr. Z. aus dem Süden (aus Pannonien) herbey, da nach Livianischem Bericht dem Sigowes der hercy-

Nach Vertreibung der Bojer aus Bojohemum (80 Jahre vor Chr.) wendet sich Hr. W. zu den ferneren Thaten der Markomannen. Ariowist, diesem Volke angehörig, sey 72 vor Chr. mit großem Gefolge auf Abenteuer ausgezogen, aber erst um 66 vor Chr. in Gallien eingedrungen, und habe sich dort eine Herrschaft gegründet, die er nach kurzer Dauer an Cäsar verlor. Cäsars Sueven sind Markomannen, welche als Hauptvolk über viele untergeordnete Stämme geboten, die selbst ihren Namen in solcher Stellung aufgegeben hatten (Caesar B. G. VI. 10). Von da an bis auf Drusus Stillschweigen über die Markomannen. Dieser Held soll auf einem seiner Züge vom Rhein aus in das Innere Deutschlands den Markomannen eine vollständige Niederlage am Mayne beygebracht haben. — (Das Factum ist wohlbeglaubigt durch Dio Cass. LV. 1. Flor. IV. 12, Paul Oros. VI. 20. und auch Hr. W. führt S. 42 die Gewährsmänner hiefür an). — Roms feindselige Gesinnung bewog Marbod, sein Volk aus den bisherigen Sitzen zwischen dem oberen Rheine, dem Mayne und der oberen Donau hinweg nach Böhmen zu führen. Gegen die Sitze von Marbods Markomannen am Ober-Rhein und zwar kurz vor ihrem Aufbruch nach Böhmen erinnern wir: daß am rechten Ufer des Oberrheines dieselben ums Jahr 9 oder 8 deßhalb nicht mehr gewesen seyn können, weil bereits 50 Jahre vor Chr. römische Herrschaft am linken Ufer des Oberrheins begründet, weil schon Augustus 27 vor Chr. diese Bezirke am linken Rheinufer als Provinzen ordnete, weil er nach des Lollius Niederlage (16 vor Chr.) alle Anstalten zur Colonisirung und Vertheilung der Legionen dem Grenzstrom entlang getroffen, und endlich weil Drusus 50 Kastelle am ganzen linken Rheinufer errichtete mit Brücken und Uebergangspunkten, Flottillen u. s. w. Als nun 15 vor Chr. die Römer auch an die Donau vorrückten und dort sich festsetzten, zog die Hauptmasse der Sueven aus den Strichen zwischen Oberrhein und Oberdonau sich zurück in der Richtung gegen den Mayn. Nur wenige mögen in den alten Sitzen geblieben seyn. Auch vom Mayn wichen sie nach erlittener Niederlage in gesichertere Striche. Wir dürfen sohin annehmen, daß einige Jahre vor Marbod's Zug gegen Böhmen, am Oberrheine keine oder nur sehr wenige Sueven gesessen waren, und daß Marbod's Weiterzug gegen Böhmen nicht aus den Gegenden des Oberrheins, sondern aus jenen des Mittelmayns statt gefunden.

Hr. W. erzählt ferner die Begründung von Marbod's Herrschaft, seine Stellung zu Rom, seinen Sturz, sowie die völlige Sprengung des Markomannen-Reiches; indem alle übrigen Völker, welche den Markomannen bisher gehorchten, sich losrissen, und unabhängig lebten. Von da bis zum sogenannten Markomannen-Kriege kennt die Geschichte wenig Erhebliches von ihnen. Nachdem sie in dieser Zeit zur alten Größe sich wieder erhoben, wurden sie endlich durch öftere Niederlagen so geschwächt, daß sie nie wieder zur vorigen Macht gelangen konnten. Damit schließt Hr. W. seine Einleitung.

(Fortsetzung folgt.)

---

nische Wald als Loos zugefallen war? — „Nur die Tectosagen“ sagt er, Cäsarn meisternd, „die wahrscheinlich erst später von Pannonien aus über die Donau ꝛc. eingezogen.“ Woher weiß dieß Hr. Z.? — Auch eine nähere Bezeichnung der Sitze der Osi hätten wir vom Hrn. Z. in seinem größeren Werke gewünscht. Hier bilden die Aravisci in Pannonien, also zu Tacitus Zeit innerhalb der Reichsgrenze, den Haltpunkt. Sie wohnten am untern Lauf des Arabo, in der Nähe der Einmündung dieses Flusses in die Donau, am Südufer der Donau. Am nördlichen Ufer den Araviskern gegenüber, fiengen die Sitze der Osi an. Quia pari olim inopia ac libertate eadem utriusque ripae bona malaque erant. Begreiflich ist diese ripa das Donau-Ufer, in die Donau mündet Arabo. Zu merken ist noch hiebey, daß Tacitus hier nicht die Zustände dieser Völker, wie sie zu seiner Zeit waren, schildert, sondern daß er von vergangenen Zeiten (olim) spricht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. May.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen entwickelt von Dr. Fr. M. Wittmann ꝛc.

(Fortsetzung.)

In dem nun folgenden Abschnitte versucht er es, durch Beybringen positiver Beweise aus der Geschichte der Markomannen selbst, die Ansicht: die Markomannen seyen die Stammväter der Bajoarier, „gegen jeden Zweifel sicher zu stellen.“ Er knüpft die Beweisführung an die inhaltsschwere Stelle des Jornandes c. 53 — 55. Chunimund, der Sueven Herzog, war auf einem Beutezug nach Dalmatien auf dem Rückwege von den Gothen, deren Viehheerden er weggeführt, am Pelso-See überfallen, besiegt und gefangen worden. Doch schloß Theodemir der Sieger Friede, adoptirte selbst den Chunimund und entließ ihn mit den Seinigen nach Suevia. Ueber Suevia's Lage sagt Jornandes: Dalmatiis Suevia vicina erat, nec a Pannoniis multum distabat, praesertim, ubi tunc Gothi residebant. (Diese Stelle über Suevia's Lage ist im Bamberger Codex des Jorn. ausgelassen.) Allein der undankbare Chunimund regte nach einiger Zeit die Scirren, damals über der Donau gesessen und zeither der Gothen Bundesgenossen, wider diese auf. Zwar fand in der Schlacht der Ostgothen-König Walamir den Tod, allein die Scirren wurden vollständig geschlagen und mit Vernichtung bedroht. Diese zu verhüten, fielen die Sueven-Häuptlinge (reges) Chunimund und Alarich, mit den Resten der Scirren, deren Große Edico und Wulfo an der Spitze, aber auch von Sarmaten, Gepiden und Rugiern unterstützt, die Gothen in Pannonien an. Am Flusse Bollia (Ipol.) erlitten Chunimund und seine Genossen eine große Niederlage. Nach einiger Zeit führte Theodemir seine Gothen im Winter über die fest zugefrorne Donau und griff die Sueven unvermuthet im Rücken an. Denn jenes Land der Sueven hat im Osten die Bajobaren, westlich die Franken, südlich die Burgundionen, im Norden die Thuringer zu Nachbarn. Quibus Suevis (wir setzen die Stelle vollends her, da sie Hr. W. nicht weiter gegeben) tunc juncti Alemanni etiam aderant, ipsique Alpes erectas (Rhaetias) omnino regentes; unde nonnulla fluenta Danubio influunt nimio cum sonu vergentia. Hic ergo taliter munito loco, Theodemir Rex hiemis tempore Gothorum ductavit exercitum et tam Suevorum gentem, quam etiam Alemannorum utrasque invicem foederatas devicit, vastavit et paene subegit. Inde victor etc.

Die meisten Erklärer dieser Stelle halten sie für „verdorben oder für gänzlich unentwirrbar.“ Nicht so Hr. W., der zeigen zu können glaubt, „daß weder das Eine noch das Andere der Fall sey, daß vielmehr sich Alles in ihr recht gut in einander füge, wenn man Jordanes offen daliegenden Irrthum berichtiget, eine Berichtigung, welche ..... eben so einfach, als einleuchtend ist. Jordanes nämlich irrt bloß in Bezug auf die Wohnsitze der Sueven, von denen hier die Rede ist, und er fühlt diesen Irrthum ... selbst sehr wohl, macht auch den Versuch, sich desselben zu entledigen;“ — „allein seine Unbekanntschaft mit den Verhältnissen dieser, und überhaupt der nordwestlichen Länder und Völker führt ihn in einen noch größeren Irrthum, der glücklicher Weise so groß und der Art ist, daß

er gar leicht als solcher erkannt und auch berichtigt werden kann."

Jornandes setzt, nach Hrn. W. offenbar irrig, einmal Sueven an die Save und das anderemal an den Lech, und doch ist nach seiner eigenen Darstellung „nicht von zweyerley Sueven, sondern immer nur von ein und den nämlichen die Rede." Eben so gewiß ist, daß „weder die Einen noch die Andern in die Darstellung passen." — Für jene an der Save bedarf es keines weiteren Nachweises. Auch die Sueven am Lech können unmöglich hieher gehören, weil 1. die öftere Verbindung der Sueven mit den Scirren gegen die Gothen gemeinschaftliches Interesse voraussetzt, was, wenn man hier die Lech-Sueven annimmt, durchaus nicht vorhanden war; denn diese hatten wegen ihrer allzu großen Entfernung von den Gothen nichts zu fürchten. Beyde Völker, Sueven und Scirren, können nicht fern von einander gewohnt haben. 2. Wollte man den Lech-Sueven die Streifzüge nach Pannonien zurechnen, so müßte man, abgesehen von der großen Entfernung, Vindelicien als ein ganz menschenleeres Land annehmen, welches sie beliebig durchziehen konnten, eine Annahme, welche sich ohne allen weiteren Nachweis von selbst verbietet. 3. Vergegenwärtigt man sich die Wohnsitze der Lech-Sueven und der Ostgothen, so stellt sich Jornandes Bericht vom Donau-Uebergang und vom plötzlichen Erscheinen der Gothen im Rücken der Sueven als Etwas dar, was diese unmöglich vollbringen konnten. Bloß um der Rache willen nahmen die Gothen keinen Zug in so weit entlegene Gegenden vor, selbst wenn er leicht ausführbar gewesen wäre, was er aber schon deßhalb nicht gewesen seyn würde, weil die ganze lange Strecke ihre Bewohner hatte, und durch diese hin die Gothen mit den Waffen in der Hand den Weg sich hätten bahnen müssen bis zu den Sueven.

Aus diesen Gründen sind jene Sueven, deren Kriege mit den Ostgothen Jornandes schildert, weder die Lech- noch die Save-Sueven, sondern die hier in Rede stehenden Sueven sind „nirgends anderswo, als in Vindelikien zu suchen." — Sie sind die nachher zum Vorschein kommenden

Bayern, die in Vindelicien auftreten; auch liegt nicht das Mindeste vor, daß die Sueven freywillig oder gezwungen dieses Land wieder verlassen haben. — „Dieser Namenswechsel hat eben unsern Historiker (Jorn.) in Irrthum geführt, und das Herumtappen desselben am Lech und an der Save veranlaßt, da er sich auf eine andere Art nicht zu helfen wußte." — „Des Jornandes Vorgänger (Cassiodor), von ihm treu nacherzählt, kannte und nannte die Bayern nicht, sondern an ihrer Stelle Sueven. Umgekehrt kannte der Anfangs der zweyten Hälfte des VI. Jahrhunderts schreibende Jordanes in Vindelikien keine Sueven mehr, sondern nur Bayern, er wußte nicht, daß diese letztern kein von den ersteren verschiedenes Volk seyen; ihm war unbekannt, daß je Sueven in Vindelikien gewesen; sondern er kannte die zu seiner Zeit vorhandenen Sueven am Lech und an der Save. Zu den Ereignissen seines oben angeführten Berichtes wählte er die einen von beyden, oder vielmehr er vertheilte unter beyde die Rollen."

Damit glaubt nun Hr. W. erwiesen zu haben, daß Vindelicien in der zweyten Hälfte des V. Jahrhunderts von Sueven bewohnt war, daß des Jordanes Sueven l. cit. diese Vindelicien bewohnende Sueven gewesen seyen, und beantwortet nur noch die Frage: „wie diese Sueven ihrem National-Namen nach geheißen haben?" kurz mit „Markomannen." Zwar ist auch dieser Name eine Collectiv-Benennung, aber um Vieles enger, als jene der Sueven. Neben diesem Namen erscheinen die Völker, die ihn führten, bey den Quellengeschichtschreibern gar nicht selten als Sueven, und zwar mit Vorzug, da sie unter den zahlreichen suevischen Völkern die hervorragendsten waren. Hr. W. führt statt mehreren Stellen nur einige an, die „von der Art sind, daß sie keinen Widerspruch zulassen" (Es sind: Tacit. Ann. II. 26, 44, 62. Aurel. Victor. epit. 2 u. 8. Florus. IV. 12. Oros. VI. 21. Dio Cass. LV. 1, sämmtlich, was zu beachten, für die Zeiten Marbod's), und wirklich sind die Markomannen (von damals) unter den suevischen Völkern die vorzüglichsten. Nie, sagt Hr. W., sey dieser alte Name „Sueven" außer Uebung gekommen, deßhalb kann es nicht auffallen, daß die Markomannen nach ihrer Nieder-

lassung in Vindelicien wieder unter diesem Namen „Sueven“ erscheinen.

Das Markomannische Reich hatte sich nach dem großen Kriege aufgelöst und das bisher herrschende Volk war hiemit auf sich selbst beschränkt. Markomannen konnten sie nach Einnahme von Italien durch Odovachar (476) nicht mehr heißen, denn sie waren keine Grenzmänner mehr. Sueven durften sie sich auch nicht mehr heißen, weil ihnen westlich auch Sueven (Schwaben) wohnten. Um nun mit diesen nicht verwechselt zu werden — wie Jornandes es wirklich gethan, — mußten sie sich einen andern Namen suchen. Sie suchten und fanden ihn in ihrer Geschichte. Die glanzvollste, ruhmwürdigste That der Markomannen war, nach Tacitus, die Vertreibung der Bojer aus Böhmen, und „diese ist es denn ohne Zweifel auch, welche sie auf die Bildung und Annahme des Namens Baiuvaren führte.“ — Hierauf zeigt Hr. W., daß die Ansicht: „die Sueven in Vindelicien seyen die Markomannen, die Markomannen also der Bayern Stammväter“ ganz vortrefflich mit der Geschichte derselben übereinstimme.

Seit Marbod war Böhmen der Hauptsitz der Markomannen bis gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts nach Chr. Nach dieser Zeit erscheinen sie nie mehr Noricum und Pannonien gegenüber (doch! siehe Aurel. Victor epit. c. 33. und de Caesarib. cap. 33. Attalus, und seine Tochter Pipa oder Pipara — concessa parte superioris Pannoniae etc.), auch nicht mehr mit Quaden verbunden. Das Vorrücken der Gothen an die untere Donau verursachte ein starkes Vordrängen der übrigen minder-mächtigen ostgermanischen Völker gegen den Westen; so der Burgunder und Juthungen, letztere rückten an die obere Donau vor; — sie waren wahrscheinlich vormals Semnonen genannt worden.

Früher noch als der Quaden Nachbarn, die Juthungen, etwa um die Mitte des dritten Jahrhunderts ließen sich die westlich gezogenen Markomannen der Donau entlang und durch die heutige Oberpfalz hin nieder; diese Striche hatten sie schon früher, auch als sie noch in Böhmen wohnten, beherrscht. Ihrem Rückzuge dahin stand Nichts im Wege. Die Armalausi nicht, wegen ihrer Unbedeutenheit, vielleicht waren sie selbst den Markomannen unterthänig. Die Narisker sind schon am Ende des Markomannischen Krieges verkommen. Die Peutinger Tafel setzt Marcomanni so ziemlich in die heutige obere Pfalz, und dieß stimmt mit allen übrigen auf uns gekommenen Nachrichten überein. So fielen sie im J. 272 nach Chr. von Rhätien her in Italien ein. Sie hatten sich, nach Zosimus I. 49, mit den Alamannen und Juthungen verbunden (Ἀλαμαννοὶ καὶ τὰ πρόσορα τούτοις ἔθνη κ. τ. λ.), woraus sich, nach Hrn. W., ergiebt, daß die Markomannen zu dieser Zeit in den oben bezeichneten Strichen und nicht mehr in Böhmen gesessen; denn Zosimus nennt sie und die Juthungen den Alemannen angrenzende Völker.

Kurz nach diesem Einfalle befreyte Aurelian die Vindeliker vom Joche barbarischer Knechtschaft (cf. M. Welser opp. p. 310). Diese Barbaren sind dem Hrn. W. Markomannen.

Die Invasion vom J. 356, welche die Sueven (Amm. Marc. XVI. 10) unternahmen, müssen wieder die hier unter diesem Namen versteckten Markomannen vollführt haben, und damit werden ihre Sitze in den angegebenen Strichen bezeugt.

Auch unter den Völkern, welche Aëtius in den Jahren 429 — 431 in Rhätien und besonders in Vindelicien bekämpfte, befanden sich sehr wahrscheinlich Markomannen. Unter den Nori kann nur ein deutsches Volk versteckt seyn. Das Land, woselbst und um welches gekämpft wurde, war hauptsächlich Vindelicien, auf dessen Nordseite seit der Mitte des dritten Jahrhunderts die Markomannen wohnten, die dieß Land entweder mit oder ohne der Römer Einwilligung leicht besetzen konnten. Auch war diese Provinz (Vindelicia), wie Hr. W. aus Jornandes oben nachgewiesen haben will, zu Anfang der letzten Hälfte des V. Jahrhunderts von den Sueven (Markomannen) besetzt. Diese Markomannen konnten allerdings Rebellen seyn (Noros edomat rebellantes), weil sie sich der Vita S. Ambrosii zufolge am Ende des IV. Jahrhunderts römischer Herrschaft freywillig und wahrscheinlich gegen Landertheilung (Vindelicien) unterworfen hatten. (Fritigil, quaedam regina Marcomannorum etc. vor 397.) Endlich werden die Bayern, — vordem

Markomannen — bey lateinischen Schriftstellern als Nori, Norici genannt. Weßhalb, ist nicht wohl zu ermitteln. Man bringt nun diesen Namen mit Noricum und seinen Bewohnern in Verbindung, jedoch ohne zureichende Gründe. Hieß doch schon Bayern in einer Zeit ager Noricus, wo es nur Vindelicien und einen kleinen Theil Noricums umfaßte (vor 791) und es ist nicht glaublich, daß der Name des kleineren Bestandtheiles auf das Hauptland übergegangen seyn sollte. Müssen unter Nori die Markomannen verstanden werden, so waren sie schon vor dem J. 430 im Besitze Vindelikiens, ja, vielleicht schon zur Zeit der Fritigil.

Im großen Heere Attila's erscheinen Markomannen, und zwar zum letztenmale in dem Zuge gegen Gallien. Als die Deutschen das hunnische Joch abschüttelten in der siegreichen Schlacht am Flusse Netad werden Gothen, Gepiden (Sueven hat Hr. W. hinweggelassen), Heruler, Scirren, Rugier, Turkelinge namhaft gemacht, aber der Markomannen ist nicht mehr gedacht. Ihren früheren Wohnsitz, Böhmen, nahmen Langobarden und theilweise schon Slawen ein, Skirren, Rugen, Turkelinge und Heruler hatten sich an der Donau, Noricum und Rhätien gegenüber festgesetzt.

Daß der Bayern bis tief ins VI. Jahrhundert hinein in den Rescripten und Briefen Theoderichs nicht gedacht wird, ist nach Hrn. W. merkwürdig, da doch in jenen Schreiben sämmtliche umliegende Völkerschaften sich erwähnt finden; und ein lebhafter Verkehr selbst mit den fernliegenden Thuringern gepflogen wird.

Auch Procop. bell. Goth., der sogar der Schwaben am Lech erwähnt, weiß von den Bayern nichts! Doch mögen sie mit andern Völkern in jener Stelle Procop. de aedif. IV. 5 bezeichnet seyn: „Von den Bergen bey den Kelten, welche nun Gallier genannt werden, kommt der Fluß Istros herab, er umgiebt viel Land, dessen größter Theil wüst ist, an manchen Stellen aber hat es barbarische Bewohner, die eine wilde Lebensweise führen und unvermischt sind mit andern Menschen.

Es läßt sich nicht angeben, um welche Zeit die Bayern sich so nannten oder so genannt wurden. In Folge eines Sueven-Einfalles im Jahre 536 in Venetien wurde den unglücklichen Bewohnern die Steuer erlassen. Versteht man unter diesen Sueven die in Vindelicien und nicht jene am Lech, welche in dieser Zeit gewöhnlich Suabi (bey Procop: Σουαβοι) genannt werden; so wäre der Name der Bayern erst zwischen den Jahren 536 — 550 in Umlauf gekommen. —

So weit des Hrn. W's. Beweisführung, daß die Markomannen der Bajoarier Stammväter seyen. Wir versuchen nun eine nähere Beleuchtung und Prüfung dieser hier kurz dargelegten Argumente, so wie überhaupt jenes Systemes, welches die Markomannen als der Altbayern Stammväter annimmt.

Wir beginnen mit der vom Hrn. W. auf eine eben so anziehende als originelle Weise commentirten Stelle des Jornandes von Hunimund's Händeln mit den Ostgothen c. 53, 54, 55. Jornandes wird in Bezug auf die Sitze der Sueven eines Irrthums beschuldigt: er setzt die Sueven am Lech und Sueven an der Save und scheint mit den Verhältnissen dieser, so wie überhaupt der nordwestlichen Länder und Völker unbekannt gewesen zu seyn.

Zur gehörigen Würdigung dieser Behauptung und der aus ihr gezogenen Folgerungen wird es nöthig, die Völkerstellungen möglichst bestimmt zu bezeichnen, wie solche in der Zeit von Attila's Tode (454) bis auf die Kämpfe des Sueven-Königs Hunimund (471, 472) bestanden, und wir bemerken dazu noch, daß innerhalb dieses Zeitraums keine wesentliche Veränderung mit denselben vorgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. May.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen entwickelt von Dr. Fr. M. Wittmann, 2c.

(Fortsetzung.)

Nach dem Entscheidungskampfe am Flusse Netad nahmen sich die Gepiden die Sitze der Hunnen in Dacien (Jorn. c.50.). Die Ostgothen erhielten vom Kaiser Pannonien (Jorn. a. a. O.) bis Sirmium hinab. Nördlich von ihnen, über d. h. im Norden der Donau (Jorn. c. 53. qui tunc supra Danubium considebant) saßen beyläufig bis zum Donau-Knie die Scirren, von denen ein Theil mit den Satagariern u. a. nach Klein-Scythien und Unter-Moesien sich begaben (Jorn. c. 50.).

Die Rugier hatten ihre Sitze im Rugiland. (Von der Umgegend unterhalb Wien bis nahe der Enns-Mündung. Paul Diac. I. 19. Jorn. c. 54. Vita S. Severini. c. 30. Procop. B. Goth. II. 14.) Andere Stämme dieses Volkes giengen an die untere Donau (Jorn. c. 50.). Heruler (Paul. Diac. I. 19) und Turcilinger (Jorn. c. 46. 57.) gleichfalls am Nordufer der Donau seßhaft. Weiter gegen Westen Thüringer und westlich von diesen die Alamannen bis zum Rhein und zu beyden Seiten dieses Stromes. Die Hauptschwierigkeit liegt in Ermittelung jener Striche, in denen sich Sueven aufhielten. Jornandes hat begreiflich nur immer seine Gothen im Auge, und gedenkt der andern Völker nur nebenher. Wir müssen darum seine Andeutungen über andere mit den Gothen in Berührung gekommene Stämme möglichst sorgfältig zum Auffinden ihrer Sitze benutzen. Im Befreyungskampfe von hunnischer Uebermacht hatten auch die Sueven, und zwar als Fußvolk (Suevum pede. Jorn. c. 50.) mitgefochten, ohne daß gleichwohl Jornandes l. cit. ihnen, wie den Gepiden und Gothen Landstriche angewiesen. Er berichtet jedoch später (c. 53,): Dalmatien sey Suevia benachbart gewesen, (quia Dalmatiis Suevia vicina erat, nec a Pannoniis multum distabat, praesertim ubi tunc Gothi residebant) und von Pannonien sey Suevien nicht weit entfernt.

Hierbey aber, so sagt man, habe sich Jornandes einen geographisch-ethnographischen Verstoß zu Schulden kommen lassen, der die ganze fragliche Stelle in unheilbare Schwierigkeiten versenke. Ehe man indessen so rasch, und, wie mir scheint, in vorgefaßte Meynungen verstrickt, abspricht, sollte man doch ruhig das Ganze sich beschauen, sollte man die Quelle, wie sie vorliegt (dieß heißt uns objectiv!) auffassen, und sie mit andern Quellenstellen vergleichen. — Aus letzteren erfahren wir, daß der Langobarden König Wacho, nach der Niederlage, die sein Nebenbuhler Tato den Herulern 492 nach Chr. beygebracht, und nach einem innern Krieg, aus dem er siegreich hervorgieng, Sueven besiegte und unterjochte (Paul. Diac. I. 21.), wo? sagt der Berichterstatter nicht. — Suavia erhielt von Theodorich dem Ostgothen einen Rector provinciae, Fridibod (Cassiod. Var. IV. 49. p. 71. a), und dahin schickt derselbe König den Severin mit Edikten, um die durch Abgaben Unterdrückten zu erleichtern (Var. V. 15. p. 78. a.).

Procop. B. Goth. I. 15. kennt: Σουάβοι (οὔχ οἱ Φράγγων κατήκοοι, ἀλλὰ παρὰ τού-

τοις ἕτεροι) χώραν τὲ μεσόγειον ἔχουσι. καὶ ὑπὲρ τούτους Κάρνιοι τὲ καὶ Νουρικοὶ ἱδρυνται κ. τ. λ. (die Schwaben und Alamannen in ihren bekannten Wohnsitzen führt derselbe I, 12. auf: Σουάβοι τε ὑπὲρ Θορίγγων καὶ Ἀλαμανοὶ, ἰσχυρὰ ἔθνη.), welche nicht den Franken unterworfen waren; sondern zu Anfang des Krieges der Kaiserlichen wider die Gothen von den Letzteren beherrscht wurden; wie denn auch die oben angezogenen Edicte dieses außer Zweifel setzen.

Nach allen diesen Aussagen wird klar:

1. Es hat allerdings Sueven in den Strichen zwischen Save und Drau unter Theodorich und selbst beym Ausbruch des gothischen Krieges (535) gegeben. *)

2. Die Sueven, welche die Kämpfe mit den Ostgothen bestehen, waren an den Grenzen Pannoniens, Dalmatiens und Norikums in der Art gesessen, daß sie von Norden nach Südosten reichten, ihre südlichsten Sitze, wie schon gesagt, zwischen Drave und Save, die nördlichsten nordwestlich des Plattensee's bis zu den westlichen Sitzen der Scirren, von denen sie wohl die Donau schied. Schwerlich jedoch wohnten sie in einer zusammenhängenden, ununterbrochenen Linie von der Save bis zur Donau; sondern die Ostgothen traten als das, die weniger mächtigen Nachbarn-Stämme in Abhängigkeit erhaltende Volk bald hier, bald dort dazwischen (Vita S. Severini c. 18.). In der Regel ließen die germanischen Stämme unter einander bey Plünderungs- und Kriegszügen die ausziehende Schaar, ohne besondere Schwierigkeiten zu machen, durch die von ihnen besetzten Gebiete; nur wenn Eifersucht und verletzte Interessen ins Spiel kamen, verweigerten die Waffenmächtigeren den Durchzug. So thaten die Ostgothen den Rugiern, die nach Italien vordringen wollten (Vita Sev. c. 5.).

Nehmen wir nun des Jornandes Stelle zur Hand:

c. 53. Hunimund unternimmt aus den nördlichen Gegenden der Sueven-Sitze einen Plünderungszug nach Dalmatien, und raubt beym Durchzuge durch die gothischen Besitzungen (dum . . . transit Hunimundus) das Rindvieh von der Weide. Nach verübter Plünderung Dalmatiens kehrt er zurück, woher er gekommen. Der zweyte der königlichen Brüder der Ostgothen Theodemir, — dessen Gebiet am Plattensee war (Jorn. c. 52.) — überrascht, um die Sueven von noch größerer Kühnheit abzuschrecken, die Heimkehrenden Nachts im Schlafe, fängt den König und unterwirft sich die Sueven. Er söhnt sich jedoch mit Hunimund wieder aus, adoptirt ihn, und entläßt ihn mit den Seinigen nach Suevia d. i. nach jenen nördlichen Strichen, von denen Hunimund ausgezogen war. Der Undankbare hetzt die Scirren auf, die über der Donau saßen, und Friede mit den Gothen hielten, so, daß diese vom Bunde mit den Gothen abfielen und ihre Waffen mit jenen der Sueven Hunimunds gegen die Gothen wandten. Diesen kam der plötzliche, von zwey befreundeten Nachbar-Völkern erhobene Krieg unerwartet (Gothis nihil mali sperantibus, praesertim de utrisque amicis vicinis confisis, bellum insurgit ex improviso etc.), in welchem Walamir das Leben verliert, die Gothen aber auf eine Weise siegen, daß die Scirren fast (paene) vertilgt wurden.

c. 54. Die völlige Vernichtung der Scirren zu verhindern, verbinden sich die Sueven-Könige Hunimund und Alarich (ein gothischer Name bey den Sueven) mit Sarmaten, Gepiden, Rugiern, an welche sich unter ihren Fürsten Edica und Vulfo die Ueberreste der Scirren schlossen. Die Schlacht am Ipol fällt zum großen Nachtheil der Verbündeten für die Gothen aus. Die Geschla-

*) Ungeachtet Hr. Prof. Zeuß, Gel. Anz. 1842. Nr. 59. p. 479 ziemlich apodictisch behauptet: „Von Sueven an der Save kann nach allen Umständen die Rede nicht seyn.“ Ihm sind die von Wacho Besiegten, die alten Sueven an den Westkarpathen, wohin er auch, jedenfalls nördlich der Donau, Hunimund und Alarich mit ihrem Volke versetzt, und sie von da, von Norden her, die Ostgothen beunruhigen läßt in Verbindung mit Sarmaten, Skirren und Rugen. Zeuß, die Deutschen p. 424. Allein p. 315 sind die Juthungen seit 430 verschwunden, und in der Folge heißt das den Alamannen verbündete und benachbarte Volk Suevi, Suavi. Dieß mit Berufung auf unsere Stelle des Jornandes. Das reime sich, zumal wenn man p. 321, 322 damit vergleicht, zusammen, wer kann! —

genen fliehen ruhmlos in die Heimath. Daß sie, wenigstens die Scirren und ein guter Theil der Sueven in derselben nicht zu verbleiben Lust hatten, zeigt

cap. 55., welches den Zug Theodemir's über die fest zugefrorene Donau und in den Rücken der Sueven berichtet, die nun (quibus Suevis tunc juneti Alamanni etc.) mit den Alamannen vereint waren, und seitdem geblieben sind.

Wo wäre nun hier der geographisch-ethnographische Verstoß des Jornandes? — Alles fügt sich ganz natürlich an einander, und dürften wir ihm dennoch einen Vorwurf machen, so wäre es der, daß er den Zug der Sueven und ihrer Verbündeten, der Scirren, gegen Westen unerwähnt gelassen habe: es ist indessen schon gesagt worden, daß Er nur gothische Großthaten vorträgt: Deßungeachtet geht die Flucht der Sueven zu den Alamannen, also in westlicher Richtung, einfach aus der Beschreibung des Landes hervor, in welches Theodemir einfällt. Es sind ungezweifelt die rhätischen Alpen (Manso's Leseart p. 313. 314). Wir aber haben nun die Sueven und Scirren auf ihrem Zug zu begleiten. Nach den bisherigen Vorgängen war eine Aussöhnung zwischen Gothen und Sueven nicht mehr denkbar: den Besiegten blieb keine andere Wahl, als sich entweder der Strenge des erbitterten Siegers zu unterwerfen, und ostgothische Unterthanen zu werden, — wir finden sie wirklich später noch in dieser Lage, siehe oben; — oder sich durch die Flucht zu retten. Diese bewerkstelligten sie wohl in der Art, daß sie, nachdem sie die Heimath südlich der Donau erreicht, auf die Nachricht von ferneren Rüstungen der Gothen, sofort den Zug antraten, wie es scheint, durch Norikum und Rhätien bis zu den Alamannen, die dazumal zu beyden Seiten des Lechs die Herren waren. Hier schlossen sie den Bund und verschmolzen später zu Einem Volke. Allein auch dort in ihren Bergen und gedeckt durch reißende Flüsse wußte Theodemir die Geflüchteten aufzufinden, und während sie mit ihren Unglücksgenossen zwischen der Donau und den Bergen ruhig westlich zogen und endlich bey den Alamannen anlangten, war Theodemir am Nordufer der Donau den Flüchtenden nachgeeilt, über den gefrorenen Strom gegangen und ihnen unvermuthet (Suevis improvisus

a tergo apparuit c. 54.) im Rücken erschienen. Er besiegte die vereinten Sueven und Alamannen, verwüstete das Land und kehrte siegreich nach Pannonien zurück. Daselbst traf er seinen 18jährigen von Constantinopel angekommenen Sohn Theodorich. Dieser Umstand setzt das wichtige Ereigniß der Vereinigung der Sueven mit den Alamannen in das Jahr 472 (cf. M. Welser. rer. Boic. L. II. p. 72. der Nbger. Edit.).

Des Herrn W's. Einwand: „man müsse die weite Entfernung in Betracht ziehen, die ohne andern Gewinn, als bloß der Rache willen, die Gothen von einem Zuge dahin sicher abgehalten haben würde," hebt sich, wenn man bedenkt, daß Theodemir es eben auf Ueberraschung seiner Gegner abgesehen, die ihn in solcher Entfernung und in einem solchen Lande ganz und gar nicht erwarteten. Weite Züge der Völker jener Zeit waren eben nichts Seltenes. Hunimund, der Sueve, zieht nach Dalmatien, derselbe überrumpelt Passau (vita S. Sever. c. 23). Gibuld, der Alamannen-König erscheint gleichfalls vor Passau (vita S. Sever. c. 20), aber auch in der Champagne (vita S. Lupi († 479, 29. Juli) AA. SS. Julius. T. VII. p. 70. §. 10, col. 2). Die Alamannen ferner fallen Tiburnia an (vita S. Sever. c. 25.) u. a. m.

Der weitere Einwand, die in die entferntesten Gegenden streifenden Schaaren, hier im vorliegenden Falle die Gothen, die zur Oberdonau, dann über den Strom bis in die Gebirge drangen, hätten mit gewaffneter Hand sich Bahn brechen müssen, um an ihre Gegner zu kommen; mit andern Worten, sie hätten auf die in Vindelicien bereits seßhaften Sueven — die späteren Bajoarier — stoßen müssen, findet seine Erledigung in der oben besprochenen Freyheit des Durchzuges, welche die deutschen Stämme sich wechselseitig gewährten, ferner in dem Umstand, daß in den Gegenden östlich des Lech's den Gebirgen entlang dazumal, als Theodemir seinen Zug dahin unternahm, kein großes, festgeeinigtes Volk bestanden habe, welches den Anfall hätte zurückweisen können oder wollen. Das ersieht man klar aus der Schilderung in der Vita S. Severini. Wer hier auf Abenteuer ziehen wollte, that es ungehindert.

Nach allem bereits Gesagten glauben wir den Jornandes in den angezogenen Stellen von der ihm aufgebürdeten Beschuldigung völlig frey sprechen zu können. Das einzige Ungenaue in seiner Darstellung ist, wie gesagt, das Hinweglassen des Details vom Zuge der Sueven und Scirren nach Westen zu den Alamannen. Der Zug selber ist nach ihm um so gewisser vollführt worden, weil Jornandes die Vereinigung derselben Sueven, die in Pannonien mit den Ostgothen mehrfache Kämpfe unglücklich bestanden, mit den Alamannen in ihrem Lande berichtet. Ein Factum, welches durchaus nicht in Zweifel gestellt werden darf.

Wenn die Scirren-Fürsten (Edica et Vulfo, Scirrorum primates) die Stammväter des welfischen Hauses sind, wie von Leibnitz und andern Geschichtschreibern der Welfen behauptet wird — mit welchem Rechte, mag hier dahin gestellt bleiben —; dieß erlauchte Geschlecht aber in den frühesten Zeiten nach den großen Wanderzügen am Ober-Lech und zu beyden Seiten dieses Flusses seine Sitze hatte: so werden die Wanderungen der Scirren aus ihren Wohnplätzen im Norden von Pannonien nach obigen westlichen Bezirken im Vereine mit den Sueven allerdings angenommen werden müssen. Eine Bestätigung mehr für unsre aufgestellte Behauptung; und so wären denn bereits um das J. 472 eine Abtheilung der 4 Donau-Völker in die Bezirke des nachmaligen Bayerns und des angrenzenden Schwabens gekommen! — (Scirren im Heere Odovakars erweisen nur, daß nicht alle ausgewandert. Wie solche Stämme im Falle der Wanderung sich benahmen, werden wir an den Herulern später sehen.)

Dem Hrn. W. ist noch selbst in späteren Zeiten der Sueven-Name gleichbedeutend mit jenem der Markomannen. Allein die angeführten Stellen passen nur auf Augusteische und Taciteische Zeit, nicht mehr auf die Jahre nach 397/98. Wo fortan Sueven erscheinen, sind es entweder Alamannen oder ihnen benachbarte und verbündete Völker, oder die Stammväter der späteren Ostschwaben (wie die vom Jornandes erwähnten).

Allerdings mögen die Nori um 430 jene unter Fritigil im Noricum angesiedelten Markomannen seyn. Jedenfalls ist diese Herübernahme der Markomannen auf das Reichsgebiet im J. 398 um Vieles zweckmäßiger (weil hier der Bericht vorliegt), als der Zeitpunkt, den sich hierzu Hr. Zeuß erwählt. Obige Nori müssen indessen in Folge der Ansiedelung stark mit Provincialen versetzt gewesen seyn.

Zu Anfang der 2. Hälfte des V. Jahrhunderts war Vindilicien nicht von Sueven-Markomannen besetzt; sondern hier streifen, wie aus der Vita S. Severini bekannt genug, und zum Theile schon oben angeführt ist, Alamannen (c. 20. propter Alamannorum incursus assiduos, und Gibuld giebt das Versprechen: Se, cum diligenter provinciam (Rhaetiam) peragraverit, remissurum... captivos. Cap. 26. creberrimis Alamannorum incursionibus (von Quintana ist die Rede). Des Sueven Hunimunds ist schon mehrfach gedacht. Die Alamannen streifen auch nach Noricum mediterraneum hinein, c. 25. Alamannorum copiosissima multitudo, die Gothen von Osten her, c. 18, die Heruler Juvavo zerstörend, die Thuringer, nach Welser, Turcilinger, c. 30. c. 26 vom Norden her einfallend. Was vom deutschen Blute aus früherer Zeit in diesen römischen Provinzen war, wurde mitunter selbst von den mißtrauischen Romanen zur Abwehr der Feinde in den festen Plätzen verwendet (c. 1 et 2.). Das sind des Eugippius barbari intrinsecus consistentes, qui cum Romanis foedus inierant etc.

Daß nach dem Hunnenzuge der Markomannen fürder nicht mehr gedacht wird, gesteht Hr. W. selbst ein. Es bleibt also hier vom J. 450 bis zum Wiederauftreten der Markomannen als Bajoarier, was nach Hrn. Z's. neuester Angabe im J. 530 statt gefunden, eine Zeit von 80 Jahren des tiefsten Stillschweigens über das große Markomannenvolk. Wie sich Hr. W. mit Hülfe der Sueven des Jornandes aus der Sache zieht, ist bereits berichtet, und, wie wir hoffen, auch berichtigt. Mit Recht verwundert sich Hr. W., daß bis tief ins VI. Jahrh. hinein der Bayern nicht gedacht wird, weder in den Variis des Cassiodorus, noch bey Procopius.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. May.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen entwickelt von Dr. Fr. M. Wittmann ꝛc.

(Fortsetzung.)

Als Endergebniß würde sich nach Abweisung derjenigen Völker, die Hr. W. als Markomannen d. h. Bayern gelten lassen will, Folgendes herausstellen.

Mit Ausnahme der Markomannen unter Fritigil und der Nori rebellantes (430) giebt es keine Markomannen südlich der Donau in dem Lande, welches Mitte des VI. Jahrhts. Baioaria heißt. Sollen aber von diesen Markomannen Ende des IV. und im 3. Decennium des V. Jahrhts. allein und ausschließend die Bajoarier herstammen? Warum alsdann diese Durchzüge und Invasionen durch und in ein Land, das sie als das ihrige betrachteten, und dem sie ihren neuangenommenen Namen zu verleihen gedachten? — Die Markomannen-Bajoarier der severinischen Zeit sind ein vielfach heimgesuchtes und allen Gefahren in ihrer neuen Heimath ausgesetztes Volk; zu unmächtig, um sich zu einem kräftigen vom Regen bis zum Noce, von der Enns zum Lech herrschenden Volke zu erheben. Nur frischer Zufluß von rüstigen Kriegerstämmen desselben, d. i. deutschen Volkes konnte dieß bewirken.

So hat denn auch des Hrn. W's. rein historische Begründung der Z.'schen Behauptung diese in den Augen Unbefangener nicht sonderlich gefördert, und ihr, ungeachtet mancher scharfsinnig und gelehrt durchgeführten Asserte die erwünschte feste Unterlage nicht zu geben vermocht: wohl zumeist aus dem Grunde, weil die Zeuß'sche Hypothese eine an sich haltlose ist. Dieß zu zeigen, wollen wir uns jetzt bemühen.

Wir lassen den Geographus Ravennas mit seinen gothischen Philosophen und mit dem Lande Baia hier zur Seite liegen, weil schon im Jahre 1840 in diesen Blättern Nro. 17 S. 137—140, Nro. 18 S. 145—149, Hr. J(ohann) A(ndreas) S(chmeller) über den Einen sowie über die Andern sehr treffend geurtheilt und der Stelle des Geogr. Ravenn. L. IV. c. 18, auf welcher Hr. Z. sein Gebäude errichtet, die Grundlage entzogen hat. Derselbe Sprachengewandte und Sprachengewaltige Gelehrte schließt mit den denkwürdigen Worten: „Doch dieß (die Herkunft der Bayern und Oberpfälzer von den Markomannen) muß wohl immer noch eines bessern Beweises gewärtig bleiben.“ Wer nun des Hrn. Z. „Herkunft der Bayern ꝛc.“ gelesen, wird gestehen müssen, daß gerade der sogenannte „geschichtliche Beweis“ von p. 20—32 in rein historischer Beziehung sehr mager und ungenügend ausgefallen, ja, daß von S. 20—25 wieder, nur das Sprachliche herausgehoben und darnach argumentirt ist, worauf die einschlägigen Stellen des Geogr. Ravenn. commentirt werden, bis S. 32. Der Rest von S. 32 bis zu Ende (S. 58) verläuft sich im Polemisiren. Eben wegen des Ungenügenden des historischen Beweises, — welches Hr. W. fühlte, und weßhalb er seine oben besprochene Abhandlung verfaßt —, sahen wir uns genöthigt, an des Hrn. Z. größeres Werk: „Die

Deutschen und ihre Nachbarstämme“ uns zu wenden, um das seinem angeblichen Beweise fehlende Historische dort vielleicht zu finden*); denn in sei-

) Hr. Custos Schmeller bedauert fast am Schlusse seines Berichtes in den gelehrten Anz. S. 462, daß ich in der 1. Abtheil. meines Werkes Hrn. Z., — dessen Namen er übrigens nicht nennt — welcher besonderer Rücksichtnahme würdig scheinen dürfte, nicht benutzt, und erklärt diese Nichtbenutzung oder Nichtbeachtung ganz der Wahrheit gemäß dadurch, daß meine Arbeit vor dem Erscheinen des Z'schen Werkes vollendet war. Hinterdrein haben wir Z. gelesen, aber keine zureichende Gründe gefunden, an unserer bereits fertigen Schilderung etwas zu ändern. — Es war zu Ende des vorigen, und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, als die Philosophie sich des geschichtlichen Stoffes bemeisterte, und wir haben damals a priori construirte Geschichtswerke erhalten, in welchem die historische Wahrheit auf das Bett des Prokrustes gelegt worden ist. In unsern Tagen wird es Ton, daß die Sprachgelehrsamkeit jene Tyranney über die Geschichte ausüben will, welche vormals die Philosophie geübt. Die Grammatik ordnet Herkunft, Leben und Schicksale der Völkerstämme. Ich übersehe den wohlthätigen Einfluß des geschichtlichen deutschen Sprachstudiums auf keine Weise, und habe seit 4 Jahren in meinem kleinen Kreise pro virili dahin zu wirken gesucht, daß unsere Jugend für dieses Sprachstudium, wie es der große Meister J. Grimm) begonnen und durchgeführt, empfänglich und begeistert werde, weil ich überzeugt bin, daß es kein wirksameres Mittel giebt, die Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterland, so wie zu dem besondern Lande, dem wir angehören, besser zu befördern, als eben dieses Studium. Niemand ist in dieser Beziehung zu alt zum Lernen! — Und immer unabweislicher stellt es sich heraus, daß die Regierungen für besagtes Sprachstudium durch Anstellung eigener, tüchtiger Lehrer Sorge werde tragen müssen. — Wir möchten aber auf der andern Seite vor dem Uebergriff warnen, welchen sich Sprachkundige des Deutschen in rein geschichtlicher Beziehung erlauben, die in ihrer Hochfahrt alle andere historische Kritik bey Seite werfen, und nur in der Sprache allein den Kanon für alle Völkerverhältnisse sehen. —

*) Wo ich in meinem Werke mich J. Grimm's Worte bedient habe, ist es geschehen nach vorgängiger genauer Prüfung der Quelle: da

nem Berichte über unser Werk (Gel. Anz. 1842 S. 494, 495) haben wir, mit Ausnahme des Aus- und Einwanderungs-Jahres der vormaligen Markomannen aus Baia nach Bayern sehr wenig Neues gefunden.

In jenem Werke nun ist uns vorzüglich aufgefallen, daß nach Angabe der Schicksale der Markomannen bis nach dem markomannischen Krieg der Faden abgerissen und erst S. 364 ff. unter der Rubrik: „Baiovarii“ wieder aufgenommen ist.

„Noch durch zwei Jahrhunderte sind Quaden und Markomannen die Geisel der Nachbargegenden, jene im dritten Jahrhundert, und vorzüglich die Quaden, nachdem die Markomannen ruhiger geworden, im darauf folgenden das römische Gebiet verheerend;“ worauf das Wenige über markomannische Einfälle bis zur Fritigil, welche sich mit ihrem Gemahl und ihrem Volke den Römern ergiebt, und bis zum Westzuge des Attila folgt, bey welchem die Markomannen zum Letztenmale erwähnt werden.

„Der Name,“ sagt Hr. Z. S. 365, „habe seine Bedeutung verloren, seit deutsche Völker auf verschiedenen Seiten tief ins Römergebiet vorgedrungen seyen.“ — „Die Thüringer treten nach Attila's Tode aus den Gegenden im Westen des Marchlandes. Der neue Name derselben erweiterte sich zum Gesammtnamen der Südostvölker bis zur fränkischen Unterjochung, seit welcher er sich nicht weiter im Süden zeigt.“ Dann folgt die Stelle des Geogr. Ravenn., welche uns Franken aus dem Quellenlande der Elbe nennt, I, 14. worauf es sogleich weiter heißt: „Baiovarii ersteht nun als der neue Name des Volkes von Boioheim: die Baiovarii sind jene Franken an der Elbe (nach 4, 37). Ihr Land heißt Baia“ u. s. w.

Grimm's Darstellung mit dieser im schönsten Einklang stand, habe ich kein Bedenken genommen, des Meisters eigene Worte im Texte, mit Nachweisungen in den Noten zu geben. Nur an sehr wenigen Stellen erlaubte ich mir, weil es die Quelle gebot, abzuweichen. Soviel auf des Hrn. Z. Vorwurf: „nicht bloß hie und da aus Grimm entlehnt“. In seinem größeren Werke hat Hr. Z. gleich zu Anfang fast auf jeder Blattseite dasselbe gethan! —

Also ruhig besehen, will hier etwas bewiesen werden, was erst zu beweisen wäre! —

„Mit seinem Namen (Z. S. 368) ändert das Volk auch seine Sitze.“ Aber, gesteht Hr. Z. offen, „nirgends findet sich ein alter, ächter Zeuge, der aus der ersten Zeit des neuen Namens von dem Auszuge des Volkes aus Beheim und den begleitenden Ereignissen umständlichere Nachricht gäbe.“ Wir dürfen unbedenklich und richtiger setzen: gar keine Nachrichten sind über dieß (zu spät angesetzte) Ereigniß der Wanderung vorhanden.

Seit dem letzten Vorkommen der Markomannen bey Attila's Völkerzug hören wir nichts mehr von diesem großen Volk. „Ein so zahlreicher Stamm, wie die Markomannen (Z. Bew. S. 24) kann nicht spurlos verschwinden, kann sich nicht einem vorrückenden Slavenvolke unterwerfen, und in der Nachbarschaft der Deutschen seine deutsche Sprache aufgegeben haben.“ — „Die Rugen, Herulen, Turkilingen, „im Norden der Donau gesessen“, waren erweislich in andern Richtungen gezogen, und „hätten auch einige Haufen den Weg an der Donau heraufgenommen, solche konnten nie die Strecke ausfüllen, welche der bayerische Name einnimmt.“ Dann wieder die petitio principii: „daß die Bayern die alten Markomannen seyen,“ „welche wie ringsumher die deutschen Völker gegen Süden vorrückten.“ —

Wenn es wahr ist, was Hr. Z. S. 373, not. sagt: „Zur Zeit, als die Bayern noch hinter dem (Böhmer) Walde waren, seyen die Rugen an der Donau aufwärts bis gegen die Enns“ gesessen (das Letztere unbezweifelt, das Erstere wäre zu erweisen), wenn es mit unsrer oben mitgetheilten Völkerstellung seine volle Richtigkeit hat, und demnach die Markomannen hinter der Linie von den Scirren bis zu den Rugiern noch immer wohnten; so waren sie

1. keine Markomannen mehr. Grenzmänner waren, da Noricum noch immer, wenn auch nur dem Namen nach, römische Provinz bis zum Jahr 476 gewesen, eben die vier aufgezählten Donauvölker, und die angeblich in Böhmen ihnen im Rücken wohnenden Markomannen mochten sich schon jetzt von Attila's Tode an ihres Namens „Grenzmänner“ begeben, in welcher Function sie die Rugier und ihre Genossen abgelöst haben. Allein, wie geschieht es doch, daß ein so kräftiges Volk sich vom Platze verdrängen läßt, daß es ruhig und lautlos hinter kleinen, unbedeutenden Völkchen zu wohnen vorzieht? Waren sie vielleicht jetzt wieder, wie schon früher einmal, ruhiger geworden? — (Doch nein! die Passau plündernden Thüringer der Vita S. Severini [der Welser'schen Turcilingi dagegen ist oben gedacht] sind — Markomannen; das Unglaubliche siehe Gel. Anz. S. 487). Hr. Z. beklagt mit uns das hartnäckige Stillschweigen der Quellenschriftsteller. So blieben aber die Markomannen, nach Hrn. Z's. Versicherung, in Böhmen oder Baia bis zu ihrem Auszuge über den Wald!

2. Fassen wir, zur Prüfung dieser Behauptung, auch hier wieder die Völkerstellungen ins Auge, und zwar im Zeitpunkte von 488—492 d. i. von Odovakar's Rachekrieg gegen Fava, bis zum Kampf der Langobarden mit den Herulern. Das Bestimmende sind hier die Langobarden. Paul. Diac. I, 19. sagt: Aus dem Rugilande wohin dieß Volk nach Odovakar's Krieg gegen Fava sich begeben, und woselbst sie einige Jahre verweilt, seyen sie in Campos patentes (Feld. Paul. Diac. I, 20) gezogen. Lange konnten sie im Rugilande, ungeachtet des fruchtbaren Bodens, sich nicht verweilen, weil es verwüstet worden war im obigen Kriege (Vastataque omni provincia). Lassen wir sie drey Jahre daselbst ausharren, so trifft der Auszug in das „Feld“ auf das Jahr 491. Da wohnten sie drey Jahre von 491—493. Während sie daselbst lebten, nicht aber am Schlusse ihrer Aufenthaltszeit (quo in loco dum per trium annorum spatia morarentur) brach der Krieg zwischen dem Heruler-König Rodulf und den Langobarden unter Tato aus. Diese Sitze im Feld sind zwischen dem Ipol der Donau und dem obern Theißlauf zu suchen. Gegen Norden hin lassen sich der Langobarden Sitze nicht füglich bestimmen. Südlich und östlich der Langobarden waren die Gepiden. Der Kampf beyder Völker muß also in der Zeit von 491 bis vor 493, am wahrscheinlichsten in das Jahr 492 gesetzt werden.

Westlich der Langobarden in den vormaligen Wohnplätzen der Scirren, saßen die Heruler, die

Peiniger der Langobarden, wenn wir dem Procop B. G. II. 14. Glauben beymessen (vergl. damit Paul. Diac. I, 20.).

Nach der Niederlage der Heruler durch die Langobarden 492 zog, nach Procop. 1. cit.

1. ein Theil der Heruler in das Land der Ῥωξοὶ, welche mit den Gothen vereint nach Italien gewandert waren; allein die Gegend war verödet (oben Paul. Diac. vastata etc.) und sie begaben sich von Hunger getrieben wieder ostwärts in die Nähe der Gepiden, überschritten dann, von diesen mißhandelt, die Donau, und erbaten sich Sitze vom Kaiser Anastasius, der sie 512 nach Chr. aufnahm. Die weiteren Schicksale dieser Heruler erzählt Procop 1. cit.

2. Ein anderer Zweig der Heruler, entschlossen, nicht über die Donau zu gehen, suchte entferntere, nördlichere Wohnsitze unter der Leitung vieler Führer aus königlichem Geblüte. Sie giengen durch alle Völkerschaften der Slowenen (τὰ Σκλαβηνῶν ἔθνη – ἅπαντα. Procop. II, 15.), durch viel unbewohntes Land zu den Warnern, dann zu den Danen, endlich nach Thule.

Hr. Z. S. 593. sagt zu dieser Stelle Procop's: „die Heruler, die um 512 auf der Ostseite der Gepiden nordwärts zogen, fanden in dieser Richtung Sklawenen bis zu den unbewohnten Flächen u. s. w.“ Das Jahr 512 Paulo et Musciano Coss. (Zeuß p. 481) paßt zwar auf die Heruler Nro 1, aber nicht auf diese hier (Nro 2), welche kurze Zeit nach der Niederlage, anstatt wie ihre Brüder in das Rugiland zu gehen, sofort 492 nach dem Norden zogen: Sollten sie 20 Jahre (von 492—512) gewartet haben, bis sie den Zug angetreten? Auf der Ostseite der Gepiden konnten die Heruler vor der Niederlage auf keinen Fall wohnen (Hr. Z. selbst setzt sie S. 484 im Rücken der Rugier, also gleichfalls den Gepiden und Langobarden westlich).

Die Flucht aller Heruler ging anfänglich und kurz nach der Schlacht südwestlich, wie der Zug der Einen ins Rugiland, und der Umstand bezeugt, daß die Andern (οἱ δὲ δὴ ἄλλοι [Ἐρουλοι] Ἴστρον ποταμὸν διαβαίνειν οὐδαμῇ ἔγνωσαν. Proc. II, 15. init.) nicht über die Donau gehen wollten. — (In diese Zeit dürfte der Zug herulischer Haufen nach Italien dem belagerten Odovakar zu Hülfe, nach Ennodius bey Manso, Gesch. der Ostgothen, S. 465—467 zu setzen seyn.) Sie waren sohin mit einander in der Nähe des Stromes angelangt und theilten sich von hier aus also, daß die Einen weiter westlich ins Rugiland, die Andern nördlich zogen. Ueberhaupt scheint uns die Schlacht in nicht gar beträchtlicher Entfernung von der Donau, etwa am Ipol, wo früher schon die Völker gekämpft, vorgefallen zu seyn. Ist nun die Hauptrichtung der Flucht der Heruler gegen Westen zu gewesen, so mußten sie, ihre Sitze östlich der Gepiden, also auch östlich der Langobarden, angenommen, nach ihrer Niederlage erst durch das ganze Gebiet der Gepiden ziehen, um an die Donau zu kommen, sie mußten diesen Strom einmal bey den Gepiden, deren Westgrenze er bildete, dann nochmals überschreiten, um in das Rugiland zu gelangen. Auch die nördlich Ziehenden konnten nur ihren Weg verfolgen, indem sie die obsiegenden Langobarden zur Linken, d. i. westlich ließen und dann auf Slowenen stießen. Damit aber geriethen sie viel zu weit östlich und entfernten sich höchst beträchtlich vom Ziele ihrer Wanderung, dem Lande der Warner, Danen. Man sieht, des Hrn. Z's. Annahme der herulischen Sitze im Osten der Gepiden stößt auf lauter Hindernisse. Er selbst widerlegt sich durch sein Aufstellen der Heruler im Rücken der Rugier (S. 484 und 479). Wohnte jedoch dieß Volk in den vormaligen Sitzen der Scirren (siehe oben) und werden die Langobarden ihnen nordöstlich und östlich angenommen, so geht der Weg der in der Donau-Nähe angekommenen und zum nördlichen Zuge entschlossenen Heruler, wie ein Blick auf die Karte zeigt, durch Mähren und Böhmen. Im letzteren Lande müßten sie, wäre des Hrn. Z's. Angabe richtig, auf die Markomannen oder Baier stoßen, und durch sie hin zum unbewohnten Land, zu den Warnern, Danen fortziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. May.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen entwickelt von Dr. Fr. M. Wittmann, 2c.

(Fortsetzung.)

Allein statt der Markomannen nennt uns Procop Slowenen, die mithin, da der Zug noch im selben Jahr der Niederlage — 492, nicht aber 512, d. i. 20 Jahre später — angetreten wurde, in Böhmen seßhaft, und wahrlich nicht jetzt oder erst vor Kurzem dort eingewandert waren. Die Markomannen hätten also doch, vorausgesetzt, daß sie vor 492 noch in Böhmen gewesen, den Slowenen Platz machen müssen. Uns aber ist vollkommen klar, weßhalb Hr. Z. sich für eine solche Aufstellung der Heruler im Osten der Gepiden entschieden!

Die Sitze der Rugier waren, nach Procop und Paul. Diac. verödet. Nun hätten die Markomannen gleich nach Odovakars Rachekrieg und vor dem Einrücken der Langobarden (488) eine herrliche Gelegenheit gehabt, dahin vorzurücken, die Donau zu überschreiten und während der Kampf um den Besitz von Italien entbrannt (489 und folgende) und alle Aufmerksamkeit nur auf dieses Land gerichtet war, mit aller Muße in den Ebenen zwischen Enns und Lech sich auszubreiten. Aber sie thaten es nicht, sondern harrten bis zum J. 530 in Böhmen aus.

Nachdem Theodorich den Purpur der Auguste angelegt und Festigkeit in die Verhältnisse seines gewonnenen Reiches brachte und erhielt bis zu seinem im August 526 erfolgten Tode; hören wir, da uns doch in Cassiodor's Rescripten-Sammlung alle Völker, nahe wie ferne, angeführt werden, mit denen Theodorich im mannigfache Berührungen kam, wieder nichts von dem in Baia noch immer ruhig sitzenden großen Volke. Thüringer und Warner finden sich, die Bevölkerung von Dalmatien, Suavien, Pannonien, Noricum und Rhätien erhalten Befehle in seinem Namen vom Magister officiorum. Franken und Alamannen und Burgunder sind genannt: aber keine Markomannen-Baier. Sie regten sich nicht hinter ihrem Wald, oder sollten sie gar, nachdem sie den Markomannen-Namen, als nicht mehr für sie passend, schon früher aufgegeben, und dafür den der Baier angenommen, auch diesen wieder aufgegeben haben, um wie Hr. Z. p. 366, und Gel. Anz. p. 487 zu verstehen giebt, im Gesammtnamen der Thüringer sich zu verlieren? — Nach dem Sturze des Thüringer-Reiches greifen sie wieder zum alten Namen, und nennen sich Volk aus Baia. Hr. Z. spricht von einem neuen Namen, allein nach Ablegung des Markomannischen, was, wie gezeigt, schon kurz nach Attila's Tode geschehen seyn mußte, nennen sie sich bereits Volk aus Baia d. h. Baier! Hr. Z. zeige uns unter allen deutschen Völkern Eines, welches in so kurzer Frist so oft den Namen gewechselt, und noch dazu ein so großes Volk! —

Der Verfall und Sturz des Ostgothen-Reiches scheint Hrn. Z. der rechte Zeitpunkt zum Aufbruche und Zuge nach Südwesten. Die Franken im Kampfe mit den Thüringern, die Ostgothen von einem Weibe befehligt, gegen welches sich meuterische Große erhoben, in Wahrheit, wieder ein trefflicher Zeitpunkt für das Unternehmen der Baier in Böhmen. Allein, abgesehen von dem, was Procop zum Jahre 492

von den Slowenen berichtet, im Nordwesten des nachmaligen Bajoariens (Nord-Alamannien) hatten bereits die Franken (seit 496) festen Fuß gefaßt, und schwerlich werden diese es ruhig haben geschehen lassen, daß ein neues, zahlreiches und tapferes Volk an der Grenze ihrer neuen Eroberung ohne ihre Einwilligung sich niederlassen wollte, und wirklich niedergelassen hätte. Auch beschäftigte sie der thüringische Krieg nicht in dem Grade, daß sie ihre ehrgeitzigen Absichten auf andere Völker aus den Augen verloren hätten. Ohnehin war Thüringens Loos schon ums Jahr 530 gefallen; und ein etwaiger Versuch, sich in Bezirken niederzulassen, die der eben obsiegende Franke als seine Eroberung ansprach, wäre ohne Kampf nicht abgelaufen. *) So ist nur ein Fall denkbar, wie die Markomannen-Baier in das Bayerland zu beyden Seiten der Donau herübergekommen sind. Sie schließen sich den Siegern der Thüringer, d. h. den Franken an, und ziehen in das Land: so nimmt es auch Hr. Z. Gel. Anz. S. 487. Wohl mußten die Franken um diesen Einzug ihrer neuen Schützlinge wissen, angenommen, er sey wirklich im besagten Jahre 530 vor sich gegangen: aber kein Quellenschriftsteller jener Zeit will sie kennen und nennen, kein Franke, kein Langobarde, kein Oströmer. Procop zählt zu Anfang des Gothen-Krieges (535) alle Völker im Norden des adriatischen Meeres, Noriker, Karner, Suaven, Pannonier, (I. 15) und weiter gegen Westen Burgunder, Thüringer, Swaben und Alamannen (I. 12), also alle Völker zur Rechten und Linken und im Norden auf; doch das große Volk aus Baia kennt er nicht. Auch Gregor. Tur., der die Bezwingung der Thüringer erzählt, und dem die Ergebung einer so mächtigen Nation an die Franken so gut ein Ereigniß von Wichtigkeit gewesen wäre, wie die Besiegung Thüringens, der Langobardische und Alamannische Händel vorträgt, sagt Nichts von dieser Herübernahme und Anschließung der Baier an die Franken; welche Baier der ganzen Lage ihres Landes nach den Franken bey ihren Absichten auf Nord-Italien die besten Dienste mußten geleistet haben.

Auffallend ist es, daß diejenigen Schriftsteller, welche der Baioarier zuerst gedenken (Jornandes und Venant. Fortunatus), von ihnen reden, als von einem Volke, welches schon geraume Zeit in seinen Sitzen sich befunden. Wären die Baier ein frisch eingewandertes Volk gewesen, so müßte dieß von dem nur ein Decennium später schreibenden Jornandes als eine Neuheit, der Sache, wie dem Namen nach, wohl angemerkt worden seyn. Er aber nimmt sie als ein schon früher in diesen Gegenden bekanntes Volk an.

Wir sahen, wie die Markomannen des Hrn. Z. weder nach Attila's Tode, noch nach Odovakar's Rachekrieg gegen Fava, noch während des Kampfes um Italien, noch unter Theodorich, noch beym Verfalle des Ostgothenreiches, noch endlich während des Thüringer-Krieges aus ihren böhmischen Sitzen sich ins Bayerland ziehen konnten. Kein Quellenschriftsteller weiß, nach Hrn. Z. eigenem Geständnisse, etwas von dieser Einwanderung. Sehen wir uns aber nach den Schicksalen der Markomannen seit den Jahren 398, 430, 450 genauer um, so erhalten wir über sie ganz genügende Nachrichten. Fritigil ist mit dem Volke aufs Reichsgebiet gezogen, diese Markomannen erscheinen im Norikum angesiedelt, und treten als Nori rebellantes, nach Hrn. W's. treffender Bemerkung, 430 auf, besiegt vom Aëtius. Attila's Zug nahm die Reste derjenigen, die nördlich der Donau sich noch verhalten, mit nach Gallien. Seit dieser Zeit ist, eingestandenermassen, keine Rede mehr von den Markomannen, weder in ihren vormaligen Sitzen, die die Rugier ꝛc. eingenommen, noch im eigentlichen Böhmen, woselbst die durchziehenden Heruler wohl Slo-

*) Daß Thüringen bis zur Rabe gereicht, weiß Venant. Fortun. Daß diese von den Franken unterworfenen Thüringer die Stammväter der nachmaligen Ostfranken in der Francia orientalis, Franconia seyen, wird im nächsten Hefte des Archives von Oberfranken von uns bewiesen werden. Sonderbar, daß Hr. Z. die Hermunduren und Thüringer nicht über den Thüringerwald herüber lassen will, weil die Sprache es verbietet. Wo klare, unverdächtige Urkunden vorliegen, dürfen sie aus linguistischen Rücksichten nicht beachtet werden. Das ist die Tyranney der Grammatik über die Geschichte ausgeübt! Die Parathani anlangend, findet Hr. Z. im Archiv von Oberfranken, Bd. II. Heft I. Bayreuth, 1842. p. 103 — 114. die Widerlegung seiner Ansicht.

wenen, aber keine Markomannen = Baier gefunden. Sie sind mithin, was auch Hr. Z. von der Größe des Volkes, und daß sie sich Slawen nicht unterworfen haben sollten, sagen mag, unter andern Völkern verkommen, nachdem ein großer Theil des Volkes lange vor 530 nach Chr. in die Süddonaulande mit Fritigil eingewandert war. Sie theilten in dieser Beziehung das Schicksal ihrer früheren Verbündeten und Waffengenossen, der ihnen westlich wohnenden Narisker und der ihnen südöstlich gesessenen Quaden. Hr. Z. gesteht uns das p. 120 von den Ersteren, und p. 462 — 464 von den Letzteren ein. Und doch nennt die Quaden Ammian Marcellin eine vordem höchst kriegerische Nation, was denn auch ohne diesen Schriftsteller sattsam bekannt ist. Werden nun wohl, nach dem, was wir eben erst über die Schicksale der Markomannen gesagt, diese Markomannen durch ein besonderes, wir hätten bald gesagt, wahrhaft wunderbares Geschick durch die Stürme der Völkerwanderung in ihrer vollen Integrität sich gerettet haben, da es ein so gewaltiges Volk, wie die Quaden, nicht vermochte? Welcher Grund liegt vor, um sie vor dem Schicksale, welches ihre steten Verbündeten betroffen, zu bewahren? Antwort: des Geographen Rav. Baia, und daß sich von diesem Worte so trefflich der Name der Bayern ableiten läßt: denn unserm Gegner ist die Sprache das Maßgebende in ethnographischen und historischen Dingen.

So wäre denn, höre ich ausrufen, bey den Baioariern kein markomannisches Blut? Allerdings, es ist jedoch nicht das einzige, ausschließende, und es würde zur Bildung der Baioarier nach dem oben dargelegten nimmermehr ausgereicht haben. Wir haben in unserer Geschichte bey Untersuchung einer so wichtigen Frage, wie die Abstammung der Baioarier, uns gleichfern von jedwedem System gehalten, und ruhig und aufmerksam vom Zeitraum der Markomannen-Kriege bis in das VI. Jahrh. hinein alle jene Stämme ins Auge gefaßt, die mit dem alternden römischen Staate in Berührung gekommen, und die damit endigten, das Romanische zu verdrängen, dafür aber das germanische Element zum einzig herrschenden zu machen. Kein Volk war uns vor dem andern ein begünstigtes; wie wir es in den Quellen gefunden, so haben wir es getreu nach unserm besten Wissen wieder gegeben, und dieß ist die von Vielen uns verdachte Objectivität! — Alamannen und Sueven im Südwesten, die vier Donauvölker (aber nicht mit Sack und Pack), die früher eingewanderten Markomannen, die geschlagenen Gothen, eine Zufluchtstätte suchend. Alle diese sind hereingezogen (denn den Zug der östlichen Völker gegen Westen gebot schon die Völkerstellung, auch haben ihn alle andern, (Hr. Z. mit seinen Markomannen gleichfalls) angenommen. Wie viel von ihnen nach einer Reihe von Verhandlungen und Reibungen als Bildungsstoff der Bajoarier verblieben, bleibt natürlich schwer, ja wohl oft unmöglich zu ermitteln. Die fünf großen Geschlechter, über welche Hr. Z. Bew. p. 52 sehr leichten Trittes hinweggeht, wären für einen unbefangenen und aufmerksamen Beobachter von Volkszuständen und Verhältnissen allein ausreichend, um das Haltlose und Irrige jener Hypothese darzuthun, als sey, gleichviel zu welcher Zeit, Ein großes, kriegerisches Volk eingewandert und hätte des Landes sämmtliche Räume erfüllt. Hr. Z., oder wer immer im Stande ist, es zu thun, nenne uns auf deutschem Boden ein deutsches Volk, das, gleich dem bajoarischen, nach dem höchsten Adel (den Agilolfingern) wieder seinen hohen Adel (5 Geschlechter), seinen Adel und dann seine Freyen hat. Diese Bevorzugung, wie sie nirgends wider erscheint, deutet unverkennbar auf die Häuptlinge der zu Einem Volke der Baioarier sich verschmelzenden Stämme; weil dieß Volk aus dem bereits im Lande befindlichen oder aus allmählich eingewanderten Stämmen sich gebildet, wird auch klar, warum es den Schriftstellern als kein neues mehr erscheint. Der gewöhnliche Einwand: wie kann aus solchen Resten und Bruchstücken von Völkern und Völkchen ein großes baioarisches Volk werden? hebt sich, wenn man auf die Entstehungsgeschichte und das Emporkommen der Franken und Alamannen schaut. Auch sie sind aus kleineren Völkern, die noch dazu von den Römern oft und bis zur Vernichtung — wenn wir ihren Berichten glauben — geschlagen worden waren, zu so mächtigen Volksstämmen emporgewachsen. Von ihnen wissen wir es so ziemlich. Ueber Herkunft der Bayern aber kann nur das aufmerksamste Verfolgen und Auffassen der Zustände in den

Süddonaulanden und bey den gegenüberstehenden Germanen einigen (nicht allen und jeden erwünschlichen!) Aufschluß geben. Die Langobarden, zu keiner Zeit ein zahlreiches Volk, sind demungeachtet die Herren Italiens geworden und zwey Jahrhunderte hindurch geblieben. Die numerische Schwäche der Völker oder das fragmentarische Vorkommen derselben giebt also keinen Grund, das durch günstige Umstände und innere Erstarkung geförderte Wachsthum der Völker in Zweifel zu ziehen. Die Sprache, ist ferner eingewendet worden, giebt unwiderleglich Zeugniß, daß jene gothische Völkchen am Nordufer der Donau, Pannonien und Noricum gegenüber *) die Stammväter der Baioarier nicht seyn können; denn die Baioarier haben oberdeutsche Sprachformen, auch zeigen sich diese von der gothischen Mundart streng gesondert. Wir fragen: sind die Sprachen der Völker deutscher Zunge gleich von vorne herein abgeschlossen, fest, und keiner theilweisen Umänderung durch Nachbarstämme gleichen Blutes fähig gewesen? Wenn die Alamannen aus Niederdeutschland kamen, wie kommt es, daß ihre Sprache eine hochdeutsche ist im Anfang des achten Jahrhunderts? Mit der Sprache der salischen, ripuarischen und späteren Rheinfranken erleidet gewiß die in neueren Zeiten als Regel hingestellte Behauptnng manche Ausnahmen. Ueberhaupt ist in der Geschichte der deutschen Sprache vom Gothischen des Wulfila bis zu den Denkmalen des Althd. im achten Jahrh. eine Kluft, die noch zur Stunde nicht ausgefüllt ist; wäre sie es, oder könnte sie es werden, so würden wir wohl auch über die dem Althd. angehörige bayerische Mundart Aufschlüsse erhalten. (Gewiß gab und giebt es Uebergänge von einer Mundart zur andern, woraus sich denn Vieles erklären ließe. Hr. Z. kann sich augenfällig in nächster Nähe von einem solchen Uebergang der rheinischen zur elsäßischen Mundart überzeugen. Nur wo zwey fremde Sprachen sich begegnen, ist, wie beym Romanischen und Deutschen, die Sonderung schroff und plötzlich. Bis dahin bleiben wir bey unsrer mehrmals aufgestellten Behauptung: daß gothische Wörter in der bayerischen Sprache sich finden und noch in derselben getroffen werden, mit allen den hieraus sich ergebenden Folgerungen.)

Gern hätten wir noch zwey Dinge mit Hrn. Z. besprochen: 1. die Breonen, 2. die Langobarden als Hülfsvölker der Franken im Kriege gegen Samo. Allein da die ohnedieß lange Anzeige uns zwingt zu enden, so mag Hr. Z. aus den hier unten beygefügten Andeutungen ersehen, daß er sich auch hier geirrt. Möge er zum Schlusse die wohlwollenden Gesinnungen nicht mißkennen, womit ihm das hier Vorgetragene von einem seiner ehemaligen Lehrer dargeboten wird!

1. Breonen. Hr. Z. hätte sich den ganzen gelehrten Commentar über dieß Volk und die Brenter ersparen können im Hinblick auf S. 454, 455 not. 3 meines Werkes. Dort steht aus Vita Corbin.: Dominicus nobilis Romanus Breonensium plebis civis, dort auch Quarti's Urkunde vom J. 828, in welcher romanische Leibeigene weiblichen Geschlechtes (Secundina, Marcellina), aber auch Personen mit unverkennbar römischen Eigennamen: Oritius, Dominicus, Passivus, Currentius mitten unter echtdeutschen Namen vorkommen. Wir bemerkten dazu: „die Mischung des Romanischen und Germanischen muß in den Gegenden um den Brenner (Sterzing ꝛc.), sowie die Occupation des Landes (durch Heruler, S. 167, not. 1, 2, 3 mit Bezug auf Paul. Diac. II, c. 3) auf eine Art geschehen seyn, wie in den übrigen Westprovinzen des Römerreichs.“

(Schluß folgt.)

*) Der Städte der letzteren Provinz bemächtigten sie sich, nach Vita S. Severini: deßhalb nannte man sie Norici; einen Namen, den sie bey ihrer Wanderung gegen Westen mitgenommen, und den sie, da die alten Marken der römischen Provinzen von Osten nach Westen hin sich verschoben (so daß Pannonien bis zur Enns, Noricum von der Enns bis zum Lech, und Rhätien südwestlich im Gebirge getroffen werden), auch auf die Dauer behielten und behaupteten, nicht als ob die Historiker des Mittelalters nur einen ungeschickten Gebrauch (wie Hr. Z. p. 376. not. und p. 588 sich vorstellt), von diesem Provincial-Namen gemacht, sondern weil sie nach mittelalterlicher Geographie im Noricum, freylich nicht mehr im römischen, wirklich wohnten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. May.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Histoire de Jérusalem. Tableau religieux et philosophique. Par M. Poujoulat, l'un des deux Auteurs de la Correspondance d'Orient. Erster Band. S. III u. 1 — 460. Zweyter Band. S. 1 — 492. Paris 1841.

Alles was intelligente Leser fesseln, andächtige erbauen und stärken, skeptische aber zu Zeiten beunruhigen könnte, findet man in diesen beyden dickleibigen Bänden des Hrn. Poujoulat mit Fülle und Ueberfluß zusammengestellt; nur was der Titel besagt, eine Geschichte von Jerusalem, findet man nicht, wenigstens in dem Sinne nicht, wie das Wort im eruditen Deutschland verstanden wird. Man lasse sich ja nicht verführen, das zaubervolle Wort „Jerusalem“ ist nur Aushängeschild, pomphafte Etiquette um der dahinter folgenden, an und für sich höchst preiswürdigen und seelenerquickenden, aber bey uns allgemein bekannten und überall zu findenden Heils-Medicin und Beschwörungsformel des corrupten Zeitgeistes Eingang zu verschaffen. Nicht Ein neues Datum bringt Hr. P. zur melancholischen Biographie der ewigen Stadt am Cedron, nicht einmal das bekannte wird vollständig an einander gereiht, ja von Bau, Lage, Gestalt und architektonischer Verwandlung überhaupt gar nicht geredet; selbst die politischen Schicksale werden nur in ihrem Zusammenhange mit der Universalidee des von Jerusalem ausgehenden Christenthums im Vorübergehen eingeflochten. Es ist nicht eine Geschichte der Stadt Jerusalem, sondern ein religiös-philosophisches Gemälde, auf welchem der Einzug des hebräischen Volkes in Chanaan, seine monarchischen Bestimmungen, sein Genius, sein Nationalcharacter, seine letzte große Katastrophe unter Titus und Hadrianus, die Erscheinung des Sohnes Gottes auf Erden, die Gründung und die ersten Jahrhunderte des Christenthums, die Heiliggrab-Wallfahrten, die Kreuzzüge mit ihren Folgen, die Errichtung eines französischen Königreiches in Palästina und die Herrschaft der Mohammedaner über die heilige Stadt bis auf unsere Tage mit lebendigen und kunstgerecht in einander fließenden Farben aufgetragen sind. In Deutschland würde man es geradezu ein Compendium der biblischen Geschichte im höhern Styl, oder eigentlich einen Discours über die Allgemeine Geschichte im Geiste Bossuets von Moses Gesetzgebung bis auf die neuesten Verhandlungen in der Frage des Orients nennen. Ein wissenschaftliches Werk im strengeren Sinne, was über diese Materie in Deutschland allein noch Aufmerksamkeit erregen und Leser finden könnte, ist es nicht und sollte es nach der Absicht des frommen Verfassers auch nicht seyn. Als Reisegefährte des sel. Michaud war Hr. Poujoulat, wie man weiß, zwey Monate in Jerusalem, pilgerte, betete, schwelgte in himmlischen Genüssen, und bey der Trennung waren die Augen naß. Auf dem letzten Hügel, hinter dem sich die Stadt verlor, blickte er noch einmal wie ein verzagender Exulant mit Wehmuth auf den Sitz der Wonne zurück und gelobte, am Schlusse seiner Pilgerfahrt der Stadt Jerusalem, „wo er seine eigene Seele wieder gefunden hatte,“ eine Erinnerungstafel ex voto aufzuhängen. Der Ursprung erklärt die Färbung des Inhaltes sattsam: es ist durchaus geistliche Oratorik, Gefühl, Exclamation, ritterliche Frömmigkeit, weiches Gemüth, zerfliessender Weltschmerz

und andächtige Herzensbeklemmung über die Heilsvergessenheit und den sündhaften Tumult des französischen Volkes. Offenbar ist Hr. P. selbst noch mit einigem Beysatz weltlicher Gesinnung, vielleicht noch unentschieden, wo nicht gar betrübt über die harten Bedingungen des Sittengesetzes nach Jerusalem gekommen und hat erst am heil. Grabe vollständig über sich selbst gesiegt, gleichsam die höchste geistige Weihe zum Kampfe mit der Welt erhalten. Je verständiger der Pilger, desto mehr, dächte ich, sagt ihm die Grabkapelle auf Golgotha und ihr leerer Sarkophag. Hr. Poujoulat — das sieht man seinem Werke überall an — geht Morgens in den Gottesdienst und hält strenge auf Disciplinargesetz der Kirche, wacht aber mit gleicher Sorgfalt über elegante Aussenseite, erscheint Abends mit Glacéhandschuhen im Salon und liest neben dem Univers réligieux auch Débats und Revue des deux Mondes mit derselben Aufmerksamkeit. Hr. P. möchte um jeden Preis die Pariser bekehren, aber zu gleicher Zeit — was man in einem Buche voll geistlicher Erbauung und christlicher Salbung gar nicht vermuthen sollte — auch die Erzfeinde des gallischen Namens, die Engländer zu Grunde richten. Obgleich Hrn. P.'s Herz ganz Hingebung und universelle Liebe ist, hat es doch noch Platz und Sinn für patriotischen Zorn gegen die Nebenbuhler und für den heissen Wunsch materieller Größe des Vaterlandes. Nach Innen gläubig-fromm, nach Aussen aber siegreich und herrschend wäre das Ideal französischer Zustände, wie sie Hr. Poujoulat und die ganze hinter ihm stehende höchst achtbare Parthey herbeyzuführen strebt. Mit Recht dürfen sich die Deutschen über die Nachbaren beklagen, nicht etwa weil uns Hr. P. in seinem Werke ganz mit Stillschweigen übergeht, sondern weil diese Gallier selbst am Altare und im feurigsten Erguß der Büsserhymnen noch an Sieg und Schlachtgetümmel und Machtvermehrung auf Kosten Deutschlands denken. In Frankreich, wie es scheint, können sie weder beten, noch Sünden bereuen, noch ein homiletisches Buch schreiben, ohne Nebengedanken für weltlichen Profit, für Ruhm und irdische Größe des gallischen Königreiches. Seht nur einmal, wie vortheilhaft man sich diesseits des Rheinstromes nur in diesem einzigen Punkte schon unterscheidet! Wo hätte bey uns ein Gottesgelahrter so kühne und ausschweifende Gedanken für irdische Verherrlichung des deutschen Volkes wie sie der gottesfürchtige und fashionabel fromme Hr. P. für seine Heimat überall durchblicken läßt?

Unverkennbar sucht in unserer Zeit eine mächtige Richtung, mit Beyseitelassung vieler anderer Disciplinen, sich vorzugsweise der Historiographie zu bemächtigen und dieser gefährlichsten aller Künste des Jahrhunderts einen neuen Geist einzuhauchen, ihr eine von den bisher giltigen Principien abweichende Grundlage zu geben, sie gleichsam „religiös wieder herzustellen.“ Weit entfernt ein solches Vorhaben zu tadeln, muß man ihm vielmehr den besten Erfolg anwünschen, weil niemand den Muth haben wird, der Irreligion, wo sie sich immer zeige, offenbar das Wort zu reden. Unter den französischen Adepten der neuen Schule steht Hr. Poujoulat in den Vorderreihen und aus seinem Buche läßt sich besser als in vielen andern, geistiges Vermögen, Technik, Procedur und Ziel der kirchlichen Restauranten ermessen. Hr. P. merkt aber recht gut, daß es bedeutender Künste bedarf um einem Buche dieser Art bey seinen Landsleuten Eingang und Gehör zu verschaffen. „Chronologisches Aneinanderreihen von Thatsachen genüge nicht mehr; man müsse vor Allem das Talent besitzen, viele Dinge auf wenigen Seiten zu sagen und viele Ideen in wenige Worte zusammen zu drängen, ohne deswegen die characteristischen Einzelheiten der Menschen und der Sachen zu vernachlässigen: man müsse Jerusalem als die eigentliche Hauptstadt der Menschheit betrachten, im untersten Schacht der Begebenheiten allezeit die menschliche Seele und die Providenz entdecken, der Arbeit selbst aber jene Vollendung des Styles geben, ohne welche Geisteswerke (in Frankreich) weder Anklang finden, noch Zukunft und bleibende Geltung haben.“ Solche Bedingungen werden sich billige Menschen überall gerne gefallen lassen. Es ist ja schon eine große Concession dieser Schule, daß sie mit Andacht und frommer Kirchlichkeit allein nicht zufrieden ist, daß sie um wirksam zu seyn, auch die Kunst, Eleganz des Styles, markige Gedanken, mit einem Wort, daß sie auch Vollendung in der Form als schriftstelleri-

sches Bedürfniß des Jahrhunderts erklärt. Antike Hexameter wie .... Irriguumque bibant violaria fontem, werden auch hier den Preis wundervoller Harmonie gewinnen.

In den materiellen Inhalt des Buches selbst gehen wir durchaus nicht ein, obgleich mehrere Parthien desselben, z. B. die Gesetzgebung Moysis, die Analyse des Buches Hiob, die bürgerliche und militärische Einrichtung des jüdischen Staates durch David, besonders Justizpflege, Finanz, Pauperismus, Bodencultur und Bewegung des Eigenthums lichtvoll und mit Sachkenntniß, zum Theil mit neuen Vergleichungen und fruchtbaren Wendungen behandelt sind.

(Schluß folgt.)

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen entwickelt von Dr. Fr. M. Wittmann ꝛc.

(Schluß.)

Wie diese statt gefunden, ist S. 200 von uns angegeben. Nicht der zufällige Anklang, wie Hr. Z. es darstellt, sondern der klare Laut der Quelle hat uns bestimmt. — Die Horatischen Breuni veloces waren längst ausgetilgt im mörderischen Kampfe um ihre Freiheit, der Rest romanisirt, wie Strabon VI. 6. bezeugt, wenn er sagt: Tiberius und sein Bruder Drusus haben in einem Sommer den unausgesetzten Einfällen (der Breunen und Genaunen) ein Ende gemacht, so, daß es jetzt schon in das 33. Jahr geht, daß sie in Ruhe leben, und ihren Tribut gebührend entrichten. — Wir sagten „ausgetilgt oder romanisirt.“ Für's Letztere Strabon's ebenangeführte Stelle. Es sind also nicht mehr die Breuni veloces des Dichters, es sind ruhige Unterthanen Rom's, die sich römischer Zucht und Zunge gefügt. Die Brenti, sagt Hr. Z., seyen ein anderes Volk an der Brinte, Brenda gesessen, wo noch heute ein deutscher Ueberrest in den Sette Communi sitzt. Brenti bey Paul Diac. II, 3 sey verdächtig, wahrscheinlich vom Paul Diac. statt Eruli verlesen. (Die Stelle 1. cit. würde also nach Hrn. Z. Emendation lauten: Sinduald, Herulorum regem, qui adhuc de Herulorum stirpe remanserat! — Ueber die Deutschen in den Sette und tredici Communi siehe Schmeller's vortreffliche Abhandlung in den akadem. Schriften. München, 1838. S. 557. Die Sprache jener Deutschen reicht ins zwölfte, dreyzehnte Jahrh. hinauf, nicht höher.) Die Brenta floß nicht in Rhätien, sondern in Venetien, und die Breones des Cassiodor, Var. I, ep. II, p. 8, col. 2. p. 9 col., standen unter dem Servatus dux Rhaetiarnm. Daß diese Breonen Deutsche sind, erhellt aus der citirten Stelle, wo es unter andern heißt: Breones...., qui militaribus officiis assueti civitatem premere dicuntur armati etc. Wir fragen, wer außer Gothen und den zu ihnen gehörigen Deutschen im Reiche Theodorichs die Waffen geführt? Gewiß keine Romaner. Es sind, wie uns Paul Diac. 1. cit. berichtet, Heruler. Wie sie mit römischer Bevölkerung verschmolzen, ist gesagt. So hat denn auch hier wieder Hrn. Zeus sein Spracheifer aus Rhätien hinweg nach Venetien an die Brenda hingezogen!

2. Langobarden als Hülfsvölker im Frankenheere wider Samo. Hr. Z. steht auf Palacky's Seite, welcher Samo's Reich nach Böhmen verlegt. Nur die bei Fredegar vorkommenden Langobardi geniren ihn einigermassen; er hilft sich jedoch, wie in ähnlichen Fällen, wo ihm Namen nicht taugen, mit einer einfachen Formel durch: z. B. „ungenau, verlesen für, verschrieben, verdächtig“ u. a. m. Auf Palacky's Ausspruch hin bleibt Wogastisburc unbeachtet, die Leseart: castrum Vocatense, Vogatense ist vorgezogen, welches castrum in castrum Tugatense (Tugast. hzt. Taus) im westlichen Böhmen umgewandelt wird. „Stellen wir, fährt Hr. Z. fort, neben den Alamannen und Ostfranken den Namen Baigovarii aus Longobardi (durch einen unkundigen Abschreiber leicht verlesen) wieder her, so verhält sich alles ganz einfach.“ — Ruinart's musterhafte Ausgabe, welche alle abweichenden Lesearten der bey der Edition benutzten Codices sorgfältig angiebt, hat beharrlich und zwar dreymal Langobardi. Der Coder Claromontanus, dieser alte mit Uncialen geschriebene Coder, von Ruinart und den Bollandisten benutzt,

ist aus dem VII. Jahrh. (nicht aus dem VIII., wie Palacky, Jahrb. des böhm. Museums, irrig behauptet), und die Quelle aller übrigen noch vorhandenen Handschriften. Ihm ist der im Felde der Diplomatie und Palaeographie wohl erfahrene Mauriner gefolgt. Er lies't aber Vvogastisburc, und hat ohne Widerrede Langobardi. — Die Baioarier hatten keine Hülfe zu leisten, sondern wurden ihrer ganzen Stellung nach, gleich allen Osterleuten (de universo regno Austrasiorum) gegen Samo aufgeboten. Auch die Langobardi Solatione (Sollicitatione, Solutione[!]) Dagoberti hostiliter in Sclavos perrexerunt. Diese Solatio oder Sollicitatio wäre bey den Bayern ganz und gar nicht vonnöthen gewesen, bey dem Verhältniß derselben zum fränkischen Dagobert. Es verbleiben also richtiger die zur Hülfeleistung aufgeforderten oder gebetenen Langobardi des Coder Claromontanus. Damit ist aber natürlich der Kampfplatz nicht im Norden, weit über der Donau, sondern südlich des Stromes (Conversio Carant.) gesetzt. Die Stellung der Bajoarier in diesem Kampfe glauben wir deßhalb der Wahrheit getreu angegeben zu haben, weil nach dem Siege des Samo die Last des Haupteinfalles nicht das Innere Bajoariens, sondern die Thüringer trifft, nicht weil das Thüringen zunächst liegende Land (Westböhmen) der Kriegsschauplatz gewesen, sondern weil den Slawen das Vordringen nach Bayern bis zum Lech und weiterhin durch bayerische Tapferkeit unmöglich wurde. Sie wandten sich dahin, wo nach dem panischen Schrecken der Niederlage der wenigste oder gar kein Widerstand zu befahren stand. Weiß Hr. Z. auch nur ein beträchtliches Vordringen der Slawen oder der Awaren, ihrer Dränger, durch Bayern ins ferne Schwaben anzugeben? Gewiß nicht! „Diese Kriegsbereitschaft und stete Wehrhaftigkeit der Bajoarier hat, klug und umsichtig geleitet, nicht nur ihr eigenes Land vom blutigen und schmählichen Joche der Awaren und ihrer Knechte, der Slawen, gerettet, sondern auch von den Gauen des südlichen Deutschlands, von der alten Westgrenze des Bayerlandes, dem Lechstrom, bis an den Rhein hin, das Verderben und die anderwärts z. B. in Thüringen, häufig wiederkehrenden Verwüstungszüge jener Horden mannhaft abgewendet.“

Was die Ruhe der bis zur Enns hin herrschenden Awaren angeht, so wird Hr. Z. wohl auf die Vita S. Emmerammi von Aribo angespielt haben. Wir haben aber in unserm Werke (p. 246, not. 1. p. 452, not. 3) Zweifel geäußert, ob bey Aribo's Schilderung des Landes während Emmeramms Aufenthalt daselbst diesen Bischof nicht das Bild seiner Zeiten, welche er auf jene Emmeramms übergetragen, beschlichen habe. In Bezug auf Samo's Reich in Böhmen trifft Hrn. Z. der Vorwurf, den er mir S. 470 gemacht: Hr. Z. hängt in dieser Sache von Autoritäten (Palacky, und wegen Soliciniums, Jaumann) ab. Auch die Gaubeschreibung des Unterzeichneten hat einige Ausstellungen und Zurechtweisungen erfahren. Wir glauben nicht, daß in Bestimmung der Gau-Grenzen ein mit Sprachkenntnissen allein ausgerüsteter Forscher Bedeutendes leisten werde; es sey denn etwa in Erklärung einiger Gau-Namen z. B. Grunzwiti ꝛc.; denn eine genaue Gaubeschreibung erfordert etwas mehr, als Sprachkenntniß „allein.“ Ueber Crana bey Thietmar 1003, welches Hr. Z., wie wir vermuthen aus patriotischer Vorliebe, in das Bamberger Cronach zu verwandeln beliebt, verweisen wir, wenn er die Abhandlung noch nicht gelesen haben sollte, auf unser S. 552, not. 2 citirtes Werkchen. Er wird vielleicht daraus entnehmen, daß Hezilo, den Feind an den Fersen und auf dem nächsten Weg nach Böhmen fliehend, schwerlich Zeit gewinnen konnte, den weiten Umweg über das Bamberger Cronach zu nehmen. Was Hr. Z. von Goldcronach anführt, ist auf Henze's Autorität gebaut. —

Bairut nennt Hr. Z. ungenaue Schreibung und fragt: „warum nicht die durch Urkunden so vielfach belegte reinere deutsche Form Baierriute? [„Accomodated,“ it comes of accomodo, as, are.] — Antwort: So, wie ich es geschrieben, steht es wirklich bey Ussermann ep. Blegs. p. 134 ad ann. 1199 [die erste Erwähnung ist bekanntlich vom 9. November 1194 in Lang's Reg. I, 362].

Dr. G. Th. Rudhardt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. May.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

The glory and shame of England. By C. Edwards Lester. In two volumes. I. 347 S. II. 405. London. Richard Blentley. 1841. 8.

Von allen Reiseskizzen, Schilderungen, Tagebüchern über England, welche dem Ref. zu Gesichte kamen, wohl das lehrreichste Buch in anmuthigster Form. Der Verfasser ist ein Amerikaner, voll Begeisterung für die großartige Natur seines Erdtheils und die Freyheit, welche der Mangel von staatspolizeylichen Einrichtungen gewährt, mit welchen man in Europa häufig den Begriff von einer conditio sine qua non des bürgerlichen Lebens verbindet. Doch fühlt er selbst, wie leicht ihn diese durchgängige Verschiedenheit aller seiner heimathlichen Verhältnisse zu einem unbilligen Urtheile verleiten könnte. Er wählte sich deßhalb einen Maßstab, der nicht bloß an die Zustände Englands gelegt werden kann, und vergleicht die besonderen Verhältnisse des englischen Volkes mit den allgemeinen Anforderungen, welche die Humanität an alle civilisirten Völker stellt. Dabey behandelt er vorzüglich solche Gegenstände, in welchen sich der Abstand des nordamerikanischen Lebens und Treibens von dem brittischen auffallend zeigt oder die auf die wechselseitigen Verhältnisse der beyden Staaten einen besondern Grad von Wichtigkeit ausüben.

Es ist begreiflich, daß der Verfasser mit der großen Metropole beginnt. „London! Wie viel liegt in diesem einzigen Worte. Es ist nicht eine Stadt, es ist eine Welt für sich. Tausende sollen hier leben und sterben, ohne jemals das gefeyerte Licht des Himmels über die grünen Gefilde scheinen zu sehen. Der Reichthum dieser Stadt ist so groß, daß sie die Hälfte der Welt kaufen könnte und dennoch giebt es hier 150,000 Unglückliche, welche jeden Tag mit den Qualen des Hungers zu kämpfen haben.“ Und an einer andern Stelle, (S. 53) „in einem einzigen Winkel von Spitalfields ist mehr Elend und Armuth sichtbar, als man bey einem längeren Aufenthalte in den vereinigten Staaten zu sehen bekommt.“ — Der Verfasser bespricht staunend die großen öffentlichen Bauten, die 54 bedeutendsten Eisenbahnen, die mit einem Aufwande von 58,754,033 Pf. Sterl. 1760 Meilen weit geführt sind. Er giebt ihnen den Vorzug vor den amerikanischen „in jedem Bezug was Sicherheit, Schnelligkeit, Schönheit und Dauerhaftigkeit betrifft. Alle öffentlichen Gebäude sind wie für Jahrhunderte gebaut.“ Nicht minder zieht ihn auch der Anblick des Landes an, „dessen Frische und Fülle alle Beschreibung übersteige.“ Dann geht er plötzlich auf die zahlreichen Spielhäuser über und enthüllt die Mittel, deren man sich bedient, reiche Zugvögel hier ins Garn zu locken. „Die Leidenschaft für das Spiel übersteigt alle übrigen. In Bezug auf die hierbey contrahirten Ehrenschulden herrscht die größte Pünktlichkeit und man macht sich keine Vorstellung, welches Unglück und welche Verschollenheit des guten Namens dadurch über Familien kömmt. Man kann mit einer mathematischen Gewißheit behaupten, daß jeder der das größte Spielhaus besucht, zuletzt als ein Bettler es verlassen oder weggewiesen wird.“ Der Verf. führt einzelne Beyspiele an, welche wirklich entsetzlich sind. Man rechnet daß jährlich an 8 Mill. Pf. St. in den verschiedenen Spielhäusern verloren gehen — also mehr noch, als die Armentaxe im Königreiche, nach dem alten Zuschnitt be-

tragen hat. Das Unglück ist dadurch so entsetzlich, daß die Spielsucht bey den fashionable ládies eingerissen ist und diese nun all den unseligen Folgen ihrer Leidenschaft für sich, ihre Gatten und Kinder anheimgegeben sind. Da sich hier eine schickliche Gelegenheit ergiebt, geht der Verf. auf die Schilderung der eigennützigen Zudringlichkeit der engl. Dienstboten über, was Ref. deshalb erwähnt, weil man gewöhnlich in dieser Beziehung nur den Italienern Bedeutendes zutraut. Es scheint jedoch, als wenn die Engländer auch hierin sich mit jeder andern Nation messen könnten.

Ein langer Brief ist der Beschreibung der Westminster-Abtey gewidmet, deren Monumente nicht sowohl in künstlerischer Beziehung als in Betreff der inneren Bedeutung der Männer besprochen werden, deren Gebeine hier ruhen. „Man sieht hier so viel, daß man noch immer zu sehen hätte, würde man auch tausend Jahre in England leben. Hier ist die große Schatzkammer Englands, wo die Urkunden der Nation liegen und ein Fremder die Geschichte derselben schreiben könnte, wenn auch das Andenken an die Vergangenheit bereits aus der lebenden Generation verschwunden ist.“

Den Rest des Buches könnte man mit einer Bildergallerie vergleichen, einem Gukkasten, der uns bey den vielen Berührungen des Verfassers mit hervorragenden Männern bald ausgezeichnete Staatsmänner oder Dichter, bald öffentliche Zustände sehen läßt. Ein kleines Abenteuer mit bettelnden Kindern giebt ihm Anlaß über das in London herrschende Bettelsystem sich zu verbreiten. Während einerseits die Gewißheit von einem solchen ausgebreiteten, ja bis zu hoher Perfection gebrachten Systeme daliegt und wohl Tausende von der andererseits so nothwendigen Carität abhält, ist es sicher, daß nicht nur das Elend ungeheuer ist, sondern auch die unglücklichen Werkzeuge jenes Systems, Kinder, die betteln gehen müssen, im beyspiellosen Elende sich befinden. England belastete sich mit 20 Mill. Pf. St. um 800,000 Neger in Westindien zu emancipiren, während (nach dem Quarterly Review) der sechste Theil der Bevölkerung Großbrikanniens durch seine Armuth in einem Zustande sich befindet, welcher von dem der Sklaverey nicht sehr entfernt ist. „Man kann urkundlich nachweisen, daß Massen von englischen Arbeitern täglich härter, länger und unter größern Entbehrungen arbeiten müssen, als die Sklaven von Amerika.“

Man kann diesen Ausspruch als einen obersten Satz ansehen, zu dessen Beweise ein nicht unbedeutender Theil dieses Werkes dient. Der Verf. citirt die Worte Southey's in Espriella's Briefen über den Zustand der arbeitenden Klassen; Worte, die man nur einmal gelesen zu haben braucht, um sie nie zu vergessen. „Millionen, setzt der Verf. hinzu, werden als Almosen ausgegeben, tausende von armen Kindern werden in Privatschulen durch die Mildthätigkeit guter Leute erzogen; hunderttausende wandern nach Amerika und die auswärtigen Besitzungen des Reiches aus; unbebaute Landstrecken werden urbar; ein staunenerregendes System heimischer Industrie beschäftigt Millionen von Arbeitern; jedes Mittel, das Individuen und Regierung erfinden können, ist angewendet und dennoch sind die Armen zahlreicher, elender und verderbter geworden.“ Nachdem das Unzureichende der Privatmildthätigkeit — wirklich geschieht von Seiten der Mittelklassen und von einigen aus der Aristokratie alles, was nur geschehen kann — besprochen, heißt es, „es kostet einem Arbeiter fünfmal mehr, ein Unterthan und Einwohner von England zu seyn, als es ihn kosten würde, ein Bürger der vereinigten Staaten zu seyn.“ Bekannt ist, welche Opposition das neue Armengesetz und die Einrichtung von Armenhäusern in den Kirchspielen gefunden; was der Verfasser über ihre Einrichtung und die Auflösung aller natürlichen Bande dadurch sagt, ist hinreichend, die Gründe dieses Widerwillens zu erklären. „Alle Mildthätigkeit, welche der Arme von dem Kirchspiele oder Privaten empfängt, macht die Ungerechtigkeit nicht gut, welche in dem ganzen Systeme des Armenwesens liegt.

Hr. Lester hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die englischen Manufakturstädte zu besuchen; nicht sowohl um die Maschinen, als um die Menschen daselbst kennen zu lernen. Der Maschinismus Englands ist auf eine so anerkannten Höhe von Vollendung, daß er keinen Anlaß findet, sich darüber zu ergehen; allein „während die Arbeit vollkommen ist, ist der Arbeiter zu Grunde gerichtet.“ Wir entlehnen der Beschreibung des Verf. einige Züge,

welche dem größeren Kreise unserer Leser unbekannt seyn dürften: Der Gewinn und Verschleiß von Steinkohlen nimmt an 140,000 Menschen in Anspruch, von denen etwa der dritte Theil unter der Erde lebt, was sich an ihrem verkrüppelten Körper und gebeugten Gange kund thut. Unter dem Grunde des Tyne sind allein an 4937 Männer und 3554 Knaben beschäftigt. An 2070 Menschen verloren in 25 Jahren durch Explosionen ihr Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Histoire de Jérusalem, Tableau Religieux et Philosophique. Par M. Poujoulat etc.

(Schluß.)

Häufig wird freylich auch nur Gewöhnliches und Alltägliches mit Pomp und im Gewande andächtiger Declamation vorgetragen. Man liest es aber dennoch gerne, weil der Gegenstand an sich wichtig, das dicendi genus aber an vielen Stellen vollendet ist. Mir gefällt es, wenn Hr. P. den politischen Präceptor spielt, seine Homilien wie ein Prophet mit schweren Sentenzen spickt, das Buch Hiob und seinen melancholischen Inhalt vorzugsweise auf unsere Revolutions-Epoche bezieht und zuletzt im Uebermaaß der Empfindung „eine Feder aus einem Engelsflügel wünscht, um den Namen „Jerusalem“ zu malen: „der Name Jerusalem klingt süß wie die Vergebung, fürchterlich wie die Rache; er ist melancholisch wie die Reue oder wie ein Herzensseufzer, tröstlich wie die Hoffnung.“

Um der christlichen Wahrheit recht Eingang zu verschaffen, sucht Hr. P. insbesonderr die überflüssige Bewunderung zu untergraben, mit der man im christlichen Europa noch immer Thaten und Geistes-Producte der alten Heiden betrachtet. So wird z. B. an Herodot scharf getadelt, daß er von Moyses gar nichts sage, an Diodor und Strabo aber gerügt, daß sie kaum seinen Namen nennen. Dafür sey aber Judas Machabäus (I, 349) ein weit größerer Held und Staatsmann als Scipio und sogar Homer, Cicero, Alexander und Carolus Magnus bey fromm erzogenen jungen Leuten weniger gekannt und berühmt als St. Paul, St. Dionys und St. Andreas (II, 174). Auch Platons Republik enthalte eigentlich keine originelle und selbstständige Idee, der imaginäre Staat des athenischen Philosophen sey nur eine Copie der zu Moyses Zeiten in Aegypten wirklich bestehenden Landesverfassung (I, 58).

Wenn man schon auch selbst kein Skeptiker ist, muß man doch Hrn. P. manchmal um die Stärke seines Glaubens und seines religiösen Enthusiasmus beneiden. Doch ist er bey allem Ernst und aller Frömmigkeit zuweilen doch auch der feinen Ironie, der einem Pariser unentbehrlichen Raillerie und Médisance nicht abhold. Wenn Hr. P. von den mancherley Secten und Schulen der Juden handelt, muß er natürlich auch von der Kabala und ihrer ewigen Substanz, ihrem unendlichen in Canälen durch das Universum rinnenden Lichte reden und kann sich bey dieser Gelegenheit das Vergnügen eines maliciösen Seitenblickes auf Lamennais' neue Broschüre „De la Religion“ um so weniger versagen, als Hr. Lamennais in dieser Schrift ebenfalls das Leben in der Schöpfung selbständig und ewig circuliren läßt wie den Saft in der Pflanze und das Blut im thierischen Körper. Hr. P. wittert in dieser angeblich neuen Philosophen-Thesis unmittelbar die pantheistische Lehre des Xenophanes von Colophon, des Democritus, des Epicur, des Straton und bemerkt dann boshaft am Ende: „Ceci est donc une nouveauté philosophique qui date de vingt-cinq siécles.“

Die ganze Kraft seiner Beredtsamkeit concentrirt Hr. P. auf die Schlußcapitel des zweyten Bandes, in welchen von den Kreuzzügen und ihren Folgen, von der gegenwärtigen Politik des Orients, von Bonaparte, von Mohammed Ali, von englischer Monstrosität, von der künftigen Theilung der Türkey, von Gerechtsamen, Aussichten und Prätensionen der Franzosen, von einem Königreich Palästina, von der russischen Allianz, von der Universal-Monarchie und der Evangeliums-Civilisation und endlich von den Irrthümern der Diplomaten gehandelt wird.

Wenn man Hrn. P. auch nicht durchaus unbedingt zugesteht, daß sich unter dem Einfluße des von Judäa ausgegangenen Christenthums eigentlich das französische Volk als erste christliche Nation con-

stituirte, so kann man doch nicht läugnen, daß dem Islam gegenüber als weltliche Erscheinung das Christenthum selbst vorzugsweise „fränkisch“ ist. Franke und europäischer Christ sind im Orient heute noch Synonyma. Hr. P. ist auch ein starker Logiker. „Wir Franzosen, sagt er, haben einst den ganzen Occident nach Palästina gewälzt; Franzosen sind auf Davids Thron gesessen; in Jerusalem hat man einst französisch gesprochen; französische Sitte, französisches Gold und Blut waren über ganz Judäa verbreitet; Ergo gehört Palästina eigentlich den Franzosen und muß ihnen — wenn sie es noch nicht besitzen — Kraft alter Erinnerungen und alten Ruhmes am Ende noch in die Hände fallen.“ Jedoch sieht Hr. P. wohl ein, Palästina geradezu mit Frankreich vereinigen, wie neulich O Taheiti und früher die Küsten der Berberey könnte gefährlich seyn und Widerspruch erregen. Deswegen will Hr. P., daß man Palästina unter Schirmvogtey sämmtlicher Groß-Potentaten des Occidents stelle und zu einem neutralen Königreiche erhebe wie Belgien und Griechenland. Die Initiative zu dieser glorreichen neuen Schöpfung gebühre ohne alle Einrede gleichsam von Rechtswegen Frankreich, welches ohnehin seit 600 Jahren die einflußreichste Macht im Orient war und im christlichen Jerusalem als solche natürlich den ersten Rang anzusprechen hätte. Repräsentanten könnten übrigens auch die andern Nationen Europa's daselbst unterhalten. Die 150,000 Maroniten des Libanon mit allem Küstenlande von Gaza bis Antiochia schlägt Hr. P. auch zum künftigen Frankreich-Jerusalem und rechnet auf zahlreiche Einwanderungen aus Europa und folglich auf großen Flor seiner projectirten Schöpfung. Sollten die Cabinette in diese Vorschläge eingehen, sey er bereit über besagte Materie eine besondere Denkschrift vorzulegen. Weil Hr. P. ein paar Monate in Jerusalem gewesen ist und nachher im schnellen Fluge auch das übrige Syrien bereist und in seiner „Correspondenz“ beschrieben hat, glaubt er sich in herkömmlicher Weise der Aufgabe, jene Länder staatlich einzurichten und in das politische Räderwerk des Abendlandes einzufügen, vollkommen gewachsen. Dieses Staaten-Organisirungsfieber ist eine eigenthümliche Erscheinung unter den Reisenden neuerer Zeit. Jeder Ferien-Tourist hält sich für einen

Gesetzgeber wie sich jeder Jambenschmied gerne für einen großen Dichter hält.

Aber England, der „fürchterliche Weltgeier der Politik,“ hat seine Krallen bereits auf dem Libanon, am Nil, am Erythräischen Meere, am Indischen Ocean eingeschlagen und beutet das Universum in krämerhaftem Sinne zu seinem Privatvortheile aus. Gegen diese monströse Entwicklung brittischer Macht fordere die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes, die nur den Franzosen wahrhaft am Herzen liege, zu kräftigem Widerstande auf. „Leget England den Hemmschuh an, oder die Civilisation geht unter!“ Dieses große Ziel könne aber nur durch eine enge Verbindung zwischen Frankreich und Rußland errungen werden. Rußland sey zwar ein Koloß, aber es hat den Genius Frankreichs nöthig um die auferlegte Bestimmung zu erfüllen, wie seinerseits auch letzteres den mächtigen Beystand Rußlands brauche, um den „Erbfeind“ niederzuwerfen, dessen Ruhm nothwendig seine (Frankreichs) Erniedrigung sey. So nebenher und gleichsam unter Leitung und Bevormundung dürfe auch Oesterreich einige Streiche auf das fallende Türkenthum thun und zur Aufrechthaltung evangelischer Gesittung mitwirken. Hauptacteure aber im Drama der neueren Zeit seyen und bleiben ohne Widerrede die Franzosen und die Russen. Aus der Concurrenz dieser beyden Weltfactoren gehe die „moralische“ Einheit des Erdbodens, Triumph und Herrschaft der christlichen Gesittung hervor.

Was etwa wir übrige Deutsche bey der großen Operation zu thun haben, sagt Hr. P. nirgend. Uns betrachtet er, wie es scheint, nur als Zugabe, als Dünger, als Leute, denen es gar nicht einfallen könnte, auch einmal etwas bedeuten zu wollen. Fromm und gelehrt wie Hr. P. sind wir freylich: ob wir auch patriotisch wie Hr. P. und seine Meynungsgenossen seyen, weiß ich nicht.

Contemni turpe est, legem dare superbum.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. May.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

The glory and shame of England etc.

(Fortsetzung.)

Die Eisenarbeiten beschäftigen an 350,000 Menschen; nur die 400 Hochöfen an 75,000 Menschen. Eine Million Menschen mögen hiebey ihre Subsistenz finden — das traurigste Loos haben aber überall die Kinder. Findet ein Vater Beschäftigung im Arbeitshause, so verliert er sein Recht über seine Kinder, die der Anordnung der Kirchspielobern verfallen und in Fabriken in die Lehre gegeben werden. — Dadurch fehlt es nie an jungen Arbeitern in den größern Fabrikstädten, weil die vorhandene Generation stets für Nachwuchs sorgt. In den neueren Manufakturstädten aber muß die jüngere Generation erst dazu geworben und gezogen werden, weßhalb es daselbst eigene Weiber giebt, welche den Aeltern ihre Kinder für die Fabriken abschwätzen.

Der Verf. bringt nun einige Berichte über den Befund von Kindern in Fabriken. Sie überstiegen alles Glauben, wären sie nicht officiel und auf das Beste beglaubigt. Die Härte der Behandlung erinnert an Diodors Beschreibung der ägyptischen Bergwerke. Die ergreifendste Schilderung ist aber unstreitig die des Zustandes der sogenannten Scavengers, Kinder unter zehn Jahren, welche die Maschinen rein erhalten müssen.

Von der Beschreibung dieser Verhältnisse geht der Verf. über auf die Erforschung der Ursachen derselben, und der Mittel ihnen abzuhelfen. Er nimmt, in Bezug auf die Maßregeln der englischen Legislatur, die Kinder aus diesen Drangsalen zu befreyen, keinen Anstand, zu sagen, es sey unmöglich, daß das Gesetz, das Abhülfe bringen sollte, beobachtet werde. Diese selbst sey geradezu unstatthaft zu nennen, so lange die Kornge-setze existirten, welche ein Drittheil des Arbeitslohnes den Arbeitern entziehen. Die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse kosten in Folge der Brodtaxe in England nochmal so viel als auf dem Continent oder in den vereinigten Staaten. Hievon zieht aber die Regierung keinen Vortheil, sondern dieser kommt der Landaristokratie zu Gute. Zu diesen schweren Lasten gesellt sich dann noch die Kirchensteuer, die sie entrichten müssen, während sie in Opposition mit dem Princip derselben stehen. Der Verf. führt die Worte Lord Brougham's an: ein Engländer ist besteuert für alles, was in seinen Mund eingeht, seinen Rücken bedeckt, unter seine Füße gestellt ist, was ihm zu sehen, zu hören, zu riechen, zu schmecken, zu betasten gefällt. — Besteuert sind Wärme, Licht und Bewegung, alles auf der Erde, im Wasser und unter der Erde, alles was von der Fremde kömmt oder in der Heimath entsteht, jeder Rohstoff und jedes Fabrikat daraus, das Geschicklichkeit und Erfindungsgabe hervorbringen können, alle Saucen, welche seinen Appetit würzen, alle Arzneyen, die seine Gesundheit herstellen, der Hermelin, der den Richter ziert und der Strick, mit dem der Verbrecher aufgeknüpft wird, die Riemen an einem Koffer und die Bänder einer Braut, im Bett oder im Bureau — couchant ou levant muß der Engländer zahlen. Der Schulknabe läßt seinen besteuerten Kräusel schnurren, die bartlose Jugend lenkt ihre besteuerten Pferde am besteuerten Zügel auf besteuertem Wege. Der sterbende Engländer giest seine Medizin, die ihm 7 Proc. ko-

stet, auf einen Löffel, der ihm auf 30 Proc. zu stehen kam, legt sich auf sein Calicobett, das er mit 22 Proc. bezahlte; macht er sein Testament, so bezahlt er die Stempel. Er stirbt in den Armen seines Arztes, der 100 Pf. St. zahlte, ihn in die andere Welt zu schaffen. Sein ganzes Vermögen wird dann von 2 bis 10 Proc. besteuert und außer den Ausgaben fur Leichenbeschau zahlt er große Taxen um an dem vergitterten Platz begraben zu werden. Seine Tugenden werden auf einem besteuerten Marmor der Nachwelt überliefert und dann kann er zu seinen Väter versammelt werden, um von nun an nicht mehr besteuert zu werden. — Die englischen Arbeiter werden dem Handelsgeiste aufgeopfert; während der Reiche und Adeliche alles hat, was er wünscht, ist der arme Mann ein Sklave. Vergebens öffnen Gesetze ihre schützenden Arme: in England sind die vorwaltenden Einflüsse stärker als die Gesetze. In England von der Freyheit des Volkes reden ist eine Insulte auf den Geist der Freyheit und den gesunden Verstand der Menschheit: in England macht nichts einen Mann frey als das Geld."

Einen angenehmen Abstand von diesen traurigen Schilderungen macht die Vergleichung amerikanischen und englischen Lebens, amerikanischer und englischer Frauen. Der Verf. räumt den letztern den Vorzug ein, nimmt aber denselben für die amerikanischen Mädchen von 15 — 20 Jahren in Anspruch. Da diese jedoch gewöhnlich heyrathen, ehe ihre Reize die vollste Entwicklung gewonnen, die Engländerinnen aber meist 5 — 6 Jahre später die Sorgen und das Glück des Ehestandes auf sich nehmen, erhalten sich die letztern besser als die ersteren. Die Stimmen der Engländerinnen sind sanfter, ihr Lachen ist Musik; sie haben einen feinen Sinn für Schicklichkeit, ohne an allem Anstand zu nehmen, wie jenes amerikanische Mädchen, das nicht ertragen konnte, daß sein Sopha Beine oder Füße habe und, damit der Anstand nicht verletzt werde, ihnen Hosen anzog.

Der zweyte Band beginnt mit der Schilderung Dickens und Campbells und geht dann auf einen Gegenstand über, der auch für uns von besonderem Interesse ist. Der Verf. zeigt nämlich, in welch hohem Grade die Bemühungen der Engländer darauf gerichtet sind, sich wie von fremder Einfuhr im Allgemeinen, so insbesondere von der nordamerikanischen zu befreyen und Zucker, Taback und Baumwolle in solcher Masse und Güte in ihren indischen Besitzungen zu pflanzen, daß nicht nur ihr eigener Bedarf dadurch gedeckt werde, sondern sie selbst auch andere Länder damit versehen können. Seit Macauley berechnet, daß Indien das Pfund Zucker zu einem Penny liefern könne, hat sich die Produktion desselben in Indien so vermehrt, daß im Jahre 1841 an 2 Mill. Centner indischen Zuckers in England eingeführt wurden. Der Verf. kann seinen Landsleuten die Gefahr nicht verheimlichen, die dem nordamerikanischen Handel dadurch droht, daß auch in den übrigen Zweigen der bisherigen Ausfuhr nach England eine ähnliche Veränderung eingetreten ist. Bald würden die 7 Mill. Pf. St., welche bisher den Baumwollpflanzern im Süden der vereinigten Staaten zugeflossen, englischen Speculanten in Indien zukommen. Die Regierung hat zwölf amerikanische Pflanzer zu bewegen gewußt, nach Indien auszuwandern und dort Baumwolle zu pflanzen. Amerikanische Kaufleute in Indien haben sich sogleich auf diesen neuen Erwerbszweig geworfen und die Mitglieder der Gesellschaft für Aufhebung der Sklaverey suchten gleichfalls mit nicht minderem Eifer die Baumwollencultur in Indien zu befördern, um damit der Sklaverey in Nordamerika den Todesstoß beyzubringen. Da England bisher 318 Mill. Pf. Baumw. Sklavenarbeit jährlich bedurfte und nur 45 Mill. Pf. freye Arbeit bezog, so liegt klar am Tage, wie richtig jene Gesellschaft nicht bloß ihr eigenes Interesse, sondern auch das des gesammten englischen Handels aufzufassen verstand. Nicht fünf Jahre lang, glaubt ein amerikanisches Journal, können sich die Sklavenbesitzer ohne ihren großen Baumwollenhandel erhalten. Der Verf. geräth hier in eine eigene Lage. Seinen Grundsätzen gemäß ist er selbst für die Emancipation der Sklaven. Das Interesse seines Vaterlandes verlangt aber, daß er gegen England sey, das die Abschaffung der Sklaverey betreibt. Er hilft sich, indem er zu beweisen sucht, daß England zu Hause an seinen Arbeitern, in Indien an den Hindus eine ärgere Sklaverey ausübe, als Amerika an den Schwarzen. Daß England mit der Sklavenemancipation auch

noch andere Zwecke verfolgt, beweis't, wenn man es nicht schon wüßte, der Verf. auch dadurch, daß unter den verschiedensten Parteyen mit einem Male in diesem einen Punkte die größte Einigkeit herrscht. Er selbst sieht sich aber zuletzt doch gedrungen, seinen Landsleuten zu rathen, gleichfalls zur Sklavenemancipation ihre Zuflucht zu nehmen und zwar schon aus dem Grunde, weil die Arbeit eines emancipirten Negers wohlfeiler komme, als die eines Sklaven. Der ganze nächste Brief ist dem Zustande von Indien gewidmet. Er schildert die Regierung, die Art und Weise der Besitznahme des Landes, die Folgen des Regierungssystemes auf dasselbe, das seine Besieger und Unterdrücker mit dem eigenen Erwerbe nähren muß, ohne daß es dafür Freyheit, Gerechtigkeit, Wohlstand zu erlangen vermöchte, oder auch nur vor den Qualen des Hungers sicher gestellt zu seyn, dessen furchtbare Noth die Aeltern zum Verkaufe ihrer Kinder zwingt. Die Sklaverey des Islams und der Hindu ward durch die englischen Gesetze sanctionirt und damit noch besonders die Erniedrigung des größeren Theiles der Bevölkerung, der Frauen vollendet. Auch die Rechtslosigkeit der Angloindus erwähnt der Verf. ohne jedoch die Frage, was aus diesen werden kann, näher zu erörtern. Dafür wirft er jedoch die, in neuester Zeit von Wisemann sattsam beantwortete auf, was das christliche England für das heidnische Indien gethan habe. Nachdem er zuerst die Bemühungen der verschiedenen protestantischen Confessionen zur Bekehrung der Hindus erwähnt, führt er 3 Gründe an, warum der Einfluß dieser Missionen geschwächt wurde. Erstens habe die ostindische Compagnie den Missionären nicht nur keine Unterstützung gereicht, sondern sich denselben geradezu entgegen gesetzt. Die ängstliche Sorge für die Ruhe der Colonien läßt alle Sorge für das Christenthum in den Hintergrund treten. Zweytens sey das Regierungssystem Englands in Indien von der Art, daß es unmöglich die Eingebornen einladen könne, eine Religion anzunehmen, deren Bekenner sich so schreyende Ungerechtigkeiten erlaubten. Ein drittes Hinderniß — nicht bloß in Bezug auf Indien, sondern auf alle Theile der heidnischen Welt — liegt in dem Sectenwesen der Missionäre. „Es existirt, setzt der Verf. hinzu, (and J speak of it with the greatest pain) weniger Sectenwesen unter den Missionären selbst, als unter denjenigen, welche sie aussandten und zum Beweise dafür dürfen wir nur auf Großbritannien und Amerika blicken, die Hunderte von Secten aufzählen und ihre Controversen, Streitigkeiten und Feindseligkeiten durchgehen. Auch sind die Missionäre nichts weniger als frey von diesem unheiligen Geiste und die Heiden nicht so blind, daß sie nicht sehen, in welchem Widerspruche mit den Vorschriften Christi die Existenz von Secten ist. Christus erklärte, daß ein in sich getheiltes Reich nicht bestehen könne."

Der Verf. schildert nun die Eifersucht und Feindschaft der amerikanischen Wiedertäufer gegen die Hochkirche und die Folgen derselben — Rücktritt Halbbekehrter in das Heidenthum. „Die Baptistenkirche in Amerika trennte sich nach bittern Klagen von der amerikanischen Bibelgesellschaft, weil diese nicht eine neue Bibelausgabe drucken lassen und jene Stellen ändern wollte, welche von der Taufe handeln. Andrerseits läugnet die englische Kirche die Gültigkeit aller Ordinationen der übrigen Confessionen — der Heide sieht es und bleibt desto beharrlicher bey seinen Götzen. Kann man erwarten, daß die Heiden an einer Religion etwas Schönes oder Göttliches finden, welche durch die Ausübung ihrer Bekenner ihnen erscheinen muß als die ärgsten Verbrechen und Mißbräuche sanctionirend? Christus befahl seinen Jüngern ihre Feinde zu lieben und die Christen führen zerstörende Kriege. Er erklärte, alle Seelen seyen sein und Christen handeln damit nicht weniger als heidnische Nationen. Die Bibel erklärt, kein Trunkenbold komme in das Himmelreich und die Unmäßigkeit kostet England und Amerika jedes Jahr einige Millionen. Doch es ist unnöthig die Fehler der Christenheit aufzuzählen und ich würde auf diesen Gegenstand gar nicht gekommen seyn, wenn nicht um den langsamen Fortgang des Christenthums in Indien zu zeigen."

Es wird den Leser nicht wundern, wenn die englische Ausgabe diese Darstellung mit einer Note begleitet, worin der übertreibende Ton des Verf. getadelt wird. Es mag freylich Manchem bitter seyn, die Wahrheit in diesem Gewande zu verneh-

men, allein man darf nicht vergessen, daß sie, wenn auch von einem Amerikaner, doch von einem Manne stammt, welcher sich in vielen Stellen als ein durchaus rechtlicher Mann, ein eifriger und gläubiger Protestant erweist.

Von den ernsten Angelegenheiten Indiens hinweg führt der Verf. den Leser auf die Almaks, jene glänzenden Bälle der ausgesuchtesten fashionablen Gesellschaft, die sich herzudrängt, ihren stolzen Nacken vor den ladies patronesses zu beugen. Als Gegenstück zu dieser Scene des Luxus und der Mode erzählt er sodann ein Abenteuer in einem Omnibus, das die gräßliche Tiefe menschlichen Elendes aufdeckt. Dann kommt er auf die großen Helden der Reform der englischen Verfassung zu sprechen, Lord Brougham und OConnell. Beyde große Redner und Staatsmänner werden mit so lebhaften Farben geschildert, daß wir schon der schönen Darstellung wegen diese Briefe allgemein empfehlen zu dürfen glauben. Von Brougham spricht der Verfasser wie von einer vergangenen Größe. „Es ist die allgemeine Meynung derjenigen, mit welchen ich sprach und die eine hinlänglich gute Kenntniß von diesen Dingen zu haben schienen, daß Brougham seine Principien der Pairswürde aufgeopfert hat.“ Eine Scene aus seinem Leben wird mitgetheilt, wie er im Jahre 1823 Canning im Parlamente angriff und durch das Gewicht seiner Beredsamkeit zu Boden schlug — man kann sie den schönsten Schlachtbeschreibungen an die Seite setzen. Und dennoch „war Lord Brougham der größte Mann seiner Zeit,“ er ist es dem Verf. nicht mehr.

OConnell wird eingeführt, wie er im Begriffe stand, Irland zu verlassen, um zum ersten Male seinen Sitz in dem Parlamente einzunehmen. Er stand damals auf dem Scheitelpunkte seines Lebens, unterzog sich aber wie noch gegenwärtig den größten Anstrengungen, so daß er in 4 Tagen 17 öffentliche Reden an das Volk hielt. Sein thaten- und leidenvolles Leben wird schnell durchgangen, die Elasticität seines Geistes, die Großartigkeit seines Gemüthes beschrieben und endlich der Redner selbst, wie er in einem erlesenen Meeting erschien, dem der Herzog von Susser präsidirte und der Verf. beywohnte. Schlüßlich theilt der Verf. noch einen Auszug aus der Declaration der Beschwerden des irischen Volkes und von der Rede mit, die OConnell in Dublin hielt, als er nach der Niederlage im Parlamente über die Repealfrage in Dublin erklärte, seine Verbindung mit den Whigs sey zu Ende gekommen. Beyde sind anerkannte Meisterstücke.

In den letzten Briefen kommt der Verf. auf die Korngesetze zu sprechen. Er schildert wie die Sperre der Einfuhr fremden Korns im Jahre 1815 zum Theile mit Hülfe der bewaffneten Macht durchgesetzt, im Jahre 1828 bereits eine Modification eingeführt ward und durchgeht dann die Folgen dieser Gesetze. Daß sie den Preis des Korns verdoppelten und ein fast unglaubliches Elend erzeugten, kann man als bekannt voraussetzen; weniger jedoch, daß vor allem die Moralität des weiblichen Geschlechtes dadurch entsetzlich leidet und die Hingebung an Schande und Unzucht für Tausende in England ein Akt der Nothwendigkeit, der Selbsterhaltung ist. Der Verf. hat eine Beyspielsammlung seinem Briefe einverleibt, die fast grauenvoll ist und beweist, wie er menschliches Elend an seinem Hauptsitze aufgesucht habe. Die Anzahl der Personen, welche aus Mangel an Nahrungsmitteln jährlich in England sterben, ist nach der Aussage von Aerzten höchst bedeutend. Die Anzahl der Verbrechen häuft sich mit dem Steigen der Armuth. Mit Recht sagt der Verf.: „England beabsichtigt der Welt das Evangelium zu bringen (evangelize) und dieß, während das eigene Volk in einem Zustande politischer Herabwürdigung, physischer und moralischer Auflösung sich befindet. Werden aber, wo man um Brod schreyt, die Doctrinen der Bibel gehört werden?“ Die große Unzufriedenheit der niedern Classen ist eine von den Folgen jener Gesetze, während sie einerseits die arbeitende Bevölkerung zu Grunde richten, lähmen sie andererseits die Regierung und untergraben zugleich die Handels- und Fabrikenblüthe.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. May.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Von Dr. Ludwig Roß. Zweyter Band. S. VIII und 1 — 195. Stuttgart und Tübingen bey Cotta. 1843.

Herr Dr. Roß — das sehe ich voraus — wird unter Kunstrichtern, Archäologen und Grammatikern vielleicht in kurzer Zeit ein Vielen beschwerliches und lästiges Ansehen erlangen. Schon verwichenes Jahr, als Ref. in Athen die persönliche Bekanntschaft dieses bedeutenden Gelehrten zu machen die Gelegenheit hatte und mehr als eine sinnvolle Bemerkung über griechische Volkssprache, über alte Kunst, über Sitte und Charakter der Bewohner von Hellas vernahm, meynte er, man dürfe den Griechen zu einem solchen Vertreter ihrer jungen literarischen Interessen nur Glück wünschen und jedenfalls Resultate von Belang erwarten. Hr. R. — was nicht bey allen Hellasreisenden der Fall ist — hat sich in Archäologie und Grammatik den Höhepunkt abendländischer Wissenschaft vollständig angeeignet und argumentirt über Cannellure (Hohlstreifen) der Säulen mit derselben Sicherheit wie über das äolische Digamma und das Uralte im Etymon der vulgären Dialecte. Philologen aber, wenn sie guten Geschmack und Eleganz der Rede besitzen und neben der Sache auch über die Form gebieten, sind bey den Deutschen allezeit in Ansehen gestanden. Hoffentlich nimmt man es Referenten nicht übel, wenn er sich in Reisewerken auf byzantinischem Gebiete auch zu Zeiten ein Urtheil erlaubt und sogar das Meiste dieser Gattung gelesen haben will. Zwar ist Hr. R. in einem der wesentlichsten Elemente neugriechischen Volkslebens sein entschiedener Gegner und hat auch bey früheren Gelegenheiten im Widerstreit mit gewissen historischen Deductionen die Lauge nicht gespart. Aber Männer von Geist und tüchtigem Wissen sind als Widersacher eben so achtbar wie sie als Bundesgenossen nützlich sind.

Wie mangelhafte und oft verkehrte Begriffe man über griechische Zustände bis auf die jüngste Zeit in Deutschland hatte, griff man wie vom Instinkt getrieben doch immer nach Sittenmalern wie Steub und nach Periegeten wie Ulrichs und Roß. Wer möchte aber auch noch Greverus u. A. lesen? Ja man darf beynahe fragen, wer in Deutschland überhaupt etwas von der Osthälfte Europa's hören, vielweniger kaufen und lesen will? Die Bemerkung mag noch so peinlich und für unsern Patriotismus noch so beschämend seyn, man blickt bey uns immer nach Westen — in Literatur, Kunst und Lectüre nicht weniger als in Lösung socialer Probleme. Ponsard's Name kaum genannt, fliegt schon durch Germanien,

arrectis auribus adstant.

Von Sutzo, Kryllow und Puschkin wollen wir nichts hören, wenn sie auch noch so schöne Verse schreiben; je wärmer der Hauch ihres Liedes, desto kälter und verschlossener wird abendländisches Gemüth. Das Factum ist nicht zu läugnen, aber wer wagt es den Grund zu sagen? Man hat durch erkünstelten Enthusiasmus und falsche Bewunderung nicht vorhandener Dinge nachzuhelfen und Getrenntes durch geistige Bänder zu vereinen gesucht, aber der Erfolg hat den Absichten noch nicht vollständig entsprochen. „Es war dieß" — schreibt Dr. Roß S. 31 — „einer der vielen hundert vergeb-

lichen Ritte, die ich, durch den Namen eines Paläokastron oder durch irrige Angaben getäuscht, in Griechenland schon gemacht habe; der Reisende muß oft selbst mit negativen Resultaten zufrieden seyn, wenn sie nur zuverläßig sind.“ Mit diesen Worten hat Dr. Roß, ohne es eigentlich zu beabsichtigen, das wahre Contrefey jener Zustände entworfen: „Es ist nichts mehr da,“ „Wir haben einen vergeblichen Ritt gemacht!“ Gegen Fatum und Realität ist vernünftiger Weise nicht zu kämpfen. Jetzt beginnt mit dem zweyten Cyclus neugriechischen Lebens eine Periode neuer Schöpfungen und neuer Hoffnungen, deren Umrisse uns noch ein Geheimniß sind. Nicht neue Ideen in die Gemüther hineinlegen soll der Literat, sondern was dunkel und verworren gährt, soll er in lichtvolle Gestalten bringen und der Zeit im Spiegel ihre eigenen Gedanken und Empfindungen anschaulich machen. In diese Kategorie stelle ich Dr. Roß und sein Buch. Aber eben weil Dr. R., ohne Enthusiast zu seyn, im Princip dem strictesten Hellenismus huldiget, kann sein Urtheil nicht verletzend und mein Lob nicht verdächtig seyn.

Wenn ein Buch Alles über denselben Gegenstand bisher Geschriebene vollkommen überflüssig macht, hat es dem lernbegierigen Publikum einen großen Dienst erwiesen, sich selbst aber eine lange Zukunft bereitet. Wunder ist es freylich keines, wenn Hr. Roß so Tüchtiges und Umfassendes leistete; er hatte ja alle physischen und geistigen Erfordernisse für sich: man stellte den königlichen Kutter „Leon“ zu seiner Verfügung, wie die englische Regierung „Erebus“ und „Terror“ dem Namensvetter des Dr. R. für seine arktischen Entdeckungsfahrten überließ. Wind, Welle und eigener Wille waren für ihn allein Gesetz.

Einer Windstille am Cap Sunium müssen wir eine beredte Abhandlung über Säulenordnung überhaupt und ihre Hohlstreifen insbesondere verdanken. Die ägyptischen Säulentempel zu Medinet-Habu, Kum-Ombos und Kalapsche in Nubien — alte Erinnerungen des Berichterstatters — werden nach Champollion und Lepsius als Substrat neuer Thesen und correcterer Ansichten untergelegt und zugleich die Autorität der uralten durch historische Skepsis aus Hellas verbannten Aegyptercolonieen des Inachus, Danaos, Kekrops mit Wärme und mit Gründen vertheidiget. Dagegen ist die Insel Helena freylich öde und weiß man von Prasiä und seinem Torso am attischen Festland wenig; aber bey Karystos auf Euböa sahen sie im Vorüberschiffen deutlich die Baumpflanzungen und bey Gavrion auf Andros den alten Thurm aus Schieferquadern, durch dessen Schießscharten der Sachse Fiedler die Hellenen im zwölften Jahrhundert nach Chr. mit Flinten und Hakenbüchsen feuern läßt. Auf den deutlich erkennbaren Ruinen von Alt-Andros wird bey Veranlassung einer Grabstatue über „aristokratische Heroisirung“ theurer Anverwandten im Dorischen Theil von Althellas Belehrendes gesagt und zugleich den Archäologen, die in solchen idealgehaltenen Porträtbildungen Götterbilder zu sehen lieben, ein Tüchtiges versetzt. Allein Ruinen von einem „monumentalen Character“ seyen auch da nicht zu finden. Doch bemerkten die Wanderer, daß der ganze Norden der Insel Andros mit den Hauptdörfern Amolochos und Arna von Albanesen bewohnt ist, und daß diese Albanesen hauptsächlich die Seeleute für die aufblühende Marine der Andrier liefern. Hermupolis, die neue Hafenstadt auf Syra, fand Hr. R. seit dem ersten Besuche an Luxus, Eleganz, Geschmack in Architectur, an Häuserzahl und Unterricht bedeutend vorgerückt, 2000 Schüler und 14000 Einwohner fand er in der blühenden Handelsstadt. Während der Sonnenglut ritten sie durch das steinige Eiland und ruderten Abends beym Mondschein wieder zum Hafen hinaus gegen Mykonos hinüber, wo etwa 5000 Griechen wohnen, die Gerste, Wein und Feigen ziehen, im Ganzen 60,000 Drachmen Abgaben entrichten, und viele Eidechsen, aber durchaus keine Antiquitäten auf ihrer Insel haben. Man redete zwar von einer interessanten Ruine, die ein berühmter reisender Archäolog — Gott weiß wen man damit meynte — für einen phönikischen Tempel erklärt haben sollte. Aber am Ende fand sich nichts als die Ruine eines alten hellenischen Wartthurms, wie man sie überall auf griechischen Küsten, des ägäischen und schwarzen Meeres, namentlich auf dem Eilande unweit Kerasunt in Colchis findet. Vor der Abreise examinirten die beyden Wanderer in weissen Jacken und mit aufgeknöpftem Halstuch noch

die helleniſchen Schüler und gelangten unter dem Hauche eines friſchen Nordwindes in drey Stunden nach Poros, flogen ohne viel Aufenthalt durch den Canal von Naxos zur wüſten Inſel Raklia (Herakleia) bey Amorgos, kauften und aſſen ein Schaf, ſegelten nach Schinuſſa, wo Ochſen und Eſel auf der Tenne das Kloſtergetreide austraten und die Windhunde der neu angeſiedelten Mönche alle Haſen zerriſſen hatten. Von Kufoniſi, Keros und Antikeria, weil ohne alle archäologiſche Ausbeute, wird wenig geſagt, von Amorgos aber, wo ſie ſechs Tage blieben und Ruinen fanden, weitläufig gehandelt. Zeichnungen und Croquis fehlen an keiner ſchicklichen Stelle. Beſonderes Vergnügen machte Hrn. R. die Furchtloſigkeit der Amorgioten vor der Conſkription. „Der Junge wird die Welt ſehen und Ordnung lernen," ſagte der alte Vater auf die Nachricht, daß ſein Sohn in Syros Dienſt genommen habe, „er hat es beſſer in des Königs Dienſt, wo er Waizenbrod und Fleiſch ißt, als hier bey Gerſtenbrod und Zwiebeln." Auch auf Andros rühmten es die Bauern, daß ſie ihre nach zweyjährigem Dienſte auf Urlaub kommenden Söhne nicht wieder erkannt hätten: nicht allein wegen der fremdartigen Tracht, ſondern weil ſie ſo reinlich, ſo rund und roth und wohlgenährt ausgeſehen.

Das Eiland Aſtypaläa, wohin ſie der Nordwind von Amorgos trieb, gehört zum größten Verdruſſe der Periegeten ſchon zur Türkey und zahlt ſeinen Tribut nach Rhodos. Man kann wohl denken, daß den Diplomaten über ihre Theilungskünſte mit Schärfe der Text geleſen wird. Es leben zwar nur 1500 Menſchen auf Aſtypaläa, das ſich unter türkiſcher Oberhoheit ſelbſt regiert und bey einer jährlichen Einnahme von 700 Thalern aus Zehnten und Zöllen nur die geringe Summe von 400 Thalern an den Sultan als Tribut bezahlt. Die Gemeindebehörde iſt ganz unabhängig und wird jährlich in der Volksverſammlung ohne lange Procedur durch Acclamation gewählt. Die Abſtimmung über jeden Einzelnen iſt durch Ja oder Nein entſchieden, und der ganze Wahlact dauert nicht ſo viele Stunden als bey uns, ſagt Hr. Roß, Tage und Wochen. Auch Rechtsfälle, Civil- und Polizeyſachen, werden von dem Gemeinderath entſchieden; doch ſteht die Appellation nach Rhodos offen und werden wichtigere Criminalfälle, die freylich ſelten vorkommen, freywillig vor die türkiſche Behörde gebracht. Ueber den Hatti-Scherif von Gülhane lachten die Aſtypaläotiſchen Griechen den fragenden Profeſſor aus, und der Sohn des Gaſtfreundes erzählte, er habe zu Rhodos ein Exemplar der amtlichen griechiſchen Ueberſetzung gekauft, aber die Mitglieder des Gemeinderathes, denen er es eingehändigt, hätten das Document zerriſſen, weil ſie meynten, eine ſolche Narrenpoſſe (μασκαραλίκι) ſey zu nichts zu brauchen. Urtheile man, was erſt die Mohammedaner von dieſem „Maskarlik" denken mußten!

Gleich andern Inſeln des ägäiſchen Meeres war Aſtypaläa lange menſchenleer und die heutige Bevölkerung datirt erſt vom Jahre 1413 unſerer Zeitrechnung, wo ſie der edle Venetianer Johann Quirino auf dem öden Boden anſiedelte und zu ihrem Schutze das noch beſtehende Caſtell mit Wohnhäuſern und Capelle erbaute. Welcher Nation aber die neuen Coloniſten angehörten, ſagt die Inſchrift der Capelle nicht, aber die Tracht der Frauen redet deſto deutlicher, da ſie ganz von den Weibertrachten der benachbarten Inſeln abweicht und an die Bäuerinnen der rumeliotiſchen Gebirge und die Albaneſerinnen erinnert: ein langes auf die Knöchel reichendes Hemde aus weißem Baumwollenzeuge, mit buntgeſtickten Nähten und mit langen weißen Aermeln, die über der Schulter ganz auf antike Weiſe aufgeſteckt werden. Das iſt, wie Sie ſehen, albaneſiſche National-Toilette. Im 15ten Jahrhundert waren aber die Albaneſen allgemeines Reſtaurationsmateriale griechiſcher Inſeln und griechiſchen Continents, wie es 600 — 1000 Jahre früher ein anderes Volk geweſen iſt, welches man nur zu nennen braucht, um die Deutſchen zu erzürnen. Hr. R. weiß das natürlich ſo gut wie andere, aber Hr. R. iſt behutſam und in ſolchen Dingen entſchieden orthodox. Weil man auf Aſtypaläa wie auf dem nahen Amorgos ſtatt des ſyllabiſchen Augmentes ε das lange η braucht und gleichfalls χ wie ſch ausſpricht, ſo zeuge dieſer Umſtand entſchiedener für autochthone Abſtammung der heutigen Inſulaner als die erwähnte Tracht der Frauen dagegen ſpreche. Hr. R. iſt aber ein durchaus redlicher

Perieget und bemerkt ausdrücklich, daß der Landungsplatz Maltezána heisse. Maltezána ist aber ein bey Albanesen übliches Wort und hat nichts mit maltesischen Corsaren zu thun, auf welche es der gelehrte Wanderer bezieht. Vermuthlich haben die Weiber von Astypaläa außer ihrem langen Albanesenhemde unter sich auch noch albanesische Ausdrücke und Phrasen bewahrt, wie sie zu Turnovo in Thessalien das Slavische noch immer nicht ganz vergessen haben. Die Astypaläoten sind höchst wahrscheinlich Albanesischer Herkunft, wenn sie auch ἔσχω statt ἔχω und ἤγραφα statt ἔγραφα sprechen und das Albanesische mitten unter griechisch Redenden ganz verloren haben. Wenn sie auch Hr. R. in diesem Stücke öffentlich vertheidigt, haben sie es privatim doch bey ihm verdorben, weil sie dem Gaste wenig zu essen und „unverzeihlich sauren“ Wein zu trinken gaben. Solche Mängel verzeiht ein Deutscher nie, wie philosophisch und präceptormäßig gelehrt er immer seyn mag.

(Schluß folgt.)

The glory and shame of England etc.

(Schluß.)

England, das in 50 Jahren seine Bevölkerung verdoppelte, ist aus einem Agriculturlande ein Fabrikland geworden, und kann seine Bevölkerung nicht mehr vom Ertrage des Bodens nähren. Allein indem es nach dem Monopole des Handels griff, begieng es eine solche Reihe von Ungerechtigkeiten, daß es sich mehr und mehr von dem ausschließlichen Markte verdrängt sehen muß. Jetzt muß es mit seinem Golde fremdes Korn kaufen, ja im Jahre 1839 wurden hiezu 8 Mill. nur aus der Bank werwendet und im Ganzen um 20 Mill. mehr für Brod ausgegeben, als im Jahre 1835.

Der Verf., welcher, wohl aus Unbekanntschaft, eine entschiedene Abneigung gegen alles Katholische zu haben scheint, führt hier den Bericht eines katholischen Geistlichen aus der Umgebung von Manchester an, dem zufolge von 25000 Katholiken, die seiner Seelsorge anvertraut waren, „wenigstens die Hälfte Hungers starb.“ Ja als dieser einst zu einer sterbenden Wittwe gerufen ward, erschienen auf seine Frage, ob sie allein sey, mit einem Male mehrere Köpfe aus großen Säcken. Es waren ihre Kinder, die aus Mangel an Bekleidung sich in Säcke voll Hobelspähne gesteckt hatten. Daher läßt sich die Aufregung erklären, welche im ganzen Lande in Betreff der Kornfrage stattfindet und die Nation so beschäftigt, daß auf einen Artikel über andere Dinge wenigstens 10 über die Korngesetzgebung kamen. Daher aber auch zugleich die Reife des Urtheils, die entschiedene und gemessene Haltung des Volkes, weil alle Punkte des Für und Wider öffentlich, wiederholt und bis in die geringsten Einzelnheiten discutirt werden und die Besprechung und Entscheidung der wichtigsten Nationalsache nicht der Intelligenz einer bevorzugten Kaste anheimgegeben ist.

Es ist natürlich, daß wenn der Verf. zum Schlusse seine Bemerkungen über England zusammenfaßt, er einem Staate nur ein bedingtes Lob zu ertheilen vermag, „welcher, während die Nation gegen Außen Macht und Ansehen erlangt, sie zu Hause dem Elende Preis giebt; wo eine Aristokratie in allen Lüsten schwelgt, während der Mittelstand um seine Rechte, die niederen Classen um Brod schreyen. Nur ein schwaches Band hält ihre Provinzen zusammen; die Zweige ihrer Macht sind für den heimischen Stamm zu groß geworden und das Herz des Reiches kann einst stille stehen, während eine entfernte Besitzung sich noch in voller Blüthe befindet.“

H.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. May.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Von Dr. Ludwig Roß ꝛc:

(Schluß.)

Daß Nisyros, wohin sie von der ärmlichen Kost der Astypaläer segelten, ein erloschener Vulkan und aus Lavinen von Asche, Bimsstein und Strömen glühender Lava gebildet sey, sieht auch ein Laie in der Geologie. Das Eiland ist eigentlich nur der äußere Kreis des eingestürzten Kraters, ein ringförmiges Gebirge, das kaum zwey Wegstunden im Durchmesser hat. Der Pik, ehe er in sich zusammenbrach, muß nach gemeiner Schätzung wenigstens vier- bis fünftausend Fuß Höhe gehabt haben, da die höchsten Spitzen des Kesselrandes jetzt noch über 2000 Fuß messen. Denke man sich das großartige Schauspiel, wie die Cykladen und Sporaden noch lebendige Feuerberge waren, oder in gewaltigen Erschütterungen des Erdkerns aus der Tiefe heraufstiegen. Zur Zeit des Trojanischen Krieges war der furchtbare Proceß schon vollendet und Nisyros von Menschen bewohnt, aber der tiefe Kessel mitten im Hocheilande kocht heute noch Schwefel ab und heisse Dämpfe aus den zackigen Gipfeln des Kraterrandes mahnen noch an die erloschene Macht des Elementes. Wein, Mandeln und Gärbereicheln sind die vornehmsten Erträgnisse des von etwa 500 Familien bewohnten Nisyros. Auch hie und da eine Schiffsladung Schwefel bringt etwas Baarschaft in das Ländchen, welches etwa 1000 Thaler, d. i. ungefähr die Hälfte des Productenerlöses, an Tribut nach Rhodos zu erlegen hat. Die grünen Vallonea-Eichen geben, wenn man bey heiterm Wetter von Rhodos hersegelt, dem Eilande eine malerische Fernsicht. Als Führer zu den ärmlichen Resten des Alterthums diente ihnen der Didaskalos des Hauptortes. Der Mann hatte das Gymnasium von Syra und später die Schule des freidenkerischen Priesters Kairis auf Andros besucht und vielleicht manche Idee seines Meisters der Nisyrotischen Jugend eingehaucht. Und wie sich (im Herbste 1839) in Griechenland der bekannte Sturm gegen Kairis erhob, erstreckte sich die Verfolgung auch auf den armen Didaskalos von Nisyros und auf seine Schule. Der leibliche Vetter des Lehrers, der Klosterabt, war sein erbittertster Gegner und der Mann mußte sich nach Smyrna flüchten, von wo er kurz vor dem Eintreffen der beyden wandernden Professoren wieder zurückgekommen war. Um jedem Verdacht der Irrgläubigkeit von vorne herein zu begegnen, lehrt er jetzt im Vorhofe einer Madonnenkirche und aus lauter geistlichen Büchern die ersten Elemente.

Diesen Kampf zwischen dem Herkömmlichen, das sich behaupten, und dem Neuen das sich festsetzen will, fanden sie auf der Insel Kalymnos, wohin sie sich über Cnidos und Kos wandten, noch weit entschiedener und weit heftiger entbrannt. Die aufwärtsstrebende Mittelklasse, bestehend aus den wohlhabenderen Schiffern und kleinen Kaufleuten, will eine gute Schule und hat 100,000 Piaster zusammengebracht, um von den Zinsen, die jeder für seinen Antheil zahlt (10,000 Piaster), eine solche Anstalt mit den Lehrern zu unterhalten. Die Primaten aber, d. i. die aristokratischen Archonten, widersetzen sich diesem Beginnen, an ihrer Spitze der

geistliche Oberhirt, der Bischof von Leros, ein geborner Kalymnier, von dem man Hrn. Roß und seinem Begleiter eine bey dieser Veranlassung gehaltene Rede erzählte, die sich aber Dr. R. aus Scheu vor dem deutschen Publikum nicht zu übersetzen getraute und deßwegen im Original einrückte: *Τί τὰ θέλομεν τὰ γράμματα τὰ πολλά; αὐτὰ μᾶς βλάπτουσι, μὲ αὐτὰ χανόμεσθα! Ἂς πολιτευώμεθα καὶ ἡμεῖς μὲ τὸ σφογγάρι, καθὼς οἱ πατέρες μας.* *)

Wer leichtfertig ist, könnte über die Antibildungsgründe des ehrwürdigen Prälaten lachen. Aber die Sache hat eine ernsthafte Seite; der Streit ist so alt wie der Gedanke und der Besitz. Außer der Unterrichtsverweigerung wollen die Archonten von Kalymnos dem Volke auch noch allerhand Schulden aufbürden. „Wenn ihr so reich seyd und Schullehrer zu besolden vermöget, so zahlet zuerst die Schulden des Gemeindewesens.“ Der kalymnische Demos drohte, die Archonten wußten aber außer den von ihnen abhängigen Taglöhnern und Clienten noch einen Theil der Unbemittelten durch Kornspenden und Versprechungen für sich zu gewinnen, und so theilte sich die Stadt in zwey feindliche Lager, die selbst Flintenschüsse wechselten und in zweymonatlicher Feindseligkeit etwa sechs Todte und einige zwanzig Verwundete zählten. Beyde Parteyen sehnen sich nach Ruhe und Ordnung, aber keine giebt zuerst ohne äußern Zwang nach. Man könnte fragen, ob solche Leute nicht nothwendig einen Herrn brauchen? Bekanntlich hatten sich die Inseln Kalymnos, Kasos, Astypaläa, Leros, Patmos, Samos und Ikaria ebenfalls der Insurrektion angeschlossen, waren aber durch die Londoner Conferenz vom neu errichteten Königreich wieder abgerissen und dem Sultan überlassen worden. Am Bosporus kümmert man sich aber — Samos ausgenommen — um diese kleinen unfruchtbaren Felseneilande wenig und gestattet ihnen eigenes Municipalregiment — einen jährlich gewählten Demarchen, dem ein Schatzmeister und ein Sekretär zur Seite stehen. Türkische Gouverneure erhalten sie nur, wenn sie selbst darum bitten, und nur auf so lange, als sie selbst es für nöthig finden und diese besolden mögen.

Wenn Volksgemeinden in der innern Verwaltung vollkommen frey und selbstständig, also wohlfeil regiert, milde besteuert und in ihrer Heimath niemals und nirgend durch den Anblick der Agenten ihres ausländischen Herrn belästiget sind, so möchte man meynen, sie könnten zufrieden und glücklich seyn. Und doch hörte Dr. Roß überall Klagen, fand überall Zwiespalt, bürgerlichen Unfrieden und heißes Verlangen nach einer Glückseligkeit, wie man sie schon so lange sucht und doch nicht findet. Ist die menschliche Natur überhaupt in ihrem Begehren unersättlich, oder sind diese Sporaden-Insulaner allein so thöricht, Maaß und möglichen Umfang bürgerlicher Glückseligkeit nicht zu erkennen? Obwohl die hellenische Freyheit viel theurer ist und die einheimischen Uebel auch durch einen Regierungswechsel nicht auszurotten wären, hofften sie doch zur Zeit als sie Dr. R. besuchte, Heilung aller Bedrängniß nur vom Hellenenthum *). Mag Hr. R. übrigens in der gemeinen Rede dieser Inselbewohner noch so viel Dorisches und Antikes gefunden haben, so muß er doch selbst eingestehen — wie es sein Buch überall predigt — daß man diese

*) „Was braucht es da viel Wissen und viel Studium? Das bringt uns Nachtheil und wir gehen dabey zu Grunde! Es ist besser wir bleiben bey der Schwammfischerey — und thun wie unsere Väter thaten.“ Die Quantität der durch die Kalymnier jährlich gefischten Schwämme beläuft sich durchschnittlich auf 100,000 Pfund grober und 5000 Pfund feiner Qualität. Der Preis steigt von zwey Drachmen per Pfund für die gröbsten bis auf 16 Drachmen für die besten Schwämme. Die feinere Sorte findet sich vorzüglich bey Astypaläa, Rhodos und Kreta, die geringeren an den übrigen Inseln und an den Küsten von Hellas. Im Ganzen beschäftigen sich etwa 400 Taucherbarken jährlich mit dieser Fischerey, an welcher neben Kalymnos auch die Inseln Leros und Syme und die Stadt Kranidi im Peloponnes lebhaften Antheil nehmen.

*) Auf Samos, das außer dem Zehnten der Feldfrüchte nur geringe Abgaben für Zölle, Pässe u. s. w. entrichtet, und einen orthodoxen Zinsfürsten hat, ist man doch nicht zufrieden und denkt noch mehr, als dem Fürsten Vogorides und dem Sultan lieb ist, an die alte Ordnung während des Freyheitskampfes.

Leute nirgend sich selbst überlassen kann und etwas fremder Zwang unerläßlich ist. Was soll man von den Archonten (Aristokraten) der Insel Nikaria denken? Nikaria (*Ἰκαρος*) ist voll wilder und rauher, aber stark bewaldeter Berge mit wenigen urbaren Plätzen und die Ikarier selbst führten bisher unter allen Nesioten die ungebildetste, ärmlichste und rohe-ste Lebensweise. Ausgenommen etwas Gerste, Wein und Feigen bringt ihr dürrer Boden nichts hervor, und Kohlenbrennerey nebst Ziegenweide war immer ihr hauptsächlichster Erwerb. In Folge der neuen auch im Orient circulirenden Ideen finden aber die Ikarier, daß sie den Ertrag ihrer Insel verdoppeln und sich frohere Lebensgenüsse verschaffen könnten, wenn sie neben ihrer Kohlenbrennerey auch noch ihre einzige große, anbaufähige, vor Alters gesegnete jetzt aber brach liegende Ebene bei Phanari cultivirten. Die Aristokratie des Eilandes widersetzt sich aber diesem vernünftigen Vorhaben, weil sie fürchtet, es könnten sich dann Plebejer durch Fleiß und Wohlstand zu gefährlichen Rivalen althergebrachten aristokratischen Ansehens emporschwingen. Die Archonten bestehen daher in conservativem Sinne auf dem Satze, daß die Ebene, nach der Väter löblichem Brauche (*καθὼς τὸ ηὔραμεν πατροπαράδοτον*), als Weideland und Gemeindegrund liegen bleiben müsse, weil sie dann als Besitzer von Heerden zu drey- bis vierhundert Stücken beständig in einem unerreichbaren Abstande über dem Volke sich zu erhalten hoffen. Um den Streit zu schlichten, ließen sie wie ihre Nachbarn, die Kalymnier, einen türkischen Aga als Gouverneur und Schiedsrichter kommen und zahlen ihm bis zur Entscheidung der Streitfrage monatlich 125 Drachmen Sold.

Die geometrisch genauen Beschreibungen jeder noch so unbedeutenden Hellenenruine, die Hr. R. niemals unterläßt, sind zwar — besonders für Liebhaber — äußerst interessant, aber weit interessanter und lehrreicher sind die Sittenzüge und Pinselstriche aus dem bürgerlichen Leben der Insulaner. Hr. R. hat die seltene Gabe, ohne in den Präceptorton zu fallen, mit wenigen kräftigen Umrissen Moral- und Socialverhältniß der Leute zu malen mit denen er geredet hat. Auch die Dorismenjagd gewährte sattsame Ausbeute und ist besonders dankeswerth, weil sie den Beweis liefert, daß es auf den Eilanden des Archipelagos bey weitem nicht so corrupt und bulgarisch lautet, wie nach einiger Leute Behauptung auf dem europäisch-griechischen Continent. Namentlich sollten die halbwilden Kohlenbrenner auf Nikaria beynahe ganz das alte Dorisch reden. Hr. R. fand es zwar nicht ganz so, wie man versichert hatte. Doch sammelte Hr. R. auch hier merkwürdige Reste alter Redeweisen, besonders aus dem Munde der Frauen. Aber wie man Andern den Vorwurf macht, daß sie überall Slavisches wittern, so verfällt Hr. R. wenigstens einmal vielleicht in den entgegengesetzten Fehler und sieht Griechisches wo offenbar Fremdes ist. Auf der Taucherinsel Kalymnos fiel ihm mitten unter Dorismen das Wort *μαξοῦλι* in der Bedeutung: „Produkt des Landbaues, Ertrag oder Gewinn vom Landbau“ besonders auf. Er konnte sich nicht entsinnen diesen Ausdruck in Griechenland je gehört zu haben, und die Erklärung machte dem gelehrten Herrn einige Tage lang Kopfbrechen (S. 114). Am Ende konnte es nichts anders seyn als *ἀμαξοῦλι*, Diminutiv von *ἅμαξα*, also wörtlich ein „Wägelchen,“ „Füderchen,“ ein „Karren voll.“ Das Wort läßt sich aber — mit aller Schonung sey es gesagt — viel ungezwungener aus dem Türkischen erklären, wo Machsúl Frucht, Rente, Ernte, Produkt des Landbaues, Erträgniß des Grund und Bodens bedeutet: z. B. jerün machsúli, jerün machsulindán verdi, d. i. Bodenprodukt, von den Erträgnissen des Landes hat er gegeben *). Wie viel Kopfbrechen müßte es erst dem geistreichen Periegeten verursachen, wenn er die Hellenen von Thessalonika und Constantinopel oder gar die von Matzuka und Kerasunt in Kolchis reden hörte?

Auf Patmos, dem wohlbekannten Eiland aus schwarzgrauem Trachyt und ganz ausgebranntem vulkanischen Gestein fast ohne alle Vegetation, und beynahe ohne Wasser, suchten sie weder Alterthümer noch classische Funde in der schon oft und vergeb-

*) حاصل chasel, hervorsprossen, herauskommen, giebt nach arabischem Sprachgebrauch محصول machsul, Produkt, Frucht.

lich durchforschten Klosterbibliothek. Aber auch oströmische Rechtsquellen und Chroniken des byzantinischen Zeitalters konnten sie wider alles Vermuthen keine finden. Dagegen entdeckten sie einen literarischen Schatz, den man wie gewöhnlich allen frühern Reisenden verborgen und auch unsern hellenischen Periegeten anfangs abgeläugnet hatte. Eine Sammlung von mehr als 40 byzantinischen Urkunden oder sogenannten „Goldbullen" des oströmischen Kaiserhofes, deren Inhalt zwar in der Hauptsache nur das Patmoskloster berührt aber für Kenntniß der innern Verwaltung des byzantinischen Reiches doch vielfach Licht verbreitet, ist gerade für unsere Zeit ein Fund von großer Wichtigkeit. Der Cyclus geht von Alexius Comnenos (1078) bis zur Einnahme Constantinopels durch die Türken in ununterbrochener Folge. Hr. R. copirte nur die Stiftungsbulle und hieng sie als Beylage im Original seinem Werke an. Doch fürchte ich, wenige Leser in Europa, die Griechen selbst nicht ausgenommen, werden byzantinischer Sprache und Geschichte hinlänglich kundig seyn, um das Aktenstück in allen seinen Beziehungen auch nur grammatikalisch zu verstehen. Jedenfalls aber möchten wir das Steuer-Verzeichniß, wie es hier in seltner Vollständigkeit erscheint, den Finanzleuten jener Länder empfehlen, wo man Deficit hat. Jedermann, selbst Mohammed Ali und ein Proconsul aus der Zeit des römischen Bürgerkrieges, kann hier lernen wie viel, was und wie eigentlich zu besteuern sey. Der Imperator Alexios und St. Christodulos aus Nicäa in Bithynien sind die Hauptpersonen, und die Vertauschung der fetten Klostergründe von Pyli auf Kos gegen das unbewohnte Eiland Patmos der Inhalt gedachter Urkunde, die vom Jahre 1096 datirt. Das üppige Kos und seine Orangenwälder schienen dem heil. Abte nicht geeignet unter den Mönchen strenge Disciplin und absolute Weltentsagung in Bestand zu erhalten. Die Mönche widerstanden dem heiligen Eiferer überall und zwar mit Erfolg, auf Kos, zu Zagora in Epirus und wo er es immer versuchte die Fäden zwischen Welt und Kloster gänzlich abzureissen. St. Christodulos wollte aber um jeden Preis ein absolutes Mönchs-Institut nach dem Vorbilde der Athosklöster ausserhalb des Hagion-Oros gründen und wählte das steinige, wüste, menschenleere Patmos zum Sitze der heiligen Colonie. Jugend und Weib sollten den gottseligen Boden nicht betreten, um alle Gelegenheit zur Versuchung von vorneherein abzuschneiden. Der Kaiser hielt die Sache für unausführbar, und der heilige Abt mußte am Ende doch nachgeben und wenigstens einigen Familien die Ansiedelung gestatten, um den Klosterbau zu vollenden und sich nicht von allen Begleitern verlassen zu sehen. Nur verbannte er die weltliche Colonie auf die äußerste Nordspitze der Insel und weder Weib, noch Kind, noch Mönch, — außer dem Oeconomus — durfte die streng gezogene Marklinie überschreiten. Aber auch diese Concession genügte nicht, und das burgartig hervorragende Kloster ist heute ringsum, wie eine Cidatelle, von der Stadt der „hübschen Strumpfstrickerinnen" eingeschlossen. Wir sagen dieses nicht im Tone der Leichtfertigkeit oder unschicklicher Beziehung und Anspielung, wir sagen es nur um zu beweisen, daß St. Christodulos falsch speculirte, wenn er das absolut Vollendete in ein Vieles und Verbreitetes auflösen wollte, da es doch nur in jeder Gattung Eines seyn kann. Ein Hagion-Oros ist nur einmal und auf einem einzigen Punkte möglich.

Wir halten die „Inselreise" des Herrn Dr. Roß für einen sehr schätzbaren und sehr wichtigen Beytrag zur Kunde der Neu-Griechischen Zustände, haben aber vorzugsweise die ethische Seite in kurzem Berichte herausgehoben und das Archäologische mit dem Ruinen-Rapport als Ergänzung Anderen überlassen.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. May.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Erinnerungen an Johann Konrad Maurer. Bilder aus dem Leben eines Predigers. (1771 bis 1841.) Größtentheils nach dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben. Nebst mehreren Briefen Johanns v. Müller, Johann Georg Müllers, Heynes und Anderer. Schaffhausen, 1843. 8. VI und 418 S.

Je bewegter das Leben eines Mannes ist, je mannigfacher er von den Zeitereignissen berührt wird oder auf dieselben zurück wirkt, je nachweisbarer in irgend einer bedeutenden Stellung, und wäre es zuletzt nur diejenige eines Lehrers von Jünglingen zu künftighin manchartig regsamem Leben, der Einfluß und das Daseyn desselben sich erweist, oder je bemerklicher er auf dem Gebiete der Wissenschaft sich gemacht hat, desto leichter wird es für den Biographen, seine Aufgabe zu lösen, nicht bloß das Leben eines solchen Mannes darzustellen, sondern von den äußern Erscheinungen, Wendungen und Ergebnissen desselben hineinzudringen in die verborgene Werkstätte des Geistes, ein Bild zu entwerfen des wahren, eigentlichen, weil innern und höhern Lebens eines Solchen. Wo aber dieses ungeschieden von dem Strom des Gesammtlebens verläuft, wo demselben bloß ein Wirkungskreis angewiesen ist, worin einzig ein höherer Grad von Hingebung und Berufstreue unter hundert und aber hundert Vorangegangenen, zur Seite Stehenden und Nachfolgenden eine etwelche Verschiedenheit zu begründen vermag, da bedarf es eines tief dringenden psychologischen Blickes und einer nicht gemeinen Geistesgewandtheit, wenn der Biograph eines solchen Mannes mit Darstellung seines Wesens, seiner Geistesthätigkeit und seines mehr im Innern waltenden als nach Außen sich manifestirenden Lebens 339 enggedruckte Oktavseiten füllen kann, ohne von der Mehrzahl der Leser den Vorwurf hinnehmen zu müssen: er habe Langweile verursacht, oder die Erklärung hören zu können: man habe es kaum bis zur Hälfte seines Buches zu bringen vermocht.

Wenn wir nun in diesen Blättern obiger Erinnerungen Erwähnung thun, so sehen wir vorerst noch ab von demjenigen, dessen Andenken zurückgerufen und bewahrt werden soll, um uns rein objectiv an die Schrift selbst als an ein biographisches Denkmal zu halten. Und da beurkundet sich der Verfasser nicht bloß als einen Mann, der zu dem Verstorbenen in der nächsten Beziehung gestanden, der ihn nicht allein gekannt hat, sondern der in die Tiefen seines Wesens hineingedrungen ist, der es verstand, dieselben zu erschließen, dem verborgenen Pulsschlag desselben nachzugehen und alles Thun und Leiden dieses Lebens (denn dessen war mehr in dasselbe verflochten, als der äußere Anschein ahnen ließ) auf diesen zurückzuführen, dessen leisere oder kräftigere Oscillationen daran nachzuweisen. Dürfen diejenigen, welche den Mann, dem diese Blätter gelten, näher kannten (wie man so im gewöhnlichen Leben sagen darf, man habe Jemanden näher gekannt), das offene Geständniß ablegen, jetzt erst hätten sie denselben wahrhaft kennen gelernt, was sie vorher mehr oder minder bestimmt geahnet, sey ihnen hiemit zum klaren und hellen Verständniß geworden; müssen sie bekennen, ob auch dieses oder jenes bisher, für ihre Wahrnehmung sich entzogen habe, so könne es doch ver-

möge ihrer, wenn gleich nicht so durchdringenden, Kenntniß des Geschilderten unmöglich anders sich verhalten, es sey das Mitgetheilte aus dessen innerstem Wesen gegriffen, — so sind gewiß dergleichen Zeugnisse ein gewichtiges Urtheil zu Gunsten des Biographen. Auch Referent muß sich demselben aus vollster Ueberzeugung anschließen; auch er muß an diejenigen sich reihen, welche sagen dürfen: der bekannte Mann sey ihm jetzt viel bekannter, der liebe Mann viel lieber geworden; ja er glaubt nicht zu viel zu sagen, wenn er erklärt, daß er diese Biographie, gerade der anscheinenden Unergiebigkeit des Stoffes wegen, eine sehr ausgezeichnete, ja meisterhafte nennen müsse, werth, schon bloß als solche, und dann viel mehr noch des edlen (freilich mehr passiven als activen) Charakters wegen, der in derselben gezeichnet ist, von Vielen zur Hand genommen zu werden, wenn sie auch den Namen Maurer nie gehört haben. Das Individuum verschwindet hier vor dem Menschen, und hierin gerade hebt sich die Kunst und die geistreiche Behandlung des Biographen heraus, daß das Interesse, welches das Buch uns abgewinnt, nicht an jenem sondern an diesem haftet. Eben deßwegen glauben wir nicht zu viel zu sagen, wenn wir diese Biographie eine vorzüglich gelungene nennen. Und wie dann etwa die alten Mahler im Hintergrunde ihrer Porträte bisweilen eine kleine Landschaft anbrachten, welche mit des Mannes Herkunft oder dessen Lebensberuf in Verbindung stand, so bilden auch hier die Zeitereignisse, — und von 1790 — 1820 welche! — einen leicht angedeuteten Hintergrund, um das Bild desto besser hervorzuheben.

Der Biograph hat in dem Sinnspruch unter dem lithographirten Bildnisse des Verewigten: Le coeur fait tout, le reste est inutile, gleichsam den Grundgedanken seines Wesen, Wirkens und seiner Lebensbestrebungen erkannt, und der Leser des Buches wird ihm aber zugestehen müssen, daß er zur Ueberzeugung nachgewiesen habe, wie jene Worte zunächst immer klarer in das Bewußtseyn dieses Edlen eingetreten seyen, hier auch in allem seinen Thun wiedergeglänzt haben.

Joh. Konrad Maurer war geboren zu Schaffhausen am 7. August 1771 und starb daselbst am 25. März 1841. Sein Vater war dort französischer Prediger. Nach dem, was über denselben gesagt ist, stellen wir uns ihn in der bemessenen Weise und strengen Art eines holländischen Domine vor, dabey aber mit sehr klarem Blick und verständiger Auffassung seiner Umgebung begabt (m. s. nur den Brief S. 112). Diese Eigenthümlichkeit des Vaters mochte gegen die neckische Weise des talentvollen Knaben seltsam abstechen, und in dieselbe frühzeitig einen Ernst verflechten, welche glückliche Mischung ihm mit Witz, Laune und der Anmuth für das gesellige Leben, jenen edlern Kern bewahrte, der unter manchartigen Erlebnissen immer schöner heranreifte und in den stillen Berufskreisen des Jugendlehrers, Predigers, Seelsorgers und Rathgebers für so Viele, die in jeglicher wichtigeren Vorkommenheit des Lebens an ihn sich wendeten, zum Segensquell ward; so daß wir vielfacher Bestätigung dessen begegnen, was S. 111 von ihm gesagt ist: „Nicht in reichem Blüthenschmucke prangend, bloß zur Lust und Zierde (auch dieß fehlte nicht), steht er da, sondern fruchttragend, zur Stärkung und Erhebung Vieler.“

Noch als Studierender hatte er sich an Joh. Georg Müller angeschlossen und dieser, damals schon aufstrebender Jünglinge freundlich sich annehmend, wußte M's. Talent und Herz zu würdigen. Die Correspondenz zwischen Beyden, als letzterer sich zu Göttingen befand, mit vielen tiefgedachten Bemerkungen des Herausgebers begleitet, ist so zu sagen eine Actensammlung des Gährungsprocesses eines edlen Geistes mitten unter verschiedenartigen Elementen, die leicht nachtheilig auf jenen hätten einwirken können. „Ueberwinden Sie, schrieb ihm Müller damals, jeden Hang zur Indolenz und Schwärmerey, Ihren Erbfeindinnen.“ — „Mochte auch, sagt der Verf. über Maurer, mochte auch die Weltliebe von Zeit zu Zeit in das Heiligthum seines Herzens eingedrungen seyn, der Herr trieb, oft mit blutigen Geiselhieben, den Eindringling hinaus und schaffte denen wieder Raum, denen es geweiht war.“ Welche edlere Natur aber darf sagen, sie sey von dergleichen Anwandlungen frey geblieben? Daß unter allen Professoren auch ihm Heyne die größte Achtung abewann, zeugt gewiß eben so sehr für einen richtigen Blick als für vorherrschende Neigung zu gründlichem Studium.

Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, in die einzelnen Begegnisse dieses Lebens einzutreten. Maurer hielt sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland einige Zeit in Neuchatel auf, ward seines Vaters Nachfolger als französischer Prediger, darauf Lehrer dieser Sprache am Gymnasium, Katechet, zuletzt, als Pfarrer am Münster, der zweyte Geistliche des Cantons. Das letzte Jahr seines Lebens ward ihm schwer durch körperliche Leiden, schwerer durch die Umtriebe einiger Geistlichen gegen den damaligen Antistes Hurter, am schwersten dadurch, daß seine milde und versöhnende Stimme von denjenigen, die sich nun einmal ihres Vorstehers entledigen wollten, nicht gehört, ja daß er sogar von solchen, die zum Theil als ehemalige Schüler ihn besser hätten würdigen können und sollen, deßwegen so schnöder als kleinlicher Verunglimpfung bloß gestellt wurde. Der S. 341 ff. mitgetheilte Brief an einen der Hauptführer jenes Unternehmens läßt in die Mittel, deren sich diese Leute bedienten, klar genug hinein sehen.

Einige scharfe Bemerkungen über Maurers Mitbürger dürften dem Verfasser keine Ehrenhuldigung von Seite derselben erwerben. Er sagt darüber schon S. V: „Da muß es freilich schlecht mit der Würdigung hervorragender Geister stehen, wo Solche, die in socialer Beziehung am höchsten gestellt sind, über Johann von Müller nichts Anderes zu aufstrebenden Jünglingen zu sagen wissen, als gleichsam mitleidig warnend: „„Er sey zu nichts gekommen!““ (d. h. er habe keine Kapitalien auf Zinse legen können; denn das allein heißt in jener Stadt zu etwas kommen.) Der Verf. hätte ein ähnliches Dictum von einem andern, eben so hoch Gestandenen (und von ihm selbst vielleicht Ueberschätzten) anführen können, der einen jungen Mann, welcher zur Fortbildung in seiner Lieblingswissenschaft nach Freiburg gieng, fragte, was er denn eigentlich wolle, ob er auch so ein Papierverderber (Schriftsteller) zu werden gedenke? — Entschieden tritt der Verfasser bey mehreren Veranlassungen gegen das Volk auf, welches die Gottseligkeit zu einem Gewerke machen möchte, wenn man gleich bey deren Weiblein's „Kenntniß der Kategorien der Ketzer“ (S. 149(findet; er hatte Gelegenheit gehabt, deren, durch Anmaßung und Ränke bewegtes Leben in der Nähe zu beobachten. Maurer selbst schrieb schon im Jahre 1830 über dieselben: „zu meiner Menschlichkeit rechne ich vorzüglich die Empfindlichkeit, die in mir ist darüber, daß ich erfahren habe, wie das Anhängen an diese Zeloten-Partey vorher bestandene, offene, zutrauensvolle Freundschaft gegen den, der nun einmal zu dieser Partey sich nicht bekennen will, aufhebt (man könnte hinzusetzen: zu schwarzem Undank, zu Verläugnung jedweder Anerkennung, zu fanatischer Verunglimpfung vermeinte Berechtigung ertheilt) — wie eine gewisse Art von mißtrauischem Richteramt über Worte, Aeußerungen ausgeübt wird, die nicht den Stempel der Partey an sich tragen, — wie, mit einem Worte, aller vorher statt gefundene freye Austausch von Gedanken, Empfindungen, Grundsätzen aufgehoben wird. Das erfuhr ich — das hat mich auch gegen diese Partey eingenommen.“ — Gewiß ist es ein Wahn, daß gegen krankhafte, öffentliche Zustände „eine gewisse verdammungssüchtige höhere Frömmigkeit“ (S. 99) als Heilmittel wirken könne. Auch die weltverbessernde Jugend, welche Wissen und Erfahrung durch dünkelhaftes Schwadroniren ersetzen zu können wähnt, und überall das große Wort an sich reißen möchte, findet in dem Verfasser nichts weniger als einen Fürsprecher.

Maurer's Bericht über einen „Besuch bey Frau v. Krüdener zu Lottstetten, 10. Jul. 1817“ ist eine sehr werthe Beygabe; sie zeigt uns den Mann, wie er war, was er wollte, was ihm als höchstes galt. — Einige undeutsche Worte, wie impressionabel, Culpabilität, difficiler u. dgl. hätten um so eher sollen vermieden werden, als das Buch den Mitbürgern des Verstorbenen gewidmet, die gewiß in ihrer Mehrzahl mit denselben sich nicht zurecht finden dürften. — S. 20 wird wieder der Göttinger Professor Matthias Geßner zu einem Schweizer

gemacht, während er doch aus Roth im Nürnbergischen gebürtig war. — S. 80 ist die Jahrzahl 1798 Irrthum, es sollte 1800 stehen. — Der Preis des Buches ist bey dem Umfang und der guten typographischen Ausstattung sehr mäßig zu nennen.

Handbuch der vergleichenden Erdbeschreibung von Friedrich von Rougemont; deutsch bearbeitet mit vielen Zusätzen und Berichtigungen von G. H. Hugendubel, Lehrer der Geschichte und deutschen Sprache und Director der Realschule zu Bern. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Erste Lieferung. Bern, Chur und Leipzig. Verlag und Eigenthum von J. L. S. Dalp. 1843. 8.

Wer wird nicht von einer vermehrten und verbesserten, mit Zusätzen und Berichtigungen versehenen zweyten Auflage einer vergleichenden Erdbeschreibung, die ein Franzose verfaßt, ein deutscher oder schweizerischer Schuldirector umgearbeitet hat, das Trefflichste erwarten? Wird sich hier nicht französische Genialität mit deutscher Gründlichkeit im schönsten Bunde zeigen? Ein Beyspiel genügt, diese Fragen zu beantworten. S. 176 heißt es wörtlich: „Oberdeutschland — umfaßt die Oestreicher, ein lebenslustiges mit Innigkeit an seinem Vaterlande und Herrscherhause hängendes Volk, das sich wenig um politische Dinge bekümmert und mehr Neigung zu den schönen Künsten, besonders zur Musik, als zu den Wissenschaften zeigt; die Bayern, welche am weitesten von dem deutschen Urbilde abweichend, sich einige Zeit für eine celtische Völkerschaft ausgegeben haben, stark von Körper, plump an Geist, abergläubisch und verderbt sind“ ꝛc. Schade, daß uns Hr. Hugendubel nicht angegeben hat, ob diese tiefsinnige Wahrnehmung des Characters eines anerkannt kernhaften deutschen Volkes zu seinen Zusätzen und Berichtigungen gehört, oder ob wir sie dem französischen Autor zu verdanken haben, vor dessen mächtiger Beobachtungsgabe dießmal der Deutsche die Segel strich.

Möglich, daß die ganze Stelle auch nur ein Wiederhall gewisser Correspondenzen der Leipziger allgemeinen Zeitung oder eine anachronistische Paraphrase der Beschreibung bayrischer Zustände in Schlossers nicht genug zu preisender Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist, wo (2. Aufl. II. Bd. S. 229) in einer nicht zu entfernten Periode Bayern als in „Schmutz und an Götzendienst grenzenden Aberglauben versunken“ geschildert, und an einem andern Orte (III. Bd. 1.), den wir noch näher zu beleuchten gedenken, gesagt wird, es wäre besser gewesen, wenn Bayern schon vor 50 Jahren aufgehört hätte, ein unabhängiger Staat zu seyn. — Wirklich die Deutschen hätten alle Ursache sich mit einer Wissenschaftlichkeit zu brüsten, die Scham und Würde, Nationalität und Wahrheit in solchem Grade verletzt, würde es nicht glücklicher Weise noch Männer genug geben, die nicht geblendet von dem Beyfalle der Menge, die Liebe zur Wahrheit nicht bloß mit Worten, bekennen, sondern auch bethätigen. So haben die Bayern z. B. keinen Grund, E. M. Arndt, so lange derselbe eine politische Rolle spielte, besonders verpflichtet zu seyn; er hat was er dem bayerischen Staate für ein Geschick bestimmte, unverholen ausgesprochen. Es hinderte ihn dieses jedoch nicht, in dem neuesten Werke: Versuch in vergleichender Völkerkunde (Leipz. 1843), das des Trefflichen so vieles enthält, daß wir gerne uns der Rüge des Irrigen entheben, Oesterreich und Bayern so zu schildern, wie es diesen beyden Kernländern angemessen ist. Wann wird endlich die Zeit kommen, wo an die Stelle des Vorwurfes, der dem gegen Bayern und Oesterreich gewöhnlich ausgesprochenen Tadel zu Grunde liegt, daß diese Länder den ererbten Glauben bewahrt, die Anerkennung tritt, daß Deutschland gerade hiedurch vor gänzlicher Zersplitterung bewahrt wurde, und wenn Bayern im Laufe der letzten Jahrhunderte nicht denselben Bildungsgang wie andere deutsche Länder eingeschlagen hat, es sich auch von vielen und bedeutenden Verirrungen ferne hielt und die Kraft, die andere unnütz vergeudeten, für eine bessere Zeit sparte, als die bezeichneten Jahrhunderte waren.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. May.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Platonis Politicus et incerti auctoris Minos. Recensuit, Prolegomenis et Commentariis illustravit Godofredus Stallbaum. (Operum omnium Vol. IX. Sect. I.) Gothae, sumptibus Fridericae Hennings. 1841. 394 S.

Die Aufgabe, zu welcher Schleiermacher das Studium der Platonischen Schriften hingeführt, und deren Lösung er selbst mit Scharfsinn und ernster Bemühung versucht, ist seitdem Ziel und Gegenstand der Forschung geblieben: nämlich die einzelnen Schriften nicht bloß in ihrem selbstständigen, abgeschlossenen Inhalte, sondern zugleich in ihrem inneren Zusammenhange mit den übrigen aufzufassen und zu erklären. Daß diese Aufgabe eine wesentliche, objectiv begründete ist, läßt sich aus der Natur und Bedeutung der Philosophie selbst einsehen; mit besonderem Nachdrucke aber macht sie sich für die eigenthümliche Weise der schriftlichen Mittheilung und Darstellung, der wir bey Platon begegnen, geltend. Aber eben darin, so wie in den Literatur-Verhältnissen des Alterthums überhaupt liegt der Grund zu Schwierigkeiten, welche der Ausführung entgegentreten, zu deren Ueberwindung umfassende und mühevolle Vorarbeiten nöthig werden, z. B. Ermittelung der Abfassungszeit und Aufeinanderfolge der Schriften, Ausscheidung des Unächten u. s. w. Besonders das letztere Geschäft, die höhere Kritik genannt, nimmt einen sehr verwickelten Character an, und scheint, bey dem Ermangeln in der Sache selbst liegender Grundsätze, überall über schwankende, unsichere Resultate nicht hinaus zu kommen. Dennoch gilt um des höhern Zweckes willen kein Ablehnen, und das bekannte Verwerfungsurtheil unseres großen Dichters, der die Lächerlichkeit des Bemühens hervorhebt, kann keineswegs auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen, und muß, wo der oben bezeichnete Gesichtspunkt Statt findet, nothwendig zurück treten.

Auch der Politicus ist nicht von dem Verdacht der Unächtheit verschont geblieben. Doch haben die Gründe, mit denen Socher diesem Gespräche nebst dem Sophistes und Parmenides das Recht, unter den Platonischen Werken zu stehen, streitig machen wollte, nirgends Zustimmung gefunden. In so fern der gegen ihn erhobene Widerspruch zum Theil weniger auf eine Widerlegung dieser seiner Gründe gestützt war, als von dem Bestreben auszugehen schien, drey so ausgezeichnete Werke Platons Namen nicht entreißen zu lassen, würde der von Göthe ausgesprochene Tadel wohl seine Anwendung finden. Denn warum wollten wir einem Anderen, wenn auch Unbekannten und Unbenannten, der uns aber als Verfasser dieser drey Schriften einen hinlänglich berühmten Namen besäße, nicht eben so gern unsere Dankbarkeit und Bewunderung zollen als Platon selbst, der sie durch andere Werke bereits gewonnen hat? Eine gründliche Widerlegung würde dem Hauptargument Sochers, daß die im Sophistes entwickelte Lehre vom Seyn im Widerspruche stehe mit der sonst bekannten Ideenlehre Platons, nur dann begegnen, wenn der innere Zusammenhang jener Gattungen oder Arten (γένη) mit den Ideen nachgewiesen und ihre nothwendige Stelle in der Entwickelung des Platonischen Systems dargethan würde. Auf eine genügende Weise ist dieß noch nicht ge-

leistet worden, wenn auch das Gefühl dieser Aufgabe zum Theil auch die Einsicht von der Möglichkeit ihrer Lösung den bisher gemachten Versuchen zu Grunde liegen mag. Was Hr. St. in den Prolegomenis zum Sophistes sagt, daß in diesem Dialoge die speculative Entwickelung der Lehren, welche in andern Schriften mehr populär vorgetragen würden, gegeben werde, befriedigt keineswegs. Gründlicher jedenfalls geht Hr. St. auf die Einwendungen Sochers ein, welche speciell den Politikus betreffen, obwohl nicht zu läugnen ist, daß auch hier noch Schwierigkeiten zurückbleiben. Das Bedenken Sochers wegen der mit den Dialogen Protagoras und Gorgias nicht vereinbaren Entgegensetzung zweyer Tugenden, der ἀνδρεία und σωφροσύνη, wird richtig gehoben und auf seinen Grund zurückgeführt, indem gezeigt wird, daß im Politikus diese Tugenden nicht in ihrer vollendeten Ausbildung sondern nur in der Anlage als Temperamente betrachtet werden. Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß der Verfasser des Dialoges selbst ausdrücklich und wiederholt den vorhandenen Widerspruch mit anderen Auseinandersetzungen, die die Verwandtschaft und Einheit der Tugenden zum Gegenstande haben, anerkennt; und achtet man auf den Ton, in welchem diese Aeußerungen vorgebracht werden, so wird man gestehen, daß er befremdlich ist, und sich wundern, daß S. nicht mehr Gewicht darauf gelegt hat. Ein anderes Bedenken Sochers in Betreff der Strafen ist von Hrn. St. genügend gelöst durch Verweisung auf Entsprechendes in der Republik. Was nun aber die Abweichungen von eben dieser Schrift in der Eintheilung der verschiedenen Staatsformen betrifft, so ist darin kein solcher Widerspruch, der nicht in der Verschiedenheit der Zeit und der dadurch bedingten Momente der Entwickelung bey einer zwar verwandten aber doch von anderem Standpunkte aus geführten Untersuchung seine Erklärung fände. Ein anderer Punkt, woran Meiners bereits Anstoß genommen, und woraus Socher einen hauptsächlichen Grund für seine Bestreitung entnimmt, ist in dem Mythus enthalten, der auf eine sehr eigenthümliche Weise in den ersten Theil des Gespräches eingeflochten wird. Hr. St. widmet ihm, zugleich als beste Widerlegung aller ihn betreffenden Zweifel, eine ausführliche und gründliche Untersuchung über Zweck und Bedeutung desselben. Wir unterlassen es hier darüber zu sprechen, weil der Zusammenhang unten wieder darauf führen wird. Sollen wir aber das Resultat aussprechen, zu welchem nach unserer Meynung die durch Sochers Verdächtigung angeregte Untersuchung über die Authenticität des Politikus gebracht worden: so läßt sich freylich mit gutem Grunde behaupten, daß Sochers Urtheil wesentlich und vornehmlich auf einer ganz unhistorischen, die Gesetze einer Entwickelung und also auch die relative Verschiedenheit der Momente gänzlich verkennenden Betrachtungsweise beruht, zum Theile auch zu sehr den Maaßstab individueller Neigung und Abneigung anlegt; aber ebenso muß auch von der andern Seite zugestanden werden, daß die ihm gewordene Widerlegung nicht immer mit der Gründlichkeit und Wahrheitsliebe auf seine wirklichen oder Scheingründe eingeht, daß ein entscheidender und befriedigender Abschluß erreicht scheinen dürfte. Das muß übrigens noch bemerkt werden, daß der positive Theil der Socherschen Kritik der schwächste ist, daß nämlich diese von ihm für unplatonisch gehaltenen Dialoge von einem Anhänger der Megarischen Schule geschrieben seyn könnten; eine Vermuthung, die an denselben Schwierigkeiten leidet, die er gegen ihren Platonischen Ursprung erhoben, und annoch viel größeren. Daß aber S. auch wieder den Sophistes und Politikus verschiedenen Verfassern zuweist, spricht eben so für das oben im Allgemeinen Bemerkte, wie es zugleich sein feines Gefühl für die wirklich vorhandenen Verschiedenheiten darthut.

Die nächste Frage ist, welche Stelle der Politikos in der Reihe der Platonischen Schriften einnimmt. Vorausgesetzt seine Zusammengehörigkeit mit dem Theätetus, an den er sich durch seine ganze Anlage mit dem Sophistes ausdrücklich anschließt, so können die aus jenem Dialoge hervorgehenden chronologischen Thatsachen wenigstens so viel beweisen, daß er nicht vor dem Tode des Sokrates abgefaßt seyn kann, so wie nach der andern Seite hin, daß er nicht zu den spätesten Schriften Platons zu rechnen ist. Steht es nun zugleich historisch fest, daß Platon nach Sokrates Tode längere Zeit theils in Megara, theils auf Reisen in Italien und Aegypten von Athen abwesend zugebracht, so erscheint die ziemlich allgemein geltende Annahme

hinlänglich gerechtfertigt, daß diese Werke als eine Frucht jener Zeit zu betrachten sind, die nicht bloß in dem äußern Leben des Philosophen sondern auch in seiner wissenschaftlichen Entwickelung einen wichtigen Abschnitt bezeichnet. Bereicherte Erfahrung durch Kenntniß fremder Institutionen und anderer philosophischer Schulen, besonders der Italischen, führte seinem Geiste Fragmente zu, die ihm der Umgang mit Sokrates und das ruhige Verbleiben in seiner Vaterstadt nicht gewährt haben würde. Zu diesen aus den äußeren Verhältnissen zu entnehmenden Vermuthungen stimmt auch ganz die objective Thatsache, welche in diesen Schriften, dem Sophistes und Politikos, vorliegt, deren eigenthümlicher, allerdings von anderen früheren und späteren Schriften abweichender Character darum noch keine Instanz gegen ihre Aechtheit abgiebt. Genauere Bestimmungen über Zeit der Abfassung und Herausgabe lassen schwerlich eine tiefere Begründung zu. Hr. St. hält es für wahrscheinlich, daß Platon die vier während seiner zehnjährigen Abwesenheit von Athen verfaßten Dialoge: Theätetus, Sophistes, Politikus und Parmenides, unmittelbar nach seiner Zurückkunft um das erste Jahr der 98. Ol. mit einander herausgegeben und zu diesem Zwecke das Proömium zum Theätetus erst nachträglich hinzugefügt habe, während Schleiermacher und Hermann annehmen, daß zwischen der Herausgabe des Sophistes und Politikus einige Zeit verstrichen sey. Hierüber möchte wohl der Streit ohne historisch begründete Thatsachen eben so vergeblich seyn, wie er relativ unerheblich ist, da so viel, als zur Beurtheilung beyder Gespräche nothwendig ist, nicht zu bezweifeln scheint, daß zwischen der Abfassung derselben ein Zwischenraum liege, indem der Verfasser neue, in seiner philosophischen Entwickelung bedeutsame Erfahrungen gewonnen, wozu wahrscheinlich seine Reise nach Aegypten zu rechnen ist. Wäre des Apulejus Berichte von Platons Reisen eine historische Sicherheit beyzulegen, so ließe sich wohl annehmen, daß der Sophist während des ersten Aufenthaltes in Italien, der Politikus während des zweyten abgefaßt sey.

Was nun den Inhalt der drey genannten Schriften in ihrem Zusammenhange betrifft, so führen schon die in denselben behandelten Gegenstände darauf, nach der einen Richtung in ihnen eine abschließende Zusammenfassung und tiefere Begründung der Fragen, welche in früheren Gesprächen von einem mehr partiellen Standpunkte aus untersucht werden, nach der andern Seite aber die Grundlage der mit Recht als die vollendetsten Erzeugnisse des Platonischen Geistes betrachteten Werke der Politia und des Timäus, zu erkennen. Sie dürfen demnach als die erste Aeußerung seiner zur selbstständigen Gestaltung hindurchgedrungenen Speculation gelten, die außer dem Sokratischen Elemente auch die andern Momente der Entwickelung der griechischen Philosophie, welche sich in der Herakliteischen, Parmenideischen und Pythagoräischen Lehre darstellen, in die eigene Entwickelung aufgenommen. Die Theilung der Philosophie in einzelne Wissenschaften und deren abgesonderte Behandlung gehört bekanntlich erst den Nachfolgern Platons und vornehmlich dem Aristoteles an, während bey Platon, dem die einheitliche Durchdringung wesentlich ist, sich nur eine Vorandeutung findet, in der Trennung jener beyden Hauptwerke, der Politia und des Timäus, von denen jene Ethik und Politik, letztere die Physik vertritt; denn die Dialektik, als das eigentliche instrumentum philosophiae, findet am wenigsten in dieser letzten umfassendsten Darstellung seiner Philosophie eine besondere Stelle, obwohl ihr in beyden Schriften manche sehr tief gehende Untersuchungen gewidmet werden. Bedeutsam nun ist, daß auch in jener frühern Trilogie eine gewisse der spätern entsprechende Vollständigkeit durch Vereinigung aller Elemente nicht zu verkennen ist; wozu ein Blick auf die einzelnen Theile unseres Dialoges wichtig erscheint.

Der Politikus beginnt wie der Sophistes in einer diesen beyden Gesprächen ganz eigenthümlichen Weise mit einer Reihe Eintheilungen, durch die der Begriff des Sophisten und Staatsmanns gewonnen werden soll. Man hat aber bey der Auffassung dieses Theiles Gelegenheit, recht die Schwierigkeit zu empfinden, welche die vielfach gepriesene Eigenthümlichkeit und künstlerische Vortrefflichkeit der Platonischen Darstellung dem Verständnisse darbietet. Während man in früherer Zeit zu wenig die mannigfachen Beziehungen auf fremde Ansichten beachtet hat, so scheint es beynahe, als räume die neuere

Forschung dem indirecten Elemente der Ironie und Persiflage eine zu große Geltung ein. Auch Herr St. scheint uns in dieser Ansicht zu weit zu gehen. Er erkennt in diesem ersten Theile eine möglichst getreue Nachahmung der Megarischen Dialektik mit der Absicht, theils die allzugroße Strenge und Subtilität derselben zu verspotten, theils ausdrückliche Fehler nachzuweisen, theils endlich sie über sich selbst hinauszuführen und mit der Sokratischen Dialektik zu verbinden. Es ist zu bedauern, daß wir über die Megarische Schule so sehr im Dunkeln sind. Doch könnte dieß freylich nicht hindern, sie, anknüpfend an irgend eine beglaubigte Ueberlieferung, in den Kreis der Vermuthung herein zu ziehen, wenn die Beurtheilung des Vorliegenden mit einiger Sicherheit darauf führte. Dieß also ist vor Allem zu untersuchen. Eines scheint unter der bezeichneten Voraussetzung unmittelbar auffallend, daß nämlich Platon diese persiflirende Absicht zweymal auf eine so ganz ähnliche Weise mit solchem Aufwand von Mühe verfolgt haben soll. Doch mag dieß jene andere ebenfalls anerkannte Absicht der Weiterbildung, so wie die Eigenthümlichkeit der als Führer des Gesprächs gewählten Person entschuldigen. Es ist dieß nicht Sokrates, sondern ein Eleatischer Fremdling. Daß Platon damit etwas Besonderes bezeichnen wollte, läßt sich nicht bezweifeln. Nur ist es schwer zu glauben und eben so schwer vom Standpunkte künstlerischer Darstellung zu rechtfertigen, daß dieselbe Person das zum Gegenstand der Persiflage gemachte Verfahren repräsentire und zu gleicher Zeit als Träger der eigenen Ansicht Platons und der Grundsätze, welche er zur Berichtigung jenes Verfahrens beybringt, erscheine. Denn wahrlich, ein rechtes Proteusaussehen nimmt dieser Fremdling in der Beurtheilung Hrn. Stallbaums an, da er denn in allen Stücken, wo er seine Sache recht macht, die Rolle Platons zu vertreten hat, wo es hingegen Tadel einzuärnten giebt, der spitzfindige Eleate und Megariker ist, an dessen Beyspiel eine übersubtile Dialektik lächerlich gemacht werden solle. Ueberhaupt kann das Hauptargument, worauf sich diese Ansicht stützt, gerade je wohlwollender es ist, um so weniger ohne genügende Begründung gelten, daß nämlich in den Eintheilungen Fehler vorkommen, die nicht auf Platons Rechnung gesetzt werden könnten. Allein dafür fehlt alle Andeutung Platons selbst. Vielmehr ist gerade im Politikus ein gewisser trockener Ernst nicht zu verkennen, und auch im Sophistes, in dem eher eine heitere Ironie zu walten scheint, bezieht sich diese mehr auf den Gegenstand als auf die Methode. Am allerwenigsten möchte die in mehreren Gesprächen wiederholte Versicherung scherzhaft gemeint seyn, daß die Dialektik um die Erhabenheit oder Niedrigkeit der Gegenstände und Benennungen unbekümmert ihren Weg gehe, einzig das Ziel der Wahrheit in's Auge fassend. Der Dialektiker verfährt wie der Naturforscher nach der schönen Auseinandersetzung des Aristoteles im ersten Buche de part. anim. (*μηδὲν παραλίποντας εἰς δύναμιν μήτε ἀτιμότερον μήτε τιμιώτερον*). — Auch die ausführliche Untersuchung über Maaß und Uebermaaß hält Hr. St. für Persiflage: „depingi illic putamus disputatorem dialecticae subtilitatis adeo studiosum, ut vel in longitudinis excusatione ridicule fiat longior et copiosior.“ Also ad modum Polonii! Daß die ganze Episode für den ersten Eindruck etwas gewaltsam eingeflochten erscheint, läßt sich nicht läugnen. Doch könnte man viel eher mit Schleiermacher an einen apologetischen Zweck denken als an Persiflage. Offenbar aber ist die Hauptabsicht der Inhalt eben selbst, nämlich die hier zuerst ausgeführte Bestimmung einer doppelten Relation des *μεῖζον* und *ἔλαττον*, entweder *πρὸς ἄλληλα* oder *πρὸς τὸ μέτριον*. Daß Platon einen Werth auf dieses Resultat legt, zeigt die Vergleichung mit der Untersuchung im Sophistes über das *μὴ ὄν*, so wie die Aufzeigung des Zusammenhangs mit dem Hauptgegenstand der Untersuchung, der Staatskunst. Selbst die Berichtigung, welche den Ansichten der Pythagoräer zu Theil wird, zeigt die ernsthafte Absicht, nicht bloß als seria jocis mixta. Ueberhaupt, je mehr die Kunstform der Platonischen Dialoge oft das unmittelbare Verständniß erschwert, um so sorgfältiger müssen solche Andeutungen beachtet werden, in denen der Schriftsteller sich ausdrücklich über seine Absicht erklärt und die man sich hüten muß, auch wieder in Ironie und Persiflage zu verflüchtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. May.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Platonis Politicus et incerti auctoris Minos etc.

(Fortsetzung.)

In diesem Sinne scheint uns die Stelle 285 D. flg. zu verstehen, die das Mittel zur richtigen Beurtheilung des ganzen ersten Theils im Politikus und Sophistes an die Hand giebt. Wir halten es nämlich für Ernst, was Platon über den dialektischen Zweck des Gesprächs und die darin aufgeführte Methode der Begriffstheilung sagt, wodurch die Absicht der Persiflage und Ironie um ein wesentliches Moment gegen die ihr von Hrn. St. eingeräumte Geltung zurücktritt. Und wenn es, wie bereits oben bemerkt worden, Platons Speculation auch fern lag, eine abgesonderte Darstellung und Theorie der Dialektik zu geben, so enthalten doch jene beyden Dialoge, und vorzugsweise der Politikus, eine Darlegung seines damals gewonnenen Bewußtseyns über die Technik der Philosophie. Diese war vor ihm, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Aristoteles, noch in ihren ersten Anfängen begriffen, und verdankt gerade Platon die wesentlichsten Fortschritte, nachdem Sokrates bereits in seinen ethischen Untersuchungen auf allgemeine Begriffsbestimmungen gedrungen und der Inductionsweise sich bedient hatte. Damit waren gleichsam die Grundpfeiler gegeben, Begriffsbestimmung und Beweisführung, welche den Mittelpunkt jeder weiteren Ausbildung ausmachten. Die Methode, zur richtigen Definition eines Begriffs zu gelangen, scheint Sokrates noch nicht festgestellt zu haben; wenigstens darf man sich nicht auf das Zeugniß Xenophons berufen, (Comment. IV. 5, 11) um ihm die Eintheilung nach Gattungen und Arten beyzulegen, da der ganze Zusammenhang der Stelle dieser Erklärung des Ausdrucks διαλέγειν κατὰ γένη widerstreitet. Vielmehr berechtigen mehrere Angaben, dieselbe auf Platon zurück zu führen. Denn außer daß bey Aristoteles διαιρέσεις von Platon erwähnt werden, lassen auch die Angaben des Diogenes Laërtius, der dem Speusippus und Xenokrates dergleichen zuschreibt, vermuthen, daß diese dialektische Methode in der Schule Platons Geltung und Ansehen besaß. Freylich bedarf es solcher vermittelter Schlüsse gar nicht, da Platon selbst an mehreren Stellen mit dem größten Preise von dieser Methode spricht, sie gleichsam als den Inbegriff der Dialektik darstellend. Wie wichtig für die Gewinnung einer wichtigen Definition die vollständige Eintheilung eines Gattungsbegriffes ist, ist an sich deutlich und wird auch von Aristoteles anerkannt, theoretisch und praktisch, wie z. B. in der Historia animalium und de partibus anim. Was nun aber die Fehler betrifft, die sich allerdings nicht in Abrede stellen lassen, und die sowohl in der Wahl eines ungehörigen Theilungsgrundes als auch darin bestehen, daß coordinirte Eintheilungen (ἑτέρας ἀρχῆ διαφορᾶς Aristot. de part. anim. I. 3.) als subordinirt (συνεχῆς διαίρεσις) dargestellt werden, warum sollte es nicht denkbar seyn, daß Platon sich damals wirklich diese Regeln der Logik noch nicht deutlich gemacht, die, einmal aufgefunden und mitgetheilt, wohl leicht zu begreifen sind, aber schwerer zu finden. Bey andern Fehler, die von dem Fremdling selbst verbessert werden und Gelegenheit geben zur Feststellung dia-

lektischer Grundsätze, ist der Zweck deutlich in der nicht dogmatischen sondern heuristischen Darstellungsweise, polemische Beziehungen nicht ausgeschlossen, deren Richtung wir nur nicht immer genugsam kennen. Gewiß aber ist es nicht Platons Zweck, wie Hr. St. wiederholt versichert, die finstere Strenge und kleinliche Genauigkeit, deren sich die Megariker in ihrer dialektischen Methode beflissen, zu verspotten und in Gegensatz mit der Sokratischen Eleganz zu stellen, von der bey Hr. St. zu oft eine etwas vage Anwendung gemacht wird. Daß aber ein Eleate der Führer des Gesprächs ist, dafür ist die natürlichste Erklärung, daß Platon, wie er sonst an Sokrates Namen seine eigenen Lehren knüpft, so hier eine dankbar anerkannte Verbindlichkeit gegen die Eleatische und Megarische Schule ausdrücken wollte. Denn die Vermuthung des Hrn. St., daß der Eleate auch die Megariker zu vertreten habe, ist allerdings höchst wahrscheinlich und von hinlänglichen Gründen gestützt. Richtig ist auch bemerkt, wie geeignet gerade ein Eleate war zum Träger politischer Untersuchungen gemacht zu werden.

Diese bilden den zweyten Haupttheil des Gesprächs, da nach der ausdrücklichen Versicherung des Schriftstellers im ersten Theile die Frage nach dem Begriffe des Staatsmannes allerdings mehr als bloßes Vehikel der dialektischen Methode erscheint. Dennoch ist unläugbar der Hauptzweck des Ganzen in dem politischen Elemente, dem selbst das scheinbar bloß zu dialektischer Uebung gewählte Beyspiel der Weberey sich dienstbar erweisen muß.

Platons Ansichten über den Staat sind berühmt genug, ohne es im Ganzen zu einer anderen Anerkennung gebracht zu haben als der der Bewunderung. Man hat dabey vorzugsweise und mit Recht immer jenes spätere größere Werk, „der Staat“ überschrieben, im Sinne, während „der Staatsmann“ mehr in das Dunkel der Unbekanntschaft zurücktritt. Und doch liegt es nahe zu glauben, daß, wäre nicht die abstruse Einkleidung, der Inhalt dieser Schrift in mancher Beziehung vor dem größeren Werke. hervortreten würde. Denn während der beste Staat, wie er in der Politeia construirt wird, nicht nur ein den gegenwärtigen Verhältnissen durchaus fremdes Ansehen hat, sondern in den Grundlagen, auf denen er erbaut wird, den tiefsten Principien der Gegenwart so sehr widerspricht, daß unser sittliches Bewußtseyn sich wohl nie mit denselben aussöhnen wird: so führt der Politikus mit dem entschiedensten Nachdrucke gerade zur Anerkennung der Staatsverfassung als der besten, welche in der Gestaltung der Gegenwart ein so wesentliches Uebergewicht hat: nämlich der monarchischen. Die beste Staatsverfassung ist nach Platons Urtheil diejenige, in welcher die Regierenden die wahre Staatskunst oder richtiger Staatsweisheit besitzen. Nach der Natur der Sache aber ist diese ihrer Schwierigkeit wegen nur auf die wenigsten beschränkt, und wenn sie sich findet, wohl nur in Einem. Dieser Eine, der wahrhaft Wissende und Kundige (ὄντως ὢν ἐπιστήμων) darf nicht durch Gesetze beschränkt seyn. Diese sind einfach und unveränderlich und können dem Wechsel menschlicher Zustände und Ereignisse nicht folgen, werden also bald mit dem wahren Bedürfnisse in Widerspruch gerathen. Dennoch aber, bey dem Mangel eines wahrhaft zum Herrschen geschaffenen Regenten, sind sie nothwendig und nützlich, weil das schlimmste von Allem die Willkühr der Unkundigen. Dadurch ergeben sich außer jener absolut besten aber unerreichbaren Staatsverfassung sechs andere, wovon drey die relativ guten und drey die schlechten sind, je nachdem sie gesetzlich oder gesetzlos. Die beste unter diesen drey relativ guten ist wieder die Monarchie, welche mit guten Gesetzen ausgestattet darum auch mit jener absolut besten gleichnamig ist — Königthum, βασιλική. Ohne Gesetze und in die Willkühr des Herrschenden gegeben ist sie die allerschlechteste und heißt Tyrannis. Den zweyten Platz unter den guten nimmt die (gesetzliche) Aristokratie, unter den schlechten die (gesetzlose) Oligarchie ein; den dritten in beyden die Demokratie, die, mit guten Gesetzen, die schlechteste unter den guten ist, ohne Gesetze die beste unter den schlechten.

Bey dem angezweifelten Ursprunge dieser Schrift ist die Frage natürlich, ob und wie diese Eintheilung der Staatsverfassungen mit der in der Politeia übereinstimme. Hr. St. sucht Sochers Ansicht, der aus der Verschiedenheit beyder Darstellungen eine Folgerung für die Verschiedenheit der Verfasser ableiten will, zu widerlegen, gestützt auf den richtigen Grundsatz, den er mit folgenden Worten ausspricht

Enimvero non fuit Plato adeo addictus et quasi destinatus certis quibusdam opinionibus, ut eas non pro varia ac diversa rerum tractandarum ratione aut immutaret leviter aut scribendi consiliis adaptaret. Jedoch hätte Hr. St., wenn er einmal davon sprach, die wirklich bestehenden Verschiedenheiten deutlicher und vollständiger hervorheben sollen. Das Eigenthümliche des Politikus besteht in jener Ansicht von der Bedeutung und dem Werthe der Gesetze, in Bezug auf die Unterscheidung der absolut besten Verfassung von den relativ guten, und dieser wieder von den relativ schlechten; während bey der Beurtheilung in der Politeia die Gesetze in den Hintergrund treten, wo der beste Staat als bestehend angenommen, die Entstehung der schlechteren aus diesem dargestellt wird. Aus dem verschiedenen Gesichtspunkte läßt sich dann allerdings die weitere Verschiedenheit in der Schätzung der übrigen von der besten abweichenden Staatsverfassungen, so wie daß im Politikus eine Doppelreihe, in der Politeia nur eine einfache entsteht, erklären. Auch dieß, daß in jenem Werke die beste Staatsverfassung ausdrücklich als Monarchie (*βασιλική*), im „Staate“ hingegen als Aristokratie, mit Accentuirung der eigentlichen Bedeutung des Wortes, bezeichnet wird, läßt sich leicht vermitteln durch die Stelle Politic. 297 C. *ἀλλὰ περὶ σμικρόν τι καὶ ὀλίγον καὶ τὸ ἓν ἐστι ζητητέον τὴν μίαν ἐκείνην πολιτείαν τὴν ὀρθήν*, mit Rep. IV. 445 D. *λέγω, εἶπον, ὅτι εἰς μὲν οὗτος ὃν ἡμεῖς διεληλύθαμεν πολιτείας ἂν εἴη τρόπος, ἐπονομασθείη δ'ἄν καὶ διχῇ. ἐγγενομένου μὲν γὰρ ἀνδρὸς ἑνὸς ἐν τοῖς ἄρχουσι διαφέροντος βασιλεία ἂν κληθείη, πλειόνων δὲ ἀριστοκρατία.* Hr. St. vergleicht außerdem noch die entsprechenden Stellen aus dem Werke von den Gesetzen, im dritten Buche g. d. E. die ebenfalls von den beyden andern Schriften abweichende Eintheilung der Staatsverfassungen, und die sehr treffende Stelle über den Vorzug der Einsicht und Wissenschaft des Regenten vor den Gesetzen, obwohl doch schon mit etwas milderer Beurtheilung letzterer. Ueberhaupt sind die polemischen Beziehungen, in welchen Platon recht nachdrücklich seine Geringschätzung ausspricht gegen die falschen Politiker seiner Zeit und seines Vaterlandes mit ihrem ganzen Anhange, die er nicht ohne Selbstgefühl in das *γένος ὑπηρετικόν* zu einer wenig ehrenvollen Gesellschaft verweist, hervorstechend und lassen den tiefen Unwillen über das Verfahren gegen seinen Lehrer deutlich genug durchfühlen, gleichsam mit methodischerer Vollständigkeit und Nothwendigkeit den Inhalt des Gorgias wieder in sich aufnehmend. In so fern enthält allerdings diese Schrift auch die Darstellung des falschen Staatsmannes, jedoch, wie Schleiermacher ganz richtig bemerkt, im umgekehrten Verhältniß mit dem Sophistes in dem das Verwerfliche der unmittelbare Gegenstand der Untersuchung ist, während hier das Aechte und Vortreffliche, so daß der Tadel ganz unbegründet ist, den Hr. St. S. 78 gegen Schl. ausspricht.

Als das eigentliche Geschäft des Staatsmannes und der Staatskunst bezeichnet Platon die Vereinigung und Ineinanderbildung der entgegengesetzten Tugenden oder Naturanlagen, der muthigen und besonnenen (*ἀνδρία* und *σωφροσύνη*), gleichsam zu einem Gewebe, wie das an dem Beyspiel der Weberey erläuterte. Auch bey dieser Gelegenheit beobachtet Hr. St. nicht das Maaß der Gerechtigkeit gegen Schleiermacher. Dieser schildert ganz richtig den Eindruck, den dieses Resultat der Untersuchung auf den mit den gegenwärtigen Fragen der Wissenschaften vertrauten Leser hervorbringen wird, wenn er nicht zugleich der Schätzung von dem Standpunkte jener Zeit mächtig ist. Es ist gewissermaßen als eine Verdrehung zu nehmen, wenn gesagt wird, Schl. selbst habe dieses Resultat als ein dürftiges angesehen, wogegen nan nur folgende Stelle aus dessen Einleitung zu lesen braucht: S. 247. „Diese (die solches Resultat für dürftig und ungenügend halten) nun mögen zunächst bedenken, daß wie in jenem Gespräch die Erklärung des Sophisten offenbar mit Hinsicht auf den damaligen Zustand der Wissenschaft angelegt war, so auch hier die Erklärung des Staatsmannes mit Bezug auf die bürgerlichen Verhältnisse jener Zeit unter den Hellenen, und daß hier von den Verirrungen und der Wuth der Parteyen die tiefste wie die edelste Ansicht gefaßt ist, und allerdings von diesen den Staat zu befreyen oder frey

zu erhalten, als die höchste Kunstausübung des Staatsmannes mußte durgestellt werden.“ Schl. scheint uns hier und in dem Folgenden die Stelle des rechten Alterthumsforschers und Philologen zu vertreten, gleich weit entfernt von jener obligaten Lobpreisung des Alterthums und namentlich jedes classischen Buchstabens aus demselben, welche für die Anerkennung des Antheils, den die Gegenwart an der Ausbildung der Wissenschaft ansprechen darf, keinen Raum hat, wie von dem modernen Wissen, das auf der Oberfläche des Tages einherfährt, ohne sich um die stille Tiefe des Grundes zu kümmern. Gewiß wäre es die unrichtigste Würdigung dessen, was die Alten in der politischen Wissenschaft geleistet haben, wenn man verkennen wollte, daß die Geschichte zweyer Jahrtausende mit ihren großen Ereignissen auf dem Gebiete des geistigen Lebens der Menschheit, nicht manche Fragen und Aufgaben theils theoretisch oder praktisch gelöst, theils der Lösung nahe gebracht, die dem Bewußtseyn des Alterthums, dem andere Aufgaben gesetzt waren, noch ganz ferne lagen. Ebenso aber wird die Wissenschaft der Gegenwart nur Gewinn daraus ziehen, wenn sie zu den verwickelteren Verhältnissen, mit denen sie es zu thun hat, gleichsam die einfachen Grundzüge in den Bestrebungen des Alterthums zu erkennen sucht. —

Welchen Einfluß die Lebensverhältnisse Platons auf dessen politische Ansichten ausgeübt, ist schon mehrfach dargestellt und auch von Hrn. St. gehörig beleuchtet. Besonders ist auch die Vergleichung mit den Lehren der Pythagoräer, die Platon während seines Aufenthaltes in Italien näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, an der Stelle, ohne daß auf diesen etwas unsichern Boden zu viel gebaut würde.

Als dritten Haupttheil betrachtet Hr. St. den Mythus von den Weltaltern, dem mit Recht eine eigenthümliche, nicht bloß beiläufige und untergeordnete Bedeutung zugeschrieben wird. Denn obwohl er scheinbar nur gelegentlich zur Gewinnung einer richtigeren Eintheilung in den dialektischen Theil des Gesprächs eingeflochten wird, so fühlt man doch gleich, auch von Seiten der Composition betrachtet, daß der Schriftsteller einen besonderen, tieferen Werth darauf legen wollte. Ueber den Gebrauch der Mythen bey Platon überhaupt bemerkt Hr. St.: inserviunt eorum illustrationi, quae posita sunt in quadam mentis praesagitione, propterea quod natura sua sunt excelsiora, sublimiora, diviniora, quam quae in mentis humanae scientiam et cognitionem cadere existimanda sint. Richtiger: Platon drückt in der Gestalt des Mythus solche Ideen aus, deren Nothwendigkeit für eine tiefere philosophische Erkenntniß er geahnt ohne die adäquate Form philosophischer Darstellung für sie gefunden zu haben. Insoferne ist für die strengste Beurtheilung der Tadel des Colotes bei Macrobius nicht unbegründet: „Ait a philosopho fabulam non oportuisse confingi, quoniam nullum figmenti genus veri professoribus conveniret.“ Aber ebenso ist anzuerkennen, daß sich darin auch die Tiefe seines Geistes offenbart, der gleichmäßig über den beschränkten Kreis der ihm gebotenen Thatsachen zu klarer Erkenntniß hinausstrebte. Hr. St. widmet diesem Mythus eine ausführliche Untersuchung (S. 101 — 124), in welchem er über den Zusammenhang mit dem Hauptgegenstande des Gesprächs, dann über die Quellen, und endlich über den philosophischen Gehalt und die eigentliche Absicht Platons handelt. Den Zusammenhang haben schon Schleiermacher und Ast richtig hervorgehoben, wie ihn Hr. St. noch näher und umständlicher mit Beyziehung der treffenden Stelle de Legg. IV. 713. bezeichnet: Proposuit igitur Plato civitatum moderatoribus totius rerum naturae exemplum, ut haberent, in quod intuentes illis regendis administrandisque rectam rationem sequerentur.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. May.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Platonis Politicus et incerti auctoris Minos etc.

(Fortsetzung.)

Das ächt Platonische dieser Vorstellung wird durch Vergleichung mit entsprechenden Stellen im Timäus und den Leges nachgewiesen, und gegen Meiners und Socher, der aus jener Stelle von dem Zurücktreten der Gottheit von der Lenkung der Welt auch einen Grund für seine Bezweifelung des Platonischen Ursprungs entlehnt, bemerkt, daß damit an ein Aufhören der göttlichen Vorsicht nicht zu denken sey, die vielmehr zur rechten Zeit wirksam helfend eintrete, aber auch die Freyheit des Geschöpfes selbst in der Entfernung und Abwendung von dem Schöpfer gewähren lasse. S. 109. Die Quellen dieser Erzählungen werden in griechischen und ägyptischen Mythen (vgl. Herod. IV, 142) in Verbindung mit physikalischen und theologischen Vorstellungen und Lehren der Pythagoräer nachgewiesen. Natürlich erwähnt auch Hr. St. des Mythus im Protagoras, auf dessen Uebereinstimmung mit einem Theile des Mythus im Politikus aufmerksam gemacht wird. Die Hauptsache aber wäre gewesen, die Verschiedenheit beyder aufzuzeigen, da gewiß auch Hr. St. dasjenige, was er zu Ehren des von dem Eleatischen Fremdling vorgetragenen gesagt, nicht auch auf jenen, der dem Sophisten in den Mund gelegt wird, ausgedehnt wissen will. Der Unterschied besteht eben darin, daß dasjenige, was dort Ganzes und Hauptsache ist, nur eine untergeordnete Bedeutung hat und nicht viel weniger als z. B. die Erzählung von dem Rückwärtswachsen, zum bloßen Zusammenhang der mythischen Einkleidung gehört; so wie in dem, was Schleiermacher bereits richtig in der Einleitung zum Protagoras als Eigenthümlichkeit des sophistischen Mythus bezeichnet, nämlich die materialistische Vorstellung von der vernünftigen Anlage im Menschen als bloßem Ersatze für andere Vorzüge der Thiere, die in keiner Weise auf den νοῦς βασιλεύς im Philebus hindeutet, den Hr. St. mit vollem Rechte zur Erklärung des Mythus im Politikus anführen konnte.

Von Einzelnem, was uns in den Prolegg. aufgefallen ist, erwähnen wir nur die sonderbarer Weise von Hr. St. wiederholt vorgebrachte Ansicht, durch welche er auch einen äußeren Zusammenhang der drei mehr genannten Gespräche mit dem Parmenides gewinnen, oder vielmehr erzwingen will. Denn dieß vermag allerdings schon der unmittelbarste Eindruck zu lehren, daß es eine eben so gewaltsame als willkührliche Annahme ist, sich die Personen, welche in jenen frühern Gesprächen als anwesend bezeichnet werden, zugleich als die stummen Zuhörer bey der Erzählung des Kephalos zu denken. Offenbar ließe sich dieß auf keine andere Weise als durch die reinste Fiktion des Lesers erreichen, der nicht die leiseste Andeutung in der Schrift selbst zu Hülfe kommt und die der Schriftsteller darum auch unmöglich beabsichtigt haben kann. Auch wird man sich vergeblich nach einem ähnlichen Beyspiel in Platon oder einem andern Schriftsteller umsehen. Die meiste Aehnlichkeit hat das Exordium des Parmenides mit dem der Politia, wo auch das Gespräch, welches den Inhalt der Schrift ausmacht, anderen erzählt wird, die nicht näher bezeichnet werden, weil es auch zunächst

ganz gleichgültig ist, wer sie sind; während im Timäus der beabsichtigte Zusammenhang mit der Politia durch wiederholte ausdrückliche Beziehungen deutlich ausgesprochen wird. Hätte es in der Absicht Platons gelegen, ein gleiches Verhältniß des Parmenides mit jenen andern Dialogen auszudrücken, so würde der Schriftsteller unmöglich umhin gekonnt haben, durch irgend eine Andeutung den Zusammenhang der Scene und die Anwesenheit derselben Personen zu vermitteln; wovon, wie gesagt, nicht die leiseste Spur, sondern vielmehr Alles so eingerichtet ist, daß es den Eindruck einer durchaus verschiedenen Scene macht. Nach diesem kann es fast unnöthig scheinen, noch auf weitere Schwierigkeiten und Widersprüche aufmerksam zu machen, die sich der Annahme des Hr. St. entgegenstellen; wie z. B., daß Sokrates in die sonderbare Situation gesetzt wird, sich durch doppelte Vermittelung ein Gespräch erzählen zu lassen, an dem er selbst zum Theil sogar thätigen Antheil genommen hatte. Und frägt man sich, was durch eine auf solchen Unwahrscheinlichkeiten beruhende Annahme gewonnen würde, so muß man antworten: Nichts, so viel wie nichts, da ja doch die Hauptsache dadurch nimmer bewiesen würde, daß der Parmenides die im Sophistes und Politicus angekündigte Untersuchung über den Philosophen wirklich enthält. Viel besser also, wenn man diesen Beweis der innern Uebereinstimmung auf anderem Wege geliefert hat oder zu haben glaubt, die äußere Verschiedenheit und Losreißung von dem begonnenen Faden anzuerkennen. Uebrigens wird eine unbefangene Betrachtung immer eher dazu führen, den Parmenides, wenn er einer Trilogie angehören soll, als das erste Glied einer solchen unvollendeten anzusehen, als ihm mit seinem abgerissenen Schlusse die letzte Stelle anzuweisen. Denn daß Hr. St. nicht geneigt ist, als eine Auskunft für seine Ansicht sich der von andern geäußerten Vermuthung anzuschließen, daß wir die Schrift in unvollendeter Gestalt besitzen, läßt sich aus dem vierten Buch der Prolegg. zu der großen Ausgabe des Parmenides ersehen, das überschrieben ist: De Parmenidis Platonici integritate etc.

Gelegentliche Berichtigung mag eine Bemerkung Hr. St's. finden (Prolegg, S. 50), indem Zeller nicht, wie dort versichert wird, den Parmenides zwischen den Sophistes und Politicus, sondern ebenso wie Hr. St. nach letzterem setzt. Ueberhaupt wäre in der Relation fremder Ansichten bisweilen größere Genauigkeit zu wünschen.

Außer den Prolegomenis, welche die Erklärung des Ganzen in seinem innern Zusammenhange zum Gegenstande haben, kommen noch die Anmerkungen zu betrachten, die zur Erläuterung des Einzelnen bestimmt sind. Da diese Ausgabe die erste mit einem Commentar versehene ist, und Hr. St. außer den meist kritischen Gesammtausgaben und der Uebersetzung Schleiermachers keine Vorgänger hatte, so konnte sich der Herausgeber in ganz besonderem Grade um diese Schrift verdient machen, die einen reichen Stoff für kritische und exegetische Leistungen darbot. Viele Stellen verdanken dem Fleiß und der Gelehrsamkeit des Hrn. St. eine richtigere Erklärung als sie vorher gefunden hatten, wenn auch, wie es in der Natur der Sache liegt, hie und da eine Schwierigkeit entweder gänzlich unberührt oder doch ungelöst bleibt. Die sorgfältige Beobachtung des Sprachgebrauchs, namentlich des Platonischen, die man schon aus den früheren Bänden kennt, hat Hr. St. auch hier bewährt. Wenn wir dessenungeachtet gleich an die erste Note eine tadelnde Bemerkung knüpfen, so haben wir mehr einen allgemeinen Fehler in der grammatischen Erläuterungsmethode der Philologen im Sinne, nämlich eine ungehörige Anwendung von Parallelstellen. Der Anfang des Gespräches lautet: *Ἦ πολλὴν χάριν ὀφείλω σοι τῆς Θεαιτήτου γνωρίσεως.* Dazu Hr. St.: Istud *ἦ* quod codd. nonnulli omittunt, noli pro suspecto habere. Eurip. Med. v. 566. *ἦ πολλὰ πολλοῖς εἰμὶ διάφορος βροτῶν.* ubi Elmsleius comparavit Phoeniss. v. 704. *ἦ πόλλ' ἐπῆλθον, εἰσιδεῖν χρῄζων σ', ἄναξ.* Helen. v. 771. *ἦ πόλλ' ἀνήρου μ' ἐνὶ λόγῳ, μιᾷ δ' ὁδῷ.* al. Was soll nun hier durch diese Beyspiele bewiesen werden? Zur kritischen Sicherstellung des *ἦ* können sie nicht dienen, wofür man sich auf die Autorität der besten Handschriften berufen mußte. Eben so wenig genügen sie zur Erläuterung des Sprachgebrauchs, da die Bedeutung der Konjunction *ἦ* mit keinem Worte entwickelt wird. Im allerhöchsten Falle würden sie die Möglichkeit der Verbindung beweisen, die aber Niemand in Zweifel

ziehen wird, zugegeben die andere Möglichkeit, daß auch ohne das ἦ ein richtiger Sinn entsteht. Welche von beyden aber den Vorzug verdient, würde wiederum nur aus einer ganz individuellen Würdigung der Stelle hervorgehen. Ueberhaupt können Beyspiele nur als die Elemente, um ein allgemeines Gesetz zu erkennen, betrachtet werden und nur durch dieses auf Beweiskraft Anspruch machen.

Mit Uebergehung minder bedeutender Stellen, wie 260 E., wo Hr. St. richtig der Lesart μιξόμεν vor dem diplomatisch besser empfohlenen μιξώμεν den Vorzug giebt; oder 262 D, wo mit Recht das mit der Construction nicht zu vereinigende αὐτό in Klammern geschlossen wird, erwähnen wir die Stelle 266 C, die Hrn. Stallbaum zuerst ihre richtige Erklärung verdankt. Die zahmen, heerdenweise lebenden Thiere, welche sich nicht mit fremden Gattungen vermischen, werden weiter eingetheilt in zweyfüssige und vierfüssige. Πρὸς δὴ τούτοις, fährt der Fremdling fort, ἕτερον οὔτι τῶν πρὸς γέλωτα εὐδοκιμησάντων ἄν, ὦ Σώκρατες, ἆρα καθορῶμεν ἡμῖν γεγονὸς ἐν τοῖς διηρημένοις; NE. ΣΩ. τὸ ποῖον; ΞΕ. Τἀνθρώπινον ἡμῶν ἅμα γένος ἔνυπτιλοχὸς καὶ ἔνυδεδραμηκὸς γένει τῷ τῶν ὄντων γενναιοτάτῳ καὶ ἅμα εὐχερεστάτῳ. NE. ΣΩ. Καθορῶ καὶ μάλ' ἀτόπως ἐνυμβαῖνον. Die mit scherzhafter Absichtlichkeit nur dunkel angedeutete Gattung, welche mit dem menschlichen Geschlechte zusammen unter den Begriff der zweyfüssigen Heerde fällt, ist sehr verschieden und zum Theil sehr irrig verstanden worden. Man muß gestehen, daß Schleiermachers Erklärung gänzlich das Richtige verfehlt, da die ganze Ausdrucksweise nicht an das dem δίπουν coordinirte τετράπουν denken läßt, sondern vielmehr an ein dem δίπουν mit dem γένος ἀνθρώπινον gemeinschaftlich subordinirtes. Ein solches wäre wohl auch das genus simiarum, woran Winkelmann denkt: das Richtige aber hat Hr. St. durch genauere Beachtung des Zusammenhanges und sorgfältigere Erwägung der einzelnen Ausdrücke gefunden. Nachdem nämlich oben von der πελονομικὴ an ein doppelter Weg sich als möglich ergeben, ein längerer und ein kürzerer, wird zuerst der längere eingeschlagen und bis zu der bezeichneten Eintheilung verfolgt, und dasselbe dann auch auf dem kürzeren, der einige Glieder ausläßt, nachgeholt, so daß sie also nothwendig beyde zu dem gleichen Ziele geführt werden müssen; dort aber (266 E) wird zum Theil mit denselben Worten, nur ohne die Dunkelheit des Ausdrucks, diese Gattung bezeichnet: κατιδόντα δὲ τἀνθρώπινον ἔτι μόνῳ τῷ πτηνῷ ἐυνειληχὸι τὴν δίποδα ἀγέλην πάλιν τῷ ψιλῷ καὶ τῷ πτεροφυεῖ τέμνειν. Offenbar also ist auch an obiger Stelle an ein befiedertes Geschlecht zu denken, zwar nicht an jenes schon früher ausgeschiedene γένος πτηνόν, sondern an das auf der Erde einhergehende, die gallos gallinaceos, u. s. w. mit dem ganzen Anhange derer, die wir vorzugsweise als Federvieh bezeichnen. Hr. St. zeigt ferner, wie diese Erklärung jede Aenderung des Dat. γενναιοτάτῳ, wofür Buttmann γενναιότατον oder εὐχερεστάτῳ, wofür Schleiermacher εὐχερέστατον vorschlägt, unnöthig macht, wenn auch das εὐχερές weniger von der körperlichen Leichtigkeit und Behendigkeit, wie Hr. St. will, als vielmehr in einem dem γενναῖον entsprechenden ironischen Sinn zu verstehen scheint; wie wir auch sagen: ein leichtes d. i. leichtfertiges Volk; auch unten in dem εὐχερὴς βίος, ist diese ironische Nüance nicht zu verkennen. Zu verwundern ist, daß Hr. St. nicht mehr Gewicht legt auf das von Schleiermacher ebenfalls mißverstandene εὐδοκιμησάντων ἄν, das deutlich genug an eine berühmt gewordene Sache im Sinne der bekannten Verspottung Platons durch Diogenes erinnert, und nicht ohne Absichtlichkeit gesetzt zu seyn scheint, wodurch überhaupt der ganze mysteriöse Ton seine Erklärung findet. Auch die Worte: ἔνυνδρομα πεπορευμένος τῷ τῶν ἀνδρῶν αὖ πρὸς τὸν εὐχερῆ βίον ἄριστα γεγυμνασμένῳ hätten noch einer Erläuterung bedurft, da der Ausdruck τῶν ἀνδρῶν einzig und allein auf den gallus gallinaceus paßt.

Von den mancherley Schwierigkeiten, welche der Mythus in seiner eigenthümlichen Ausdrucksweise darbietet, erwähnen wir die Stellen 270 A., wo von der doppelten Bewegung des κόσμος die Rede ist und gezeigt wird, daß er theils von dem göttlichen Urheber geleitet wird, τότε δ' ὅταν ἀνεθῇ, δι' ἑαυτοῦ αὐτὸν ἰέναι, κατὰ καιρὸν ἀφεθέντα τοιοῦτον, ὥστε ἀνάπαλιν πορεύεσθαι πολλὰς περιόδων μυριάδας διὰ τὸ μέγιστον ὂν καὶ

ἰσορροπώτατον ἐπὶ σμικροτάτου βαῖνον ποδὸς ἰέναι. In Uebereinstimmung mit den Editt. Turic. ist aus Ensebius δι' ἑαυτοῦ statt δι' ἑαυτόν aufgenommen; richtig auch das κατὰ καιρόν, das gemeiniglich mit ἰέναι verbunden wird, zu ἀφεθέντα gezogen; die Hauptschwierigkeit aber besteht in dem letzten Theile des Satzes von διά an. Wie die Construction herzustellen sey, hat Hr. St. richtig erkannt, indem er statt ὄν und βαῖνον — ὄντα und βαίνοντα vorschlägt. Vielleicht würde auch die Einschaltung eines zweyten τό nach διὰ τό hinreichen. Allein der innere Zusammenhang, über den Hr. St. kein Wort spricht, ist dadurch nicht erleichtert und läßt die ganze Verbindung durch διά als sehr zweifelhaft erscheinen. Was die Vermuthung, δή statt des in den besten Handschriften nach διά eingeschalteten δέ zu lesen, bedeute, ist uns nicht klar geworden. Auch bedauern wir, daß Sauppe's uns unbekannter Verbesserungsversuch nicht näher bezeichnet ist.

Unrichtig ist die Erklärung Hrn. Stallbaums 270 D, καὶ ἐπαύσατο πᾶν ὅσον ἦν δυητὸν ἐπὶ τὸ γεραίτερον ἰδεῖν πορευόμενον, ad aetatem provectiorem spectare et procedere, mit Vergleichung von Ausdrücken wie: εἰς τὸ πρόσθεν ὁρᾶν. Allein der Infinitiv ἰδεῖν hängt nicht von ἐπαύσατο ab, sondern ist als Supinum mit γεραίτερον zu verbinden.

271 B. vermuthet Hr. St. nicht unwahrscheinlich ἑπόμενον statt ἐχόμενον wegen des folgenden Dativs. Vielleicht jedoch könnte dieser als Ablativus und das ἐχόμενον absolute verstanden werden. Gewiß aber ist die Vorsicht begründet, welche unter 271 C. in Betreff des Ausdrucks, ὅσα τῆς τοιαύτης ἐστὶ κατακοσμήσεως ἑπόμενα empfohlen wird.

Beachtenswerth ist die Stelle 271 D. τότε γὰρ αὐτῆς πρῶτον τῆς κυκλήσεως ἦρχεν ἐπιμελούμενος ὅλης ὁ θεός· ὡς νῦν κατὰ τόπους, ταὐτὸν τοῦτο ὑπὸ θεῶν ἀρχόντων πάντῃ τὰ τοῦ κόσμου μέρη διειλημμένα. Ganz unerhört wäre es wohl nicht, die Construction durch einen Nominativus absolutus zu erklären. Dennoch ist es der Bedeutung des Gedankens angemessener, einen selbstständigen Satz nach Art des darauf folgenden zu fordern, so daß Hrn. St's. Vermuthung sich allerdings sehr empfiehlt, mit Einschaltung eines δὲ nach ὡς, statt πάντῃ zu lesen: πάντ' ἦν. Die ungewöhnliche Stellung des ἦν würde die ganze Eigenthümlichkeit der Diktion wohl entschuldigen. Ebenso verdient die Stelle 272 D. E. Erwähnung. Hr. St. hatte vollkommen Recht, sich so genau als möglich an die Lesart der Handschriften zu halten. Ἐπειδὴ γὰρ πάντων τούτων χρόνος ἐτελεώθη καὶ μεταβολὴν ἔδει γίγνεσθαι καὶ δὴ καὶ τὸ γηΐνον ἤδη πᾶν ἀνήλωτο γένος, πάσας ἑκάστης τῆς ψυχῆς τὰς γενέσεις ἀποδεδωκυίας, ὅσα ἦν ἑκάστῃ προσταχθέν, τοσαῦτα εἰς γῆν σπέρματα πεσούσης, τότε δή κτέ. Die Herstellung des προσταχθέν aus der Lesart der besten Handschriften: προσταχθέντος αὐτὰ statt der von Cornarius stammenden und auch von Bekker beybehaltenen Vulgata: προσταχθέντα ist über allen Zweifel erhaben und auch bereits in der Zürcher Ausgabe angenommen; ebenso die Bewahrung des Asyndeton bey ὅσα — πεσούσης, das in seiner explikativen Bedeutung durch hinlängliche Beyspiele gerechtfertigt ist und des von Cornarius vor ὅσα eingeschalteten καὶ nicht bedarf. Schwieriger bleiben die Worte: τοσαῦτα εἰς γῆν σπέρματα πεσούσης. Doch ist, was gegen die verschiedenen Vermuthungen: βαλούσης, διδούσης, νεμούσης, wozu man noch als die nicht unwahrscheinlichste τεκούσης fügen könnte, eingewendet wird, wohl begründet, daß die Erleichterung der Construction durch eine Verschiebung des Gedankens erkauft wird. Von diesem Vorwurfe würde sich die in den Text der Zürcher Ausgabe übergegangene Conjectur Sauppe's: τοσαῦτα εἰς γῆς σπέρματα πεσούσης allerdings frey erhalten, wenn es nicht doch schwer würde, σπέρμα von dem materiellen Erdenstoff, statt dem geistigen Belebungsprincipe der Seele zu verstehen. So scheint das allerdings seltsam construirte πεσούσης sich doch gegen alle Aenderungen halten zu wollen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. May.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Platonis Politicus et incerti auctoris Minos etc.

(Schluß.)

Daß die Erklärungen durch κατά oder ὡς mit dem Gen. abs. nicht äquipollent, sondern nur annäherungsweise und durch den gewöhnlichen Sprachgebrauch vermittelnd das proprium et singulare dicendi genus erklären, versteht sich. Uebrigens scheint das appositive Verhältniß vor dem adverbialen als richtiger entsprechend, den Vorzug zu verdienen.

273 D. διὸ δὴ καὶ τότ' ἤδη θεὸς ὁ κοσμήσας αὐτόν, καθορῶν ἐν ἀπορίαις ὄντα, κηδόμενος ἵνα μὴ χειμασθεὶς ὑπὸ ταραχῆς διαλυθεὶς εἰς τὸν τῆς ἀνομοιότητος ἄπειρον ὄντα τόπον δύῃ, πάλιν ἔφεδρος αὐτοῦ τῶν πηδαλίων γιγνόμενος κτέ. Dazu bemerkt Hr. St. Displicet istud τόπον, quo metaphorae elegantia pessumdatur. Corrigendum putamus πόντον. Dieselbe Konjektur hatte einige Jahre früher der sehr gelehrte und besonders in den Schriften der Neuplatoniker belesene Herausgeber des Basilius Plotinizans, Hr. Albert Jahn, in den Anmerkungen zu jenem Buche mitgetheilt, und vertheidigt und begründet sie nun ausführlich in einer Abhandlung im sechsten Hefte der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft Jahrg. 1842. Insoferne sie als Ergänzung der Note des Hr. St. betrachtet werden darf, ist die Prüfung der geltend gemachten Gründe hier gerechtfertigt. Diese sind theils innere, theils äußere. Jene sollen die Unverträglichkeit des Ausdrucks darthun, indem τόπος weder zu ἄπειρος noch zu ἀνομοιότης noch zu δῦναι passe, dagegen πόντος mit allen dreyen vortrefflich übereinstimme. Wenn aber Hr. J. selbst für τόπος die Bedeutung Raum zugiebt, warum soll dann ἄπειρος τόπος der unendliche Raum, weniger gut gesagt werden können, als ἄπειρος πόντος, das unendliche Meer, die unendliche Tiefe! Ebenso ist die Unvereinbarkeit mit ἀνομοιότητος schwer einzusehen; denn im eigentlichen Sinne könnte dieß auch nicht mit πόντος verbunden werden. Von Gewicht ist nur, daß die ganze Vorstellung in ihrer mythischen Ausdrucksweise von dem Bilde des Meeres durchwebt ist. Allein warum soll hier die aus anderen Beyspielen gewonnene Einsicht keine Anwendung finden, daß der Schriftsteller oft absichtlich in einem Zuge von der bildlichen Vorstellung abweicht? Gewiß ist es dasselbe Bestreben, aus welchem van Heusde in Parm. 137 A. πέλαγος statt πλῆθος verlangte, welches hier πόντος an die Stelle von τόπος setzen will. Doch genügen allgemeine Bemerkungen nicht ohne individuelle Würdigung der Stelle. Offenbar ist die bildliche Darstellung nicht aus rhetorischer Absicht hervorgegangen, sondern vielmehr aus dem im Timäus ausdrücklich eingestandenen und gerechtfertigten Unvermögen eines adäquaten philosophischen Ausdruckes. Vergleicht man aber πόντος und τόπος, so sieht man, daß ersteres mehr dem Malerischen des Bildes, letzteres mehr dem Metaphysischen und Speculativen entspricht. Auch thut Hr. J. Unrecht, daß er jede Vergleichung mit dem νοητὸς τόπος ablehnt, da dieser Ausdruck wirklich auf einem Gebrauche beruht, der wohl geeignet ist, die Verbindung: ὁ τῆς ἀνομοιότητος τόπος zu erklären.

Denn in beyden Fällen dient das Wort nicht zur Bezeichnung eines räumlichen Ortes oder auch des Begriffes Raum selbst, sondern vielmehr zur Bezeichnung des Kreises, der Sphäre, welche die Vorstellung um den unräumlichen Gegenstand oder Begriff zieht. Und auch das δύη verlangt nicht unbedingt einen Ausdruck, mit dem es im eigentlichen Sinne verbunden werden kann, und zwar in der Bedeutung des Tauchens, da diese ja selbst nur im bildlichen Sinne zu nehmen ist. So erscheinen also die inneren Gründe wenigstens nicht entscheidend für die Aufnahme von πόντος statt τόπος. Mehr empfohlen wird dieselbe durch die äußeren Gründe, welche Hr. J. aus dem reichen Schatze seiner Belesenheit nachgewiesen. Die wiederholte Anwendung dieses Ausdrucks bey den Neuplatonikern, namentlich Proclus — Hr. J. führt aus diesem fünf Stellen, aus Damascius zwey, aus Eustratius eine, und eine aus Simplicius an, in welcher ausdrücklich auf den Politicus Bezug genommen wird — läßt auf ein solches berühmtes Vorbild schliessen, in dessen Nachahmung sie sich gefielen und würde jeden Zweifel verdrängen, wenn nicht unglücklicher Weise einige andere Stellen eben dieser Art, wie namentlich die im Plutarchus, entgegen stünden, in denen τόπος gelesen wird. Hr. J. ist der Meynung, daß diese Verschiedenheit eben so wie in den Platonischen Handschriften durch Depravation entstanden sey. Allein auf welcher Seite diese Statt gefunden, ist eine Frage, deren gewisse Entscheidung doch wohl auf einem Cirkelschluß beruht. So können wir der von Hr. St. getheilten Ueberzeugung Herrn Jahn's nur eine die entgegengesetzte Möglichkeit nicht ausschließende Wahrscheinlichkeit zuerkennen.

Von unzweifelhafter Richtigkeit ist Hrn. Stallbaum's Emendation 276 B.: προτέρα statt πρᾳοτέρα, welches letztere nicht in den Zusammenhang paßt, in welchen ersteres gefodert wird. Eben so nothwendig ist die Aufnahme des Dativs: πολιτικῇ statt πολιτικήν 279 A. —

Den einzelnen Ausdrücken in dem Beyspiele von der Weberey widmet Hr. St. eine sehr sorgfältige Erklärung. Doch bleiben auch hie und da Schwierigkeiten zurück, wie z. B. 282 B. Dort werden zwey Theile der Wollebereitung unterschieden und bemerkt, daß diese selbst zwey Künsten von umfassenderem Begriffe untergeordnet sind, der συγκριτική und διακριτική. Zu letzterer gehören: τὸ μὲν ξαντικὸν καὶ τὸ τῆς κερκιστικῆς ἥμισυ καὶ ὅσα τὰ ξυγκείμενα ἀπ' ἀλλήλων ἀφίστησι κτέ. So lauten die Worte in den Handschriften und Ausgaben. Warum aber τὸ τῆς κερκιστικῆς ἥμισυ gesagt ist, wird nirgends erklärt. Nach diesem Ausdrucke würde die andere Hälfte nicht unter die διακριτική fallen, also wohl unter die συγκριτική, da sie doch auch zur ταλασιουργία gehört. Damit stimmt aber weder die folgende Auseinandersetzung noch was über diese Kunst in andern Dialogen bemerkt wird, überein. Cratyl. 388 B. findet sich eine ausdrückliche Erklärung: κερκίζοντες δὲ τί δρῶμεν; οὐ τὴν κρόκην καὶ τοὺς στήμονας συγκεχυμένους διακρίνομεν; und im Sophistes 226 B. sq. wo von der διακριτική gehandelt wird, ist dieser ebenfalls das κερκίζειν untergeordnet. Darnach scheint das ἥμισυ nach διακριτικῆς in unserer Stelle schlecht zu passen, und will man es nicht ganz als ein ungeschicktes Glossem verbannen, so könnte es vielleicht mit besserem Rechte seinen Platz etwas weiter unten einnehmen: πᾶν τοῦτο ὡς ἓν φράζειν τῆς τε ταλασιουργίας αὐτῆς ἐστί που ἥμισυ, so daß die Künste, welche zur Wollebereitung gehören und zugleich unter den Begriff der διακριτική fallen, als die eine Hälfte der ταλασιουργία bezeichnet werden, die andere Hälfte den συγκριτικαῖς τέχναις überlassend. Der Ausdruck: τὸ τῆς κερκιστικῆς bedarf keiner Rechtfertigung.

283 É. Διττὰς ἆρα ταύτας οὐσίας καὶ κρίσεις τοῦ μεγάλου καὶ τοῦ σμικροῦ θετέον, ἀλλ' οὐχ ὡς ἔφαμεν ἄρτι πρὸς ἄλληλα μόνον δεῖν, ἀλλ' ὥσπερ νῦν εἴρηται, μᾶλλον τὴν μὲν πρὸς ἄλληλα λεκτέον, τὴν δ' αὖ πρὸς τὸ μέτριον. Mit Unrecht scheinen in dieser Stelle Schwierigkeiten und Zweifel gegen die Lesart erhoben zu seyn. Schleiermacher vermuthet eine größere Corruptel oder Lücke, und Hr. St. erkennt die Konjektur Heindorfs, welche εἶναι an die Stelle von δεῖν setzt, für nothwendig.

Keines von beyden scheint begründet. In dem

fraglichen Ausdrucke ist eine Ellipse, die ihre gute Berechtigung hat und sich von selbst erklärt durch die ausdrückliche Beziehung auf die kurz vorausgehenden Worte: ἆρ οὐ κατὰ φύσιν δοκεῖ σοι τὸ μεῖζον μηδενὸς ἑτέρου δεῖν μεῖζον λέγειν ἢ τοῦ ἐλάττονος κτέ. Auch wird sie gestützt durch das folgende λεκτέον.

287 D. kann man vielleicht ganz ohne Aenderung auskommen, wenn man zu πιθανόν — ἐστί denkt und davon den Infinitiv εἰρηκέναι τι abhängen läßt in der bekannten und so sehr gebräuchlichen Bedeutung des λέγειν τι, Rechthaben. Hr. St. will nach πιθανὸν — ἀνάγκη einschalten, wie Ast δεῖ vor δοκεῖν. Freylich ist es recht natürlich εἰρηκέναι τι πιθανόν zusammen zu nehmen.

Ganz irrig aber ist die Vermuthung Herrn St's. in der folgenden Stelle, wo er vor ἀγγεῖον einschalten will: ἐργαλεῖον καὶ, so daß von zwey Künsten die Rede wäre, von einer, die die Werkzeuge macht, und dann von der, welche die Gefäße bereitet. Allein erstere ist ja schon im Vorhergehenden bezeichnet: ὅσαι γάρ σμικρὸν ἢ μέγα τι δημιουργοῦσι κατὰ πόλιν ὄργανον, θετέον ἁπάσας ταύτας ὡς οὔσας συναιτίους. und mit den Worten: ὅμως δὲ ἕτερον αὖ τῶν ἐν πόλει κτημάτων εἴπωμεν τόδε wird ja eben auf eine andere Art übergegangen, nämlich das ἀγγεῖον; so daß dieses vollkommen mit der 289 A. folgenden Aufzählung übereinstimmt. Hrn. St's. Vermuthung hingegen paßt weder zu den Worten selbst, die mit einem ἐργαλεῖον bereichert werden sollen, noch zu dem unmittelbar Vorhergehenden, noch in den ganzen Zusammenhang der Rede überhaupt.

288 E. wird man kaum umhin können σκυτοτομική mit Hr. St. für ein ungeeignetes Glossem anzusehen, da es weder in die Construction sich fügt noch in diesem Zusammenhange seinem Begriffe entspräche, dem gemäß es keineswegs zu dem σώματα παρέχον und πρωτογενὲς κτῆμα gehört, sondern wohl gemeinschaftlich mit der ὑφαντική in die vierte Classe, die es mit dem πρόβλημα zu thun hat, aufzunehmen ist. Man vergleiche nur die Stelle 280 C. Nothwendig ferner scheint die auch von Hrn. St. empfohlene Conjectur von Stephanus, οὖσαι statt εἰσί, der die Zürcher Herausgeber mit Unrecht nicht einmal einen Platz in der Note gegönnt haben. Hingegen hätte ihnen Hr. St. in der Aufnahme von βύβλων statt βίβλων nach der bessern Autorität der Handschriften folgen sollen.

289 B. ist Hr. St's. Vermuthung von großer Wahrscheinlichkeit, daß an die Stelle des zweyten von den besten Handschriften ausgelassenen μέγα — μόγις zu setzen sey, was noch besser als ein einfaches μή in den Zusammenhang paßt; so daß die Stelle folgendermassen lautet: παραλείπομεν δὲ εἴ τι μὴ μέγα λέληθεν εἴς τι τούτων μόγις δυνατὸν ἁρμόττειν e. q. s.

301 B. behält Hr. St. mit Bekker und den Zürcher Herausgbb. die Lesart der Handschriften bey: δι' ἃ δὴ τὰ πέντε ὀνόματα τῶν νῦν λεγομένων πολιτειῶν ἓν μόνον γέγονεν. Allein das dazu Bemerkte genügt keineswegs das ἓν vor μόνον zu rechtfertigen. Denn zugegeben, daß der Gedanke an sich statthaft ist: die fünf Namen der gewöhnlich so genannten Staatsverfassungen gehen in der besten gleichsam in Einen auf; so wäre doch die Verbindung durch δι' ἃ an dieser Stelle nicht angemessen. Den besten Zusammenhang hingegen bekömmt alles durch Tilgung des ἕν, wenn nicht in dem ἓν μόνον überhaupt etwas anderes liegt, wie ἐμμένοντα oder irgend etwas der Art, das auf ein größeres Verderbniß schließen läßt. Der Gedanke drückt auf solche Weise eine Beziehung auf das 291 sq. Gesagte aus, und ist auch keineswegs als eine müssige Wiederholung anzusehen, da ja dort von der besten Staatsverfassung noch gar nicht die Rede war, die, als eben so eines besonderen Namens entbehrend, wie die gesetzliche und gesetzlose Democratie nicht unterschieden werden, die Zahl der gebräuchlichen Namen nicht vermehrt. Das δή bekömmt dadurch auch seine richtige Bedeutung und Beziehung.

Auch 302 D. läßt sich die Lesart der Handschriften: οὐδ' εἰ τοὔνομα ἤδη διπλοῦν ἐστι ταύτης schwerlich befriedigend erklären auf die von Hrn. St. vorgeschlagene Weise, so daß die Aenderung des ἤδη in μή wohl nicht zu umgehen ist.

Die schwierige Construction der Stelle 307 A.

Ὡς ἡσυχαῖά που φαμεν — ἐπιφέρομεν αὐτοῖς ξύμπασιν scheint uns Hr. St. nicht in allen Theilen richtig entwickelt zu haben. Die Entfernung des ὡς, das Hr. St. nach Ast's Vorgang als aus dem vorausgehenden πῶς; entstanden, getilgt wünscht, hat viel für sich. Denn wenn es auch grammatisch erklärt werden könnte, so wird doch dadurch eine hier gefoderte Gleichmäßigkeit der dem Gedanken nach entsprechenden Glieder gestört. Eben so muß das Participium ἀγασθέντες, welches Hr. St. in adverbialem Sinne erklärt, entsprechend dem ὅταν ἀγασθῶμεν in 306 E. verstanden werden. Ferner muß zwar allerdings auch zu den Worten: καὶ ἔτι περὶ φωνὰς γιγνόμενα λεῖα καὶ βαρέα das ἀγασθέντες in Gedanken genommen werden, nicht aber πραττόμενα, an dessen Stelle vielmehr γιγνόμενα tritt. Endlich darf der Ausdruck: ἐν καιρῷ βραδυτῆτι προσχρωμένην nicht als von φαμέν abhängig gedacht werden, sondern ist vielmehr so zu verstehen, wie im Folgenden das Gegentheil ausgedrückt wird: ὁπόταν αὖ γε ἀμφότερα γίγνηται ταῦτα ἡμῖν ἄκαιρα κτε. In jenen letzten Worten liegt zugleich die Veranlassung zu der veränderten Construction in den folgenden Worten: οὐ τὸ τῆς ἀνδρείας ἀλλὰ τὸ τῆς κοσμιότητος ὄνομα ἐπιφέρομεν αὐτοῖς ξύμπασιν, die durch die Worte ἐν καιρῷ προσχρωμένην veranlaßt, statt des speciell dem letzten Glied entsprechenden Ausdrucks, diesen in einen zugleich für alle passenden Ausdruck mit allgemeinerer Fassung aufnehmen.

309 A. fordert der Sinn unabweislich das von Hrn. St. empfohlene ἀπωθουμένους statt ἀπωθούμενα, welches letztere man sich wundert so ganz unangefochten in der Zürcher Ausgabe zu lesen.

310 A. halten wir die Lesart der Handschriften: φύσεως ἀνομοίων für richtig, und glauben, daß der Genitiv nach seiner allgemeinen Bedeutungsverschiedenheit von dem Ablativ, freylich als seltene Verbindung erklärt werden muß, nicht als „von Natur unähnlich“ sondern: „in ihrer Natur, ihrem Wesen unähnlich.“

310 C. stimmen wir Hrn. St. vollkommen bey in der Foderung, an die Stelle des unpassenden γένη — ἤθη zu setzen. Denn das folgende zeigt deutlich, daß nicht von der Abkunft, sondern von der Sinnesart der Gatten die Rede ist.

Noch die Schlußworte des Dialoges bieten durch die sehr verwickelte Construction Schwierigkeiten dar, in deren Lösung Hr. St. von der bisherigen Weise abweicht. Dazu gehört die Bewahrung der durch die Autorität der besten Handschriften empfohlenen Lesart ξυμπλέκειν statt ξυμπλακέν, welches aus den übrigen Handschriften in alle Ausgaben, auch die Bekker'sche und Zürcher, übergegangen ist. Auch wäre die Erklärung Hrn. St's. ganz geeignet, jene in ihr verlornes Recht einzusetzen, wenn die folgenden Worte von ὁπόταν an nicht doch besser zu ξυμπλακέν stimmten als zu ξυμπλέκειν. Dadurch wird dann auch das sehr starke Hyperbaton wenn nicht vermieden, so doch gemildert, selbst wenn man πολιτικῆς πράξεως mit ὑφάσματος und nicht mit εὐθυπλοκίᾳ verbindet, was jedoch sehr wohl angeht. Im folgenden stimmen wir ganz mit Hrn. St. überein, der die Worte: ὥστ' εἶναι κοινόν als ein an ungehöriger Stelle in den Text gekommenes Glossem zu: κοινὸν ξυναγαγοῦσα verbannt wissen will.

Nicht ohne Wahrscheinlichkeit ist auch die Vermuthung Hrn. St's., daß die Worte: Κάλλιστα αὖ τὸν βασιλικὸν ἀπετέλεσας ἄνδρα ἡμῖν, ὦ ξένε, καὶ τὸν πολιτικόν besser dem berühmten Sokrates, als seinem Namensgenossen, dem jüngern Sokrates, der in dem Dialoge die Rolle des Mitunterredners führt, beygelegt werden. Sie entsprechen so sehr gut dem, was Sokrates am Anfange des Gespräches lobend äußert.

Mit diesen wenigen Bemerkungen begnügen wir uns, da eine vollständigere Beurtheilung des Einzelnen den Umfang dieser Anzeige zu sehr vergrößern würde, und bemerken nur noch in Bezug auf den angehängten Dialog Minos, daß auch Hr. St., sich dem Urtheile Schleiermachers und Böckhs anschließend, denselben für ausgemacht unächt hält, jedoch die Annahme Böckhs bestreitend, welcher ihn mit andern Dialogen dem Sokratiker Simon beylegt, während Hr. St. ihn in das Zeitalter der Ptolemäer verweist.

Cron.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 28.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. May.
Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

In der Sitzung am 11. März 1843 wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1. Ueber die Bestimmung der Längenausdehnung fester Körper durch Abwägungen, von Herrn Conservator Dr. Steinheil.

Bekanntlich führen unsere Methoden die Längenausdehnung fester Körper zu messen auf bedeutende Schwierigkeiten. Die Wege, welche Bessel bey Feststellung der preußischen Maaßeinheit einschlug, leiten zu sicherem Ziele; aber sie setzen Meßapparate voraus, die nur Wenige sich verschaffen können und sind nur anwendbar bey einigermaßen erheblichen Dimensionen des Körpers, dessen Ausdehnung man bestimmen soll. Ganz unanwendbar sind aber diese Mittel für Körper wie die Kristalle, welche sich nach verschiedenen Axen verschieden ausdehnen, wenn man die mittlere Ausdehnung — also den Unterschied der Kubikwurzeln der Raumerfüllung bey den Temperaturen t und t′ zu wissen verlangt. Dieß ist aber streng genommen der Fall bey allen genauen Auswägungen, ja sogar unerläßlich um das specifische Gewicht anzugeben. Denn man nennt specifisches Gewicht die Masse eines Körpers, dividirt durch die Masse destillirten Wassers, welches er verdrängt. Dabey wird das Wasser im Zustande seiner größten Dichtigkeit und die Ausdehnung des Körpers der Temperatur des schmelzenden Eises entsprechend angenommen. Aber diese beyden Temperaturen können nicht bey derselben Wägung zugleich statt finden. Man erhält daher immer die Bestimmung der Dichte eines Körpers also, mit Wasser verglichen, sein specifisches Gewicht, abhängig von seiner Längenausdehnung. Aber gerade dadurch ist auch die Möglichkeit gegeben die Längenausdehnung selbst zu bestimmen, wenn man mit der Abwägung in Luft zwey Abwägungen in Wasser bey verschiedenen Temperaturen verbindet.

Sey M die Masse des Körpers, dessen Längenausdehnung wir durch Wägungen bestimmen wollen, Δ sein specifisches Gewicht in obiger Bedeutung des Wortes, q die specifische Schwere der Flüssigkeit, welche er verdrängt, und R seine Längendimension bey der Temperatur der Abwägung.

Seyen dieselben Eigenschaften des Gewichtes, mittels welchem dieser Körper gewogen werden soll, analog mit kleinen Buchstaben bezeichnet, so giebt eine Abwägung in der Luft durch die Bedingung des Gleichgewichtes die Gleichung

$$M\left(1-\frac{R^3 q}{\Delta}\right) = m\left(1-\frac{r^3 q}{\delta}\right) \ldots \Big\} \text{(I)}$$

Wird nun etwa der Körper in Wasser in's Gleichgewicht gebracht mit einem gewissen Theil dieses Gewichtes in der Luft, und es bedeutet Q das specifische Gewicht des Wassers, so erhält man da die Temperaturen sowohl von der des ersten Versuches als unter sich verschieden seyn können.

$$M\left(1-\frac{R'^3 Q}{\Delta}\right) = m'\left(1-\frac{r'^3 q'}{\delta}\right) . \Big\} \text{(II)}$$

Eine dritte Abwägung in Wasser bey höherer Temparatur giebt ähnlich die Gleichung.

$$M\left(1-\frac{R'''^3Q'}{\Delta}\right)=m''\left(1-\frac{r'''^3q''}{\delta}\right)\Bigg\}(III)$$

Wir wollen nun, nach Bessels Tafel zur Reduction der Abwägungen in Nr. 163 der astronomischen Nachrichten, das Gewicht von Messing, wodurch $\delta = 8.4$ wird, annehmen und die specifischen Gewichte von Luft und Wasser abhängig machen von den Besselschen Constanten, und vom Stande des Barometer b und den Temperaturen der drey Beobachtungen, so gehen obige Gleichungen über in folgende:

$$M\left(1-\frac{b\beta(1+tx)^3}{\Delta}\right)=m(1-ab)=p$$

$$M\left(1-\frac{Q(1+t'x)^3}{\Delta}\right)=m'(1-a'b')=p'$$

$$M\left(1-\frac{Q'(1+t''x)^3}{\Delta}\right)=m''(1-a''b'')=p''$$

wo x die Längenausdehnung des Körpers für 1^o C. bezeichnet und die Größen $\beta\, Q\, Q'$, $\alpha\, \alpha'\, \alpha''$ den Temperaturen $t\ t'\ t''$ gemäß, aus der Bessel'schen Tafel entnommen werden können, $b\ b'\ b''$ endlich die verschieden angenommenen Barometerstände auf 0 reducirt bedeuten.

Aber in diesen Ausdrücken ist x eine sehr kleine Größe, daher kann man statt $(1+tx)^3$ setzen

$$1+3tx$$

wo das vom Quadrat und Kubus von x abhängige Glied vernachläßiget wird, weil es keinen Einfluß auf die 5te Zifferstelle des Werthes von x mehr hat. Unsere Gleichungen sind daher

$$\left.\begin{aligned} M\left(1-\frac{b\beta(1+3tx)}{\Delta}\right)&=p\\ M\left(1-\frac{Q(1+3t'x)}{\Delta}\right)&=p'\\ M\left(1-\frac{Q'(1+3t''x}{\Delta}\right)&=p'' \end{aligned}\right\}(IV)$$

wo $p\ p'\ p''$ statt der Ausdrücke für die Gewichte gesetzt sind. In diesen Gleichungen sind die Masse M des Körpers und sein specifisches Gewicht Δ nach der oben gegebenen Definition bey allen Temperaturen constante Größen, so wie x, was wir der Temparatur proportional annehmen dürfen. Eliminirt man nun aus diesen Gleichungen M und Δ, so erhält man x durch den Ausdruck:

$$-x=\tfrac{1}{3}\,\frac{Q'(p-p')-Q(p-p'')+b\beta(p'-p'')}{Q'(p-p')t''-Q(p-p'')t'+b\beta(p'-p'')t}\quad(V)$$

oder die Längenausdehnung x für 1^o C. unmittelbar aus den drey Abwägungen und zwar unabhängig von der Kenntniß der Dichte Δ des Körpers.

In dem Bessel'schen Aufsatze, auf welchen wir diese Rechnung gründen, ist auch die Bestimmung des specifischen Gewichtes aus zwey Abwägungen gegeben. Sie setzt jedoch die Kenntniß der Längenausdehnung des Körpers voraus. Da diese aber bey den meisten Körpern unbekannt ist, so mag die Vorschrift (V) dienen um sie zu bestimmen. Aus denselben drey Wägungen, welche x geben, wird man dann auch das specifische Gewicht Δ ableiten können. Aus der ersten und zweyten Wägung folgt

$$\Delta=\frac{p'b\beta(1+3tx)-p.Q(1+3t'x)}{p'-p}$$

Wenn man beachtet, daß hier die Längenausdehnung cet. par. dreymal genauer als durch das Messen Einer Dimension bestimmt wird, und daß eine sorgfältige Wägung kaum etliche Einheiten der achten Zifferstelle unsicher läßt, so scheint es erlaubt, die Physiker auf diese Methode aufmerksam zu machen. Wir werden dann in Kurzem außer den richtigen specifischen Gewichten vieler Stoffe auch zugleich ihre Längenänderungen durch die Temperatur kennen lernen.

Die Mittheilung meiner Beobachtungen wird in einer demnächst vorzulegenden Arbeit über Feststellung unserer Gewichtseinheit erfolgen.

2. Chemische Beobachtungen über die grüne Wallnußschale von Herrn Prof. Dr. A. Buchner.

Braconnot und Wackenroder haben in der grünen Wallnußschale Gerbestoff gefunden, und so ist unter den Chemikern und Aerzten die Meynung herrschend geworden, dieß sey ein Hauptbestandtheil des Pericarpiums von Juglans regia. Ich habe mich aber durch Versuche überzeugt, daß dieß eben so sehr ein Irrthum ist, wie die von Wackenroder veranlaßte Meynung, daß der scharfe Stoff der Wallnußschale fettöliger Natur sey. Ich fand nämlich Folgendes:

Wenn man die grünen Fruchtschalen der reifen Wallnüsse auspreßt, so erhält man einen grünlichgelben Saft, welcher stechend sauer schmeckt und das Lackmus stark röthet. Wird dieser Saft bey abgehaltener Luft mit seinem doppelten Volumen Alkohol gemischt, so erhält man einen reichlichen schleimigen Absatz, und eine klare grünlichgelbe Tinctur, die durch Luft-Einfluß bald braun wird ohne sich zu trüben, übrigens aber die saure Reaction beybehält. Wäre nun, der herrschenden Meynung gemäß, viele Gerbesäure in den grünen Wallnußschalen, so müßte sie sich in dieser Tinctur finden, und nach Entfernung des Alkohols aus dem Extracte mit gewöhnlichem Aether ausziehen lassen. Um dieses zu finden, habe ich die klare Tinctur der Destillation unterworfen, um den Alkohol wieder zu gewinnen, und den Rückstand im Wasserbade abgedampft, wobey sich eine schwarzbraune schuppige Substanz unauflöslich ausschied; übrigens besaß das Extract eine bröckliche Consistenz und einen säuerlich süßlichen, keineswegs stark adstringirenden Geschmack. Aether löste davon nur wenig auf und bildete eine goldgelbe Tinctur, welche an der Luft verdunstet, eine gelbe schmierige, ölig harzige Masse von saurer Reaction hinterließ. Dieses Aether-Extract mit Wasser behandelt gab wieder eine goldgelbe Auflösung, die bitter und kaum merklich adstringirend schmeckte, das Lakmus röthete und mit Eisenoxydsalzen allerdings einen grünen flockigen Niederschlag, aber mit Hausenblasen-Decoct eine kaum merkliche Trübung gab, ich mochte das Reagens in geringerm oder größerm Verhältnisse beymischen. Diesen Erscheinungen zu Folge ist also in den grünen Wallnußschalen keine Eichengerbesäure vorhanden, daher kann man dieselben auch nicht wohl als Gerbemittel gebrauchen.

Aber eine andere der Gerbe- und Gallusäure analoge Säure, die man Juglansäure nennen könnte, verdient alle Aufmerksamkeit, denn diese ist es, welche den sauren Geschmack der grünen Wallnußschalen und ihre Eigenschaft, an der Luft braun zu werden, verursacht. Dieses Braunwerden des Saftes und die Entstehung einer dunkelbraunen unauflöslichen und geschmacklosen Substanz aus demselben beruht unstreitig auf demselben Grunde, wie das Grün- und endlich Blauwerden des Saftes von Indigofera tinctoria u. a., d. h. die Entstehung des Indigos durch Anziehung des Sauerstoffs aus der Luft und durch Verminderung des Wasserstoff-Gehaltes der Isatinsäure. In der That habe ich mich überzeugt, daß das aus der Juglansäure entstandene Juglansbraun in so ferne als ein Analogon des Indigo angesehen werden kann, als es ebenfalls durch desoxydirende Mittel wieder entfärbt und aufgelöst werden kann.

Dieser Gegenstand hat ein mehrfaches praktisches Interesse, denn es ist fürs Erste bekannt, daß die grünen Wallnußschalen zum Braunfärben der Wolle und Seide gebraucht werden, und daß man die weingeistige Tinctur derselben auch zum Braunfärben der Kopfhaare empfohlen hat. Das Juglansbraun läßt sich sehr leicht und in großer Menge für sich darstellen, wenn man den Saft der grünen Wallnußschalen mit Kalkwasser mischt und mit Luft schüttelt, wobey ein reichlicher brauner Niederschlag entsteht, welcher eben so getrocknet, aufbewahrt und durch das Oxydationsmittel wieder aufgelöst werden kann wie der Indigo.

Dann ist es zweytens bekannt, daß die grünen Wallnußschalen als Arzneymittel gegen Eingeweidewürmer, chronische Hautkrankheiten und Syphilis gebraucht werden; in zu großer Gabe genommen erregen sie leicht Leibschmerzen, Uebelkeit, Erbrechen und Durchfall. Wahrscheinlich ist hierbey die Juglansäure ein Hauptagens; denn man weiß, daß die getrockneten Fruchtschalen von Juglans regia, welche durch Lufteinfluß schwarzbraun und fast ge-

schmacklos geworden sind, und das daraus bereitete Extract nur geringe Wirksamkeit mehr besitzen, weil die Säure bereits in den braunen Färbestoff umgewandelt ist. Aber das einzige arzneyliche Agens ist die Säure gewiß nicht, denn ich habe gefunden, daß außerdem noch zwey harzartige in Alkohol und Aether lösliche Bestandtheile vorhanden sind, wovon der eine sich durch bittern und der andere durch stechendscharfen Geschmack auszeichnet.

Wenn man den aus den grünen Wallnußschalen gepreßten Saft dem Einfluß der Luft einige Zeit aussetzt, so wird er bald braun und es bildet sich ein reichlicher Absatz von Juglansbraun; der stechend saure Geschmack und die Fähigkeit den Speichel zu ziehen geht dabey allmählig verloren, so daß der nun sehr dunkelbraune Saft nach einiger Zeit nur noch einen süßlich säuerlichen Geschmack besitzt; ich habe mich überzeugt, daß Zucker darin vorhanden ist. Das Juglansbraun, welches nach dem Trocknen stellenweise fast metallisch glänzend ist, dürfte wohl wenig Arzneykraft mehr besitzen.

Endlich darf ich drittens nicht mit Stillschweigen übergehen, daß die frischen Wallnußblätter seit einiger Zeit als Arzneymittel gegen Skrofelkrankheit einigen Ruf erlangt haben. Dr. Negrier, Professor der Medicin in Angers hat darüber eine besondere Abhandlung geschrieben, welche vor Kurzem von Dr. Kreutzwald ins Deutsche übersetzt und von Prof. Dr. Nuße in Bonn herausgegeben wurde unter dem Titel: „Die Behandlung der Skrofeln mit Wallnußblättern“ (Bonn 1843). Nach den in dieser Broschüre mitgetheilten Erfahrungen verdienen die Wallnußblätter den Vorzug vor allen übrigen vegetabilischen Arzneymitteln, die gegen Skrofeln bebraucht werden. Eine chemische Vergleichung dieser Blätter mit den grünen Fruchtschalen gedenke ich bey günstiger Jahreszeit anzustellen. Meine übrigen über dieses Thema bereits angestellten chemischen Versuche gedenke ich bey einer anderen Gelegenheit zu veröffentlichen.

Verzeichniß

der seit dem November 1842 bis Ende Februar 1843 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Società Italiana in Modena:

Memorie di Matematica et fisica. Tom. I — XVI. Verona 1782 — 1813. 4.

Parte contenente le memorie di matematica. Tom. XVII. Verona 1816. Tom. XVIII — XXII. Modena 1820 — 39. 4.

Parte contenente le memorie di Fisica. Tom. XVII. Verona 1815. Tom. XVIII — XXII. Modena 1820 — 42. 4.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

a) Bulletin, année 1842. Nro. II. III. Moscou 1842. 8.

b) Enumeratio plantarum in desertis Songoriae orientalis et jugo summarum alpium Alatau anno 1841 collectarum auctoribus Gr. Karelin et Joh. Kirilow, Moscou 1841. gr. 8.

c) Catalogus Coleopterorum in Sibiria orientali a Cel. Gregorio Sil. de Karelin collectorum auctore G. Fischer de Waldheim. Moscau 1842. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

a) Tables des comptes rendus des Séances. Premier semestre 1842. Tom. XIV. Paris 1842. 4.

b) Comptes rendus hebdomadaires des séances (deuxième semestre). Tom XV. No. 11 — 26. 1842. Tom. XVI. (premier semestre) No. 1. 2. 1843. gr. 4.

Von der Bibliothèque de l'institut de France à Paris:

Flora Fluminiensis. I — XI incl. mit Index. Paris 1827. gr. fol.

Von der Société royale des antiquaires de France à Paris:

Mémoires. Tom. I — VI. Paris 1835 — 42. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843. Nr. 29.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juny.
Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

An auswärtigen Arbeiten wurden mitgetheilt:

3. durch den Hrn. Classensecretär die eingesendete Abhandlung des Hrn. v. Mirbel in Paris, auswärtigen Mitgliedes der k. Akademie der Wissenschaften: Anatomische und physiologische Untersuchungen über einige monokotyledonische Gewächse.

Die Dattelpalme (Phoenix dactylifera).

Im September 1839 schickte mich die Akademie nach Afrika, um dort die Structur und die Entwicklungsgeschichte der Dattelpalme gründlich zu studiren. Sie war mit Recht der Meynung, daß neue anatomische und physiologische Untersuchungen zur genaueren Kenntniß der Charaktere, welche die Monokotyledonen von den Dikotyledonen trennen, führen könnten. Jeder Botaniker weiß, daß es sich hier um eine der Grundfragen handelt, welche die Philosophie der Wissenschaft im höchsten Grade interessiren, und ich muß die Aufgabe, womit mich das Vertrauen meiner Collegen beehrte, als eines der glücklichsten Ereignisse auf meiner wissenschaftlichen Laufbahn betrachten. Mehr als drey Jahre sind seit meiner Rückkehr nach Paris verflossen, und noch habe ich nichts über die Resultate meiner Reise laut werden lassen. Ich wage indeß zu hoffen, daß die Akademie die Ursache eines so langen Schweigens nicht verkennt. In der Naturgeschichte der organischen Wesen ist es nicht hinreichend, einen oder zwey Typen einer jeden großen Classe mit der scrupulösesten Aufmerksamkeit untersucht zu haben, um sich sofort für berechtigt zu halten, einer jeden alle die Charaktere zuzuschreiben, welche sie von den andern unterscheiden.

Die Nordküste von Afrika besitzt bloß drey Arten von baumartigen Monokotyledonen: die Dattelpalme (Phoenix dactylifera), die Zwergpalme (Chamaerops humilis) und die Aloë (Agave americana).

Ende September in Algier angekommen, war meine erste Sorge eine vollkommen entwickelte und folglich hochgewachsene Dattelpalme auszusuchen. Kleine giebt es da in Menge, ich hatte ihrer aber nicht nöthig; die großen dagegen sind dort selten. Ueberall erfuhr ich Abweisung, welche selbst sehr hohe Anerbietungen von meiner Seite nicht überwinden konnten.

Um nicht müssig zu bleiben, verschaffte ich mir einen Stock von der Agave americana. Die ersten vierzehn Tage im October wurden auf die Anatomie des kurzen Stammes dieser Monokotyledone verwandt und es lag mir hauptsächlich daran, über das Herablaufen der Fasern zur Gewißheit zu kommen. Ich meyne damit den Weg, welchen sie im Innern des Stammes durchlaufen. Mit Hülfe eines jungen Pharmazeuten der Armee, Hrn. Goldschelder, nahm ich einen Faserbündel um den andern vor, von der Basis der mir zur Rechten liegenden Blätter ausgehend, und gelangte, nach vielen fruchtlosen Versuchen, sie ungeachtet ihres krummen Verlaufes zu verfolgen, zu ihren Anheftungspunkten zu meiner Linken, in der Nähe der

Peripherie, ein wenig oberhalb der Basis des Stammes. Ich erkannte, daß sie mit den Wurzeln in gar keiner Verbindung stehen. Sicherlich sind diese Thatsachen der Aufmerksamkeit sehr würdig, wie man in der Folge sehen wird; aber ich war nicht nach Afrika gegangen, um da ein Gewächs gründlich zu studiren, welches man stets sicher seyn kann in unsern Gewächshäusern zu finden und ich fieng an, am Erfolg meiner Reise zu verzweifeln, als der Baron von Vialard, Enkel unsres alten Collegen, des Doctor Portal, und einer der ausgezeichnetsten Colonisten, von meiner Ankunft, dem Gegenstand meiner Sendung und der Erfolglosigkeit meiner bisherigen Schritte unterrichtet, mir großmüthig eine herrliche Dattelpalme, die einzige, welche er besaß, anzubieten kam. Sein Wohlwollen blieb hierbey nicht stehen. Er stellte in geringer Entfernung von Algier ein Haus zu meiner Verfügung, in dem ich mich ohne Zerstreuung meinen Untersuchungen widmen konnte. Ich schätze mich glücklich, hier Gelegenheit zu finden, ihm meine lebhafte Dankbarkeit zu bezeugen.

Es wurde mir also doch möglich, eine Dattelpalme so, wie ich sie wünschte, lebendig zu studiren. Dieser Baum hat mir in der Structur seiner starken Knospe einen reichhaltigen Gegenstand zur Beobachtung geliefert. Ohne Zweifel war ein dreymonatlicher Aufenthalt auf der afrikanischen Küste nicht hinreichend, um alles das, was die Maceration, das Messer und das Mikroskop meinen Untersuchungen darbot, zu entdecken, zu beobachten, zu beschreiben und zu zeichnen. Diese Betrachtung bestimmte mich, die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, um die ältesten und folglich am meisten Widerstand leistenden Theile meiner großen Dattelpalme nach Frankreich zu schicken, da ich fest entschlossen war, sie erst nach meiner Rückkehr zu untersuchen. Nachdem ich meine Einrichtung auf diese Weise gemacht, concentrirte ich meine Aufmerksamkeit auf die jungen Theile und besonders auf die Knospe, welche in ihrem Inneren eine sehr beträchtliche Masse von jungem, sich eben erst ausbildendem Zellgewebe enthaltend, wenn einmal vom Stamme getrennt nur eine ephemere Dauer haben konnte. Meine erste Sorge war, diese Knospe der Länge nach zu zerschneiden und alle dem unbewaffneten Auge auf der Schnittfläche sichtbaren organischen Einzelheiten abzuzeichnen. Diese Arbeit ergänzte ich durch mikroskopische Studien, die ich ohne Unterlaß bis zum Tage vor meiner Abreise verfolgte. Nach meiner Rückkehr widmete ich mich mit nicht geringerer Ausdauer der gründlichen Untersuchung der Theile, welche ich hierher geschickt hatte, und als ich meine Hülfsmittel von dieser Seite erschöpft zu haben schien, suchte und fand ich neue in meiner Nähe. So konnte ich den Bau von Caryota urens, von Pandanus odoratisssimus und utilis, von Astrocaryum Murumuru, von Chamaedorea Schiedeana, von Tillandsia zebrina, von Xanthorrhoea hastilis u. s. w. studiren. Der Besitz dieser letzteren, so seltenen und so merkwürdigen Pflanze war der Gegenstand meiner lebhaftesten Wünsche. Ich verdanke ihn der aufrichtigen und fortdauernden Freundschaft eines meiner Collegen, des Hrn. Gaudichaud. Seit langer Zeit sind er und ich über einen Hauptpunkt verschiedener Meynung; dennoch zögerte er nicht, mir Waffen in die Hand zugeben, auf die Gefahr hin, sie gegen die Lehre, welche er vertheidigt, gewendet zu sehen.

Bey meinen mühsamen Nachforschungen erhielt ich die Gewißheit von dem, was ich schon vermuthete: daß man sich von dem Baue und den Entwickelungen des Stammes der Dattelpalme nur erst nach einem ernstlichen Studium der organischen Zusammensetzung ihrer Knospe eine richtige Vorstellung machen könne. Diese Knospe ist, abgesehen von ihren Blättern und streng genommen, nichts als die auf seine ursprüngliche Einfachheit zurückgeführte Fortsetzung des Stammes. Das Ganze der wesentlichen Charaktere zeigt sich hier so aufgedeckt, daß ein Irrthum unmöglich ist, es sey denn, daß man mit jenen mächtigen Vorurtheilen hinzuträte, welche dem Urtheil keine Freyheit mehr lassen.

Unterhalb der Knospe, im Innern des Stammes, wird alles Gegenstand des Zweifels, des Irrthums, des Streites. Im Stamm zeigt nichts deutlich an, wo die Fasern ihren Ursprung haben und ob sie nach oben oder nach unten gehen, oft selbst nicht, ob sie jung oder alt sind. Demnach muß man die Untersuchung mit der Knospe beginnen und ihre Organisation mit Beharrlichkeit in

allen ihren Entwicklungsphasen verfolgen. Hat man diese Arbeit beendigt, so wird der Bau des Stammes eben so klar, als er anfangs dunkel erschien. Der Grund davon liegt darin: die Knospe kann sich nur um so viel entwickeln, als neue Fasern in das Phyllophor (oder das zellige Gebilde, woraus die Blätter hervorgehen) dringen und sich gegen die jungen Blätter hin richten. Nun aber entstehen diese Fasern größtentheils im Stamm, in merklicher Entfernung von der Basis der Knospe, sie mischen sich während ihres aufsteigenden Verlaufs unter die Fasern, welche in die Bildung des Stammes eingehen, und verstecken mehr oder weniger seine ursprünglichen Charaktere, welche nicht wesentlich von denen des Phyllophors verschieden sind. Dieser eben angegebene Gang der Untersuchung scheint mir so nothwendig, daß nach meiner Meynung Männer vom hervorragendsten Verdienste in schwere Irrthümer nur darum verfallen sind, weil sie ihn nicht in gleicher Weise oder unter dem Einflusse vorgefaßter Meynungen verfolgt haben.

Rumphius, Consul zu Amboina, war der erste, welcher in der neueren Zeit die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf die fasrige Zusammensetzung des Palmstammes gelenkt hat. Seine Beobachtungen gehen in das 16. Jahrhundert hinauf. Sie wurden im folgenden Jahrhundert durch den Pater Labat auf den Antillen und durch Desfontaines in Afrika bestätigt. Dieser letztere, dessen Andenken ohne Zweifel bey keinem von uns erloschen ist, glaubte bey einem Blick auf den verticalen Durchschnitt des Stammes von einer Dattelpalme zu bemerken, daß die Fasern, welche die holzige Parthie dieses monokotyledonischen Baumes zusammensetzen, sich unablässig enger an einander schließend vom Centrum gegen die Peripherie laufen. Die Folgerung aus dieser Thatsache, wenn man sie als richtig annähme, wäre, daß in der Region des Centrums der Dattelpalme lauter junges Holz, und in der Region der Peripherie lauter altes Holz vorhanden seyn müßte, was mit den Beobachtungen an den holzartigen Gewächsen mit zwey oder mehreren Samenlappen im Widerspruch stehen würde. Daubenton bemächtigte sich dieser Idee: er bot Alles auf, um ihr Geltung zu verschaffen, während Desfontaines in seinen Vorträgen mit der Bescheidenheit und dem weisen Rückhalte davon sprach, die ihn charakterisirten. Seine zahlreichen Schüler waren weniger umsichtig und, wie es immer in solchen Fällen geht, die geschicktesten zeigten sich als die heftigsten. Sie machten eine einzelne, und, wenn man es gestehen soll, ungenaue Beobachtung zur Grundlage einer Theorie, welche sie auf sämmtliche phanerogamische Gewächse anwendeten. Diese Theorie verbreitete sich schnell durch alle Schulen von Europa. Dreyßig Jahre hindurch herrschte sie unangefochten. Eine einzige Stimme widersprach; es war die Stimme Moldenhawer's. Er behauptete, daß die holzigen Fasern der Achse des Stammes um so näher liegen, je älter die Blätter sind, von denen sie herrühren. Das hieße mit andern Worten, daß bey den Monokotyledonen eben so wie bey den Dikotyledonen die Verholzung im Centrum beginnt und allmählig nach dem Umfang fortschreitet. Dieses mußte natürlicher Weise den Urheber dieser Hypothese zu dem Schluß führen, daß die Eintheilung der phanerogamischen Gewächse in Endogenen und Exogenen (zwey symbolische Worte, welche die ganze französische Lehre in sich begreifen) mit der Wirklichkeit im Widerspruch stände *). Ohne Zweifel hatte Moldenhawer Recht, die, dem gelehrten Verfasser der atlantischen Flora mit Unrecht beygemessene physiologische Theorie zu bekämpfen; aber dieses war nicht genug: er mußte den Irrthum durch die Wahrheit ersetzen. Die Anstrengungen Moldenhawer's giengen nur darauf hinaus, einen Irrthum an die Stelle eines andern zu setzen. Dieses beweist die Reihe meiner Beobachtungen.

---

*) Die Worte Endogenen und Exogenen sind durch Hrn. A. P. de Candolle in die Pflanzenphysiologie eingeführt worden. Er bezeichnet als Hauptcharakter der Endogenen oder Monokotyledonen, daß sie die ältesten Fasern oder Lagen an der Peripherie haben, und die jüngsten im Centrum. So ist, wie man sieht, die Meynung des berühmten Genfer Professors die umgekehrte von der Moldenhawer's. S. Organographie végétale, Bd. 1, S. 215.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der seit dem November 1842 bis Ende Februar 1843 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Société pour la conservation et la description des Monuments historiques de France:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. 8. Volume. No. 1 — 8. — 9. Vol. No. 1. Caen, Paris etc. 1842. 8.

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

a) Act of incorporation and By-Laws. Philadelphia 1836. 8.

b) A biographical sketch of the late Thomas Say, Esq. Philad. 1835. 8.

c) A memoir of the late Lewis David von Schweinitz with a sketch of his scientific labours. Philad. 1835. 8.

d) Notice of the Academy of natural sciences of Philadelphia with an appendix. Philadelphia 1836. 8.

e) Address delivered on Laying the Corner Stone. Philad. 1839. 8.

f) List of Membres et Correspondents. Philadelphia 1841. 8.

g) Proceedings. No. 2 — 16. Mai — Decbr. 1841, Januar — July 1842. 8.

h) From the American Journal of Science and Arts No. 2. Vol. 38. 8.

i) A memoir on William Maclure, Esq. by Samuel George Morton one of the vice-presidents of the institution. Philadelphia 1841. 8.

Von dem Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

a) Jahrbücher und Jahresbericht. Erster bis siebenter Jahrgang. Schwerin 1837 — 42.

b) Mecklenburgische Urkunden, gesammelt und bearbeitet und mit Unterstützung des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde herausgegeben von Dr. Lisch, Archivar und Regierungsbibliothekar in Schwerin.

I. Bd. Urkunden des Klosters Dargun. Schwerin 1837. 8.

II. Bd. Urkunden des Klosters Neukloster. Schwerin 1841. 8.

III. Bd, Urkunden des Bisthums Schwerin. Schwerin 1841. 8.

c) Andeutungen über die altgermanischen und slavischen Grabalterthümer Mecklenburgs von Dr. Lisch. Schwerin 1838. 8.

d) Instruktion für Aufgrabungen vorchristlicher Denkmale in Mecklenburg. Von demselben. Schwerin 1837. 8.

Von der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit in Sinsheim:

a) Erster bis achter Jahresbericht vom Stadtpfarrer Wilhelmi in Sinsheim 1831 — 1842. 8.

b) Beschreibung der alten deutschen Todtenhügel bey Wiesenthal in dem großherzoglich badischen Mittelrheinkreise. Von demselben. Sinsheim 1838. 8.

Von der Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:

a) Jahresberichte: 4 — 7. Stettin 1830 — 36. 8.

b) Baltische Studien. Dritten bis neunten Jahrgangs erstes Heft. Stettin 1835 — 42. 8.

Von der Kongl. Vetenskaps-Academie in Stockholm:

a) Handlingar för är 1840. Stokholm 1842.

b) Tal om sordbrukets närvavande tillständ imm fäderneslandet, hindren för dess förkofvan och utsigterna för dess framtid. van August Ankarswärd. Stockholm 1842. 8.

c) Arsberättelse om Technologiens framsteg van G. E. Pasch. Stockholm 1841. 8.

d) Arsberättelse om Framstegen. I. Fysik och Kemi I. und II. Thl. van Jac. Berzelius. Stokholm 1840. 1841. 8.

e) Arsberättelser om nyare Zoologiska Arbeten och Upptäckter van C. J. Sundewall. Stokholm 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 30.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juny.
Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

3. Durch den Classensekretär wurde die eingesendete Abhandlung des Hrn. v. Mirbel in Paris, auswärtigen Mitgliedes der k. Akademie der Wissenschaften mitgetheilt: anatomische und physiologische Untersuchungen über einige monokotyledonische Gewächse.

(Fortsetzung.)

Es würde indeß weit gefehlt seyn, wollte man aus dem Obigen schließen, daß die Untersuchungen von Desfontaines für das Fortschreiten der Wissenschaft unnütz waren. Schüler von Bernhard de Jussieu, eifriger Verbreiter der Grundsätze dieses berühmten Meisters, konnte er sich nicht überreden, daß die einzige Familie der Palmen eine von der der übrigen Familien der großen Classe, zu welcher sie gehört, gänzlich abweichende innere Organisation haben sollte. Von dieser Idee ausgehend, nahm er eine Untersuchung von einer Menge Arten in den verschiedenen Familien der Monokotyledonen vor, und erhielt bald den Beweis, daß bey allen, wie bey den Palmen, holzige Fasern die holzigen Lagen der Dikotyledonen vertreten. Diese Aehnlichkeit im Bau, von Desfontaines vorausgesehen, ertheilte der bewunderungswürdigen Theorie der natürlichen Verwandtschaften, einer Frucht so vieler mühsamen Untersuchungen und so tiefen Nachdenkens, eine neue und letzte Sanction.

Die Lehre von Desfontaines in Bezug auf den Lauf der Fasern vom Centrum nach dem Umfang herrschte bis zu dem Augenblick in den Schulen, wo Hr. Mohl seine Beobachtungen über die Structur der Palmen *) bekannt machte. Diese herrliche Arbeit erschütterte die Ueberzeugungen, regte den Zweifel auf, und führte die Botaniker mit einem Male zum unmittelbaren Studium der Natur zurück. Ihr Auftreten war also eine Wohlthat für die Wissenschaft. Und in der That, es handelte sich hier um nichts Geringeres, als eine der schwersten und zugleich wichtigsten Fragen der Pflanzenphysiologie und der Botanik zu lösen. Hat Hr. Mohl diesen Zweck erreicht? Ich will offen gestehen, daß ich es nicht glaube: aber ich erkenne an, daß er durch seine zahlreichen Untersuchungen den Weg gebahnt hat, und daß seine Irrthümer, wenn er deren begangen hat, wenigstens das Verdienst haben, daß sie mit einer Klarheit und einer Bestimmtheit aus einander gesetzt worden sind, welche der Erörterung einen helleren und freyeren Gang verleihen.

Nach Hrn. Mohl gehen die Fasern, welche ich Vorläufer (précurseurs) (später wird man erfahren warum) nennen will, von den Blättern aus. Sie beschreiben sogleich eine herabgehende krumme Linie, die gegen das Centrum läuft. Wenn sie dieses erreicht haben, nehmen sie eine andere Richtung und nähern sich unmerklich dem innern Umkreise des Stammes. Ganz nahe an der Oberfläche angekommen,

*) De structura Palmarum in Martius Genera et Species Palmarum Brasiliensium. Introductio p. I — LII. t. A — Q.

setzen sie ihren Lauf gegen die Basis in perpendiculärer Richtung fort. Daher kommt es, daß die untere Partie jedes Jahres nothwendig die obere Partie aller derjenigen Jahre kreuzen muß, welche von weiter unten stehendenden Blättern ausgehen. Hr. Mohl fügt hinzu, daß die Structur dieser Fasern nicht ihrer ganzen Länge nach dieselbe ist; daß sie im Centrum des Stammes und von da bis zu den Blättern reich an Gefäßen, weich und mit Saft angefüllt sind, während sie weiter unten und näher am Umfange dicker und härter werden und in den holzigen Zustand übergehen. Hierin läge also, so scheint mir, nach ihm die Ursache von der Verhärtung des Stammes an seiner Oberfläche, aber nicht, wie man behauptet, das größere Alter der Fasern, welche vom Centrum nach der Peripherie streichen. Wenn man sich hieran hält, so würde das untere Ende dieser Fasern bey den Palmen, an die Oberfläche gelangt, beträchtlich dünner werden und eine dem Baste der Dikotyledonen analoge Lage bilden. Aber, fügt er hinzu, bey Dracaena, Aloë etc. sieht man das Gegentheil; denn diese Fasern werden unten, anstatt dünner, dicker, woher es kommt, daß die Basis des Stammes eine beträchtlichere Stärke erlangt.

Bey dieser kurz gefaßten Angabe der Ansichten des Hrn. Mohl habe ich mich bemüht, seine Meynung getreu wieder zu geben und ich glaube, daß es mir gelungen seyn wird. Es fehlt viel, daß wir beyde, Er und ich, über alle Thatsachen einverstanden seyen; nur eine kleine Anzahl seiner Behauptungen kann ich ohne Rückhalt annehmen.

Fünf Jahre nach der Herausgabe von Hrn. Mohl's Arbeit ließ Hr. Meneghini in Padua seine Untersuchungen über den Bau der Monokotyledonen drucken. Diese Arbeit ist der Aufmerksamkeit nicht weniger würdig, als die des gelehrten Professors in Tübingen. Man findet darin ausgezeichnete Beobachtungen über die Entwicklung und Organisation des Phyllophors, so wie über das Herablaufen der Fasern.

Ich kann das Zusammentreffen des Hrn. Mohl mit Hrn. Meneghini nicht mit Stillschweigen übergehen: der eine und der andre sagt, daß die Fasern von den Blättern ausgehen und gegen die Basis herabsteigen; aber keiner von beyden lehrt uns, was er unter diesen Worten verstehe, die man in zwey sehr verschiedenen Beziehungen auffassen kann. Meynen sie mit de la Hire und seiner Schule, daß die Blätter die Fasern erzeugen, die sich zufolge der Ernährung bis zur Basis des Stammes verlängern, oder wollten sie vielmehr sagen, daß sich die Fasern von der Basis der Blätter bis zu der des Stammes erstrecken, was die Frage über den Ursprung unberührt lassen würde? Ich habe in den Schriften der Herren Mohl und Meneghini nichts gefunden, was meine Zweifel ganz zerstreuen könnte. Aber ich bin geneigt zu glauben, daß sie in der That nur auf das Herablaufen der Fasern Rücksicht genommen haben und daß sie es nicht für angemessen hielten, ihren Ursprung in Frage zu stellen. Indeß wäre es im Interesse der Wissenschaft sehr wünschenswerth gewesen, daß die beyden gründlichen Beobachter uns ihre Meynung über eine Frage entdeckten, die die Botaniker seit beynahe einem halben Jahrhundert beschäftigt, und die aus dem Gesichtspunkte der Physiologie betrachtet, von solcher Wichtigkeit ist, daß man sich nie bald genug an ihre Lösung wenden würde.

Ich komme zu meinen Beobachtungen über die Dattelpalme. Die Erklärungen, welche ich geben werde, sollen, denke ich, die kritischen Bemerkungen, die ich mir bey Gelegenheit einiger durch meine Vorgänger vorgebrachten Meynungen erlaubt habe, rechtfertigen. 1838 und 1839 habe ich in einer besonderen Abhandlung den Bau der Wurzel gründlich studirt. Ich werde von dieser Organisation hinführo nur sprechen, um ihre Beziehungen zum Stamme begreiflich zu machen, ein Gegenstand, mit dessen Studium sich schon Hr. Mohl mit Erfolg beschäftigt hat. Lange vor ihm hatte Hr. Poiteau an einer Palme von den Antillen nachgewiesen, daß die ursprüngliche Wurzel bald nach dem Keimen abstirbt, und daß sich der Baum nur mit Hülfe von secundären, an dem untern Theile des Stammes hervorkommenden, Wurzeln entwickelt und erhält. Diese Thatsachen sind seitdem an einer großen Menge von Monokotyledonen wieder gesehen worden. In der letzten Zeit hat Hr. Mohl ausgesprochen, daß die secundären Wurzeln nur in der

frühesten Jugend des Baumes mit den Fasern in unmittelbarer Verbindung stehen. Diese so bemerkenswerthe und, weil sie gegen die allgemeine Meynung gieng, eben so unerwartete Entdeckung mußte nothwendiger Weise die Neugierde erwecken und dem Zweifel Raum geben. Man konnte eine von einem so preiswürdigen Gelehrten, als Hr. Mohl ist, kommende Behauptung ohne Prüfung nicht zurück weisen. Man mußte also seine Beobachtungen wieder vornehmen: dieses habe ich gethan. Ich will, was ich gesehen habe, vortragen, um seine nicht allzu lakonischen Worte so viel als möglich zu ergänzen.

Im Innern des entstehenden Stammes erscheinen in sehr geringer Entfernung von der Peripherie zwischen den an die Basis der Blätter sich heftenden Fasern da und dort kleine halbkugelige Knäuel, aus jungen und zahlreichen Schläuchen zusammengesetzt. Dieses sind die ersten Rudimente der secundären Wurzeln, die dann keine organische Verbindung mit den Blättern haben. Der flache Theil, oder, wenn man will, die Basis jedes Knäuels ist gegen das Innere des Stammes gerichtet und folglich liegt der convexe Theil desselben nach der Peripherie hin. Diese letztere Partie wird dicker, länger und öffnet sich einen Durchgang von innen nach außen, während die erstere Partie, die ganz an der Oberfläche ist, sich verbreitert, ohne sich zu verlängern und divergirende Fasern in den Stamm schickt. Diejenigen Fasern, welche in der Nähe der Peripherie hervorkommen, krümmen sich plötzlich theils nach dem obern Theile des jungen Baumes, theils nach dem untern Theile. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn diese letzteren nicht viel zur Bildung der Schößlinge beytrügen, die man häufig am Fuße der Dattel- und der Zwergpalme hervorbrechen sieht. Was die Fasern anbelangt, welche sich aufsteigend gegen die Oberfläche des Stammes begeben, so habe ich sie hinlänglich weit, sicher und scharf verfolgt, um zu der Annahme bestimmt zu werden, daß sie von Jugend auf mit den Blättern in Verband gestanden haben, und daß man noch die Anheftungspunkte finden würde, mittelst derer sie mit ihnen vereinigt sind, wenn es möglich wäre, sie ganz von dem sie verbergenden Zellgewebe zu befreyen. Durch diese Bemerkungen will ich nicht die Beobachtungen des Hrn. Mohl entkräften, sondern nur in richtige Gränzen einschränken.

Die Zahl der secundären Wurzeln an einer hohen und starken Dattelpalme ist sehr beträchtlich. Diese Wurzeln sind walzenrund, dick, fest, biegsam, oft mehrere Meter lang; und sie treiben Zweige und eine Fülle langer Haare, ohne dadurch merklich dünner zu werden. Durch sie hält sich die Dattelpalme im Boden fest; dieses ist aber nicht der einzige Dienst, welchen sie ihr leisten. Wenn man ihr mächtiges Wachsthum in immerwährender Beziehung zur Erhebung, zur Stärke und Schönheit des Baumes betrachtet, wird man gezwungen anzuerkennen, daß sie nicht ohne Einfluß auf seine Entwickelungen sind. Der entscheidendste Beweis für den wesentlichen Einfluß der secundären Wurzeln auf die Entwickelung des Stammes läßt sich aus der Vergleichung der Basis desselben mit der etwas höher gelegenen Partie ableiten. Während diese, weit entfernt zu wachsen, durch die Wirkung der Zeit und vermöge ihrer Ohnmacht die täglichen Verluste wieder zu ersetzen, abnimmt, wird die Basis unaufhörlich dicker und fester. Ich will noch hinzufügen, daß zwischen den secundären Wurzeln und der Knospe ein inniger organischer Zusammenhang (solidarité) statt findet, wie beträchtlich auch die Entfernung zwischen beyden Theilen seyn mag.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der seit dem November 1842 bis Ende Februar 1843 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Société d'histoire naturelle de Strasbourg:

Mémoires. Tom. III. Livr. 2. avec planches. Strasbourg 1842. 4.

Von der Imprimerie Royale:

Journal des Savants. Sept. — Decbr. 1842. Paris 1842. 4.

b. Von einzelnen Gelehrten:

Durch Herrn Brongniart in Paris:

Extrait des Archives du Muséum d'histoire naturelle (exemplaire d'auteur). Paris 1839. gr. 4.

Durch Herrn Domange-Rubert, Secrétaire des Bureaux de la faculté et du jury médical à Paris:

Almanach général de Médecine pour la ville de Paris 1839. Paris 1839. 12.

Von dem Herrn Dr. Foelix in Paris:

Revue étrangère et française de législation, de jurisprudence et d'économie politique etc. 3e Série. — 9e année — 1842. Tom. premier No. 12. December. Paris 1842. 8. 3e Série. 10e année — 1843. Tom. deuxième No. 1. Janvier. Paris 1843. 8. 3e Série. 10e année — 1843. Tom. deuxième No. 2. Fevrier. Paris 1843. 8.

Von Herrn Dr. Ferdinand Gobbi:

Ueber die Abhängigkeit der physischen Populationskräfte von den einfachsten Grundstoffen der Natur mit specieller Anwendung auf die Bevölkerung und Statistik von Belgien. Leipzig und Paris 1842. 4.

Von dem Herrn L. A. Gosse in Genf:

De la réforme des quarantaines. Genêve 1842. 8.

Von dem Herrn Dr. Häser, Prof. der Medicin in Jena:

Bibliotheca epidemiographica sive catalogus librorum de historia morborum epidemicorum tam generali quam speciali conscriptorum. Jenae 1843. 8.

Von den Herren van der Hoeven und W. H. de Vriese:

Tijdschrift voor Natuurlijke geschiedenis en physiologie 2e en 3e Stuk. Leiden 1842.

Von Herrn Jomard, membre de l'institut de France:

a) Comparaison de plusieurs années d'observations faites sur la population française à divers ages, sous le rapport du degré d'instruction. Paris 1832. 8.

b) Considérations sur la marine et sur son Budget par M. le Bar. Tupinier. Paris 1842. 8.

c) Collection de documents inédits sur l'histoire de France. 8.

d) Rapport au roi sur le quatrième volume de la statistique de la France (partie d'agriculture) 8.

e) Description d'un Etalon métrique orné d'hieroglyphes, découvert dans les ruines de Memphis par les soins de M. le Chevalier Drovetti. 4.

f) Lettre à M. Abel Remusat sur une nouvelle mesure de coudée trouvée à Memphis par M. le Chev. Drovetti. Paris 1827. 4.

g) La comparaison des différentes methodes Tachygraphiques et Stenographiques. 4.

h) Histoire sommaire de l'Egypte sous le gouvernement de Mahommed-Aly. Paris 1839 8.

i) Voyage à l'oasis de Thèbes et dans les déserts situés à l'orient et à l'occident de la Thébaide, fait pendant les années 1815, 1816, 1817 et 1818. Paris 1821. gr. fol.

k) Voyage à l'oasis de Syouah. Paris 1823. gr. fol.

l) Mehrere Karten bezüglich auf Aegypten und Arabien.

Von dem Herrn Alex. Moreau de Jonnès:

a) Aperçus statistiques sur la vie civile et l'économie domestique des Romains (extrait du journal des économistes) Paris 1842. 8.

b) Recherches statistiques sur l'accroissement de la population (extrait de la Revue encyclopédique) Paris 1832. 8.

Statistique agricole de la Corse. Paris 1842. 8.

Von Herrn M. A. Quetelet, Secretaire perpet. de l'acad. roy. de Bruxelles:

a) Etudes sur l'homme. Bruxelles 1842. 8.

b) Annales de l'observatoire royal de Bruxelles T. II. Bruxelles 1842. gr. 4.

Reihe von Aktenstücken:

Durch Herrn Baron v. Reiffenberg in Brüssel:

a) Trésor national. Recueil historique, littéraire, scientifique etc. 8.

b) Routes. Emploi du credit des six millions, ouvert par la loi du 2 Mai 1836. Bruxelles. fol.

c) Chemin de fer. Ligne du Hainaut. Enquête. Bruxelles 1837. fol.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843. Nr. 32.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juny.
Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

3. Durch den Classensekretär wurde die eingesendete Abhandlung des Hrn. von Mirbel in Paris, auswärtigen Mitgliedes der k. Akademie der Wissenschaften mitgetheilt: anatomische und physiologische Untersuchungen über einige monokotyledonische Gewächse.

(Fortsetzung.)

Als ich zum erstenmale den Stamm einer Dattelpalme der Länge nach zerschneiden ließ, und meine Blicke über die zwey Schnittflächen hingleiteten, fehlte wenig, daß ich nicht geglaubt hätte, es sey nichts als Unordnung und Verwirrung in der relativen Lage der Theile; aber die Beobachtung, vom Nachdenken unterstützt, hat mir richtigere Ideen beygebracht. Die herrliche Architektonik der äußern Partieen des Baumes kann nicht vom Zufall stammen. Es bestehen nothwendig fortwährende und regelmäßige Beziehungen zwischen dem innern Organismus und den äußeren Formen. Das sind die Beziehungen, deren Kenntniß von Wichtigkeit für uns ist. Der wichtigste Punkt ist zu wissen, woher und wohin die Fasern kommen, die wir überall im Stamm verbreitet finden. Gewichtige Autoritäten, de la Hire, du Petit-Thouars, Gaudichaud wollen, wie ich bereits erwähnt, daß die Fasern von den Blättern kommen und bis in den Fuß des Baumes hinabgehen. Andere Botaniker, der alten Lehre treu, behaupten, daß die Fasern von den Wurzeln kommen und sich mit ihrem obern Ende an die Blätter anheften. Noch andere (und dieses ist die Mehrzahl) erwarten, um sich zu entscheiden, daß eine glückliche Entdeckung sie in ihrer zur Zeit noch neutralen Stellung bestimmen möge. Was mich anbelangt, so kann ich weder die erste noch die zweyte Meynung annehmen, sondern ich habe mir eine andre gebildet, die ich entwickeln will, sobald ich die meiner Vorgänger bekämpft haben werde. Die leichteste Beobachtung, das einfachste Raisonnement hat mich, wenn ich nicht irre, auf den Weg zur Wahrheit geführt. Ich hatte eine ihrer ganzen Länge nach entzwey geschnittene, 1860 Centimeter hohe Dattelpalme vor Augen. Die Basis des Baumes, oder, wenn man will, sein Stock, mit lebendigen Wurzeln versehen, zwischen denen sich alte Ueberbleibsel von Blattstielen befanden, war im mittleren Theile angeschwollen. Sein größter Durchmesser maß 34 Centimeter. Diese Anschwellung rührte ohne Zweifel von der gemeinschaftlichen Thätigkeit der Blätter und der Wurzeln her, die das Wachsthum dieser Dattelpalme in ihren ersten Jahren mächtig begünstigt hatten. Die in einer kleinen Entfernung oberhalb des Wurzelstockes gelegene Partie war von merklich geringerer Dicke als der ganze übrige Theil des Stammes. Ihr Durchmesser gieng nicht über 25 Centimeter. Zerfressene Stellen, sichre Anzeichen der langen Einwirkung der Zeit, machten ihre trockne und harte Oberfläche ungleich. Aber einige Decimeter höher sah ich allmählich diese Spuren des Alters wieder verschwinden. Noch höher erschienen, wenn nicht die Blätter, doch wenigstens die Basen der Blatt-

stiele wieder, und bildeten um so dickere rhomboidale Vorsprünge, als sie der Basis der Knospe näher standen. Diese regelmäßig unter einander geordneten und sich gegenseitig drängenden Vorsprünge bildeten etwa drey bis vier Centimeter breite Streifen, die am Stamme in aufsteigenden, von der Linken zur Rechten laufenden Schraubenlinien hervortraten und durch die Reihen der neuen Blätter bis in die Spitze des Phyllophors fortgesetzt wurden. Alles, was ich sah, bestärkte mich in der Idee, daß das thätige und schöpferische Leben des Stammes nach den beyden äußersten Enden hinstrebe.

Auf der ganzen Länge jedes der beyden Schnitte konnte ich leicht darüber ins Reine kommen, daß zahlreiche Fasern mit ihrem obern Ende an der Basis der Blattstiele befestigt sind. Gehen diese Fasern aus den Blättern hinab, oder kommen sie vom Fuße des Stammes? Dieses wollen wir jetzt untersuchen.

Auf dem einen wie auf dem andern Schnitte bemerkte ich, daß die Fasern zwischen dem Zellgewebe von oben bis unten beynahe in gleicher Menge vertheilt sind, oder, wenn sich da und dort Differenzen von einer Mehrheit oder Minderheit bemerklich machen, so ist diese ungleiche Vertheilung niemals beträchtlich genug, um die Festigkeit und Gestalt des Stamms im Allgemeinen wesentlich zu verändern. Ich kann also mit gutem Recht, wenn auch nicht in der kategorischen Sprache der Mathematiker, doch wenigstens in der schmiegsameren der Botaniker sagen, daß der Stamm der Dattelpalme walzenrund ist. Nun frage ich aber, wäre diese Form möglich, wenn alle Fasern von unten her kämen? Gewiß nicht, denn sonst würden alle Fasern, welche jemals an die Blätter gelaufen sind und sich hier befestiget haben, vom Grunde des Stammes bis gegen die Spitze des Phyllophors, an der Basis des Stammes vereinigt seyn und dort einen ungeheuern Bündel bilden. Dieser Bündel würde beym allmähligen Aufsteigen der normalen Schraubenlinie nach und nach an Umfang abnehmen, vorausgesetzt, daß alle die Fasern, welche Schritt für Schritt an die Blätter einer jeden Windung gehen sollen, da stehen bleiben, ohne jemals weiter zu laufen.

Wir wollen indeß annehmen, daß alle Fasern, anstatt von der Basis des Stammes nach den Blättern zu aufzusteigen, von den Blättern nach der Basis hinabgehen. In diesem Falle würden die ersten Blätter, welche die ersten Glieder der normalen Windung darstellen und folglich den Anfang des Stammes bildeten, ihre Fasern gegen die Erde richten. Die folgenden Blätter, welche die zweyte Windung, oberhalb der ersten, darstellen, würden dasselbe thun, eben so die der dritten, vierten, fünften und der übrigen Windungen, so viel deren der Baum hervorbringt. Und das Endresultat würde genau dasselbe seyn, als wenn die Fasern von dem Grunde des Stammes ausgehend, die Glieder der normalen Schraubenlinie bildeten. Ich kann kaum begreifen, wie die Anhänger der einen oder der andern Hypothese nicht gleich von vorn herein diese schwache Seite bemerkt haben. Wenn die eine oder die andere richtig wäre, so müßte der Stamm der Dattelpalme nothwendig die Form eines Kegels annehmen. Jedermann weiß, daß er walzenrund ist.

Es ist eine dem Hrn. Mohl wohl bekannte Thatsache, daß es Palmen giebt, deren Stamm an der Basis und am Gipfel dünn, in seiner mittleren Parthie aber beträchtlich aufgeschwollen ist, so daß er einer ungeheuern Spindel gleicht. *) Ich frage Hrn. Mohl, wie er diese Anomalie erklären wird, ohne seiner Hypothese untreu zu werden? Für mich giebt es nichts einfacheres, seitdem ich erkannte habe, daß die Fasern im ganzen innern Umfange des Stammes und in jeder Höhe, von unten nach oben hin, sich bilden. In der ersten Zeit ist das Wachsthum des aufkeimenden Baumes schwach, die Fasern sind wenig zahlreich und der Stamm folglich dünn. In dem Verhältniß, in welchem der Baum sich erhebt, wird das Wachsthum mehr und mehr lebhaft, die Zahl der Fasern nimmt merklich zu und der Stamm wird dick. Wenn aber der Baum eine gewisse Stärke erlangt hat, läßt das Wachsthum nach, vermindert sich die Zahl der Fasern und der Stamm verdünnt sich gegen den Gipfel hin.

*) S. die Iriartea ventricosa von Hrn. von Martius beschrieben und mehrere Arten von Acrocomia.

Wäre dieses möglich, wenn man das als sicher annähme, was Hr. Mohl voraussetzt?

In der Furcht, diese Auseinandersetzung möchte, wie entscheidend sie mir auch erscheint, nicht mächtig genug seyn, um die Ueberzeugungen der Botaniker zu erschüttern, deren Weise zu sehen von der meinigen verschieden ist, glaube ich nichts Besseres thun zu können, als mich auf Zahlen zu stützen, welche durch materielle Thatsachen hinlänglich verbürgt sind. Ich will also, so weit es geht, die Zahl der Blätter wissen, welche meine große Dattelpalme von Anfang an bis zu dem Tage hervorgebracht hat, wo ich ihrem Wachsthume ein Ziel gesetzt habe und auch, wie viel dicke Fasern der Körper des Stammes enthält. Um diesen doppelten Zweck zu erreichen, habe ich an einem Theile des Stammes, wo sich noch die in Schraubenlinie gestellten Spuren alter Blätter zeigten, ein Meter abgemessen. Mittelst dieser Anzeichen, die mich nicht täuschen konnten, habe ich die Gewißheit erlangt, daß sich in der Länge von einem Meter nach und nach 335 Blätter auf der Oberfläche des Stammes entwickelt hatten. Wenn man nicht vergißt, daß die Dattelpalme, an der ich arbeitete 18,60 Meter Höhe hatte, *) so genügt es also 18,60 mit 335 zu multipliciren um 6285 zu erhalten, welches die muthmaßliche Zahl der Blätter ist, die auf meiner Dattelpalme während ihres Lebenslaufes sich nach und nach entwickelt haben.

Nachdem die Frage über die Anzahl der Blätter auf diese Weise gelöst war, fragte ich mich, wie ich die Anzahl der in die Zusammensetzung des Stammes eingehenden Fasern bestimmen könne. Die Antwort war leicht. Keine anatomische Thatsache ist besser bewiesen, als die unmittelbare Verbindung der größten Zahl der Fasern mit den Blättern. Unter diesen Umständen kann man schließen, daß jeder mit Eifer und Geduld begabte Beobachter die Mittel besitzt, um zur, wenn auch nicht absoluten, doch wenigstens annähernden Bestimmung der Menge von Fasern zu gelangen, welche in dem Stamme Platz nehmen und sich an die Blätter be-

*) 18,6 Meter = 57,102 par. Fuß.

festigen. Hinsichtlich der andern, weniger zahlreichen Fasern, welche auch den Stamm durchlaufen, aber in die Scheiden und Blüthenstiele übergehen, kann ich nichts sagen, in so fern keine der von mir anatomisch untersuchten Dattelpalmen Gelegenheit gab, sie zu berechnen und ihre Spur zu verfolgen. Um den Leser darüber zu beruhigen, daß die Beobachtung derselben, ohne den Gang und das Resultat der Untersuchung zu beeinträchtigen, vernachläßigt werden kann, — bemerke ich, daß diese Frage auf die Entscheidung der allgemeineren über den Faserverlauf durchaus nicht influenzirt. In Beziehung auf sie, habe ich folgenden Weg eingeschlagen. Ich habe auf dem Stamm ein Stück eines gut erhaltenen Blattstiels ausgesucht, der weder einer der stärksten noch einer der schwächsten wäre, damit er mir ungefähr die durchschnittliche Zahl der Fasern gäbe, womit jedes Blatt versehen ist. Ich ließ das Messer ganz genau durch die Einfügungsebene des Stücks gehen. Nachdem dieses geschehen, nahm ich die Scheide, welche bekanntlich nichts als eine Ausdehnung der Blattbasis ist, Stück für Stück weg. Dann zog ich mit Hülfe eines Pfriemens und einer kleinen Zange 500 Fasern heraus, welche, eine in die andere, ein Millimeter dick waren, und 400 Fasern, die, weil sie bloß die Dicke eines Neuntel Millimeters hatten, nur für 44 gerechnet wurden. Die ganze Summe gäbe also 544 Quadratmillimeter, wozu ich noch 100 Fasern aus den Trümmern der Scheide rechnen mußte, was mir im Ganzen 644 Fasern gab. Endlich habe ich diese Zahl mit 6285, als der Anzahl der Blätter meiner Dattelpalme, multiplicirt und den Beweis erhalten, daß 4,047,540 Fasern vom Stamme in die Blattstiele übergiengen. Aber so beträchtlich diese Schätzung auch ist, so giebt sie doch noch nicht die Totalität der im Stamme enthaltenen Fasern, weil ich, wie ich eben gesagt habe, weder die dicken und mittelmäßigen, in die Blüthenscheide und in die Blüthenstiele übergehenden Fasern berechnen, noch auf eine Menge äußerst dünner haarförmiger Fasern, Rücksicht nehmen kann, welche in solcher Masse vorhanden sind, daß sie sich in der harten und festen Rinde, womit die ältesten Theile des Stammes umhüllt sind, als einen beträchtlichen Raum einnehmend geltend machen. Eben so wenig

kann ich diese Myriaden von Schläuchen aufzählen, welche sich zwischen den Fasern befinden. Hieraus folgt also, daß meine Berechnungen, weit entfernt, übertrieben zu seyn, sich vielmehr weit unter der Wirklichkeit befinden.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der seit dem November 1842 bis Ende Februar 1843 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Durch Herrn Smits, Minister der Finanzen in Brüssel:

a) Statistique territoriale du royaume de Belgique, (première publication). Bruxelles 1839. gr. 4.

b) Documents statistiques sur le royaume de Belgique, 5e et 6e publication officielle. Bruxelles 1840. 41. gr. 4.

c) Relevé du commerce de la Belgique avec les pays étrangers. Pendant l'année 1840. Brux. 1841. gr. 4.

d) Relevé du commerce de la Belgique avec les pays étrangers pendant l'année 1841. Brux. 1842. gr. 4.

e) Statistique de la Belgique. Population. Relevé décennal. 1831 a 1840. Bruxelles 1842. gr. 4.

f) Tableau général du commerce de la Belgique avec les pays étrangers pendant l'année 1835 — 40. Brux. 1837 — 42.

g) Statistique comparative des octrois communaux de Belgique pendant les années 1828, 1829, 1835 et 1836. Bruxelles 1839. gr. 4.

Durch Herrn Ternaux Compans in Paris:

Aktenstücke aus der Kammer in Paris:

1) Rapport sur les besoins du Muséum d'histoire naturelle par l'année 1835 et sur la bibliothèque royale. Paris 1834. 4.

2) Rapport et procès verbal de la commission chargée de la vérification des comptes des ministres pour l'exercice 1839 et l'année 1840. Paris 1841. 4.

3) Comptes rendus par les directeurs des administrations des Tabacs et des contributions indirectes pour l'année 1840. Paris 1842. 4.

4) Caisse d'épargne et de prévoyance de Paris. Fondée en Novembre 1818.
Rapports et comptes rendus des operations de la caisse d'épargne etc. pendant l'année 1841. Paris 1842. 4.

5) Compagnie de la sonde française de Freminuille et cie, brevetés à Paris. Entreprise de sondage pour recherches de mines etc. Paris 1840. 4.

6) 7me Petition des habitants de la ville de Nantes contre l'inégalité des droits à l'importation de la houille étrangère par Mer. Nantes 1842. 4.

7) Budget des recettes et dépenses de l'exercice 1842. 4.

8) Chambre des députés. Session 1842. Rapport fait au nom de la commission chargée de l'examen du projet de loi ayant pour objet le rachat des actions de jouissance des canaux exécutés par voie d'emprunt, en vertu des lois de 1821 et de 1822 par Henri Galos. 4.

9) Banque de France. Assemblée générale des actionnaires de la banque de France du 27 Janvier 1842. 4.

10) Proposition de loi pour le réglement définitif du Budget de l'exercice 1839. Paris 1841. 4.

11) Eclairçissements sur le rapport et la déclaration générale de la cour des comptes concernantes les comptes de 1839. Paris 1841. 4.

12) Ministère des Finances. Exposé historique et analytique des questions relatives à la rémuneration des services civiles. Paris 1841. 4.

13) Cour de Pairs. Mehrere auf das Attentat vom 13. Sept. 1841 bezügliche Aktenstücke. Paris 1841. 4.

14) Session de 1841. Compte rendu par le ministre de l'agriculture et du commerce. Compte définitif des dépenses etc. Paris 1841. 4.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 32.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

An auswärtigen Arbeiten wurden mitgetheilt:

3. durch den Hrn. Classensecretär die eingesendete Abhandlung des Hrn. v. Mirbel in Paris, auswärtigen Mitgliedes der k. Akademie der Wissenschaften: Anatomische und physiologische Untersuchungen über einige monokotyledonische Gewächse.

(Fortsetzung.)

Dennoch werden sie mehr als hinreichen, um Herrn Mohl's Irrthum zu erweisen, mag nun dieser geschickte Beobachter die Fasern in der Basis der Blätter entstehen und abwärts laufen lassen, oder mag er sie von der Basis des Stammes aus aufwärts gehen lassen, worüber ich mich aus seiner Darstellung nicht entscheiden konnte. Man darf nicht aus den Augen verlieren, daß das Resultat beyder Hypothesen nicht ein Cylinder, sondern ein Kegel wäre, und daß dieser Kegel an seiner Basis im Querschnitt eine Oberfläche von 4,047,540 Millimetern darbieten müßte, die durch eine gleiche Anzahl Fasern, jede von einem Quadratmillimeter, gebildet werden, und daß folglich der Durchmesser 2,02 Meter und der Umfang 6,35 Meter betragen müßte. Hr. Mohl und ich, wir divergiren also sehr wesentlich in unserer Meynung über den Ursprung und den Verlauf der Fasern, weil der Durchmesser des Stammes von meiner Dattelpalme ein wenig oberhalb des Fußes nicht über 0,25 Meter gieng.

In der Ueberzeugung, daß man, um eine richtige Idee von der Organisation und der Entwickelung des Stammes der Dattelpalme zu erhalten, sie in ihren verschiedenen Lebensphasen vom Keime an bis zum Aufhören des Wachsthums studieren müsse, richtete ich alle meine Aufmerksamkeit auf die Knospe oder richtiger auf das Phyllophor, welches nichts anderes als der Stamm in seinem krautartigen Theile ist. Dieser Träger der Blätter zeigt, wie uns Hr. Mohl und Hr. Meneghini lehren, eine sonderbare Anomalie in seinem Bau. Anstatt sich kegelförmig zu verlängern und sich folglich in eine Spitze zu endigen, wie es bey den meisten Arten der Monokotyledonen und Dikotyledonen geschieht, nimmt er an seinem Gipfel die Gestalt einer an ihrem Pole stark niedergedrückten Halbkugel an. Die ihn bedeckenden zahlreichen Blätter stehen in einer Spirale, die von seiner Basis an bis zum eingedrückten Mittelpunkte von Links nach Rechts herumläuft. In natürliche Ordnung gereiht zeigen hier die Blätter eine Aufeinanderfolge aller Lebensalter, von der ersten Jugend an bis zum höchsten Alter. So sind diejenigen, welche sich eben gebildet haben, an der tiefsten Stelle des eingedrückten Scheitels des Phyllophors verborgen, die ihnen im Alter nächsten besetzen den Abhang der Vertiefung, andere von größerer Stärke krönen den Gipfel; diejenigen, welche in ihrer ganzen Lebenskraft sind, halten den größern Theil der äußeren Oberfläche besetzt, die ältesten endlich, unmittelbar unterhalb der vorhergehenden angeheftet, verdecken mehr oder weniger die unterste Region des Phyllo-

phors, welche eben hier alsbald mit dem Stamme selbst verschmilzt. Diese ganz eigenthümliche Stellung steht mit der allgemeinen Einrichtung des Baumes im vollkommensten Einklange, wie es die Folge zeigen wird. Um den Geist des Lesers auf die Einsicht dieses Verhältnisses vorzubereiten, wird es gut seyn, die charakteristischen Züge zu beleuchten, welche die Knospen der Dikotyledonen mit kegelförmigem Knospenkern oder Phyllophor von denen der Monokotyledonen unterscheiden, wo dieser Theil halbkugelig und im Scheitel niedergedrückt ist.

Bey den ersteren geht das Wachsthum der Stengelglieder oder Theile (Merithalles), welche das Phyllophor zusammensetzen, allmählig von unten nach oben vor sich, so daß das untere und zugleich älteste Stengelglied alle anderen mit einander in die Höhe hebt und vorwärts treibt, und erst, wenn dieses das Ziel seines Wachsthums erreicht hat, giebt das zweyte Stengelglied Lebenszeichen von sich. Dieses verhält sich in jedem Punkte wie das erste und eben so das dritte, vierte u. s. w. Wenn alle unteren Stengelglieder zu wachsen aufgehört haben, verlängert sich nun seinerseits das obere von seiner Basis bis zu seinem Gipfel, und endigt in dieser Weise den Jahrestrieb. So steht also hier das Wachsen, wie man es voraussetzen mußte, in Beziehung zu dem Alter und der Anordnung der verschiedenen Partien des Pflanzenorganismus. Aber aus eben diesem Grunde müssen auch die Resultate verschieden seyn, wenn die Anordnung der Partien in andern Gewächsen eine andere ist. Dieses bemerkt man in der That am Knospenkern der Dattelpalme. Sein Organismus steht, bis auf einen gewissen Punkt, im Gegensatze zu der Entwicklung der Stengelgebilde, wie es uns nicht allein die äußeren Charaktere beweisen, sondern auch die anatomischen und physiologischen, welche uns die mikroskopische Beobachtung enthüllt.

Im Centrum der Knospe, ein wenig unterhalb der Vertiefung, welche der Knospenkern an seinem Scheitel darstellt, an der bestimmten Stelle, wo alle Blätter, eins nach dem andern, entstehen, befindet sich ein Gewebe von jungen und so äußerstzarten Zellen, daß sie in wenigen Stunden zusammen fallen und verschwinden würden, wenn der sie durchdringende und ernährende Saft nicht zu ihnen gelangte. Wenn man diesen Organismus sieht, der immer ein jugendliches Ansehen hat, so wird man versucht, anzunehmen, daß die Zeit nichts über ihn vermöge, welches auch sonst das Alter der Knospe seyn mag, die man vor Augen hat; aber denkt man nur kurze Zeit darüber nach, so begreift man, daß dieses eine Täuschung ist: alles, was lebt, wird alt. Die Beobachtung mit Nachdenken verbunden klärt endlich die Erscheinung auf. Das nicht sehr tief unter dem Mittelpunkte in der Vertiefung des Phyllophors oder Knospenkerns liegende Gewebe ist der Heerd einer unaufhörlichen Reproduction und einer immerwährenden Verdrängung. Es herrscht hier gleichsam ein Wirbel, welcher die entstehenden Schläuche fortreißt. Kaum fangen sie an sich zu entwickeln, als sie durch jüngere ersetzt werden, die wieder ihrerseits andern, ganz ähnlichen Platz machen. Diese unterbrochenen Generationen gravitiren gewissermassen gegen einander (pèsent en quelque sorte les unes sur les autres), so lange der Baum in voller Kraft ist, und drängen sich, vermöge eines zugleich spiraligen, centrifugalen und aufsteigenden Strebens, gegen den Umfang, welchen sie vermehren und gegen den Gipfel, den sie erhöhen.

Eine ungeheuere Masse von Fasern, die dem Auge wegen ihrer Feinheit und Transparenz beynahe unbemerkbar sind, erhebt sich von dem ganzen inneren Umkreise des Stammes gegen die hohe und centrale Parthie des Phyllophors, mit dessen äußeren Umrissen sie parallel laufen. Alle verlängern und nähern sich mit ihrem oberen Ende der Basis der jungen Blätter, mit denen sie sich früher oder später in unmittelbare Verbindung setzen. Einige Male habe ich diese Fasern in dem Gewebe, welches den tiefsten Punkt des Scheiteleindruck im Phyllophor begrenzt, gerade in dem Momente überrascht, wo sie ihren Weg gegen die schwachen Entwürfe der Blätter nehmen, deren Gegenwart sich dem Anatomen nur mit Hülfe sehr starker Mikroskope enthüllt. Ich habe dann in der unmittelbar unter der Depression gelegenen Zellenmasse zwey parallele und horizontale Spalten unterschieden, welche das Gewebe in zwey über einander liegende

Lagen theilen. Jede Lage ist ein entstehendes Blatt. Die obere ist die ältere und entwickelt sich auch zuerst. Dann kommt eine zweyte und oft eine dritte. Während diese Blätter wachsen und zunehmen, fangen andere eben so an, wie sie, und was ich über die Entwicklung des ersten gesagt, läßt sich auf alle anderen anwenden. Die Zellenlage, welche das so entstehende Blatt bildet, erhebt sich in Form einer Blase und trennt sich von dem darunter gelegenen Gewebe, mittelst eines ringsum gehenden Risses, in dem größeren Theile seiner Umgrenzung.

Der schmale Saum (Isthme), durch welchen diese Zellenlage mit dem Knospenkern vereinigt bleibt, ist der entstehende Blattstiel und dieß ist zugleich der Punkt, gegen welchen sich die erste Faser gerichtet hat und gegen den sich im Verhältniß, wie das Blatt wächst, alle andern richten werden. Inzwischen richtet sich das eben entstandene Blatt auf und nimmt die Gestalt eines Löffels an. Bald wird es sich verlängern, es wird die Form einer zugespitzten, am Rande mit einem dicken unregelmäßigen Wulste besetzten Kapuze annehmen und an seiner hinteren Parthie, in der ganzen Länge der Rückengegend, eine beträchtliche Verdickung darbieten, die ohne Zweifel von der fortschreitenden Entwickelung des Blattstieles herrührt. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich sage, daß die Blattscheide, welche sich später zu beyden Seiten des Blattstiels anheften wird, von der Wunde entsteht, die das junge Blatt bey der Trennung von dem Phyllophor auf ihm zurückgelassen hat. Die beyden Seiten der Kapuze werden durch die beyderseitige Reihe der Fiederblättchen des Blattes gebildet. Der Wulst, welcher diese Blättchen an ihrem Gipfel vereinigt, wird bald aufgesogen und da sie nur mit den Rändern an einander liegen, weil die in ihrer Oberfläche liegenden Schläuche, anstatt sich zu kreuzen, nur einfach mit ihren Wandungen zusammenstoßen, so folgt daraus, daß die fortschreitende Verlängerung des Blattstieles sie bald von einander sondern wird. Diese Reihe von Metamorphosen kehrt so oft wieder, als sich ein neues Blatt bildet. Alle erscheinen, wie man gesehen hat, nach einander im tiefsten Theile des eingedrückten Knospenkernes und alle sind der Macht der organischen Bewegung unterworfen, von welcher ich oben gesprochen habe: sie haben den Abhang (Escarpement) zu übersteigen, welcher sie von der äußern Oberfläche der Knospe scheidet, und werden, früher oder später, altern und auf dem Scheitel des Stammes absterben.

Ich komme auf die zahlreichen Fasern zurück, welche die innere Masse des Phyllophors durchlaufen. Diejenigen Botaniker, die sie aus den Blättern entstehen und herablaufen lassen, haben ohne Zweifel keine Gelegenheit gehabt, den Bau der Knospe einer starken und hoch gewachsenen Dattelpalme gründlich zu beobachten. Wenn sich diese Beobachter in derselben Lage wie ich befunden hätten, so würden sie mir ohne Zweifel nichts zu thun gelassen haben. Ein einziger Blick genügt, um zu beweisen, daß die obere Partie dieser Fasern im Vergleich zur unteren sehr jung ist und daß sie folglich von unten nach oben wachsen. Wie man auch darüber denken mag, man wird sich alsbald überzeugen müssen, daß die Fasern, wenn sie von den Blättern ausgiengen, an ihrem Ausgangspunkte alt und hart seyn müßten, lange bevor sie den Grund des Stammes erreicht hätten, und daraus würde folgen, daß sie, unfähig zu wachsen, weit entfernt bey der Verschiebung der Blätter mitzuwirken, dieser organischen Bewegung ein Hinderniß entgegen setzen müßten.

Es bleibt noch übrig zu erfahren, wo die Fasern ihren Ursprung nehmen? Gewiß geschieht dieß nicht an der Basis des Stammes; eben so wenig aber am Gipfel des Phyllophors. Ich habe dargethan, daß die eine und die andere Hypothese unzulässig sey. Die Fasern entstehen an der ganzen inneren Peripherie des jungen Theiles des Stammes, wie die Beobachtung unmittelbar beweist. In dem Verhältniß, wie der Stamm altert, wird diese Eigenschaft, neue Fasern zu erzeugen, schwächer und endlich erlöscht sie; man findet sie aber in den oberen Theilen von neuester Bildung wieder. Nicht ohne Grund habe ich also gesagt, daß sich bey dem alten Baum das thätige und zeugende Leben nach den beyden Enden hin flüchtet. In der That, während die mittlere Partie nach Ruhe strebt und sich mit Mühe der Angriffe der äußern Agentien, welche sie unaufhörlich entkräften, erwehrt, arbeiten

die Wurzel und die Knospe, ungeachtet der Entfernung, die sie trennt, gemeinschaftlich zur Verlängerung des Lebens des Baumes.

Ich erinnere mich noch an das Erstaunen der französischen Botaniker, als Hr. Gaudichaud, nach seiner Rückkehr von Neuholland, ihnen Stücke von Xanthorrhoea hastilis vor Augen legte. Es handelte sich darum, zu wissen, ob dieses Gewächs, das durch seinen Bau von allen, die man bis dahin beobachtet hatte, abzuweichen schien, nichts desto weniger bey den Monokotyledonen oder bey den Dikotyledonen Platz finden könne, oder ob man es mit Bestimmtheit unter diejenigen anomalen Arten verweisen müsse, welche sich jeder Classification entziehen. Herr de Candolle hat, glaube ich, zuerst diese Frage zu beantworten gesucht. Er bezeichnet in der Xantorrhoea eine Organisation, welche, wie er sagt, wenn sie nicht mit dem gewöhnlichen Zustande der Monokotyledonen übereinstimmt, noch mehr von dem der Dikotyledonen abweicht; und er fügt hinzu, daß man darinnen Fasern findet, ähnlich denen der Palmen und der Yuccen, und andere horizontale Fasern, die vom Centrum ausgehend, quer durch alle übrigen streichen und durch ihre Stellung Markstrahlen zu seyn scheinen, durch ihre Beschaffenheit aber davon abweichen. Es liegt am Tage, daß der Anblick dieser horizontalen Fasern, für die man nichts Analoges bey den Monokotyledonen finden zu können glaubte, die Zweifel des berühmten Genfer Naturforschers erregten.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der seit dem November 1842 bis Ende Februar 1843 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Durch Herrn Ternaux Compans in Paris:

Aktenstücke aus der Kammer in Paris:

15) a. Proposition de la loi générale des crédits supplémentaires et extraordinaires pour l'exercice 1841. b. Exercices 1841, 1842 et exercices clos. Paris 1840. 4.

16) Analyse des voeux des conseils généraux de département sur divers objets d'administration et d'utilité publique soit locale, soit générale. Paris 1841. 4.

17) Ministère des affaires étrangères. Compte définitif des dépenses de l'exercice 1840. Paris 1842. 4.

18) Ministère des travaux publics. Compte définitif des dépenses de l'exercice 1840. Paris 1842. 4.

19) Compte rendu par le ministre de l'instruction publique. Compte définitif des dépenses de l'exercice 1840. Paris 1842. 4.

20) Comptes généraux présentés par le ministre secrétaire d'état de la guerre; pour l'exercice 1840. Paris 1842. 4.

21) Ministère de la guerre. Rechnungsablage über verschiedene Branchen der Militärverwaltung aus den Jahren 1840, 41. Paris 1841. 4.

22) Budget de l'exercice 1843. Projets de lois pour la fixation des recettes et des dépenses de l'exercice 1843. I. und II. vol. Paris 1842. 4.

23) Ministère de l'intérieur. Instruction et programme pour la construction de maisons d'arrêt et de justice. Paris 1841. fol.

24) Etudes et avantprojet d'une instruction financière ayant pour but de développer le commerce maritime et de faciliter la réorganisation des colonies françaises. fol.

25) Note sur la fondation d'une nouvelle colonie dans la Guiane française. fol.

Von dem Herrn Joseph Valentinelli in Venedig:

Specimen bibliographicum de Dalmatia et Agro-Labeatium. Venetiis 1842. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 33.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juny.
Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

3. Durch den Classensekretär wurde die eingesendete Abhandlung des Hrn. von Mirbel in Paris, auswärtigen Mitgliedes der k. Akademie der Wissenschaften mitgetheilt: anatomische und physiologische Untersuchungen über einige monokotyledonische Gewächse.

(Fortsetzung.)

Später versuchte Hr. Mohl, uns durch eine ideale Figur seine Ansicht über den Ursprung und den Verlauf dieser Fasern darzulegen; wohl nicht das sicherste Verfahren, die Thatsachen festzustellen. Die Botaniker hatten das Recht, Beweise, die aus der Organisation selbst genommen wären, zu verlangen. Ich war bemüht, diese Beweise aus der anatomischen Untersuchung der Dattelpalmen abzuleiten, wobey ich mich zunächst auf das Fragment des Stammes und auf die Zeichnung berufe, welche ich der Akademie vorlege. Es ist zu bemerken, daß sie mit geringen Modificationen eben dieselben Charaktere darbieten, die man an der Xantorrhoea beobachtet, so daß diese Charaktere, weit entfernt letzteres Gewächs von den Monokotyledonen zu trennen, vielmehr ein Band mehr werden, welches sie mit dieser großen Klasse vereint.

Ich habe fürs Erste, wie ich schon gesagt habe, im obern Theile des Phyllophors ein sehr junges Zellgewebe beobachtet, welches mit der vierfachen Eigenschaft begabt ist, zu wachsen, sich innerhalb gewisser Gränzen von seinem Orte weg zu begeben, sich zu vervielfachen und sich unaufhörlich zu erneuern. Ich habe angegeben, wie dieses Gewebe an der Verdickung und an der Verlängerung des Baumes arbeitet. Nunmehr studire ich diese Organisation nicht in dem Phyllophor, sondern in dem jungen Theile des Stamms. Er gleicht nicht mehr dem, was er zuerst war. Die Wände der Zellen haben sich von einander getrennt: es besteht kein Gewebe mehr. Es hat sich in eine Menge von einfachen, mehr oder weniger rundlichen, an den Berührungspunkten nur schwach an einander geklebten Schläuchen verwandelt. Diese Schläuche bleiben viele Jahre hindurch in einem stationären Zustande. Der Stamm verlängert sich fortwährend am Gipfel. Die neuen Fasern, welche von den unteren Partieen kommen, eröffnen sich einen Durchgang zwischen den Schläuchen und drängen sie zusammen, so daß sie gleichsam ein Cement bilden, welches die Zwischenräume erfüllt und alle Fasern von mehr oder weniger neuer Bildung einhüllt. Wir wollen jetzt diese Fasern untersuchen und über die Modificationen, denen sie unterworfen sind, Rechenschaft ablegen.

Man weiß, daß eine große Menge Fasern in dem Phyllophor beysammen sind, daß sie vom Stamm kommen, daß sie sich gegen die Blätter richten. Um sie mit Erfolg zu studiren, gilt es die stärksten Linsen anzuwenden. Sie sind dünn, zart, durchscheinend, aus mehreren Reihen von einfachen, verlängerten, mit den Enden auf einander gesetzten Schläuchen zusammen gesetzt. Alle diese Charaktere

zusammen lassen hinlänglich erkennen, daß sie von neuer Bildung sind. Nach meiner Meynung stellen sie den Splint der Dikotyledonen dar. So habe ich sie schon seit 1815 angesehen *). Unabhängig von diesen jungen Fasern finden sich noch andere in geringerer Zahl, mit ihnen untermischt. Auch diese kommen vom Stamme; sie unterscheiden sich auf den ersten Blick, nicht bloß durch ihre Dunkelheit, ihre Dicke, ihre Dichtigkeit, sondern auch durch ihre besondere Organisation. Sie bestehen aus verlängerten Schläuchen und aus Gefäßen. Die Schläuche liegen mit den Enden an einander, wie die Schläuche der jungen, dünnen und durchscheinenden Fasern. Aber diese sind einfach, während die andern zusammengesetzt, d. h. aus mehreren in einander geschachtelten Schläuchen gebildet sind. Sie bilden durch ihre Annäherung eine Art holziges Futteral (Etui ligneux) aus, dessen auf der einen Seite sehr dicke Wand um so dünner wird, je mehr sie sich nach der andern Seite erstreckt. Daher kommt es, daß das Centrum der Höhlung des Futterals in Bezug auf das der Faser ganz excentrisch ist. In dieser Höhlung liegt ein Bündel von verschieden modificirten Fasern. Für einen Neuling im Beobachten sind die dunklen und die durchscheinenden Fasern zwey Arten von ganz verschiedenen Organen. Für einen erfahrnen Beobachter haben beyde Arten einerley Ursprung und einerley Beschaffenheit. Die ganze Verschiedenheit hängt von dem mehr oder weniger vorgerückten Alter der Fasern ab. Ich will noch hinzufügen, daß man, wenn man junge Fasern beharrlich verfolgt, von dem Punkt an, wo sie in das Phyllophor eintreten, bis zu dem, wo sie vom Stamm ausgehen, sogleich den materiellen Beweis erhält, die Verschiedenheiten, welche sich während ihres Verlaufes darbieten, seyen lediglich das Resultat von allmähligen, unvermeidlich durch die Zeit und das Wachsthum herbeygeführten Veränderungen. In der That, was im Phyllophor Splint war, ist im Stamme Holz geworden.

Je mehr man im Stamme weiter nach unten geht, und je mehr man sich folglich vom Phyllophor entfernt, desto geringer wird die Zahl der durchscheinenden Fasern, und endlich findet man bloß dunkle. Diese haben ihre Bestimmung erfüllt: sie werden weder dicker noch länger, und geben kein Zeichen von Wachsthum. Sie stellen das Holz im Centrum alter Dikotyledonen vor. Im Uebrigen bin ich zwar zu glauben geneigt, daß ihre großen Gefäße, die sich nie anfüllen, noch als Saftleiter dienen, nicht als wenn ich zugäbe, daß die Fasern, worin sie liegen, mit den neuen Blättern in unmittelbarer Verbindung ständen (denn ich weiß wohl, daß diese alten Fasern sich in den Narben endigen, welche die Generationen der nicht mehr vorhandenen Blätter auf dem Stamme zurückgelassen haben), sondern weil es mir unmöglich scheint, daß die neuen Blätter, die ich auch während lang andauernder Hitze und Trockenheit äußerlich immer frisch und innerlich mit Saft angefüllt gefunden habe, der Feuchtigkeit entbehren könnten, welche die secundären Wurzeln aus dem Boden schöpfen. Die dicken Fasern, von denen ich eben gesprochen habe, finden sich in der ganzen Dicke des Stammes und in den Blattstielen in großer Anzahl. Mit den feinen, haarförmigen Fasern ist es aber nicht eben so. Die peripherische Region des Stammes und der Blätter enthalten deren, wie man weiß, eine sehr beträchtliche Menge; allein über diese peripherische Region hinaus war es mir nicht möglich, im Stamme auch nur eine einzige zu entdecken. Diese Fasern, deren oft nicht weniger als 36 nöthig sind, um die Stärke einer dicken Faser von nur einem Quadratmillimeter zu erreichen, scheinen nur das Resultat eines Fehlschlagens zu seyn. Sie haben denselben Ursprung wie die dicken Fasern, bestehen aus verlängerten und zusammengesetzten Schläuchen, haben aber keine Gefäße.

Die Beziehungen der Fasern zu den Blättern nehmen unsre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Um diesen Gegenstand aufzuklären, genügt es nicht, den Stamm auf verschiedene Weise zu zerschneiden, alle Bruchstücke unter sich zu vergleichen, und nach oberflächlichen Wahrscheinlichkeiten Schlüsse zu ziehen, welcher Anordnung die inneren Partieen folgen müßten. Diese Verfahrungsweise, deren man sich, aus Mangel an einer besseren, in vielen Fällen

*) S. Eléments de Physiologie végétale et de Botanique, 1. Thl. S. 118, Z. 7. ff. Paris 1815.

bedient, könnte hier nicht zur Kenntniß der Thatsachen führen. Deßwegen nahm ich meine Zuflucht zur Maceration. Ganze Jahre lang wurden Stücke vom Stamm der Dattelpalme bald in reines, bald in mit Salpetersäure geschärftes Wasser getaucht, und so oft ich glaubte, daß es Zeit sey, die Anatomie vorzunehmen, legte ich die Fasern, deren natürliche Stellung zu beobachten mir von Wichtigkeit war, bloß, indem ich die übrigen, welche jene verbargen, Faser für Faser, wegnahm. Bey diesem Verfahren habe ich mich überzeugt, daß ungeachtet der mehr oder weniger ausgesprochenen scheinbaren Verschiedenheiten, sich die wesentlichen Züge in der innern Organisation der Dattelpalme und der Xantorrhoea hastilis nur durch leichte Modificationen unterscheiden. Der Plan, den ich bey meiner Arbeit angenommen habe, erlaubt mir jedoch nicht, das zu beweisen, was ich hier ausspreche. Aber die Zeichnungen, die ich habe anfertigen lassen, und auf die ich besonders die Botaniker aufmerksam mache, werden ihnen meine Ansichten deutlicher machen, als es meine Worte im Stande sind. Sie werden erkennen, daß die Verschiedenheiten von der größeren oder geringeren Länge der Stengeltheile (Merithalles) herrühren.

Ich komme wieder zur Untersuchung der Anordnung der Fasern. Ich nahm ein Stück vom mittleren Theile des Stammes der Dattelpalme, weil es mir angemessen schien, daß die zu studirende Organisation weder zu jung noch zu alt sey, unterwarf ihn der Maceration, und theilte ihn der Länge nach in zwey gleiche Theile. So fiel die Schnittfläche mit der der Achse zusammen. Dieser Schnitt legte ein centrales, aus aufsteigenden, mehr oder weniger wellenförmigen Fasern zusammengesetztes Bündel bloß. Zu beyden Seiten des Bündels befand sich eine Menge Fasern, die sich meist in fast senkrechter Richtung verlängerten. Alle Fasern haben, wie man gesehen hat, ihren Ursprung in der innern Peripherie des Stammes. Eine kleine Anzahl darunter unterscheidet sich von den andern durch die Richtung, die sie nehmen. Diese Fasern, welche ich fortan mit dem Namen Vorläufer (précurseurs) bezeichnen werde, sind die ersten, die sich mit den Blättern vereinigen. Sie kommen an Zahl den Blättern jeder Windung der Blattperiode (chaque pas d'helice) gleich, und erscheinen in Entfernungen, die durch die Länge der Stengeltheile gemessen werden. Jede geht bloß vom mittleren Bündel aus und streicht in schräg aufsteigender Linie quer nach einem Blatte des Stammes hin. Auf seinem Wege und in einer bestimmten Entfernung von seinem Ausgangspunkte nimmt der Vorläufer zahlreiche Hülfsfasern auf. Anstatt daß diese ihren aufsteigenden Lauf verfolgen, krümmen sie sich auf einmal, umgeben die vorlaufende Faser, und heften sich mit ihr an die Basis des Blattstiels. Noch sehr spät findet man ihre Spuren auf den Narben, die die Blätter beym Abfallen zurücklassen. Ich darf nicht vergessen, hier eine Thatsache zu berichten, die mir sehr merkwürdig schien, und von der, meines Wissens, noch kein Botaniker Rechenschaft gegeben hat. Da wo sich in dem centralen Bündel der Vorläufer von der senkrechten Richtung ablenkt und sich neigt, um in das Blatt überzugehen, bringt diese Faser gewöhnlich eine Verästelung hervor und öfter zwey oder drey. Anstatt der Richtung zu folgen, welche der Vorläufer nimmt, richten sich diese Verästelungen auf und verlängern sich in das mittlere Bündel. Dieses ist das einzige Beyspiel, welches ich von verästelteten Fasern in der Dattelpalme kenne. Ich weiß noch nicht, wo sie ausgehen, aber ich vermuthe aus gewissen Anzeichen, daß sie sich durch das Centrum des Phyllophors nach den Blättern begeben, welche im Grunde der Vertiefung desselben stehen.

Dieses sind die Umstände, welche den Verlauf der präcursirenden Fasern in ihrer oberen Partie

begleiten. Bis hieher ist nichts von dem, was ich über diesen Gegenstand gesagt habe, mit den Behauptungen des Hrn. Mohl im Widerspruch. Dieß wird jedoch nicht der Fall seyn, rücksichtlich dessen, was mir noch über den Verlauf in der unteren Partie zu sagen bleibt. Ich habe diese Fasern von den Blättern bis in das Centrum verfolgt; ich wollte wissen, wie es sich mit ihnen auf dem Wege vom Centro bis in die Peripherie verhält, und ich habe die Gewißheit erlangt, daß sie das Centralbündel in einem kleinen Theile, seiner Länge nach, durchlaufen, und sich dann davon entfernen, indem sie eine schräg absteigende Linie auf der dem Anheftungspunkte des Blattes entgegengesetzten Seite verfolgen. Hievon ist die Ansicht des Hrn. Mohls weit entfernt. Nach ihm sind die beyden Enden jeder Faser an derselben Seite des Stammes, in derselben Verticalebene angeheftet. Sollte diese Verschiedenheit in unserer Weise zu sehen davon herkommen, daß Hr. Mohl und ich nicht dieselben Arten beobachtet haben? Dieß kann ich für jetzt nicht entscheiden. Aber allerdings kann ich schon versichern, daß bey der Dattelpalme, der Agave americana und andern Monokotyledonen dasselbe Verhältniß, wie ich es angegeben habe, Statt findet. Es folgt also hieraus, daß die Vorläufer, welche sich nach den Blättern einer jeden Schraubenwindung begeben, sich in dem mittleren Bündel kreuzen und zusammen zwey durchbrochene Kegel (deux cones à jour) darstellen, deren einer aufrecht, der andere umgekehrt, und beyde an der Spitze vereinigt, was gewissermassen an die obere und untere Parthie einer Wasseruhr erinnert. Gleichwohl ist es gut zu bemerken, daß im Falle die Schraubenwindungen sich sehr nahe folgen, die Kegel (sowohl die unteren, als die oberen), von der Basis des Stammes bis zu seinem Gipfel, in einander geschachtelt sind.

Ich darf die Blattscheide nicht vergessen. Diese

ist eine dicke und starke aus Schläuchen gebildete Fläche, welche von Holzfasern durchkreuzt wird. Diese Fasern, die dicken, wie die mittelmäßigen und haarförmigen, gehen von der ganzen innern Peripherie des Stammes aus, und neigen sich gegen den Blattstiel, theils von Links nach Rechts, theils von Rechts nach Links. In der Jugend vergrößert sich die Scheide, je mehr sich der Stamm verdickt; aber kommt der Moment, wo sie sich nicht mehr ausdehnen kann, so zerreißt sie und zögert nicht zu verschwinden.

Die Gesammtheit der Thatsachen, welche uns von einem gründlichen Studium der mittleren Stammpartie enthüllt werden, sind die unmittelbare Folge der organischen Thätigkeit, deren Schauplatz das frühere Phyllophor gewesen war. Dieses will ich noch in wenigen Zeilen nachweisen und damit beschließen, was ich über die Dattelpalme zu sagen hatte. Wir sind einig darüber, daß alle Fasern des Stammes in seiner inneren Peripherie entstehen, daß sie in das Phyllophor dringen und daß sie sich endlich an die Blätter anheften. Aber die denselben Bedingungen unterworfenen Vorläufer unterscheiden sich doch von der Menge der Fasern durch eigenthümliche Charaktere. Je mehr sie sich von ihrem Ausgangspunkte entfernen und sich aufrichten, indem sie sich der Achse des Phyllophors nähern, desto mehr entfernen sie sich von den sie begleitenden Fasern und führen, jeder einzeln, den schwachen Anlagen der Blätter, die sich im Grunde der Depression des Phyllophors gebildet haben, organische Hülfsmittel zu. Es ist hier nun, daß sich eine Bewegung des Wachsthums offenbart.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843. Nr. 34.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juny.
Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

An auswärtigen Arbeiten wurden mitgetheilt:

3. durch den Hrn. Classensecretär die eingesendete Abhandlung des Hrn. v. Mirbel in Paris, auswärtigen Mitgliedes der k. Akademie der Wissenschaften: Anatomische und physiologische Untersuchungen über einige monokotyledonische Gewächse.

(Schluß.)

Diese Bewegung erhebt auf einmal den vertieften Scheitel des Phyllophors und den dicken die Vertiefung umgebenden Wulst, und geht über sie hinaus. Daher kommt es, daß sich das Phyllophor erhöht ohne seine Gestalt zu ändern. Damit dieses Phänomen statt finde, müssen sich nothwendiger Weise die Vorläufer verlängern. Dieses unterbleibt niemals. So setzt sich das centrale Bündel fort, das, wenn ich mich nicht täusche, bloß aus Vorläufern besteht. In diesen Umständen läßt sich der Trieb des Wachsthums bis in die unterste Stelle der Vertiefung bemerken. Die jüngsten Blätter, die sie hervorbringt, machen nach und nach noch jüngeren Platz und ersetzen weiter oben ältere, die vor ihnen fliehen. In derselben Zeit erweitern sich die Schläuche, verlängern und verstärken sich die Fasern des centralen Bündels; das Phyllophor wird höher und dicker. So geschieht es, daß die Blätter, welche auf dem Gipfel des Wulstes stehen, allmählig nach dem Umkreise hingeschoben werden und daß die concentrischen Kreise, welche die Scheiden ihrer Blattstiele bilden, eine größere Weite erlangen. Man begreift, daß der vom mittleren Bündel kommende Vorläufer sich in derselben Zeit verlängert, wo sich das Blatt, an das er geheftet ist, von der Vertiefung des Knospenkernes entfernt. Es folgt hieraus, daß das Ende dieser Faser immer excentrischer wird. Seine Kraft sich zu entwickeln hört erst auf, wenn das Blatt, wozu er gehört, eine feste Stellung eingenommen hat. Daß der Vorläufer anstatt der Horizontallinie zu folgen einen spitzen Winkel mit ihr macht, dieses kommt davon, daß der Wachsthumtrieb des Phyllophors immer zunehmend vom Centrum nach der Peripherie geht. Dieses wird durch das Daseyn der Vertiefung auf dem Scheitel des Knospenkernes und durch den mächtigen Wulst, der sie umgiebt, hinlänglich bewiesen.

4. Durch den Classensecretär wurde folgende Notiz des Herrn Kanzleyrathes Theodori über einen von ihm bestimmten und abgebildeten kolossalen Ichthyosaurus trigonodon vorgelegt, den Hr. Pfarrer Murk bey Banz aufgefundenen hat.

Bey der Rectification des Laufes des Mayns mittelst eines Durchstichs zwischen Hausen und Unnersdorf in der Herrschaft Banz wurden ganz in der Nähe desselben am Abhange einer Anhöhe, an welcher die dortigen Lias-Kalke und bituminösen Mergelschiefer zu Tage anstehen, Steine

zum Uferbaue gebrochen. Hr. Pfarrer Murk zu Banz, stets eifrig bemüht, die Lokal-Petrefacten-Sammlung daselbst zu bereichern, versäumte nicht, diese Gelegenheit zu neuen Auffindungen zu benützen, und er war auch wirklich so glücklich, durch einen Schenkelknochen, der auf einen colossalen Ichthyosaurus deutete, auf die Spur eines großen Skeletes geleitet zu werden. Mitten unter den Regen-, Schnee- und Windstürmen einiger rauher Novembertage, im Jahre 1841, erhob er dasselbe aus dem Steinlager, in dem es 16 — 20′ tief eingebettet war. Die darüber liegenden Kalk- und Mergelschiefer-Schichten mußten unter großen Schwierigkeiten abgetragen und deßhalb tief in den Berg hinein gebrochen werden. Das Gerippe lag etwa 60 — 70′ in dem Felsen über dem Maynspiegel. Um nur den Kopf allein über den Bergesabhang herab zu tragen, mußten fast alle Männer der Gemeinde Unnersdorf aufgeboten werden.

Das Skelett lag mit dem Kopf felseneinwärts; der hintere Theil, ungefähr von den Lenden an, war nicht mehr vorhanden, sondern wurde ohne Zweifel schon bey Ausschwemmung des jetzigen Maynthales zwischen den Staffel- und Banzbergen durch vorweltliche Fluthen hinweggerissen. Der Kopf war schon im Lager in drey Theile zerklüftet, die jedoch vollkommen an einander schließen.

Das übrige Gerippe konnte nur plattenweise, wie eben der Schiefer sich ablöste, erhoben und mußte eben so, nach der Abarbeitung des Gesteins auf der oberen Fläche, wieder zusammengefügt werden. Diese Aus- oder Abarbeitung des bedeckenden Gesteins geschah von Hrn. Pfarrer Murk und Kanzleyrath Theodori selbst, an weniger schwierigen Theilen auch mit Beyhülfe eines geschickten Steinmetzen. Der Kopf wurde von allen Seiten vom Gesteine befreyt und auf eisernen, gabelförmigen Stützen in natürlicher Stellung aufgerichtet, damit er von allen Seiten gesehen werden könne. Das übrige durch die Stöße der Fluten mehr oder weniger in Unordnung gebrachte und zerstreute Gerippe nimmt einen horizontal gestellten 14′ langen, 8′ breiten flachen Kasten ein. Hier stellen sich die Knochen, — ihrer Höhe oder Dicke nach — über die Hälfte vom Gesteine rein befreyt, vollkommen ihre zum Theil fasrige, zum Theil poröse Textur zeigend, als glänzendes Hautrelief dar.

Aus dem nämlichen Grunde warum todte Fische auf dem Rücken im Wasser liegen, mag es auch gekommen seyn, daß die meisten um Banz aufgefundenen Saurier im Gesteine auf dem Rücken lagen. Dieß war auch der Fall bey dem Ichthyosaurus, von dem hier die Rede ist. Der Kopf lag auf der Stirn und so darf wohl auch angenommen werden, daß das flach zusammen gedrückte, horizontal zerstreute Gerippe auf dem Rücken lag; und eben dieses Zerrissenseyn läßt darauf schließen, daß die Knochen schon als fleisch- und sennenloses Skelet in die Erdmasse geriethen, die, später zu Stein geworden, es bis auf unsere Zeit bewahrte.

Der Schädel ist am hintern Theil sehr stark beschädigt; die hintern Ränder der Schläfengruben sind abgebrochen und deren Bruchstücke an ganz andere Stellen gedrückt; die Hinterhauptsknochen sind wohl vorhanden, aber gänzlich aus ihrer Stellung gebracht; die rechte Orbita ist fast ganz zusammengedrückt, die linke aber hat nur wenig gelitten. Schön erhalten sind die Stirn und der ganze vordere Theil des Oberkiefers. Vom abgebrochenen Theil der Schläfengruben bis zur Spitze der Schnautze mißt der Kopf 5′ 10″ 8‴ nach altem Pariser Maß, das hier bey den Dimensionsangaben überall angenommen wird. Wäre das Hinterhaupt vollständig so würde der Kopf über 6′ messen.

Der obere Theil des Kopfes, welcher dem Druck mehr Höhlungen darbot, ist besonders auf der rechten Seite stark zusammen gedrückt, so daß die Maßverhältnisse nicht mit Sicherheit angegeben werden können. Die massigen und soliden vordern Theile des Kopfes, von den Nasenlöchern an, haben sich fast ganz in der natürlichen Gestalt erhalten, nur ist ganz vorn die Schnautze etwas abwärts geknickt.

Die stumpf-viereckigen von vorn nach hinten in die Länge gezogenen Schläfengruben sind 5″ 9‴ weit. Die linke, ziemlich gut erhaltene Orbita mißt von hinten nach vorn 11″ in der Weite, der obere Theil derselben ist etwas herab

gedrückt. Das linke Naſenloch iſt 7″ lang, 1″ 6‴ hoch. Die Spitze der Schnautze von demſelben 3′ 4″ entfernt. Das Ende der Schnautze zeigt eine ganz eigenthümliche Bildung. Es iſt aufgeſtülpt und durch mehrere Einſchnitte getheilt, in welchen wahrſcheinlich ſtarke Muskeln eingeheftet waren. Tiefe Höhlen ganz vorn an der Spitze können nicht anders denn als Alveolen gedeutet werden, wie ſolche den Ichthyoſauren eigenthümlich ſind, und zeigen das beſonders merkwürdige ſpecifiſche Merkmal, daß die Spitze der Schnautze ſelbſt auch mit vorwärts hinausſtehenden Zähnen bewaffnet war.

Näheres über die Zähne wird unten folgen.

Der Unterkiefer ſcheint nicht vollſtändig zu ſeyn, da er bedeutend kürzer iſt als der obere. An dem rechten Kieferaſt ſieht man deutlich, daß von dem hintern Theile etwas abgebrochen iſt; das Ende des Linken kann nicht mit Gewißheit ermittelt werden. Die Spitze des Oberkiefers ſteht über die des untern um 9″ vor. Und doch hat dieſes am vordern Ende keine ſcharfe Bruchflächen, vielmehr ſind alle Hervorragungen glatt zugerundet und durch eben ſolche Einſchnitte geſchieden, wie am Oberkiefer. Sollten dieſe Zurundungen durch die Einwirkung der Atmoſphärilien bewirkt worden ſeyn, wenn das Skelet ſchon lange von den Fleiſchbedeckungen entblößt lag? Kaum möglich, wahrſcheinlich gar nicht, denn ſämmtliche übrige Knochen ſind ganz gut erhalten.

Daß der Unterkiefer nicht durch eine gewaltſame Verſchiebung zurückgerückt ſeyn kann, beweiſet, daß der Gelenktheil (pars condyloidea) an der natürlichen Stelle am Oberkiefer ſitzt. Wenn aber die Spitze nicht abgebrochen, alſo der Unterkiefer um ſo viel kürzer wäre, zu was hätten die Zähne am vorſtehenden Theil des oberen gedient? — Bey den übrigen näher bekannten Ichthyoſauren iſt der Unterkiefer vorn eben ſo lang und rückwärts etwas länger als der obere.

Im dermaligen Zuſtande iſt der fragliche Unterkiefer 5′ 4″ 6‴ lang; die Symphyſe mißt 2, die innere Weite zwiſchen den beyden Kieferäſten am Ende 1′ 7″. Verſchiedene, nicht leicht beſtimmbare, Gaumen- und andere Knochen liegen aus der natürlichen Stelle geriſſen zwiſchen den Kieferäſten.

Die untere Anſicht des Kopfes zeigt auch hinter den Kieferäſten die beyden ossa coracoidea (10″ lang, 1′ breit) in natürlicher Stellung zu einander, nebſt einigen Rippentrümmern und geſpaltenen Halswirbeln. Am Hintertheil des Kopfes, ſelbſt in den Schläfengruben ſieht man, durch einander geworfen, des Hinterhaupts Grundbein (occipital inférieur ou basilaire, Cuvier) 7″ 9‴ breit, einige der andern das Hinterhauptloch umgebenden Knochen und mehrere Phalangen. Auch der rechte Humerus ſitzt an der Wand der rechten Schläfengrube.

Von dem übrigen Skelete ſind folgende Theile auf der Schieferplatte vorhanden.

29 meiſtens vollſtändige Wirbelbeine. Die größten haben 6″ im größeren Durchmeſſer, von der linken Seite zur rechten, und 5″ 6‴ von oben nach unten. Die Länge derſelben hat wohl 2 — 2″ 6‴ nicht überſchritten. Sie liegen faſt alle horizontal und dürften durch verticalen Druck etwas, wenn auch nur wenig, in ſich ſelbſt zuſammen gedrückt, alſo in ihrer Länge verkürzt ſeyn. Die Seiten-Articulationen haben keine Grübchen, wie z. B. die Wirbel des Ichthyosaurus tenuirostris; darum haben auch die mehr als 50 zählbaren Rippen keine getrennten Gelenkflächen, ſondern nur zwey Articulationsfacetten. Die größten ſind 3′ 6″ lang und 1′ breit, zum Theil noch in ihrem natürlichen Zuſtand — faſt rund —, die meiſten aber flach gedrückt.

Der ſehr gut erhaltene gewaltige linke humerus iſt 10″ 4‴ lang, am Gelenkkopf 6″ 7‴, in der Mitte, am ſchmalſten Theile, 5″ 9‴ und am vordern Ende — an den beyden Gelenkflächen 9″ breit.

Von den Füſſen, Floſſen oder Rudern, wie man ſie nennen will, ſind viele — Radius und Ulna, Carpal- und Metacarpal-Knochen und Phalangen vertretende — Knochen, zum Theil noch in natürlicher Ordnung, vorhanden. Eben ſolche auch von den hintern Gliedmaſſen, nebſt den beyden Oberſchenkelknochen, welche 9″ lang und 5″ 6‴ am Gelenkkopf, am andern Ende 7″ 4‴ breit ſind.

Einige andere Knochen konnten bis jetzt noch nicht bestimmt werden.

Nach dieser Aufzählung ergiebt sich, daß fast alle Haupttheile des Skeletes vorhanden sind.

Zur Bestimmung der Species sind dieselben jedoch für sich allein nicht zu gebrauchen, weil die Characteristiken der übrigen Ichthyosaurus-Arten bisher noch nicht in dieser Hinsicht bekannt gemacht worden sind.

Dieselben wurden bis jetzt hauptsächlich nach den Zähnen bestimmt, und so haben wir als allgemein bekannt und angenommen nur folgende: J. communis, J. tenuirostris, J. intermedius und J. platyodon. Weder Bronns Lethaea, noch von Meyers Palaeologica geben nähere Merkmale an von den übrigen aufgestellten Arten.

Der Größe nach käme unser Ichthyosaurus dem J. platyodon sehr nahe. Allein Letzterer hat platte Zähne, während an Ersterem die Zähne entschieden dreyeckig und dreykantig, zugleich auch dick sind. Der Name J. trigonodon wird also wohl dieser characteristischen Beschaffenheit der Zähne entsprechend seyn. Platyodon kann er nun einmal schlechterdings nicht heissen, wenn der Name nicht den Eigenschaften widersprechen soll.

Auf die sehr merkwürdige Beschaffenheit der Zähne weiter einzugehen, würde hier zu weit führen. Es bleibt also nur noch zu bemerken, daß dieselben an Länge und Dicke verschieden, stets aber dabey dreyeckig und dreykantig sind. Nach hinten nehmen sie bedeutend an Größe ab. Am Oberkiefer sind links 26, rechts 29, am Unterkiefer links nur 11 vorhanden. Sehr viele lagen zerstreut auf dem Kopfe und mußten weggesprengt werden, um so viel als möglich die Knochen selbst vom Gesteine zu befreyen.

Dieser an sich widrige Umstand gab jedoch Gelegenheit, die innere Structur der Zähne besser kennen zu lernen.

---

5. Durch Hrn. Prof. Dr. A. Buchner wurde der Classe ein Aufsatz seines Sohnes, des Dr. Buchner jun.: Chemische Beobachtungen über die Jod- und Bromhaltige Adelheids-Quelle von Heilbrunn in Oberbayern mitgetheilt.

Als mein hochzuverehrender Lehrer, Hr. Ober-Bergrath und Akademiker Dr. Fuchs vor mehreren Jahren eine chemische Untersuchung des seines Jodgehaltes und seiner übrigen chemischen Mischung wegen so berühmt gewordenen Adelheitswassers unternahm und dabey auch das Vorkommen des Broms in demselben nachwies, sah Niemand besser als er die Schwierigkeiten ein, die sich einer genauen Scheidung des Jods vom Brom und Chlor und einer genauen Menge-Bestimmung der beyden ersten nach den damals bekannten Methoden entgegen stellten. Er wurde dadurch veranlaßt, ein neues Verfahren, das Jod abzuscheiden, auszumitteln, welches auf die Eigenschaft einer Auflösung des Chlorsilbers in Ammoniak, das Chlor mit Jod zu vertauschen und das gebildete, in Ammoniak so schwer lösliche Jodsilber zu präcipitiren, sich gründend, von den Chemikern mit Beyfall aufgenommen worden ist. Diese neue sinnreiche Methode, über deren Genauigkeit wir keinen Augenblick Bedenken tragen durften, sobald es sich nur um eine Scheidung des Jods vom Chlor handelte, mußte uns indessen, was Hr. Oberbergrath Fuchs selbst ausdrücklich bemerkte, in Betreff einer richtigen Bestimmung des Jod- und Brom-Verhältnisses in einigem Zweifel lassen, so lange wir überhaupt kein Mittel zur absoluten Scheidung dieser beyden Körper kannten.

Nachdem nun Lassaigne in der Anwendung der Palladiumauflösung ein solches Mittel kennen gelehrt hat, und zugleich auch das Verfahren der Brom-Bestimmung verbessert worden ist, war es erwünscht, diese neuen Erfahrungen zu einer nochmaligen chemischen Untersuchung der Adelheidsquelle zu benützen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 35.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juny.
Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

5. Durch Hrn. Prof. Dr. A. Buchner ein Aufsatz seines Sohnes, des Dr. Buchner jun.: Chemische Beobachtungen über die Jod- und Bromhaltige Adelheids-Quelle von Heilbrunn in Oberbayern.

(Schluß.)

Um eine solche Untersuchung ist eigentlich Hr. Oberbergrath Fuchs angegangen worden, welcher aber mich mit dem Vertrauen, dieselbe auszuführen, beehrt hat.

Ich habe zuerst eine Reihe von Versuchen unternommen, um die Methode von Fuchs mit der von Lassaigne in ihrem Ergebnisse zu vergleichen und die Ursache auszumitteln, warum bey Anwendung der ersteren die Jodmenge so leicht größer erscheint, als sie wirklich ist, und ich bin durch die Beobachtung einiger Cautelen dahin gekommen, das Jod in Flüssigkeiten, die zugleich Chlor und Brom enthalten, nach Fuchs's Methode mit derselben Sicherheit zu bestimmen, als es nach dem Verfahren von Lassaigne geschehen kann. Es kommt hier alles darauf an, daß man das Niederfallen des Chlor- und Brom-Silbers neben der des Jod-Silbers gleich von vorne herein zu vermeiden suche, indem dieselben, namentlich das letztere, einmal entstanden, nur sehr schwierig mehr auflöslich gemacht werden können; dieses verhindert man aber nur, wenn man eine viel größere Menge Ammoniak, als man früher eines zu befürchtenden Verlustes an Jodsilber wegen zu nehmen gewagt hätte, beymischt. Ich habe z. B. aus 4 Pfunden Wassers 1,040 Gran Jodpalladium und aus einer gleichen Menge 1,392 Gran Jodsilber erhalten. Das erstere entspricht 0,732 Gran, und das zweyte 0,748 Gr. Jod; die bey dieser verschiedenen Bestimmungsweise eingetretene Differenz ist also, wie man sieht, zu unbedeutend, als daß sie die Fuchs'sche Methode unbrauchbar machen könnte.

Als ich hierauf die nähere Untersuchung selbst vornahm, und dabey die Mischung des Wassers von verschiedenen Monaten berücksichtigte, bin ich zu der Erfahrung gelangt, daß das zu verschiedenen Zeiten geschöpfte Adelheids-Wasser nicht immer eine gleiche Zusammensetzung habe. Während z. B. das Wasser vom Juny vorigen Jahres in einem Pfunde nahe an 47 Gran fixer Bestandtheile aufgelöst enthielt, konnte ich in dem vom Monat August nur beyläufig 36 Gran finden. Das Wasser vom Oktober aber verhielt sich wieder wie das vom Juny, das vom vergangenen Februar hingegen war wieder etwas specifisch leichter und enthielt in einem Pfunde ungefähr 44 Gr. fixer Stoffe aufgelöst.

Ich habe überhaupt Ursache zu glauben, daß die meisten Heilquellen, je nach den zu verschiedenen Zeiten herrschenden Einflüssen ihre Zusammensetzung mehr oder weniger ändern können, daß also ihre Mischung nicht so constant sey, als man bisher anzunehmen geneigt war. Es mag sich damit wie mit der Beschaffenheit der Nieren-Sekretion im thierischen Organismus verhalten, indem die

Mischung des Harnes unter verschiedenen Umständen auch verschieden ist, namentlich aber das Verhältniß des Wassers zu den darin aufgelösten Stoffen von der Menge der genossenen Getränke abhängt. Bey einer näheren Berücksichtigung der Entstehungsweise der Heilquellen und namentlich der verschiedenen Wassermenge, die zu verschiedenen Zeiten zur Quellen-Bildung in die Erde einfiltrirt, wird meine Vermuthung und der obige Vergleich nicht zu gewagt erscheinen.

Indem ich aber an diese Erfahrungen einige Betrachtungen über den Einfluß der ungleichen Zusammensetzung der Adelheidsquelle auf ihre medicinische Wirkung knüpfte, bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieser Einfluß nicht so bedeutend seyn könne, als er beym ersten Anblick erscheinen möchte. Es ist nämlich mehr das Verhältniß des Wassers zu den darin aufgelösten Salzen überhaupt, als das Verhältniß der letztern unter sich, durch welches sich die ungleiche Zusammensetzung offenbart, und mithin wird bey Vergleichung gleicher Quantitäten Wassers von verschiedener Zusammensetzung die Differenz in der Menge eines und desselben Satzes um so weniger auffallend seyn, je geringer überhaupt seine Quantität ist. Es ist aber bekannt, daß gerade die in geringerer Menge im Adelheidswasser aufgelösten Salze die wirksamsten sind. In diesem Wasser macht z. B. das Kochsalz den vorherrschenden Bestandtheil aus, weßhalb sein Menge-Unterschied bey Vergleichung einer gleichen Wassermenge von verschiedener Mischung auch am größten ist, ohne daß dieß beym arzneylichen Gebrauche von großem Belang seyn wird. Viel weniger auffallend aber erscheint der Unterschied in der Quantität des kohlensauren Natrons, welches ein ausgezeichneter Bestandtheil der Quelle ist, jedoch in geringerer Menge als das Kochsalz darin vorkommt. Die Differenz in der Menge der so wirksamen Jod- und auch der Brom-Verbindung endlich, welche nur Bruchtheile eines Grans in einem Pfunde Wassers betragen, ist so unbedeutend, daß wir diesem Unterschied unmöglich einen entschiedenen Einfluß bey der Anwendung des Wassers von ungleichem Salzgehalt zuschreiben können.

Indem ich der königl. Akademie das Resultat der chemischen Untersuchung des Wassers von den Monaten Juny und August des vorigen Jahres vorlege, wird sie vielleicht meiner Meynung beystimmen.

Ein Pfund zu 16 Unzen des Wassers vom Monat Juny 1842 enthielt:

Jodnatrium . .	0,220
Bromnatrium . .	0,150
Chlornatrium . .	39,097
Chlorkalium . .	0,022
Kohlensaures Natron .	6,518
Kohlensaures Ammoniak	0,082
Kohlensauren Kalk .	0,436
Kohlensaure Magnesia	0,107
Eisenoxyd . .	0,080
Thonerde . .	0,027
Kieselerde . .	0,107
Humusartige Substanz	0,055
	46,901 Gran.

Ein Pfund zu 16 Unzen des Wassers vom Monat August 1843 enthielt:

Jodnatrium . .	0,197
Bromnatrium . .	0,116
Chlornatrium . .	28,248
Kohlensaures Natron .	5,679
Kohlensauren Kalk .	0,476
Kohlensaure Magnesia	0,256
Eisenoxyd , .	0,114
Thonerde . . .	0,018
Kieselerde . . .	0,186
Humusähnliche Substanz	0,020
	35,310 Gran.

nebst Spuren von Kali- und Ammoniaksalzen.

6. Durch Hrn. Conservator Dr. Vogel ein Aufsatz seines Sohnes, des Dr. A. Vogel jun. über einen neuen Bestandtheil des Bieres.

Nach den vortrefflichen Versuchen von Prof. Liebig *) stammt das Fett im Thierkörper aus den stickstofffreyen Nahrungsmitteln, welche durch die Verdauung in der Art eine Veränderung erleiden, daß der Kohlenstoff dieser Substanzen in dem Thierkörper als Fett zurückbleibt.

Gegen diese Ansicht nehmen die französischen Chemiker Dumas und Bousfingault **) an, daß die Thiere, welcher Art sie auch seyen, kein Fett erzeugen, sondern es direkt aus dem Pflanzenreich empfangen, mithin diejenigen Thiere, welche Fett genießen, die einzigen sind, in denen man Fett in dem Zellgewebe sich anhäufen sieht.

Prof. Liebig ***) zeigt dagegen durch die quantitative Bestimmung des Fettes in mehreren vegetabilischen Nahrungsstoffen, wie z. B. im Reis, in den Erbsen, Bohnen, im Welschkorn ꝛc., daß die in diesen Nahrungsmitteln enthaltene geringe Menge Fett nicht im Gleichgewicht stehe mit dem Fett der damit gemästeten Thiere.

Zu den Nahrungsmitteln, welche der Erfahrung gemäß auf die Fettbildung einen bestimmten Einfluß äußern, gehört das Bier. Da über den Fettgehalt desselben noch keine Beobachtungen bekannt gemacht sind, so habe ich einige diesen Gegenstand betreffende Versuche angestellt.

Beym langsamen Abrauchen hinterläßt das Bier einen braunen klebrigen Rückstand. Dieser wurde bey 100° C. im Wasserbade getrocknet und zu feinem Pulver zerrieben. Mehrmals mit kochendem Aether behandelt giebt diese braune Substanz ein gelbes öliges Fett von eigenthümlichem dem Malz ähnlichem Geruch an den Aether ab, welches nach dem Verdampfen des Aethers in Tropfen zurückbleibt. Mit den Alkalien bildet dieses Fett auflösliche Seifen und hinterläßt auf Filtrirpapier einen Fettfleck. Unter dem Mikroskop konnten die Fettaugen deutlich erkannt werden.

Was die Quantität des Fettgehaltes im Bier betrifft, so ergab sich aus 3 übereinstimmenden Versuchen, daß in 100 Theile Bierextract 0,1605 in Aether lösliche Bestandtheile enthalten sind.

Da nur 1 Maaß Münchner Winterbier beym Abrauchen im Durchschnitt 18 Quentchen Extract zurückläßt, so ergiebt sich hieraus, daß dem Organismus durch eine Maaß Bier 1,728 Gran fette Substanz zugeführt wird. Angenommen, daß ein Individuum täglich 2 Maaß Bier trinkt, so würden ihm nach dieser Berechnung im Laufe eines Jahres 2 1/2 Unze Zuwachs an Fett daraus entstehen, eine Gewichtszunahme, welche mit der aus Erfahrung bekannten häufigen Corpulenz unserer Biertrinker keineswegs übereinstimmt.

Da das Bier eine so geringe Quantität in Aether löslicher Bestandtheile enthält, und als Nahrungsmittel nach der Erfahrung der Aerzte doch unzweifelhaft auf die Fettbildung Einfluß hat, so muß diese Wirkung nothwendig den andern indifferenten Bestandtheilen des Bieres, zugeschrieben werden, wodurch die von Liebig aufgestellte Fettbildungstheorie eine Bestätigung erhält.

*) Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie.

**) S. Annales de chimie et de physique. T. IV. p. 208.

***) S. Annalen der Chemie und Pharmacie. Januar 1843.

Historische Classe.

In der Sitzung am 22. April d. J. wurde folgende letzte Arbeit des Hrn. Ministerialraths v. Fink, dessen Hintritt die Akademie betrauerte, vorgelegt: Ueber die Autonomie der oberpfälzischen Ritterschaft unter churpfälzischer Regierung.

Bey Untersuchung der autonomischen Rechte der oberpfälzischen Ritterschaft unter churpfälzischer Regierung ist theils auf ihre persönlichen Verhältnisse, theils auf ihren Gutsbesitz Rücksicht zu neh-

men. In jeder Beziehung unterscheidet sich die einst reichsfreye Ritterschaft von dem dienstpflichtigen oder ministeriellen Ritterstande.

Daß einst in der Oberpfalz eine reichsfreye Ritterschaft bestanden habe, ist eine urkundlich zu erweisende Thatsache. [1]) Dieser Ritterstand war dem Herzoge oder Pfalzgrafen nur in dessen Eigenschaft als Reichsbeamten und nur so weit, als diese Amtsgewalt reichte, unterworfen. Gegen diese herzogliche Amtsgewalt äußerte sich das Verhältniß jener eingesessenen Ritterschaft außer dem Reichsdienste hauptsächlich in Hinsicht auf die öffentliche Sicherheit, deren Verletzung, z. B. durch Landfriedensbruch der Bestrafung des Herzogs oder Pfalzgrafen unterworfen war. [2]) Ohne dessen Einwilligung durfte daher keine neue Feste in der Oberpfalz angelegt oder erbaut werden. [3])

In Civilstreitigkeiten waren diese Landsassen bey Sachen, Grund und Boden, Erb und Eigen belangend den herzoglichen oder pfalzgräflichen Landgerichten, welche von den Landgrafen von Leuchtenberg an das Haus Wittelsbach veräußert worden, [4]) ohne Einschränkung unterworfen; denn diese Gerichte waren ursprünglich der Ausfluß eines Reichsamtes. [5])

Für persönliche Civilstreitigkeiten wurde häufig die Autonomie durch den gewählten Weg des Hintergangs oder Compromisses geltend gemacht. [6])

Da die nächste Bestimmung des Ritterstandes das Kriegshandwerk war, so war auch das Recht, sein Schwert nach Gefallen irgendwo für den Krieg zu vermiethen, ein Kleinod der Freyheiten und der Autonomie des Ritterstandes. [7])

Bey dem freyen Eigenthume trat gewöhnlich ein Familien-Gesammteigenthum ein, welches dem Besitzer kein unbeschränktes Veräußerungsrecht gestattete, sondern hiezu die Einwilligung der mit dem Anrechte versehenen Stammesverwandten erforderlich machte. [8])

Dagegen lag es in den Verhältnissen der Zeit, daß dem rittermäßigen Gutsherrn die Befugniß zustand, seinen Hintersassen Gebote und Verbote zu ertheilen, und mit einem Zwangsrechte dieselben aufrecht zu erhalten, was durch Mitwirkung von Gerichtsbarkeitsrechten erleichtert wurde. [9])

---

1) Sowohl in den Mon. boic. als auch in dem Cod. Trad. Monasterii Ensdorf kommen mehrere oberpfälzische Rittergeschlechter vor, welche einst reichsfrey waren. Es streitet auch die Vermuthung in dieser Hinsicht für die Besitzer allodialer Rittergüter; denn wenn in der Oberpfalz noch im 14. Jahrhunderte reichsfreye Bauern als Besitzer freyeigenthümlicher Güter erscheinen, (Gel. Anz. XIII. S. 1009 in Not.) so kann man nicht annehmen, daß der Ritterstand unvermögender gewesen sey, seine Freyheit im Gegensatze der Ministerialität zu erhalten. An diese reichsfreyen Ritter reihten sich auch die Reichsministerialen (obige Cod. Trad. in ind. person. voce Swerenvelt und Wadenthal — Weidenthal).

2) Man sehe ein Beyspiel in dem Vers. einer Gesch. des Vicedom-Amtes Nabburg Not. 92. Urk. von 1351. S. 104.

3) Obiger Vers. einer Gesch. S. 14 mit Not. 46 und 47.

4) Theilungsvertrag von Pavia bey Aettenkhover S. 229.

5) Ueber die Verhandlungen der Landgerichte sehe man zahlreiche Beyspiele in den Verhandlungen des historischen Vereins des Regenkreises, nachmals der Oberpfalz und Regensburg Bd. III. IV. u. VI.

6) Beyspiele von den Jahren 1283, 1321 und 1454 erscheinen in den M. B. XXIV. p. 55, 68, 69, 225.

7) Man vergleiche die angez. Gesch. des Viced. Amts Nabburg S. 43 und 132 Not. 190.

8) Hieher schlagen die Urkunden von 1282, 1362 u. 1375 in M. B. XXIV. S. 33, 55, 116, 118, 129 in Ansehung der Familien Puchberg, Sinzenhover und Pulzheimer, wie auch die Verhandlungen des erwähnten histor. Vereines B. V. S. 438 u. 439 in den Noten ein.

9) In Ermangelung ritterschaftlicher Archivalien geht aus den Kaufs-Urkunden des pfälzischen Hauses über ritterschaftliche Güter erklecklich hervor, welche Herrschaftsrechte mit letzteren verbunden waren.

(Schluß folgt).

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 36.

Gelehrte Anzeigen

München: herausgegeben von Mitgliedern 10. Juny.
Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 6. May 1843 las Hr. Dr. Schmeller:

I. Ueber ein amerikanisches Bauwerk aus der Zeit nordeuropäischer Ansiedlung vor Columbus.

Etatsrath Rafn, der thätige Secretär der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen, hat einem unter dem Titel: Americas Opdagelse i det tiende Aarhundrede (Amerikas Entdeckung im zehnten Jahrhundert) im Jahre 1841 erschienenen Auszuge aus seinem größeren Werke: Antiquitates Americanae einige durch sieben Stahlstiche erläuterte Bemerkungen beygefügt über ein bey Newport auf Rhode Island, dem Wiinland der alten Normannen, vorkommendes Bauwerk, das er als ein Ueberbleibsel aus der Zeit der Niederlassung europäischer Nordländer in diesem vorlängst durch sie entdeckten Welttheile nachzuweisen bemüht ist. Es ist ihm daran gelegen, auf dieses Denkmal, welches den mancherley Beweisen für das was Amerika, wenigstens das nördliche, lange vor Columbus den Normannen gewesen, einen neuen und nicht den wenigst ansprechenden beygesellen müßte, die Aufmerksamkeit von Männern zu lenken, welche vertraut sind mit den Eigenthümlichkeiten und der Geschichte der ältern, namentlich nordeuropäischen Baukunst, Männern, deren Urtheile er das seinige unterstellt.

Ausdrücklich erklärt er in seiner Zuschrift den Wunsch, seine Abhandlung im Kreise unserer Akademie zur Sprache gebracht zu wissen, weil ihm ohne Zweifel nicht entgangen ist, welche Autoritäten dieses Faches sie unter die Ihrigen zählt.

Da ich veranlaßt gewesen, über das größere, sich mehr auf die schriftlich erhaltenen Beweise erstreckende Hauptwerk (Antiquitates Americanae) in den Gelehrten Anzeigen (Nr. 78 — 80 von 1839) Bericht zu erstatten, so scheint nicht ungeeignet, daß ich, obschon Laie, mich im Namen des Verf. der Vorlage auch dieses mehr artistischen Nachtrages unterziehe.

Man hatte dem Verf. auf seine Annahme, daß die Strecke Amerikas, die er als das Wiinland der alten Normannen bezeichnet, mehrere Generationen hindurch von diesen bewohnt gewesen, den Einwurf entgegen gehalten, daß sich in diesem Lande noch kein Bauwerk aus älterer Zeit, kein Stein habe finden lassen, den man nach den Regeln europäischer Kunst auf den andern gelegt glauben könnte, da doch in Grönland Ruinen übrig sind verschiedener Gebäude, die Zeugniß geben von dem Volke, und zwar demselben normannischen, das sie aufgeführt. R. erklärt dieß genügend aus dem Umstand, daß man in Grönland gezwungen war, die Gebäude aus Stein aufzuführen, froh, weil man Treib- und andern Holzes, das aus weiter Ferne herbeygeschifft werden mußte, nur so viel hatte, als nöthig war, die innere Einrichtung damit zu beschaffen, während die im waldreichen Wiinland angesiedelten Normannen nach der bis heute befolgten Sitte der Heimat vorzugsweise, wo nicht ausschließlich, mit

Holz, diesem so vergänglichen und so wenig monumentalen Material, gebaut haben werden; wie denn in der Sage von Leif und Thorfinn Karlsefne die von diesen in Wiinland aufgeführten großen Häuser (mikil hús) ausdrücklich búdir d. i. Holzhäuser genannt sind.

Inzwischen bietet sich Anlaß, selbst den Umstand, daß sich im Wiinland der alten Normannen gar keine Reste von Steinbauten aus vorcolumbischer Zeit finden sollen, in Zweifel zu ziehen.

Durch eine in die Memoiren der Alterthumsgesellschaft für 1836 — 1839 aufgenommene Mittheilung lenkt Dr. Webb die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, der sicherlich eine genauere Untersuchung verdient. Bey Newport nahe an der Südspitze der Insel Rhode Island stehen die Ruinen eines alterthümlichen Bauwerks (a structure bearing an antique appearance), das den Einwohnern und den zahlreichen Fremden, die sich jeden Sommer aus verschiedenen Theilen der Union, um die reine Luft und die vortrefflichen Seebäder zu genießen, hier zusammenfinden, insgemein unter der Benennung: die alte Steinmühle bekannt ist. Dieses Gebäude liegt auf der Westseite und nahe an der Spitze der Anhöhe, auf welche der übrige Theil der Stadt gebaut ist, so daß es die Aussicht nach dem dortigen trefflichen Hafen darbietet. Es ist für die Beschauer längst ein Gegenstand der Verwunderung gewesen und hat in jedem die Begierde erweckt zu wissen, wann und wozu es eigentlich entstanden. Gelehrte und Laien haben sich darüber den Kopf vergeblich zerbrochen, und wendet man sich an die ältesten unter den Einwohnern, so ist die Antwort, daß es eben so lange sie denken die alte Steinmühle geheißen.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Classe.

In der Sitzung am 22. April d. J. wurde folgende letzte Arbeit des Hrn. Ministerialraths v. Fink, dessen Hintritt die Akademie betrauerte, vorgelegt: Ueber die Autonomie der oberpfälzischen Ritterschaft unter Oberpfälzischer Regierung.

(Schluß).

Belangend die Verhältnisse der ritterschaftlichen Dienstmannen, Burgsassen und in Lehen-Verbindung gestandener Landsassen, so wie der Hof- und Amtleute in der Oberpfalz beruhten diese auf einer strengern Abhängigkeit, als es bey den freyen Rittern der Fall war. [10])

Neben den Kriegs- und Gerichtsdiensten waren sie auch zu den Hofdiensten verbunden, und bey persönlichen Sprüchen dem herzoglichen oder pfalzgräflichen Hofgerichte untergeordnet. [11])

Es war in der Politik des pfälzischen Hauses gelegen, dahin zu wirken, daß in dem oberpfälzischen Gebiete die freye Ritterschaft allmählig verschwinde und von einem vollkommen unterthänigen Mediatadel ersetzt werde.

Zu diesem Ziele wurde vorzüglich die Erwerbung ritterschaftlicher Besitzungen zur Vermehrung des fürstlichen Kammergutes benützt. Einige Beyspiele werden das Ergebniß jener Politik anschaulich machen. Schon im Jahre 1345 kauften beyde Herzoge Ruprecht (I. u. II.) von Ulrich Satzenhofer Pruck die Burg und den Markt, wozu im Jahre 1470 die Hofer von Lobenstein ihre Gerechtigkeit

10) Bey dem Mediatadel blieb die Pflicht des Hofdienstes übrig, als durch die Veränderung der Kriegs- und Justizverfassung die Kriegs- und Gerichtsdienste außer Uebung kamen.

11) Von dem Verhältnisse der landsässigen Ritterschaft in der Oberpfalz zu den Land- und Hofgerichten unter der pfälzischen Regierung wird gehandelt in den Gel. Anzeigen XIII. S. 93.

des Halsgerichts, der Freis, der Wändel u. s. f. dem Herzoge Otto II. übergeben haben. [12])

Ruprecht der Aeltere (I.) brachte um die Jahre 1375 und 1385 von den Hohenfelsern das Schloß Hohenfels mit Zugehörung käuflich an sich. [13])

Dieses nämliche geschah von demselben um das Jahr 1380 bey Erwerbung von Helfenberg, welches die Ehrenfelser besassen. [14])

Derselbe kaufte von Martin Förth von Turnau das Amt Heimburg im Jahre 1388 mit Gerichten, Steuern u. a. [15])

Ruprecht III. brachte die Feste Tennesberg mit Herrschaften, großen und kleinen Gerichten in den Jahren 1394 bis 1399 von den Paulsdorfern unter mehreren Rechtstiteln an sich. [16])

Im Jahre 1424 kaufte Herzog Johann von Ulrich Wartberger zu Kuttenberg die Feste und Hofmark Eslarn mit Freyheiten, Diensten, Frohnen s. a. [17])

Das Schloß und Amt Wolfstein kam im Jahre 1465 von dem Ritter Apel Vitzthum durch Kauf an Herzog Otto II. zu Neumarkt. [18])

Churfürst Ludwig von der Pfalz und sein Bruder Herzog Friedrich erkauften von Heinrich von Gutenstein im Jahr 1509 die Herrschaften Schwarzenburg, Retz und Waldmünchen. [19])

Mehrere aus dem begüterten Ritterstande in der Oberpfalz haben durch besondere Verträge den Schutz und Schirm des pfälzischen Hauses gegen eingeräumte Oeffnung ihrer Festen und Schlösser erlangt. [20]) Die Oberpfalz war einst ein blutiger Schauplatz der Plackereyen, Wegelagerungen und Befehdungen. [21]) Der freye Edelmann war daher nicht minder als der freye Bauer zu jener unruhigen Zeit genöthiget, sich in den Schutz eines mächtigen Reichsstandes zu begeben, da der allgemeine Reichsschutz keine Sicherheit gewährte. Mit der Erlangung dieses besondern Schutzes war die persönliche Unterwürfigkeit und die Verzichtleistung auf die Reichsfreyheit verbunden, eine Verzichtleistung, welche eben auch aus der Quelle der Autonomie ihre rechtliche Begründung schöpfte. Oefter verliehen die Herzoge und Pfalzgrafen zu den bedeutenderen Rittergütern das Halsgericht in lehenbarer Eigenschaft, [22]) was zur Verstärkung der persönlichen Verpflichtungen diente.

Eine wichtige Epoche trat ein, als der Ritterstand unter sich eine Verbindung schloß, mit welcher er als eine eigene Curie an der oberpfälzischen Landschaft Theil nahm. Zuvörderst erscheint diese im Herzogthume Pfalz-Neumarkt. Nach Vereinigung dieses Gebietes mit den Churlanden in der Oberpfalz wurde eine gemeinschaftliche Landschaft, und zwar zuerst um das Jahr 1512 in das Leben gerufen. [23]) Durch den Einfluß, welchen der Rit-

---

12) Nach archiv. Notizen.

13) Nach obigen arch. Quellen.

14) Frhr. v. Löwenthal Geschichte des Schultheißenamts Neumarkt S. 72.

15) Angez. Ges. v. Neumarkt. S. 44. und archiv. Notizen.

16) Angef. Ges. des Viced. A. Nabburg S. 15 und 89 Not. 50.

17) Nach archiv. Notizen.

18) Ob. Ges. v. Neumarkt. S. 49.

19) Verhdl. des hist. Vereins für die Oberpfalz und Regensburg Bd. V. S. 433.

20) Unter andern kommen Verträge über Schutz und Opferungsrechte vor bey Kirnberg 1354, bey Zangenstein 1360, bey Rockenstein 1394, bey Wolfering 1413, bey Strahlenfels 1425, bey Weißenstein und Krumenohr 1448. (Nach ob. pf. Archivscopeybüchern.)

21) Hieher sind zu beziehen die böhmische goldene Bulle K. Karl IV. von 1355, ein Vertrag mit Bayern und Regensburg über Plackereyen von 1444, und die Verträge mit böhmischen Edelleuten über ihre Fehden in der Oberpfalz von 1429, 1442 und 1451. (Nach obigen Cop. Büch.) Endlich die Beschwerden der o. pf. Landschaft über allgemeine Unsicherheit noch im J. 1512 (v. Egkher Gesch. der vormaligen Landschaft in der Oberpfalz S. 17.

22) Hieher beziehen sich die Verleihungen bey Stammsried, Steffling, Lobenstein, Stockenfels und Fischbach, Wernberg, Weißenstein (nach archiv. Notizen).

23) Frhr. v. Egckher Geschichte der vorm. Landschaft in der Oberpfalz S. 11 ff. Es ist übrigens nicht unbemerkt zu lassen, daß den oberpfälzischen Landschafts- und Landsassen-Matrikeln die innerhalb der Oberfalz begüterten böhmischen, brandenburg-culmbachischen, bambergischen und leuchtenbergischen Vasallen mit ihren Lehengütern einverleibt waren.

terstand auf die Landtagsbeschlüsse erhielt, wurde der frühern Autonomie eine andere Richtung gegeben. Der nun gleichförmig landsäßige Ritterstand strebte nach einer Gleichförmigkeit seiner Vorzugs-Rechte. Es ist hier nicht der Ort, die den Landsassen allmählig erweiterte Niedergerichtsbarkeit auf deren Gütern näher aus einander zu setzen. Jedenfalls hat die gutsherrliche Autonomie nicht dabey verloren, selbst, wenn früher nur die Edelmannsfreyheit mit Mannschaft, Reis, Steuer und Scharwerk hergebracht worden war. [24]) Was die Reis und Steuer betrifft, ist sich auf frühere Bemerkungen zu beziehen. [25]) Die Mannschaft bestand auf Seite des Gutsherrn in der Vogteyherrlichkeit. Die Scharwerken, worauf später zurück zu kommen ist, haben viele Zerwürfnisse zwischen Gutsherrn und ihren Hintersassen herbeygeführt. Dagegen ist der erwähnten Autonomie von einer andern Seite her eine Beschränkung widerfahren. Mit der Einführung des ewigen Landfriedens 1495 wurde die deutsche Reichsgewalt veranlaßt, für die Rechtsverfassung Fürsorge zu treffen.

Wenn schon hinsichtlich des Privatrechtes und selbst des Strafrechtes eine eigene Vorsehung geschehen ist, so wurde doch fühlbar, daß die Einführung einer guten Ordnung in den Reichslanden noch weitere Maßnahmen erfordere. Daher beschäftigte sich die Reichsgewalt auch überdieß mit der Feststellung einer Polizey-Ordnung. [26]) Hiedurch hat die gesetzgebende Territorialgewalt ihres Orts gewonnen, indem diese die Kundmachung und den Vollzug solcher Satzungen in eigenem Namen und nicht im Auftrage oder aus Ermächtigung des Reiches bewirkte. Anders verhielt es sich bey den Mediaten oder Mittelbaren, welchen lediglich der Vollzug der bekannt gemachten Landesverordnungen oblag, welche letztere schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von der oberpfälzischen Landesherrschaft auch wohl aus eigener Bewegung und ohne Rücksicht auf Reichs-Abschiede erlassen wurden. [27]) Einen lebhaften Antheil nahm der Ritterstand an der Einführung der Reformation in der Oberpfalz. Er nahm nachmals mit dem dritten Stande bey der Opposition gegen die Einführung der Landesordnung sowohl die Augsburgische Confession als auch die bisherige Autonomie auf den Landtagen gleichmäßig in Schutz, [28]) mußte aber ebenfalls den Kürzern ziehen, ohne das Reformationsrecht des calvinisch gesinnten churpfälzischen Hofes aufhalten zu können.

Einen wichtigen Verlust erlitt die ritterschaftliche Autonomie, als auch der freye Eintritt in fremde Kriegsdienste verboten wurde, welchem die Landesordnung von 1599 Tit. 19. Art. III. [29]) die beständige Bereithaltung zur Musterung und zum Aufgebote entgegen setzte.

Endlich wurde die Scharwerk durchaus auf das herkömmliche Maß beschränkt; mithin jede weitere Ausdehnung derselben als unerlaubt erklärt. Hiebey ist nicht unbemerkt zu lassen, daß die Streitigkeiten über die Scharwerke zwischen den Landsassen und ihren Hintersassen nicht von den Gerichtsstellen, sondern von der oberpfälzischen Regierung (als Landespolizeybehörde) zu untersuchen und nach Billigkeit zu entscheiden waren. [30])

Aus allem diesen geht das geschichtliche Ergebniß hervor, daß unter der Ausbildung der Territorialgewalt die früher bestandene Antonomie in der Oberpfalz auch bey dem Ritterstande nicht minder als bey den Städten ihr Ende erreichte.

---

24) Churfürstliche Resolutionen von 1567 und 1579 in der Samml. einiger Urkunden, welche in die Verfassung des Fürstrath der obern Pfalz einschlagen.

25) Man sehe die Wehrverfassung in der Oberpfalz Gel. Anz. XI. S. 909 f. und die Besteuerung der oberpfälz. Ritterschaft. Gel.Anz. XIII. S. 87.89.

26) Sonach entstanden die Reichs-Polizey-Ordnungen von 1530, 1532, 1548 und 1577.

27) Beyspielweise sehe man die angef. Geschichte des Viced. A. Nabburg S. 117 u. 118 Not. 136 und S. 152 Not. 309 und gel. Anz. XV. S. 310.

28) Vergl. gel. Anz. XV. S. 310 ff.

29) Gel. Anz. XI. S. 910.

30) Ob. pf. L. O. v. 1599 Tit. 5. § 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 37.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juny.
Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung vom 6. May 1843 las Hr. Dr. Schmeller:

I. Ueber ein amerikanisches Bauwerk aus der Zeit nordeuropäischer Ansiedlung vor Columbus.

(Fortsetzung.)

Seine ganze Bauart und Beschaffenheit machen, wie Manche bedünkt, die Annahme, daß es zu einer Mühle aufgeführt sey, sehr zweifelhaft, obschon es möglicher Weise einmal als eine solche mag benützt worden seyn. Eine in älterer oder neuerer Zeit zu was immer für einer Bestimmung aufgeführte ähnliche Baute findet sich weder in der Umgegend, noch wie der Mittheiler Grund hat zu glauben, in irgend einem andern Theile des Landes.

Dr. Webb hat seiner Mittheilung vier Zeichnungen beygefügt, die von F. Catherwood herrühren, einem mit den Ueberresten des Alterthums vertrauten Architekten, der manches Jahr auf Wanderungen unter den Ruinen des Orients und mit Untersuchungen im heiligen Lande zugebracht hat. Diese Zeichnungen, welche eine Ansicht der Ruine von außen, eine Abbildung des Innern, einen Grundplan und einen Durchschnitt derselben gewähren, sind bey Rafn in Stahlstich wiedergegeben.

Die ganze Structur, dachlos und im Innern nackt und kahl, wie sie jetzt ist, stellt sich dar als ein auf Rundbogen über acht Säulen ruhendes, noch ungefähr 24 dänische Fuß hohes kreisförmiges Mauerwerk aus unbehauenen Stücken Grauwacke, dessen äußerer Durchmesser ungefähr 22′ 4″, der innere 18 Fuß beträgt. Der Grundbau unter den Säulen erstreckt sich auf eine Tiefe von 4 bis 5 Fuß unter der Erdfläche.

Wie Dr. Webb bemerkt, ist nach Amerika's Wiederentdeckung der Staat Rhode Island von Europäern zuerst wieder bewohnt worden im Jahre 1636, die Insel dieses Namens aber, und so denn auch Newport zwey Jahre später, nämlich 1638. Erst vierzig Jahre darauf, 1678, wird und zwar in des Gouverneur B. Arnold's Testament ausdrücklich des fraglichen Gebäudes gedacht, das dieser seine Steinwindmühle nennt.

Dr. Webb hält die Form desselben jedenfalls für so außergewöhnlich, daß ihn gleich sehr Wunder nimmt, wie in älteren Aufzeichnungen habe können verschwiegen bleiben, entweder daß es von den Colonisten englischer Abkunft bereits an Ort und Stelle gefunden, oder aber daß es erst von solchen aufgeführt worden sey; denn was irgendwo, in eines Peter Easton Vormerkungen, unter 1663 gesagt ist: „dieses Jahr bauten wir die erste Windmühle" will Webb bloß von einer temporären, nicht aber steinernen Mühle der Art verstanden wissen. Er entschuldigt sich übrigens, wenn er vielleicht sich und Andere zu lange mit einer Windmühle sollte aufgehalten haben, damit, daß er nicht umhin gekonnt zwischen jenem Baue und andern des nördlichen Europa aus der Zeit, da die Normannen Amerika besuchten, eine gewisse Aehnlichkeit zu finden.

Diese Idee des amerikanischen Mittheilers aufnehmend spricht sich Rafn folgendermaßen aus.

Es ist in dieser Structur der Styl nicht zu verkennen, in welchem hier im Norden die älteren Steinbauten ausgeführt sind, der Styl, welcher, der vorgothischen oder romanischen Baukunst eigen, sich besonders seit Karls des Großen Zeit von Italien aus über das ganze westliche und nördliche Europa verbreitet hat, wo er bis gegen den Schluß des XII. Jahrhunderts vorherrschend geblieben ist, der Styl, den einige Autoren nach einem seiner charakteristischen Kennzeichen, den Rundbogenstyl genannt haben. Es sind auf dem alten Bauwerk zu Newport keine Ornamente übrig, welche vielleicht zum Anhalt hätten dienen können, das Zeitalter desselben etwas näher zu bestimmen. Daß sich daran keine Spur des Spitzbogens oder einer Annäherung an denselben findet, weiset eher auf eine etwas ältere als auf eine jüngere Periode.

Charakteristisch sind die niedrigen Säulen, auf welchen das obere Mauerwerk ruht. Sie sind stark sowohl im Verhältniß zu ihrem gegenseitigen Abstand als zu ihrer Höhe. Ihr Abstand ist ungefähr gleich 1 1/2 ihres Durchmessers und mit Fuß- und Hauptstück beträgt die Höhe nur weniges mehr als drey Durchschnitte des Schaftes. Auch diese Wahrnehmung weiset auf frühere Zeit. Inzwischen darf man aus den vorliegenden Merkmalen nicht weiter schließen, als daß (worüber Kenner der nordischen Baukunst wohl beystimmen werden,) dieses Bauwerk bestimmt nicht später als im XII. Jahrhundert aufgeführt sey. Das gilt übrigens nur vom ursprünglichen Bau, nicht von den später, um ihn als Windmühle und nach der Hand gar als Heumagazin zu benutzen, daran vorgenommenen Veränderungen, worunter wahrscheinlich die Fensteröffnungen, die zur Aufnahme von Balken über den Säulen angebrachten Höhlungen, und die zur Licht- oder Feuerstelle bestimmte Vertiefung gehören. — Die frühesten (englischen) Colonisten, die wohl wenig Gemüth und Zeit für antiquarische Untersuchungen hatten, mochten sich den Bau als das Werk anderer, vielleicht nicht lange vor ihnen hier angesiedelter Landsleute denken, bis endlich ein Besitzer der Ruine auf den Gedanken fiel, sie zu dem, was ihre Gestalt und Lage wohl zuließ, zu einer Windmühle umzuschaffen.

Rafn bedauert, daß die altnordische Kunstgeschichte, insonderheit was die Architectur betrifft, noch sehr wenig bearbeitet sey. Auch seyen nur wenige Bauwerke des XI. und XII. Jahrhunderts übrig und in solchem Zustande, daß man den ursprünglichen Baustyl daraus abnehmen könne. Indessen hat die Alterthumsgesellschaft auch diesen Zweig der Forschung unter ihre Aufgaben gesetzt, und bereits sind in ihren Annalen durch Abbildung und Beschreibung mehrere solche Monumente erläutert.

Der Verf. stellt Vergleichungen an zwischen dem amerikanischen und einigen Gebäuden dieser Art, von welchen seiner Abhandlung Ansichten beygegeben sind. Große Aehnlichkeit zeigt, besonders was die kurzstämmigen Säulen betrifft, eine im J. 1197 vollendete Kirche (Vestervigkirke) in Jütland, sodann die Crypta des Domes zu Viborg aus dem Anfang des XII. Jahrhunderts.

Eine Kirche zu Sorö (Biernede Kirke) scheint mehr ihrer runden Gestalt wegen hieher gezogen, bey welcher Gelegenheit auf mehrere ältere Rundbauten in Dänemark, und auf andere in Grönland gewiesen wird, deren Ruinen sich in der Nähe von Kirchen befinden. Der Verf. hält sie für Baptisteria oder Taufcapellen, welche im Mittelalter als selbstständige Gebäude hingestellt zu werden pflegten. Und nicht, mit Webb, für einen Wachtthurm, sondern für eine solche Taufcapelle ist er geneigt, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach, auch die Ruine von Newport zu nehmen, um so mehr als auch aus schriftlichen Denkmälern erhelle, daß zwischen 1112 — 1122 in Wiinland, durch Erik Gnupson von Grönland aus, eine förmliche bischöfliche Visitation stattgehabt habe. *)

Muß demnach zu den mancherley schriftlichen Beweisen für die frühere Bekanntschaft des europäischen Nordens mit Amerika auch noch dieser

*) Es ist gegen Rafn's Ansicht in der Classe selbst keine Einwendung gemacht worden; auch Herr Kallenbach, dessen lehrreiche Modelle alter Baudenkmäler wir vor Kurzem auch in unsrer Stadt zu beschauen Gelegenheit hatten, und dem Rafn's Abbildungen des fraglichen Bauwerks gezeigt wurden, erklärte auf den ersten Blick, das sey romanischer Styl, sey eine Taufkapelle und gehöre dem tiefen Mittelalter an.

handgreiflichste architectonische als vollgültig anerkannt werden, so kommt man immer wieder darauf zurück, sich zu verwundern, daß sich eine so wichtige Kunde nach der Hand so ganz aus dem nordischen Bewußtseyn verlieren konnte. Wenn es unstatthaft seyn mag, eine Erklärung zu suchen in Gründen, aus welchen späterhin von Spaniern, Portugiesen und Holländern Entdeckungen, die sie in Australien und in der Südsee gemacht, absichtlich geheim gehalten worden, so ist die Sache vielleicht nur begreiflich, wenn man den Abstand ermißt, der zwischen dem Europa, das noch keine Buchdruckerkunst, keine Posten, keine Zeitung kannte, und dem heutigen in der Mitte liegt. Dieses würde in dem Register seiner Ueberlieferungen ein solches Item wohl nimmermehr sich verwischen lassen.

II. Blick auf die nachbarliche Slawensprache in Böhmen.

Wenn der Deutsche im allgemeinen vom großen Vaterlande und von den fünfunddreyßig Millionen seiner Bewohner spricht, so denkt er sich diese gewöhnlich insgesammt eben als Deutsche. Mit einigem Mißbelieben läßt er sich berichten, daß von jenen fünfunddreyßig Millionen über volle fünf denn doch keine Deutschen, daß von dem Halbdutzend Großstädte, die er darzählt, eine fast des ersten Ranges nicht eigentlich eine deutsche ist.

Es geht dem Deutschen in dieser Hinsicht nicht besser, als es dem Franzosen mit seiner Gascogne, Navarre und Bretagne, mit seinem Lothringen und Elsaß, dem Spanier mit seinen Provincias Vascongades, dem Engländer mit seinem Wales, Hochschottland und Irland geht. Fast alle großen Nationalitäten, die jetzt Stimme führen in der europäischen Welt, sind mit dadurch groß, daß sie kleinere niederhalten.

Erscheinen für das solidarische Fortbauen in Wissen und Können schon die wenigen solcher großen Nationalitäten in ihrer Verschiedenheit leicht als zu viele, ist es dem Forscher schon schwer alles Neue, das in deutschem, französischem, englischem,

italienischem, spanischem Gewande auftaucht, gehörig zu überschauen und zu benutzen, so ist verzeihlich, wenn von dieser Seite her das Aufkommen noch mehrerer, vorab kleinerer mit einer gewissen Ungunst betrachtet wird.

Aber weit hinter uns liegt nun einmal die Zeit, wo die Wissenschaft in Nord und Süd, im Westen und Osten Europas nur Ein Kleid, das lateinische, bedurfte, und wir haben uns bereits darein gefunden, sie auch in portugiesischem, holländischem, dänischem und schwedischem auftreten zu sehen, und um so williger als dieses dem bisherbekannten noch so vielfach ähnlich sieht. Spröder thun wir gegen das, was, um der ungarischen zu geschweigen, in der uns wildfremden polnischen, russischen oder einer andern slawischen Tracht zu uns kommt. Haben wir, so heißt es mit Recht, nicht schon genug der Sprachen zu lernen, den größten Theil der Jugend auf Formen zu verwenden, um uns die unumgänglichsten Pforten zu den Sachen aufzuschließen? Wozu nun auch noch solche Idiome, die durchaus eigenthümlich, an und für sich z. B. dem Deutschen eine nicht weniger weitläufige Aufgabe als etwa Latein und Griechisch sind?

Und dennoch wird das Unabweisbare nicht gar zu lange mehr auf sich warten lassen. Das Anwachsen des europäischen Ostens nicht so fast an politischer als an literarischer und gewerblicher Bedeutung wird die gleichnamigen Interessen des Westens zu unmittelbarerer Kenntnißnahme zwingen.

Eine andere hievon unabhängige Art Nöthigung zeigt sich für die Wissenschaft in jenem Zweige derselben, der mit der Forschung über die älteste Geschichte der Menschheit so innig verflochten ist, in der allgemeinen Linguistik. Eine der großen Familien, in welche die Sprachen der Völker der Erde, verfolgt man sie in die Vorzeit hinauf, zusammenlaufen, noch jüngst die indo-germanische, jetzt richtiger die indo-europäische, vielleicht noch besser die asiatisch-europäische geheißen, faßt in sich als eines ihrer Hauptglieder auch die slawische Gesammtsprache. Dieß geht jedem Beobachter, auch wenn er sich nicht eben unter die Linguisten zählt, aus einer

einfachen Vergleichung der Pronomina, der Zahlwörter, der Verba für die gewöhnlichsten menschlichen Zustände und Handlungen (stehen, gehen, sitzen, schlafen, sehen, essen, trinken, geben und dergl.), der Benennungen für Theile des Körpers, für Verwandtschafts-Verhältnisse u. s. w. unverkennbar hervor.

Schlagender tritt es dem eigentlichen Forscher entgegen, der das, was diesen Elementen erst Gliederung und Leben giebt, die Formen, ins Auge faßt.

Dieses Verhältniß, dessen Erörterung freylich am besten in slawischen Händen liegt, hat unter nichtslawischen Forschern bey solchen, die weiter gegen Westen wohnen, bereits eben so viel, wo nicht mehr Beachtung gefunden, als bey den nächsten Nachbarn und zum Theil Landsleuten der Slawen, den Deutschen, die man doch gerade auf diesem Gebiete des Wissens mit als Reigenführer gelten läßt. Vielleicht deßwegen, weil sie, wie ihr Sprichwort lehrt, was nicht weit her ist, auch nicht gerne sonderlich hoch halten.

Die Gründlichkeit liebt, von dem irgend erreichbaren Entferntesten auszugehen; und wo die abgestorbenen Sprachen des alten Persiens und Indiens, des alten Griechenlands und Roms und allenfalls noch des alten Gothenvolkes zur Musterung in Reihe und Glied gestellt werden, da kann allerdings selbst das älteste, was man von der der Slawen weiß, der Zeit nach nicht als ebenbürtig gelten. Dafür aber ist vielleicht zu zweifeln erlaubt, ob die jetzt lebenden Slawensprachen bey dem antiken Character mit dem sie unter die übrigen europäischen hereinragen, von irgend einer abgestorbenen ihres Stammes durch eine gleich weite Kluft getrennt seyen. Jedenfalls zeigt sich zwischen ihrer für jetzt bekannten ältesten Form und ihren verschiedenen Hauptdialekten eine solche Uebereinstimmung der bedeutendsten Familienzüge, daß zu linguistischen Zusammenstellungen im oben berührten Sinne einzelne jetzige Dialekte des slawischen sich ungleich stichhaltiger erweisen werden, als solche der übrigen Sprachstämme.

Einen Gedanken der Art zu seiner Entschuldigung voranzustellen, könnte vielleicht für nöthig erach-

ten Einer, der, sonst auf den Höhen der Linguistik wandelnd, ohne Mittel das Böhmische zu einem seiner Augenpunkte gewählt hätte; vollkommen überflüssig aber ist dieß für einen Andern, der sich lediglich in ihren praktischen Niederungen hält. Der Catalogisator einer bayerischen Bibliothek von Handschriften, und nicht minder der bayerische Wörterbuchmacher mußte sich oft und dringend genug gemahnt finden, einen Blick zu werfen von seinem Deutsch aus auf das nachbarlichste Nichtdeutsche, das Böhmische. Den Zweifel aber, ob es schicklich, von einem Blick der Art auch zu sprechen, und zwar in diesem Kreise zu sprechen, hat er sich selber gelöst durch die Erinnerung, daß über etwas, das noch weniger weit her ist, über eigene vaterländische Dialekte, seiner Zeit in diesen Räumen ein Wort verstattet gewesen. Dennoch wird das gegenwärtige über die Böhmensprache jedenfalls ein möglichst kurzes seyn müssen. Es wird sich also billig auf das beschränken, was an dieser Sprache dem Ohr und dem Auge des deutschen Nachbars anziehend oder abstoßend zunächst auffällt, was gewissermaßen ihre Außenseite bildet, nämlich ihr Laut- und Buchstabenwesen.

Unnöthig ist es, in diesem Kreise vorläufig einer Ansicht zu gedenken, die außerhalb noch ziemlich verbreitet ist, der Ansicht, das Böhmische sey nur eine rohe dem Pöbel überlassene Art Patois und den mancherley gemeinen Volks-Mundarten Deutschlands zu vergleichen, die man überhaupt trachten müsse, allmählich durch das bessere Deutsch zu verdrängen. Weit irrt, wer sich Böhmens Volkssprache nur in einem Verhältniß wie dieses zu dem dermalen in jenem Reiche als amtliche Schriftsprache geltenden Deutsch denkt.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843. Nr. 38.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juny.
Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philologisch-Philosophische Classe.

II. Blick auf die nachbarliche Slawensprache in Böhmen.

(Fortsetzung.)

Dieß ist bloß der Fall in Bezug auf etwa ein Viertheil der Bevölkerung, welches, besonders gegen die Gränzen hin, aus wirklichen Deutschen (großentheils seit dem entvölkernden dreyßigjährigen Kriege eingezogenen Colonisten) besteht, und die Dialekte der deutschen Nachbarländer spricht, keineswegs aber auf den weit größeren Kern des Volkes, welcher als Muttersprache nur die eigentlich böhmische, oder, um den bestimmtern Ausdruck zu gebrauchen, die zschechische Sprache (čeština) kennt. Diese ist von der deutschen nicht weniger radical verschieden, als es die deutsche des Elsäßers von der französischen seines politischen Landsmanns seyn kann. Nur aus Gründen wie die, aus welchen man einer Million überrheinischer Deutschen vor Amt und Gericht und in einigen Zweigen des höhern Verkehres ihre eigene Sprache nicht gelten läßt, ist auch die Sprache, die von 7 — 8 Millionen böhmischer, mährischer, schlesischer und ungarischer Slawen gesprochen wird, die zschechische, in denselben Fällen für unzulässig erklärt. Es ist diese zschechische Sprache einer der großen Hauptdialekte des slawischen Stammes, wie die hochdeutsche einer des germanischen ist. Sie ist Schriftsprache wie die hochdeutsche, und hat schon ein Jahrhundert vor dieser ihren Luther, ein halbes vor dieser ihren Jakob Grimm gehabt. Ihre Denkmäler reichen, wo nicht weiter, wenigstens nicht minder weit zurück als die ihrer übrigen slawischen Schwestern, deren keiner sie in Ansprüchen auf Ursprünglichkeit nachgiebt.

Die Böhmen, wie andere in Deutschland eingeschlossene kleinere Slawenstämme, sind uns schon dadurch, daß sie sich nicht bloß, wie auch die Polen, der abenländisch-europäischen (lateinischen), sondern sogar der mittelalterlichen nicht reformirten (sogenannten deutschen) Zeichen für die Laute ihrer Sprache bedienen, gewissermaßen befreundeter als die übrigen, auf die für uns fremdartige und unbequeme cyrillische Schrift angewiesenen Slawen. In neuester Zeit macht sich zwar unter den Böhmen ein Bestreben bemerklich, jene mittelalterliche (deutsche) Schrift in der reformirten des lateinischen Europa aufgehen zu lassen, allein dasselbe Bestreben ist ja auch in Deutschland selber rege.

Wenn man an dem cyrillischen Alphabet rühmt, daß es mehr als andere zur Bezeichnung möglicher Sprachlaute ausreiche, so haben die Böhmen gewußt, dem ihrigen zu dem Vortheil, es ein allgemeiner verständliches lateinisches seyn zu lassen, auch noch jenen Vorzug zuzuwenden, und zwar nicht wie die Polen, Lausitzer, Krainer, Croaten, Dalmaten durch Combination von je zwey Zeichen für einen einzelnen dritten Laut, sondern weit einfacher in der Art, daß einzelne Buchstaben durch gefällige über ihnen angebrachte Diacritica zu selbstständigen Zeichen für ganz andere obwohl verwandte Laute erhoben worden sind.

Während nämlich das böhmische c überall, nicht bloß vor e und i, den Laut des deutschen z, das böhmische z den des weichsten deutschen s, das böhmische s immer den des schärfsten deutschen s hat, ist, statt der frühern Combination cz, das Zeichen č für den Laut des deutschen tsch oder zsch, das Zeichen ž (früher rz) für das weichste, mehr in Dialekten, besonders dem bayerischen vorkommende deutsche sch (franz. j), das Zeichen š für den gewöhnlichen d. h. schärfsten Laut des deutschen sch, das Zeichen ř endlich für eine im Deutschen auch nur aus Dialekten belegbare Schmelzung des r angenommen.

Diese einfache Bezeichnung der Sibilanten, die zum Theil bereits auch von den Serben der Lausitz und von den südwestungarischen sich so nennenden illyrischen Slawen beliebt ist, verdiente, wozu schon Rask (de pleno systemate decem sibilantium in linguis montanis) sie empfohlen hat, bey linguistischen Erörterungen überhaupt allgemein angewendet zu werden *).

Unter einigen minder haltbaren orthographischen Regeln, die sich, wie zum Theil die eben erwähnten Zeichen, noch aus dem sechzehnten Jahrhundert her datiren, ist eine etwas willkürliche über den Gebrauch des i und y, nach warmem Streite zwischen den neuern Analogisten und den ältern Ypsilonisten, dermalen ziemlich allgemein aufgegeben. An andern, wie die, welche das Zeichen g überall für j, j für langes i, v in gewissen Fällen für u, w immer für v gebrauchen heißt, wird von gewichtigen Schriftstellern, die mit Recht eine Annäherung an die allgemeinere europäische Geltung der gemeinsamen Lautzeichen im Auge haben, bedeutend gerüttelt. — So viel zunächst von den zschechischen Buchstaben, den Zeichen; nun Einiges über die Sachen, die Laute, die Aussprache selbst.

Wie wenig unter uns im Allgemeinen die nachbarliche Slawensprache bekannt sey, dennoch ist das Urtheil, sie sey hart und rauh, fast in jedem Munde. Mancher, der in allem Uebrigen böhmische

*) Wie denn in keiner bessern Buchdruckerey die besondern böhmischen Lettern, die auch für anderes Slawische ausreichen, noch länger fehlen sollten.

Dörfer böhmische Dörfer seyn läßt, hat sich zur Bekräftigung jenes Urtheils wenigstens den geistreichen Spruch gemerkt: strč prst skrz krk (stecke den Finger durch den Hals). Böhmische Patrioten, empfindlich über diesen Waidspruch (gleich anzügliche, freylich andrer Art, ließen sich wohl aus dem Vorrath jeder Sprache zusammenfinden), haben sich bemüht nachzuweisen, daß es in der ihrigen, nebst 19 Imperativen in allem nur 51 dergleichen einsylbige Wörter giebt, die wie die obigen bloß von r, oder wie čln, vlk, plt' von l als Vocalen getragen werden. Unnöthige Mühe; denn was können einige Dutzend zum Theil leicht vermeidliche Wörter im Ganzen gegen den Wohlklang einer Sprache beweisen, in welcher auf einen Consonanten durchschnittlich 0,928 (während im Deutschen nur 0,483) Vocale treffen, die auf ein unbefangenes deutsches Ohr den Eindruck des Italienischen macht und dem vielleicht gesang- und musikliebendsten Volke von Europa angehört?

Spricht der Deutsche und namentlich der Oberdeutsche von Härte, so vergißt er oder ist sich nicht recht bewußt, was er in seiner eigenen Sprache thut. Der Unterschied liegt bloß darin, daß während der Zscheche die Hauptsylben, der Deutsche, auch der am reinsten sprechende die tonlosen Endsylben durch bloße Halbvocale l, n, r tragen läßt, (Handel, reden, Lotter, Zucker) *), obschon nur der Bayer und Oesterreicher so ehrlich ist, sich zu diesem auch Engländern und Franzosen nicht unbekannten „monster in grammar," einer Sylbe ohne Vocal, indem er nämlich wenigstens in eigenen Namen (Ischl, Melzl, Haydn) das bloß figurirende e ohne weiters wegläßt, offen zu bekennen. In oberdeutschen Dialekten werden aber ganz auf böhmische Weise auch viele Stammsylben in der örtlichen wirklichen Aussprache lediglich von den Halbvocalen l und r getragen, so daß der Bayer z. B. in Melzl, Hiltl, Hölzl kein e, i, ö, der Schwabe einiger Gegenden in Berg, Herbst kein e wirklich zu hören giebt. Den Namen der Stadt Pilsen spricht der Nachbar Oberpfälzer ohne

*) Der Zscheche schreibt derlei aus dem Deutschen aufgenommene Wörter, genau wie er sie gehört, handl, lotr, cukr.

i und ohne e, während im Plzeñ des Zschechen das e der Endsylbe ganz deutlich, selbst das dem n ursprünglich angehangene kurze i noch einigermaßen vernommen wird.

So wahrt die Zschechensprache, ihrem antiken Charakter getreu, mit vorherrschender Sorgfalt die beziehungsreichen und volltönenden Endformen und Flexionen, während sie in den Wurzeln mehr den altererbten ihr Wesen ausmachenden Knochenbestand evident zu halten sucht. Um so freyer stand es ihr, wie den einzelnen Dialekten der slawischen Zunge, bis auf einen gewissen Punkt von jeher, diesen Knochenbestand mit dem Fleisch der Vocale auszufüllen. Aus früherem chlm (Berg) konnte der Böhme chulm, der Russe chlum, aus dlg (Schuld) der eine dluh, der andere dolg, aus plk (Schar) der eine pluk, der andere pulk, aus čln (Schiff), der eine člun, der andere čoln, aus tlst (dick) der eine tlustý, der andere tolstyi werden lassen, ohne die Identität des Wortes irgend zu gefährden. Im allgemeinen hält die Böhmensprache da, wo andere, namentlich die russische (auf welche deshalb von Dobrowsky finnischer Einfluß vermuthet wird) vor oder nach den Halbvocalen wirkliche volle Vocale einschieben, lieber an der ältern Gestalt fest (hlaba (Kopf), russ. golowà, mleko (Milch) russ. molokò, mladý (jung) russisch molodýi; hlas (Stimme) russ. gólos; trh (Markt), russ. torg, slza (Thräne) russ. sleza). — Brauchte es aber einer Deduction des in unsern bekanntern Sprachen so selten offenbar werdenden Rechtes der Halbvocale besonders des l und r, als Vocale und Selbstträger von Sylben aufzutreten, so würde wohl die Hinweisung auf die Sanskrita genügen.

Wenn sich jenes als Vocal fungirende l in einigen slawischen Dialekten zu einem wirklichen vollen Vocal, nämlich zu u umwandelt, so daß im Illyrischen z. B. slza zu suza, čln zu čun, wlk zu wuk wird, so kann ein Münchner in dem deutschen seiner nächsten Umgebung eine ganz ähnliche Metamorphose wahrnehmen. Solcher Verderbnisse im Grundbestande der Wörter finden sich in der Böhmensprache die wenigsten. Ein Kern von Bevölkerung, groß genug sich selbst einen Halt zu geben, dessen von der Natur so stark markirte Landesgränzen früher geraume Zeit wahrscheinlich auch seine Sprachgränzen gewesen, erklären wohl hinlänglich diese Erscheinung.

Eine andere Eigenheit, die dem Deutschen an der slawischen Nachbarin auffällt, ist ein gewisses Vorwalten von Zisch- und Sauselauten. Es beruht diese Eigenheit großentheils auf demselben organischen Grunde, aus welchem auch wir, wie alle Modernen, das *t* vor den Endungen *ia*, *ie*, *ii*; *io*, *ius* lateinischer Wörter, das *c* vor *i* und *e* nicht als Schlaglaute (mutae) sondern als Sibilanten aussprechen. In den Slawensprachen ist dieser Einfluß des höchsten, palatalsten Vocales, das i und des aus ihm entstandenen und ihn vertretenden ie oder e auf den vorhergehenden Consonanten viel ausgedehnter und stätiger, so daß nicht bloß die Dentalen d, t und die Gutturalen g (h), ch, k in die Sibilanten c, č, š, z, ž übergehen, sondern sogar die Liquida r etwas von der Natur derselben annimmt, in welchem Falle sie durch ř bezeichnet wird. *)

Es läßt sich diese Erscheinung vielleicht allgemein als ein physiologisches Postulat aus der Natur der Organe und den Bedingungen ihrer Thätigkeit erklären. Der Laut i, von der gegen den Gaumen gebogenen Mittelzunge gebildet, hat je kürzer und consonantischer er wird, eine so größere Aehnlichkeit mit dem, was wir gepreßten Hauch (sibilus, Zisch) nennen können. Dieser letztere Laut, selbst eine Art immer leisen Vocales, wird um so leichter und vernehmbarer hervorgebracht, je näher am vordern Theile des Gaumens und über und an der obern Zahnreihe die Zunge arbeitet. So kann es kommen, daß nach der Aussprachgewöhnung mancher Stämme, alle mutae, die nicht von den Lippen, sondern von der Zunge sowohl am hintern als am vordern Gaumen gebildet werden, also sowohl die sogenannten dentalen als die gutturalen, wenn sie an i, sey es das vocalisch lange, sey es das consonantisch verkürzte, schlagen, mit diesem von der Zunge vor-

*) Eine Eigenheit, zu deren Persiflirung es ebenfalls ein Sprüchlein gibt, nämlich: neprepepři kmotře Petře wepře peprem (Verpfeffere nicht, Gevatter Peter, das Schweinefleisch mit Pfeffer).

wärts gedrängt und so als Zischlaute vernommen werden.

Während nun dieses mit solcher Entschiedenheit in den slawischen, zum Theil auch in den Sprachen lateinischen Stammes der Fall ist, zeigt sich unter den germanischen nur in der älteren friesischen und in der neueren schwedischen ganz Aehnliches.

Aber etwas, das gewissermaßen analog ist, hat im hohen Binnenlande auch die eigentlich deutsche Sprache erfahren, indem was in jenen Sprachen als Wirkung des gepreßten Hauches, in dieser als die des freyen erscheint. Die höhere Lage, die dünnere Luft, kurz irgend ein Einfluß, der keinen der niederländischen und überseeischen alten und neuen Dialekte berührte, trieb den hochländischen, alle mitgebrachten mediae zu tenues zu steigern, allen tenues aber gleichsam als etwas Hörbareres einen Aushauch nachzusenden, der an der gutturalis blieb was er war, nämlich h, an der labialis sich zu f, an der dentalis zu s gestaltete, und am Stammsylbenschlusse allmählich ganz allein die Stelle der ursprünglichen tenuis vertrat. Beyspiele seyen ein paar Wörter, deren Stamm mit derselben tenuis anhebt und schließt.

coc . choch . choh . Koch.
papa . phapho . pfafe . Pfaffe.
teit . [theith] . zeiz . zeiß.
[tseits]

Noch liegt das ursprüngliche c-h völlig zu Tag in der Art wie der Deutsche, verschieden vom Franzosen u. s. w., sein Anfangs-k zu hören giebt, das ursprüngliche p-h in der rheinischen Aussprache p-haff, p-herd, das ursprüngliche t-h in der Art, wie der Deutsche taberna, neben dem weiter geschrittenen Zabern [t-sabern], ausspricht, nämlich t-haberna.

Uebrigens gibt sich jenes einflußreiche aus der frühesten Sprachniedersetzung mehr oder minder deutlich erhaltene Bildungs-i in den Slawensprachen nicht bloß da kund, wo es an einem Consonant hängt, der auf obige Weise seine Natur verändern kann, sondern auch nach allen übrigen, *) welche

*) Wo es nach solchen vor e hergeht, wird es an diesem selbst bezeichnet, also: ě

in solchem Falle des Slawen Zunge und Ohr als jotirte oder mouillirte von denen, die es nicht sind, mit einer Schärfe und Feinheit zu unterscheiden weiß, welche der Deutsche Mühe hat sich anzueignen.

So muß dieser am Ende in dem, was ihm obenhin aufgefallen und tadelnswerth vorgekommen, die consequenteste Fortwirkung eines etymologischen Grundgesetzes erkennen und achten. Man könnte diese Wirkung des i auf den Consonant der slawischen Idiome als Consonantumlaut dem auf ähnlichem Grunde beruhenden Vocalumlaut der deutschen Sprache vergleichen. Jener ist wohl wie dieser etwas, das allmählich geworden, ist eine der wesentlichen Veränderungen, welche herbeyzuführen Ohr und Zunge im Streben nach Bequemlichkeit und Wohllaut willig einander entgegen kommen. So schaffen sie fort an ihrem Werke, das auch ohne außergewöhnliche Störungen bloß durch dieses innere Gestalten schon von halben zu halben Jahrtausenden nothwendig in vielen Beziehungen ein anderes seyn muß.

Während das deutsche Organ wohl jede der im Zschechischen etwa vorkommenden Härten leicht gewältigen lernt, wird es ihm schwer die slawische Zunge in mancher ihrer Feinheiten zu erreichen. Dahin gehört die mit der erwähnten Mouillirung zusammenhängende Unterscheidung des i und des y, die der reinen Tenues p. k. t. von den Mediae b. g. d. Daher schreibt der Böhme eigene Namen oder sonstige Ausdrücke, die er aus dem Deutschen entlehnt, genau wie er sie hört z. B. mit p. k. t, wo bloß unsere Schrift, nicht unsere Aussprache b. g. d. darbietet. So thaten ohne Zweifel die angelsächsischen und andern fremden Missionäre des achten, neunten Jahrhunderts, wo es darauf ankam Hoch- oder Oberdeutsches in Buchstaben zu fixiren.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 39.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juny.
Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philologisch-Philosophische Classe.

II. Blick auf die nachbarliche Slawensprache in Böhmen.

(Fortsetzung.)

Der Laut f ist, merkwürdiger Weise, den Slawen überhaupt fremd; das g der übrigen Stämme hat der Böhme schon seit dem 12. Jahrhundert durchaus zu h werden lassen. *) [Statt grad (Burg), gora (Berg) sagt er hrad, hora etc.]

Das dadurch entbehrlich gewordene Zeichen g hat so, vielleicht nicht ohne Einfluß des ja, je, ji, das die deutschen Nachbarn gegen Norden statt ga, ge, gi, vernehmen lassen, im Zschechischen zur Bezeichnung des j in Gebrauch kommen können.

Unter den Vocalen kennt der Zscheche die unreinen ö und ü so wenig, als seine oberdeutschen Nachbarn an der Donau und ihren Zuflüssen sie kennen oder sie überhaupt besonders gerne hören. Wenn im Böhmischen seit langem eine Tendenz herrscht, das frühere und noch jetzt slawonische volle a und u der Flexion in einen dünnern Vocal, jenes in e, dieses auch wohl im Innern der Wörter in i zu verwandeln [z. B. Libuša, lid, cizý aus Lubuša, lud, cuzy], so mahnt dieß wieder an eine ähnliche, durch welche die deutsche Sprache so viele ihrer gewichtigern Flexionsvocale in das gehaltlose e umgesetzt hat, ohne daß wohl eine von diesseits ausgehende Einwirkung anzunehmen wäre. Hat doch auch das Französische, das Englische denselben Gang genommen. Eine fernere Aehnlichkeit des Zschechischen mit dem neueren Deutschen zeigt sich darin, daß sich, wie in diesem das lange i zu ei, das lange u zu au, so in jenem das lange u zu au [gesprochen ou], das lange y zu ei diphthongesciren. Aber auch hiefür finden sich Beyspiele im Englischen [mine, house], wie im Französischen [fin, mince], wird also ein tieferer innerer Grund anzunehmen seyn.

Als Besonderheit ist vielleicht noch zu bemerken, daß der Böhme sein einzelnes Wort nicht gerne mit einem nackten Vocal anfangen läßt. [Man könnte darüber an den Spiritus lenis der Griechen denken, wenn dieser überhaupt je auf die Aussprache Bezug gehabt und nicht bloß zur Auseinanderhaltung der geschriebenen Wörter fürs Auge gedient haben sollte.] Wo i und sein Vertreter e, aller Etymologie gemäß, als eigentlicher Anfang eines Wortes gelten müssen, findet sich diesem Worte, seit es überhaupt als böhmisches auftritt, meist noch ein anderes zum Consonant verkürztes i, d. h. ein j [nach bisheriger zschechischer Orthographie g] quasi reduplicando vorgesetzt [gehla (Nadel), gelen (Hirsch), gest (ist), gežek (Igel), gircha (sämisch Leder)]. Seltener steht dieses j vor a [gablko Apfel). Dieselbe Function leistet vor Wörtern, die der bes-

*) Nicht ganz Unähnliches bietet unter den deutschen Dialekten der holländische, der das Anfangs-g zu mehr als h, zu rauhem ch macht. Selbst die als fein betrachtete hochdeutsche Aussprache verschiebt das g, das nicht am Anfange steht, in dieser Richtung.

sern Sprache gemäß mit u oder dessen Vertreter o beginnen, nach einer lebhaften Tendenz des gemeinern Dialekts, das aus dem u zum Consonant verkürzte [nicht eben dem deutschen w, sondern dem englischen oder französischen v entsprechende und am Ende wie auch vor harten Consonanten sich zum sonst fehlenden f-Laut verdichtende] w, [worel, wors, wos, wostrow, wowes, wucho, statt orel (Aar, Adler), ors (Roß), os (Achse), ostrow (Insel), owes (Haber), ucho (Ohr)]. Nur die Aussprache des englischen Zahlwortes one, die des spanischen huevo (Ey) nämlich wie guevo, bietet etwas von ferne analoges. Das gerade Gegentheil zeigt sich im nordischen ull (Wolle) u. dgl.

Zu diesen abgerissenen Bemerkungen über Laut- und Buchstabenwesen nun noch ein Wort über Accent und Quantität.

Die in andern slawischen Dialekten, wie im Altslawischen, im Russischen, ziemlich verwickelte Lehre vom Wortaccent ist im Böhmischen so einfach als möglich. In jedem Worte wird die erste Sylbe vor den übrigen betont, nur daß einsylbige Präpositionen und Partikeln, die, verbunden oder freystehend, unmittelbar vorhergehen, gleichsam als bildeten eben sie die erste Sylbe, den Ton an sich reißen. Dieß ist alles, was das zschechische Ohr als das natürlichste und gewöhnlichste in der Regel erwartet. Wird ihm Anderes geboten [wie man z. B. in der Gegend um Tauß, nicht weit von der bayerischen Grenze, den Accent gerne auf die letzte Sylbe wirft], so fühlt es sich lange nicht so sehr verletzt, als in andern Sprachen dergleichen Verstöße von ihren Angehörigen empfunden werden. Kurz dem Zschechen gilt die Sylbenbetonung als solche für etwas weniger wesentliches und unverrückbares, als sie es für andere, zumal moderne Sprachen geworden.

Es scheint nicht, daß diese größere Freyheit als ein Gebrechen zu betrachten sey; vielmehr mochte sie sich in Verbindung mit dem Reichthm an klangvollen Flexionen dem angebornen musikalischen Talente des Volkes vielfach förderlich erweisen.

Eine andere Eigenschaft kommt der Zschechensprache zu, durch welche sie sich unter den bekanntern modernen auszeichnet und unmittelbar mit denen des klassischen Alterthums in Vergleichung stellen läßt. Jeder ihrer Vocale, in den Flexionen sowohl als im Innern eines Wortes ist von Natur entweder ein langer oder ein kurzer: ein Verhältniß, welches dem Böhmen im Sprechen und Hören als ein so wesentliches erscheint, daß der Unterschied mancher sonst gleichen Wörter und Formen auf demselben allein beruhen kann, [z. B. hada serpentis, hádá divinat; pata planta pedis, pátá quinta], ein Verhältniß, dessen genaue Angabe mit eine Hauptsache der zschechischen Orthographie ist.

Nach dieser werden zur Unterscheidung von den kurzen Vocalen die langen also bezeichnet: á. é. j. ý. ů. Für ein langes i gilt nämlich das durch die oben berührte Verwendung des g verfügbar gewordene j, [das ja auch im Italienischen mitunter z. B. in proprj tempj für doppeltes i steht]; wie das e, wenn es lang wird, gern in langes i übertritt, so wird das o, wo es nach Analogie der übrigen Vocale lang werden muß, in der Aussprache immer zu langem u, und als solches durch das Zeichen ů gegeben, welches völlig an das ältere oberdeutsche aus früherm langen o entstandene nur noch in den Dialekten bewahrte û [uo] erinnert. Wo u selbst lang wird, verwandelt es sich, wie schon erwähnt, in der Aussprache zu ou, in der Schrift zu au. Neueste Schriftsteller verwenden das für a. e. y gewählte, ursprünglich freylich etwas ganz anderes, nämlich den Accent oder Ton andeutende Zeichen auch für die übrigen Vocale, wodurch die böhmische Orthographie in diesem Punkte mit der in England, Dänemark ꝛc. für angelsächsische und isländische Texte gebrauchten zusammenfällt.

Hier kommt zu erinnern, daß die zschechische, überhaupt die slawische Orthographie, nichts weiß von doppelter Setzung oder Gemination eines und desselben Consonanten, denn dazu wird man nicht rechnen den Fall, der statt hat, wo in der Wortbildung z. B. ein n, womit irgend eine Endung als solche anfängt, an ein anderes stößt, das in dem Worte, dem sich jene anfügt, den Schluß macht. Dieser Gemination, die in unserer neuern deutschen Sprache so gewaltig um sich gegriffen hat, als sie in der älteren selten war, haben wir die völlige Umkehrung und Verwirrung der auch in

unserer ältern Sprache noch sehr klar vorliegenden Quantitätsverhältnisse zu verdanken; sie hat uns vollends um die Möglichkeit gebracht, fernerhin an eine andere Prosodie als die nach dem Accente zu denken, da uns unter dessen Einfluß das Gefühl für wahre Quantität allmählich fast ganz verloren gegangen ist. Wie der Grieche, der Lateiner, so hat der Zscheche Wörter genug, in denen sich das Quantitätsschema ⏑ ⏑ ⏑ (Tribrachys), oder ⏑ ⏑ (Pyrrhichius) darstellt, [so z. B. besteht der Satz: wedeme tebe do nebe (wir leiten dich zum Himmel) aus lauter Kürzen]. Auch noch unsere ältere Sprache hatte das Schema ⏑ ⏑ z. B. in schate, biten, vride, bodem, besem. Jetzt nicht mehr den Vocal, sondern die Sylbe und diese nach dem Accent taxirend, nehmen wir dergleichen Wörter für Trochäen. Seit wir schreiben Schatten, bitten u. drgl., rufen wir sogar die sogenannte Position als metrischen Grund zu Hülfe. Den kurzen Vocal als solchen halten wir fest, glauben aber dennoch mittels der Position die Sylbe als Sylbe lang geworden. In consequenter Anwendung dieser Ansicht auf den Gegenfall sind wir dahin gelangt, in jeder Sylbe die den Ton hat, den Vocal, er möge von Natur noch so kurz seyn, wenn ihm nur einfache, nicht mehrfache Consonanz folgt, förmlich zu dehnen. *) Wenn übrigens die sogenannte Position, nämlich die Consonantenlast, die einem Vocal nach hinten aufgeladen wird allerdings die ganze Sylbe dem Ohre wie dem Auge als länger muß erscheinen lassen, so möchte dagegen die bloße Verdoppelung der Consonanten, wenigstens derjenigen, die nichts als momentane Schlaglaute (mutae) sind, nur scheinbar, das heißt nur fürs Auge, nicht auch für das Ohr eine solche Wirkung haben, so daß in dieser Hinsicht z. B. unser Schatten mit nichten verschieden wäre von jenem ältern schate.

Dem sey wie ihm wolle, während wir mit so vielen andern Modernen nur eine Prosodie nach dem Accent haben, erfreuen sich unsere slawischen Nachbarn des Vortheils, zwischen dieser und jener

*) Indessen haben gemeine Sprecharten noch immer ihren Väter, Böden, Bësen u. drgl., wo der regelrechten Aussprache nur Väter, Bõden, etc. gilt.

antiken nach der Quantität wählen zu können. Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß dennoch nur die eine, jene erstere, so wie überhaupt die reimende Poesie als die eigentliche volksmäßige gelten kann. Böhmen, Mähren und Slawonien, zusammen ein Sprachganzes bildend, sind nicht arm, so wenig an Liedern, die im Volke entstanden, *) als an werthvollen Dichtungen, die von Gebildetern ausgegangen sind. **) Die Nachbildung antiker Versmaße konnte natürlich, wie bey uns, nur Sache der Gelehrten seyn. Wenn zwey Spruchzeilen, die sich in Handschriften zu Ende des böhmischen katechetischen Alphabetes von Johannes Huß finden, ***) wirklich als Hexameter gegeben seyn sollten, so wäre der böhmische Hexameter bedeutend älter als der deutsche. Zwar lassen sich diese Zeilen, nur wenn sie nach dem Accent gelesen werden, als Verse der Art betrachten. Indessen wurden im XIV — XV. Jahrhundert selbst lateinische Hexameter lediglich nach dieser Regel geschmiedet, und noch vor wenigen Jahrzehenden ist, nach dem Vorgang der Deutschen, von böhmischen Literatoren wie Hněwkowský und selbst von Dobrowský diese moderne Art ein antikes Maß zu handhaben, in Schutz genommen worden.

*) Sammlungen derselben sind veranstaltet und herausgegeben von Čelakowský 1822 — 7, Kollár 1834, F. Sušil 1835. 1840, Erben 1842. Jener der nahe verwandten oberlausitzischen v. L. Haupt und J. E. Schmaler, so wie anderer slawischen nicht zu gedenken.

**) Es genügt, unter Vielen einen Kollár zu nennen, der übrigens in Bezug auf Volkslieder sagt:

Že wzdělanosti nemá naš lid, cizozemci, mluwjte;
Gakž? wy musjte lidu spjwati, nám pěge lid.

Unserm Volke gebrech' es an Bildung, sprechet ihr Fremden;
Wie? Ihr müsset dem Volk singen, uns singet das Volk.

***) Chces'li sie vystrzieci smilstva, miesta y času sie varug, nebt' čas a miesto vede lidi v ws'elike smilstwo, (wörtlich: willst du dich enthalten böser Lust, Statt und Zeit vermeide, denn Statt und Zeit führt die Menschen zu allerley böser Lust.)

Genug, daß ſchon vor der langen Nacht, die auf die Schlacht am weißen Berge über Böhmen eingebrochen, der nach antiker Regel gemeſſene Hexameter in jenem Lande nichts ungewöhnliches geweſen. Unter andern hat ihn Amos Comenius (Komenský) für ſeine Ueberſetzung der Catoniſchen Sittenſprüche gewählt. Der erſte:

Si Deus est animus, nobis ut carmina dicunt,
Hic tibi praecipue sit pura mente colendus,

lautet bey ihm:

Gestliže Bůh duch gest, gak nám to pjsmo přinášj,
Máš tedy weždy prawau geho ctjti a chwáliti myslj.

In der neueſten Zeit hat der quantitirende Hexameter dem bloß accentuirenden gänzlich das Feld abgerungen. Wie genau folgt z. B. dem bekannten Virgiliſchen: [Aen. VIII. 596]

Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum

der zſchechiſche:

Čtwernonohým ugetau dupotem tepe podkowa půdu. *)

Aber während Kollar ſeine Sláwy dcera (Slawa's Tochter) mit elegiſchen Diſtichen einleitet, von denen gleich das erſte die Tonart des Ganzen anſchlägt:

Ai zde ležj zem ta před okem mým selzy ronjcjm
někdy kolébka, nynj národu mého rakew,

[Sieh, da lieget das Land vor meinen thränenden Augen
Wiege meines Volks einſtens und jetzo ſein Sarg],

hat er doch als die volksmäßigere die moderne Form für dieſes lyriſch-epiſche Ganze gewählt, das aus

*) Hier entſpricht in der Aufeinanderfolge und faſt ganz auch in ſeiner Quantität Wort für Wort dem Originale. Man vergleiche den Voſſiſchen:

Malmend zerſtampfet das Feld mit geviertel-
tem Trabe der Hufſchlag.

einem Kranze von 614 Sonetten beſteht, in welchen die Sylben nicht bloß auf italieniſche, ſpaniſche, franzöſiſche Manier gezählt, ſondern auch auf deutſche, engliſche ꝛc. Weiſe nach ihrer Betonung und zwar trochäiſch geordnet ſind. Es ſey vergönnt, eines der bezeichnenderen, das 258ſte hier anzuführen.

Wšecko máme, wěrte mogi drazj
spoluwlastenci a přátelé!
to, co mezi welké, dospělé
w člowěčenstwu národy nás sázj;
Zem y moře pod námi se plazj,
zlato, stříbro, ruky umělé,
řeč i zpěwy máme weselé,
swornost gen a oswěta nám scházj!
Deyte nám tu, s duchem wšeslawosti, *)
a ať národ máte widěti,
gaký nebyl gěště w minulosti;
W prostředku se mezi Řekem, Britem
naše gmeno bude blyštěti
na sklepenj swěta hwězdokrytém.

[Wir haben Alles, glaubt es, theuern Freunde und Stammesbrüder, was uns in die Reihe der großen, reifen Völker ſtellt der Erde;
es dehnt ſich unter uns ſo Land als Meer,
Gold, Silber haben wir, geſchickte Hände,
zu muntrer Rede luſtige Geſänge, —
nur Einigkeit gebricht uns und Erleuchtung;
gebt die uns mit dem Geiſte, der da alles,
was ſlawiſch heißt, umfaßt, und, wahrlich, ſehen
ſollt ihr ein Volk, wie keines je geweſen;
weithin erglänzen unterm Sternenzelte
wird unſer Name zwiſchen Griechen, Britten.]

*) Allſlawenthum, Panſlawismus, ein in neueſter Zeit hie und da mit einer Art Beſorglichkeit nachgeſprochener Name für eine Idee, welche, mehr gelehrter als diplomatiſcher oder politiſcher Abkunft, in der Faſſungskraft der Völker ſelbſt wohl nicht mehr Boden haben kann, als ihn ein Allromanenthum, ein Allgermanenthum irgend zu gewinnen vermöchte.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843 Nr. 40.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juny.
Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

II. Blick auf die nachbarliche Slawensprache in Böhmen.

(Fortsetzung.)

So viel, was ich mir wenigstens über die Aeußerlichkeiten der Nachbarsprache in Kürze zu sagen erlauben wollte. Auf das Innere einzugehen, kann und muß ich unterlassen, so vielen Reiz es haben möchte, den Vorrath an lexicalen sowohl als grammaticalen Mitteln durchzumustern, über welche diese Sprache in so vollem Maße als irgend eine ihrer slawischen Schwestern zu gebieten hat. *) Aber auf den Beweggrund zurückkommend, der mich persönlich angetrieben, dieser Sprache mehr Aufmerksamkeit zu widmen, darf ich, ehe ich schließe, wohl einige Beyspiele von Berührungen und Aehnlichkeiten anführen, die ich mir bey der Vergleichung mit unsrer eignen Sprache und besonders ihrer obern Dialekte gelegentlich vorgemerkt habe, wobey ich von dergleichen Berührungen, die die Slawensprache der lateinischen, griechischen, altindischen gegenüber in noch reicherm Maße darbietet, billig Umgang nehme.

Was die ältesten Berührungen dieser Art betrifft, so muß natürlich die slawische Sprachfamilie im allgemeinen der germanischen im allgemeinen, jedoch wohl zunächst den untern Dialekten, aus denen die hochländischen selbst hervor gegangen, gegenüber gedacht werden. Schwer ist es, bestimmte Gesetze zu finden über die Veränderungen, unter welchen die slawische Zunge germanische Laute und umgekehrt sich angeeignet, oder darüber, wie jede die Wörter und Formen, die aus vorgeschichtlicher Zeit beyden als gemeinsames Erbtheil geblieben sind, modificirt haben mag.

Einer entschiedenen Tendenz gemäß, nach welcher die böhmische Zunge ihrem Vocal was er an Consonanten, besonders liquiden, zu tragen hat, lieber vorne als hinten auflädt, wodurch er als solcher augenscheinlich leichter, klarer und singbarer wird, vergleicht sich:

I. *Elbe*, *Albis* mit Labe, *) *álft*, *ylfet*, *elbiz* (Schwan) mit labut', *milk* (Milch) mit mléko, **) *waldan* (walten) mit wládnu, *dulg*

*) So hat sie für ihr Nomen die drey Geschlechter, zu den gewöhnlichen Zahlformen noch Reste des Dualis, 7 Casus, die in der Regel der gemeinste Mann lebendig fühlt und einhält, während unser Volk die paar noch geretteten vernachläßigt, dabey, wie das Latein, keinen Artikel. Die Conjugation als solche ist zwar einfach genug, aber viele Verhältnisse werden durch lexicale Modificirung des Verbs angedeutet, wodurch diese Partie für den Fremden zur schwierigsten der böhmischen und überhaupt slawischen Sprache wird. Auch die viererley Participialformen tragen bey, dem Ausdruck eine Kürze zu geben, die am wenigsten im Deutschen erreicht werden kann.

*) Das Compositum polaba oder polabj (Landstrich an der Elbe) ist als Polabien allgemeiner bekannt.

**) Wie das russische molokò u. drgl. zu nehmen, ist schon oben berührt.

(Schuld) mit dluh, *wolcan* (Wolke) mit ob-wlak, oblak; *bard* (Bart) mit brada, *mörk* (dunkel) mit mrak, *warg* (Mörder, Feind) mit wrag, wrah, *Karl* mit král (König) *) Gewagter ſtellt man nach dieſer Analogie etwa auch *älska* (lieben) zu láſka (Liebe), *Art* zu rod (genitura), *arbaith-s* (Arbeit) zu robota.

II. In Hinſicht auf die Labialen vergleicht ſich Birke mit bŕjza (I.), *bôca* (Buche) mit buk, *bêdian, beitan* (drängen, nöthigen) mit pobjdnu und bjda (Noth), *brawa* (Braue) mit brwa, Bruder mit bratr; Grab mit hrob, grob mit hrubý, lieben mit lubiti, libiti; **) backen mit peku, Bruſt mit prs; — *ford* (Furt) mit brod (I.), *forha* (Föhre) mit bora; — *farm* (Fähre, Plätte) mit pram (I), *fûſt* (Fauſt) mit pěst, Faſten mit pûst, Filz mit plst, Volk mit plk, pluk (I.), flăen, flăwen (ſchwemmen,) mit plawiti, Fleye (Spreu) mit plewa, flot, floz (Floß) mit plť, *frijon* (lieben) mit pŕjti (gönnen); *phanna* (Pfanne) mit panew, *phanding* (Pfenning) mit penjz, *phluog* (Pflug) mit pluh; gewagter: *feit-r, feizit* (feiſt) mit pitati (füttern), tapfer mit dobrý.

III. In der Abſicht auf die Gutturalen läßt ſich vergleichen das alte räthſelhafte *godowebbi, gotuweppi* mit hedwáb (Seide, wofür der Ruſſe das dem engliſchen *silk* entſprechende šelk gebraucht), *gold* mit zlato (I.); *gaitei*, Geiß mit koza; — *heil* (ganz) mit celý, *hlaibs* (Brod, Laib) mit chléb, *huîla* (Stunde, Weile) mit chwjle; — Kern, Korn mit zrno, *cnáhan, cnâwan* (engl. to know kennen) mit znáti, *quino, chone* (Weib) mit žena, *quairnus, quern, quirn, kirn* (Mühle) mit žernow (Mühlſtein); — *katil, ketil* (Keſſel) mit kotel, *kaupon* (kaufen) mit kaupiti, *kârde* (dăniſch: Degen) mit kord, korda; — *kerika* (Kirche) mit cŕkew; — *igil* (Igel) mit gež, gežek, *roggo* (Roggen) mit rež, *liggian* (liegen) mit ležeti, *leggian* (legen) mit ložiti, *wegian* (bewegen) mit wezu, westi, *wâgan* (Wagen) mit wûz; — *liugan* (lügen) mit lhu, lháti, *mugan* (vermögen) mit mohu, můžu, moci; — *lêkei-s, lâchi* (Arzt) mit lékař, *maki* (Schwert) mit meč, *rîki, rîche* (Reich) mit řjše, *nacod* (nackt) mit nah, nahý, *smakka* (Feige) mit smokwa, *ecchil* (Stahl) mit geklo, *stikls* (Kelch) mit stklo, sklo (Glas); Birke mit bŕjza (I.); — *lâhan* (ſchelten) mit láti; Wachs mit wosk, *Sahſo* (Sachſe) mit Sas, Achſe mit os, wos, Weichſel, (Viſtula) mit Wisla, *dehsila* (Dechſel, Art) mit tesla, *weihs*, (Weichs noch als Ortsname) mit wes (Dorf); — Macht mit moc, Nacht mit noc, *wiht* (Ding, etwas) mit wěc, Tochter mit dcera.

IV. Nach Maßgabe der Dentalen läßt ſich halten *thiwi, diu* (Mägdlein) zu děwa; *thuſund* (tauſend) zu tiſjc, *thaurnus* (Dorn) zu trn, *thawian* (aufthauen) zu táti; — *deilian* (theilen) zu dělati, *tougan* (geheim) zu tagný, *dal* (Thal) zu dûl, doljk; — *tûn* (Zaun, umſchloſſener Bezirk, engl. town) zu teyn, *torg*, (Markt) zu trh, *tiuhan* (ziehen) zu tahati, *taîhswo* (zeswe, dextera) zu desna, desnica; — *nithan, nithar* (nieder) zu njzko, njzký, *nôd, nôdian* (Noth, nöthigen) zu nauze, nuditi, nutiti; — *liud* (Volk) zu lud, lid; — *wato, water* (Waſſer) zu woda, *witan* (wiſſen) zu wěděti, *atta* (Vater) ot, otec; — *maitan* (maißen, hauen) zu meytiti, *katil* (Keſſel) zu kotel, *ſkatts*, frieſ. *ſket* (Vieh) zu ſkot; *ofät, obaz* (Obſt) zu owoce; — *hnitu* (Niß) zu hnida, Neſt zu hnizdo, *mizdo* (Lohn) zu mzda, *ga-tars, ga-tar* (audeo) zu drznu.

V. In Bezug auf liquide vergleicht ſich *meinon* (meinen) mit mjnjm, mnjti, *sunus* (Sohn) mit syn, *sauil* und *ſunno* (wohl ſtatt *ſulno*, Sonne) mit ſlnce, ſlunce, *milhma* (Wolke) mit mlha (Nebel); *silubar* (Silber) mit srebro, stŕjbro, *strâla* (Pfeil) mit stŕela; Dank, danken mit djka, děkati, Gans mit gus, hus, Pfenning mit penjz.

VI. Die Vocale betreffend iſt an die ſchon

---

*) Noch immer bleibt die Annahme, daß den Slawen, die die vorderſten waren im Conflict mit den Deutſchen, unter Karl d. Gr. der Name dieſes Gewaltigen, wie Andern der des römiſchen Cäſar, zum Appellativ geworden, die wahrſcheinlichſte.

**) Die Endung -ti, ati, eti, iti an jenen Verben, die hier nicht in 1a praesentis aufgeführt ſind, iſt, obſchon der des lat. Supinum zu vergleichen, im Slawiſchen die des Infinitivs.

(Sp. 946) erwähnte Bekleidung derselben, wo sie am Wortanfang stehen, durch j (g) und w, zu erinnern, nach welcher sich *apel* Apfel mit *gablko*, Ei mit wegce u. s. w. vergleicht.

Bey der Mehrzahl der verglichenen Wörter ist wohl kein Zweifel, daß sie einander identisch seyen; aber welcher der beyden Hauptsprachen sie ursprünglicher angehören, ist bey einigen schwer zu sagen, am schwersten bey solchen, die im Slawischen eine zahlreichere, lebendigere Familie von Nebengebilden und Ableitungen, als im Germanischen zeigen, z. B. bey dem Verb, das unserm walten entspricht. Das unserm Furt gleichbedeutende brod hat in dem sicher uralten Verb brĕdu (waten), zu welchem in Jungmanns meisterhaftem Wörterbuch 17 Ableitungen aufgeführt sind, einen Grund, den wir für unser Furt wenigstens auf gleich geradem Wege nicht zu finden vermögen. Unser Freund führen wir auf ein ziemlich einsames gothisches *frijon* (lieben) zurück, während das schwerlich unverwandte slawische přjti (gönnen, wohlwollen), aus welchem sich auch in dieser Sprache der Ausdruck für Freund, přjtel, gebildet hat, munter fortlebt und sich verzweigt.

Ueber unserm viel gebrauchten in der alten Sprache noch nicht nachgewiesenen Art wird erlaubt seyn an das slawische rod (genitura), und an das von zahlreichen Nebenformen umgebene roditi (zeugen) zu denken. Aehnliches gilt von dem zwar schon im Gothischen vorkommenden, aber doch noch immer etwas dunkeln Arbeit, gegenüber dem slawischen rabota, robota, das sich unter seinen Verwandten selbst als Ableitung ausnimmt. Darf vom slawischen skot (Vieh) und dem friesischen gleichbedeutenden sket, wenn man den Grund des lat. *pecunia* und die Bedeutung des alten *fihu* erwägt, etwa zurückgeschlossen werden auf den ursprünglichen Sinn unsers Schatz, des gothischen *skatts*?

Es ist klar, daß sich ähnlicher Berührungen noch viele aufbringen ließen, aber sehr rathsam ist es auch, daß man sich nicht, was so leicht geschieht, versteige auf Irrwege etymologischer Phantasmagorie.

Indessen wie verrufen diese seyn möge, eine Seite ist ihr dennoch abzugewinnen, durch die sie nicht bloß, der erstern Wissenschaft gegenüber, unnachtheilig, sondern in praktischer Hinsicht sogar ersprießlich werden kann; wenn sie nämlich lediglich als mnemonischer Behelf in Anwendung kommt. So werden sich z. B. die Ausdrücke hawran (Rabe), třeba (victima), zelený (grün) leichter fixiren, wenn die beyden ersteren nach der Analogie, welche das hrab (carpinus, Hornbaum) andrer slawischen Dialekte im böhmischen zu habr hat werden lassen, den gleichbedeutenden germanischen *hraban* und *tiber*, das letzte nach andern Analogien unserm grün selbst entsprechend gedacht wird; so cizý, früher cuzý (fremd), wenn man es, wenigstens zu diesem Zwecke mit Šafařik als entstanden annimmt aus dem wahrscheinlich auf thiuda (Volk) bezüglichen Namen, den wir selbst uns geben. Der Deutsche war dem ältern Slawen vorzugsweise der Fremde, wie denn auch in der böhmischen mater verborum Němec (der slawische Name für den Deutschen) geradezu durch *barbarus* erklärt ist. *)

*) Merkwürdig, daß bey den Serben der Niederlausitz für den Deutschen nebenbey auch der Name Bawarski gilt, während doch der nächste slawische Nachbar des Bayern unter Bawor bloß diesen seinen Vorfahrer versteht. Es sieht übrigens diese Form Bawor mehr der spätern latinisirten *Bavarus* als etwa der ursprünglichen *Beigâri*; *Beigwâri* ähnlich. Auch an den alten so zu sagen klassischen Namen seines Landes knüpft der Böhme in seiner Sprache nirgends an; er nennt es Čechy (plur.), sich selber Čech.

Bleibt bey manchen der oben angezogenen Wörter zweifelhaft, ob sie erst aus einer der beyden Sprachen und aus welcher sie in die andere gekommen, so ist dieß nicht der Fall mit solchen, die augenscheinlich erst in verhältnißmäßig späterer Zeit aus dem Slawischen ins Deutsche aufgenommen worden sind, z. B. Gränze [granice, hranice als Ableitung von hrana Kante), Peitsche [bič von bjti schlagen], petschiren und Petschaft [von pečet und pečetiti etwa in der Bedeutung von verwahren, versorgen), Kummet [chomút, chomaut], Schöps [skopec von skopiti castriren], Haubitze von [haufnice, ursprünglich Schleuder für Steine].

Wenn sich diese und ähnliche, so weit die deutsche Sprache reicht, geltend gemacht haben, so sind ungleich mehrere bloß in die anstoßenden Dialekte, namentlich den oberpfälzischen und bayrischen gedrungen.

Einige derselben, wie z. B. Kopi, Kren, Läde, Moschen, Nusch, Pablatsch, Pecksen, Rabüsch, Züllen, sind in dem gedruckten Wörterbuch über jene Dialekte bereits in dieser Eigenschaft erkannt. Vielen andern wird im Band der Nachträge ihr Recht widerfahren; weßhalb ich sie in gegenwärtiger Betrachtung, obschon sie dieselbe gewissermaßen veranlaßt haben, billig übergehe. Dagegen drängt sich hier eine andere Frage auf, nämlich ob es nach dem, was die europäische Handels- und Culturgeschichte an die Hand giebt, zuläßig seyn könne, für gewisse nicht bloß über die deutsche, sondern zum Theil auch über die romanische Welt verbreitete, bisher wenig befriedigend erklärte Ausdrücke einen slawischen Ausgangspunkt zu suchen, oder ob etwaige Berührungen der Art, die man aus Gründen der Sprache gelten lassen könnte, aus historischen geradezu als abenteuerlich müßten abgewiesen werden. Unter Beyspielen, die

mir desfalls zu Sinne kommen, ist vielleicht das unpassendste das wichtige romanische Verb *guidare*, [*guider, guiar, to guide*] neben dem gleichbedeutenden slawischen wedu, das demselben wenigstens näher liegt als das deutsche *wisian* (weisen). Aber zu dem *bronha, broigne, brunja, brünie, brünne* des westeuropäischen Mittelalters laßt sich stellen nicht bloß das bronja, brnja der Slawen, sondern auch ihr brniti (panzern), wohl von brñ, bron, slowenisch *bronz* (Metall, Bronze), wie denn auch unser Panzer (ehemals das Panzier) aus ihrem brnejr, brancjr entstellt seyn könnte. Das europäisch gewordene *hazard*, wozu sich ein älteres deutsches *hasehart* findet, könnte kaum befriedigender erklärt werden als aus dem Böhmischen házeti (werfen). Trotz Mosheim's Bemühungen weiß man noch immer nicht, woher einer seit dem zehnten Jahrhundert oft und viel genannten Art von Landstreichern beyderley Geschlechts, die für Ordensleute gelten wollten, die Namen *Beghardi*, *Beghinae* und *Begutae* geworden. Was läge näher als das zschechische bèhati, vor dem 12. Jahrhundert noch bègati (umherlaufen), mit seinen Ableitungen bèhaŕ (Läufer), bèhutá (adject. fem. die Umherlaufende), und bekyně (mit der gewöhnlichen weiblichen Motions-Endung kyně), welche letztere Form in Böhmen noch jetzt für Beguine gebraucht wird.

Namen von Völkern, Ländern, Personen und Orten sind die am längsten haftenden, wenn auch die zerbrochensten und mitunter verwittertsten Denkmäler früherer Nationalitäten. Auf sie fußend greifen einige slawische Forscher weit, vielleicht zu weit nach dem Westen herüber.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1843. Nr. 41.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juny.
Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philologisch-Philosophische Classe.

II. Blick auf die nachbarliche Slawensprache in Böhmen.

(Schluß.)

So denkt sich Šafařik [Starož. 875. 881. 889. 911] mit den alten *Weleti*, *Weletabi* *) einerseits *Wiltun*, *Wiltſaete*, *Wiltſhire* in England, andrerseits [nach Beda's Hist. eccl. v. 12 „*Wiltaburg* i. e. oppidum *Wiltorum*, lingua autem gallica Trajectum“] Utrecht in Holland, sodann nicht bloß *Wilzburg* (in Urk. *Wilzeburg*) bey Weißenburg im Nordgau, sondern, wogegen selbst ein bedeutender Sprachgrund spricht, auch *Weltenburg* an der Donau, selbst *Wilten*, [Veldidena] bey Innsbruck in Zusammenhang. Ja auch in den Schweizercantonen Bern und Wallis findet er [S. 918] slawische Anklänge, [Vrgl. Münchn. Gelehrte Anzeigen 1842 Sp. 79 — 84]. Zieht sich doch die Linie, bis wohin unwidersprechlich slawische Ortsnamen reichen, ohnehin weit genug, und zwar nicht bloß von der Elbe, sondern selbst von der Saale westlich, zur Aisch und Pegnitz herauf.

So unbezweifelt slawische Namen dieser Art, und die so guten Klang hätten, wie einige des nördlichen jetzt deutschen Landes: z. B. Potsdam [Podstupim], Zerbst [Srbiště], Leipzig [Lipsko], Dresden [Dražd'any], hat zwar das südliche nicht aufzuweisen; doch lassen z. B. die oberpfälzischen Dölnitz, Flanitz, Gleiritsch, Grabitz, Haunritz, Köblitz, Kröblitz, Nairitz, Naßlitz, Redwitz, Schiemitz, Söllitz, Teublitz, Trabitz, Trebnitz, Treswitz, Wirbenz wohl eher auf slawische als auf deutsche Namengeber schließen. *)

Im Slawischen sind nämlich die meisten, und zwar gewöhnlich nur als Plurale gebrauchten Ortsnamen auf -ice, wie die deutschen auf -*ingen* und *ing*, von Personennamen hergenommen. Slawisch ist wohl auch das nach der aus Böhmen kommenden Pfreimt [Přjmda] genannte Städtchen [in Urkunden *Phrimede*]. *Retz* [Rötz, in Urkunden *Retsiz*] erinnert an die beyden in Böhmen vorkommenden Řečice, etwa von řeka (Fluß), während Rötz, Burg und Städtchen in Niederösterreich an der mährischen Grenze, in Urkunden *Rakez*, *Rakouz* heißt und zu dem Namen Rakausy, **)

*) Merkwürdig, wenn in dieser bey Einhard, dem Annalista Saxo und Notker vorkommenden Form von diesen Nichtslawen der slawische zum Singular Welet gehörige Plural Weletowe eingehalten seyn sollte.

*) Immer gienge dieser Schluß freylich nicht an, denn z. B. Austerlitz heißt den Slawen selbst, wenigstens jetzt, Slawkow, Bielitz Bilsko, Birglitz Břeštow, Schmölnitz Smolnjk, Teinitz Teyn.

*) Šafařik denkt darüber an die Rakatae des Ptolemäus. Große Aehnlichkeit hat der latein. und ital. Name einer freylich allzufernen Stadt, die von ihren slawischen Bewohnern selbst Dubrovnik genannt wird, nämlich *Rhacusa*, *Ragusa*.

womit der Böhme das ganze Land Oesterreich bezeichnet, Anlaß gegeben haben soll. Für Regensburg, von wo die Böhmen die erste Kunde des Christenthums erhielten, hat sich bey ihnen der eigenthümliche Name Řezno gebildet. In Bayern südlich der Donau zeigen sich außer ein paar Ortsnamen Winden wenige Beziehungen auf Slawisches, wie sehr auch der Name Tölz (in Urkunden *Tolinze*) an ähnliche slawische erinnern möchte. Ist doch sogar Mnichow, der zschechische Name für München, auch der eines Ortes in Böhmen. — Was Personennamen betrifft, so begegnen uns in nächster Nähe zschechische und überhaupt slawische Familiennamen genug. Selbst unser kunstgewandter akademischer Diener [*Gerzabek*] führt einen solchen. Ein aus Kamenz [Kamenica] stammender, in Deutschlands Literatur großer Name wird zuletzt wohl auch etwa auf ein slawisches Lesnjk von les (Wald) zurück zu führen seyn.

Daß aus der deutschen Sprache nach der Hand eine gute Zahl Ausdrücke in die böhmische gerathen seyn müsse, versteht sich ungesagt. Darunter sind sogar wesentliche Verbe wie mussiti (müssen), *trefiti* (treffen), dychtiti (dichten und trachten), winšowati (wünschen), malowati (malen) mit malyř (Maler, wofür sich doch der Russe nach dem griechischen ζώγραφος sein živopisec gebildet hat) und mit malba (Gemälde), barwa (Farbe). Einige dieser Ausdrücke müssen aufgenommen worden seyn schon ehe sie in Deutschland selbst veraltet oder entstellt waren, wie faleš (das ältere deutsche Substantiv *valsch* für Falschheit), rek (*recke* Held), oršˇ, oř, worš (*ors* statt *hros* Pferd), šlachta, šlechta (Adel, Geschlecht) gilec (Hilze, Helze, d. h. Heft), litkup (Leitkauf, später Leihkauf). Andere sind ihren jüngern oberdeutschen Vorbildern zum Erschrecken treu geblieben, wie khynk (Degengehänge), kšaft (Geschäft d. h. Testament), kštalt, kwalt. Diese oberdeutsche Form haben auch viele auf das Bergwesen bezügliche Ausdrücke, nach welchen man schließen möchte, die Kunst des Bergbaues sey eher von Deutschen zu den Böhmen als umgekehrt gebracht worden.

Es werden übrigens, wenn die gegenwärtige Bewegung zu Gunsten der eigenen Sprache eine

nachhaltige ist, die meisten dieser Eindringlinge über kurz oder lang wieder ausgemerzt und aus dem überreichen heimischen Grundvorrath ersetzt seyn. Auch Künste und Wissenschaften sind auf dem besten Wege ein für allemal ein rein vaterländisches Kleid zu überkommen, während sie bey uns ihr griechisch, lateinisch, französisch gefleckes wohl für immer behalten werden. Haben wir doch nicht einmal ein eingebornes Wort für Natur.

Gedenken will ich noch einiger Aehnlichkeiten, die sich mehr auf die Form beziehen.

Die im alten Gothischen übliche Verwandlung der Laute t, d, th, wo sie an ein t der Flexion stoßen, zu s (z. B. in môst v. môtan, waist v. witan, fanst v. finthan) entspricht auffallend einer slawischen weit greifenden Regel, nach welcher z. B. aus hudu (ich musicire), kladu (ich lege), metu (ich kehre) im Infinitiv nicht *hudti*, *kladti*, *metti* werden kann, sondern *hausti*, *klásti*, *mésti* werden muß. — Unter den zahlreichen und prägnanten Bildungssylben, die dem slawischen Substantiv angehängt werden können, erinnert -árna, -jrna sehr an die gleichbedeutende angelsächsische *-ern*. Man halte z. B. kowárna (Schmiede, von kowati schmieden, kow Metall), gjdárna (Eßstube v. gjdati öfter essen, gjm, gjsti essen, edere), pigárna (Trinkstube v. pigi, pjti, *πίνω*, bibo), knihárna (Bibliothek v. kniha Buch), konjrna (Pferdestall v. kůň Pferd), ljkjrna (Apotheke von ljk Arzney) u. dgl. zusammen mit *bere-ern*, *medoern*, *wîn-ern* (Behälter oder Raum für Getreide, Meth, Wein), *breaw-ern* (Braustätte), *beod-ern* (Tischsaal), *gäst-ern* (Gastzimmer), *hord-ern* (Schatzkammer), *slaep-ern* (Schlafkammer) und ähnlichen. — Die im alten Hochdeutschen vorkommenden Pronominalformen *sih-wer*, *sih-waz* (irgend wer, irgend etwas) u. dgl. scheinen nicht anders als die gleich bedeutenden slawischen Formen kdo-si, co-si (abgekürzt kdos, cos) mit dem reflexiven Pronomen der dritten Person zusammengesetzt. — Die adjectivische Form, die das erste Wort jetziger Composita wie Häsel-Lohe, Rohrsee, Ilm-Münster in unsrer alten Sprache zeigt [*hesilîn lôh*, *rôrîno sêo*, *Ilmîna munistiurî*] ist in den slawischen Sprachen die Regel, und im bayerischen Dia-

lekt entsprechen noch jetzt Formen wie: kälbernes, rindernes, schäfenes, schweinenes z. B. Fleisch genau den zschechischen Ausdrücken telecj, howězi, owčj, wepřowé maso. — Was unserm deutschen kein, das ursprünglich ein bedeutete, und schon lange, ohne den früher nöthigen Beysatz der verneinenden Partikel *ne* oder *en*, so viel heißt als nicht ein, ganz dasselbe ist dem zschechischen žádný widerfahren, das jetzt für sich das ältere nižádný vertritt. Hat doch das französische *aucun* aus *alcuno* dieselbe Geschichte. — Wie der Zscheche, wie jeder Slawe, das reflexive Pronomen der dritten auch auf die erste und zweyte Person, in so ferne sie das Subjekt des Satzes sind, zu beziehen pflegt, gerade so sagt sein oberpfälzischer Nachbar: du mußt sich halten, wir müssen sich halten, sie haben seinen Lohn bekommen, [so auch schon bey unserm Ulfila: Matth. VI. 16: *andnêmun mizdon seina*, slaw. wospriemljut' mzdu swoju.] — Den deutschen meist dialektischen Adjectivbildungen wie *ankalt*, *anwarm*, *ansüefs*, ähnlich (*analîh*), d. h. ein wenig kalt, warm, süß, gleich — entsprechen die ebenso gebildeten und verstandenen zschechischen náčerny (schwärzlich), násladký (süßlich), nápodobný (ähnlich).

Erwähnenswerth ist vielleicht auch der Parallelismus, der sich in dem Uebergang zeigt, den die Bedeutung manches Wortes nach Maßgabe eines andern Zeitraumes oder eines andern örtlichen Dialektes annimmt. Von jutro, gitro, das in den meisten slawischen Mundarten den Morgen andeutet, ist in der lausitzischen der Ausdruck für Ostern (*jutry*) genommen, ein Verhältniß, das ganz dem zwischen unserm Ost (*ôstan*, *ôstar*) und Ostern (*ôstarun*) entspricht. Unser altes ê, *êwa* hieß Gesetz überhaupt, viel eingeschränkter wird unser jetziges Ehe verstanden. Gerade so ist zakon, das allen andern Slawendialekten Gesetz bedeutet, dem slowenischen bloß unsre Ehe. Dagegen hat otrok, in diesem, wie in unsrer alten Sprache *chneht*, für Kind gültig, im Böhmischen ganz den härtern Begriff unsers jetzigen Knecht. Das russische Verb *goworit'* (sprechen) gebraucht der Zscheche in seinem howořiti nur mit einem gewissen schiefen Nebenbegriff, der im gemeinen Dialekte Altbayerns auch dem guten Worte sprechen nicht fremd ist. Ein ähnliches Verhältniß hat zwischen dem kirchenslawischen glagalati (reden) und dem böhmischen hlaholiti statt. —

Zum Schlusse muß ich auch eines Mangels Erwähnung thun, den die Zschechensprache, wie ihre meisten Schwestern, merkwürdiger Weise mit allen Dialekten des südlichen Deutschlands gemein hat. Sie haben insgesammt das ehmalige unzusammengesetzte Präteritum in Abgang kommen lassen. Dieser Mangel indessen ist in der Slawensprache kaum fühlbar und thut weder der Kürze noch der Bestimmtheit des Satzes Eintrag, da das Hülfsverb nichts weniger als in allen Fällen ausdrücklich gesetzt zu werden braucht, und das Vollendete, Andauernde oder Wiederholentliche, selbst das Bevorstehende einer Handlung oder eines Zustandes durch eigene Gestaltungen des Verbes angedeutet wird, die ein Gegenstand des Lexicons sind, woher es kommt, daß im Reichthum an Verben sich nicht leicht eine andere Sprache mit der Slawin wird messen können.

Daß bis zum dreyßigjährigen Krieg gedruckte Bücher in böhmischer Sprache auch außer Böhmen nichts gar so seltenes gewesen, als sie es später wenigstens in den Gegenden waren, wohin die Auswanderung nicht gerichtet seyn konnte, zeigt sich in ältern Catalogen auch der hiesigen Bibliothek, unter deren Manuscripten sich zwar nur ein paar zschechische, aber mehrere lateinische und deutsche finden, die durch zschechische Bestandtheile, durch eingemischte Stellen und Wörter oder durch irgend einen böhmischen Spruch am Schlusse ihre Herkunft beurkunden. Wenn in zahlreichen deutschen Berichten über politische und religiöse Händel jenes Landes eigene Namen nach ihrer zschechischen Form aufgefaßt sind, wenn z. B. König Georg (Giřj, Giřjk) gewöhnlich Girsik, Girschick oder Girßing heißt, so darf man vielleicht eine frühere größere Bekanntschaft mit jener Sprache voraussetzen; war doch durch die goldene Bulle Karls IV., welchem

Böhmen überhaupt seine glänzendste Periode verdankt, allen Söhnen der Churfürsten die Erlernung der slawischen wohl zunächst böhmischen Sprache vorgeschrieben.

Wie man es in diesem Punkte weiterhin gehalten, wird in der Slowanka von Dobrowsky besprochen, welcher in seiner Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur einen der Beweggründe, aus denen im Jahr 1440 dem Herzog Albrecht von Bayern die Krone angetragen worden, mit darin findet, daß dieser fremde Fürst, ehemals am Hofe König Wenzels erzogen, der böhmischen Sprache nicht unkundig gewesen. Im Vorbeygehen darf wohl auch erwähnt werden, daß noch Max I. von Bayern, der als Mann auf Böhmens Geschicke so entscheidenden Einfluß gehabt, als Knabe, wie aus dessen noch vorhandenen Schreibheften ersichtlich, jeden Tag irgend einen Satz aus den Evangelien, wie in lateinischer, griechischer und deutscher, so auch in böhmischer Sprache hatte schreiben müssen, eine Beygabe, welche, auch wenn man sie dem vielleicht nicht ganz zufälligen Umstand, daß ein Böhme (Wenzel Petrjk aus Budweis) sein Lehrer war, zurechnet, jedenfalls das Mitwissen des sorgfältigen fürstlichen Vaters voraussetzen läßt.

So wäre denn gewissermaßen auch jene andere Rücksicht berührt, die den Bibliothekmann wohl bestimmen durfte, sich noch in seinen alten Tagen etwas ernster auf die nachbarliche Slawensprache einzulassen.

Was er hiemit weniger über sie selbst als über ihr Verhältniß zu der unsrigen und zu uns fragmentarisch genug vorgebracht, wird, so hofft er, leichter entschuldigt werden, wenn es hingenommen wird als ein wohlgemeynter Versuch, einem Sprachbau, der so bedeutend als, trotz seiner Nähe, bisher im Allgemeinen unter uns wenig gekannt und gewürdigt ist, größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sollten wir doch, vorausgesetzt, daß wir das innere

Wesen des großen slawischen Stammes überhaupt nicht länger ein uns wenigstens zum Theil verschlossenes Buch wollen bleiben lassen, uns freuen, einen lebendigen Schlüssel zu dieser eigenthümlichen Welt gleichsam in unsrer Mitte zu haben an einem Volke, das von den übrigen seines Stammes hoch gehalten und dabey, politisch anmaßungslos, auf der andern Seite uns nicht nur durch örtliche und geschichtliche Landsmannschaft, sondern auch durch viele andere Beziehungen, selbst durch den Umstand, daß alle seine Gebildetern neben der eigenen Sprache auch die unsrige kennen und unsre Literatur nicht bloß benutzen, sondern auch bereichern, so nahe befreundet ist.

Dieses Verhältniß kann nur noch freundlicher, noch inniger werden, je mehr es wechselseitig wird, je weniger wir auch unsrerseits zurückbleiben in gerechter Anerkennung seiner Eigenthümlichkeiten und namentlich seiner Sprache und Literatur. Daß uns dieß außerdem wohl nur zum Vortheil gereichen könne, scheint unzweifelhaft. Wer steht höher, ein Franzose, Britte, der in stolzer Selbstgefälligkeit nur das Seinige kennt und kennen will, oder z. B. gerade ein Böhme, der zu dem, was sein, auch das, was des Deutschen, des Franzosen, des Britten ist, überschaut? Ja, es nicht zu thun, muß uns positiven Schaden bringen, je mehr Boden unter diesen unsern slawischen Landsleuten zusehends der aufopfernd-patriotische von uns sogenannte Eigensinn gewinnt, nicht bloß Schöpfungen der schönen Redekunst, sondern auch wissenschaftliche Forschungen jeder Art, die auch uns nicht allzulange unbekannt bleiben dürfen, in keiner andern als eben ihrer eigenen Sprache niederzulegen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juny.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

I. Novus SS. Patrum Graecorum saeculi quarti Delectus. Recensuit et adnotatione instruxit Ludov. de Sinner. Parisiis ap. L. Hachette, bibliopolam in via dicta Pierre-Sarrazin, 12. MDCCCXLII. P. XII. 492. 8.

II. Specimen novae editionis cohortationis Basilii Magni ad adolescentes de utilitate e libris gentilium capienda propositum a Philipp. Carol. Hess. Helmstadii formis Leuckartianis. 1842. 4. P. IV. 18.

Schon vor ungefähr fünfzehn Jahren hatte der Herausgeber des ersten Werkes, nachdem er Villemains vortreffliche Abhandlung de l'éloquence Chrétienne dans le quatrième siècle in dessen Mélanges T. III. p. 1. seqq. zum ersten Male gelesen hatte, den Entschluß gefaßt, eine der vorliegenden ähnliche Auswahl patristischer Schriften zu veranstalten; doch mußte er aus Mangel an den hiezu nöthigen Büchern dortmals sein Vorhaben aufgeben. Einige Zeit später, nämlich vom Jahre 1834 bis 1839, als Corrector und Herausgeber der im Verlage der Gebrüder Gaume erscheinenden Wiederabdrücke des Montfauconschen Chrysostomus und des Garnierschen Basilius verwendet, hatte er Gelegenheit, sich zu diesem Zwecke bedeutende Materialien zu sammeln und so diese schätzbare Auswahl vorzubereiten.

Da er, von dem rein humanistischen Standpunkte ausgehend, eine Sammlung des Trefflichsten aus den christlichen Rednern der Griechen und zwar aus dem Zeitalter, in welchem der Christianismus seinen Triumph über das Heidenthum feyerte, und die christliche Litteratur ihr goldenes Zeitalter erreicht hatte, geben wollte, so glaubte er alles ausschließlich Dogmatische und Theologische weglassen zu müssen, indem er sein Buch nicht bloß für katholische oder protestantische Seminarien, sondern für französische Gymnasien bestimmte, wo die Erklärung eines griechischen Kirchenvaters mit der eines Profanschriftstellers gar wohl verbunden werden kann. L'étude de langue Grecque, sagt der Herausgeber in der Vorrede P. XII., bien loin d'y perdre, y gagnerait beaucoup, et les sentiments Chrétiens s'y fortifieraient.

An der Spitze dieser Sammlung stehen die drey großen Kappadokischen Väter, Basilius der Große, Gregorius von Nyssa und Gregorius von Nazianzus. Dann folgt Johannes Chrysostomus. Auch der berühmte Sophist von Antiochia, der Lehrer dieser vier Kirchenfürsten, sollte nicht ausgeschlossen werden. Mais, pour être juste, heißt es in der Vorrede P. VIII., au point de vue historique surtout, le paganisme exspirant devait occuper au moins une petite place dans ce recueil d'ailleurs tout Chrétien. Il y a toujours quelque grandeur dans les derniers accents d'une religion vaincue, et Libanius, le maître des trois Pères de la Cappadoce et de Saint Chrysostome, m'a semblé avoir des droits à figurer dans mon volume.

Die in diese Sammlung aufgenommenen Stücke theilen sich in drey Partien: I. in ganze Reden;

II. in auserlesene Bruchstücke; III. in eine Auswahl von Briefen.

Die erste Abtheilung enthält 1. Basilius des Großen Ermahnung an die Jünglinge über das Lesen der heidnischen Schriftsteller. 2. Die Homilie über den Spruch im Deuteronomion: Attende tibi ipsi von eben demselben. 3. Dessen Homilie gegen die Wucherer. 4. Die Rede des Gregorius von Nyssa über den nämlichen Gegenstand. 5. Die Leichenrede desselben auf Meletius, Bischof von Antiochia. 6. Die drey letzten Capitel der zu Constantinopel im Jahre 381 gehaltenen Abschiedsrede des Gregorius von Nazianzus. 7. Dessen Panegyrikus auf die Makkabäer. 8. Die Rede des h. Johannes Chrysostomus auf die Rückkehr des Bischofs Flavianus. 9. Libanius Rede an den Kaiser Theodosius über den Aufruhr zu Antiochia. 10. Dessen Rede für die Tempel an den Kaiser Theodosius.

Mit Recht hat der gelehrte Herausgeber seine Sammlung mit der herrlichen Rede des großen Basilius über die Lectüre der heidnischen Schriftsteller eröffnet, welche das Studium der klassischen Auctoren besonders von der ethischen Seite auffaßt und als Vorbereitung für das Studium der heiligen Schriften betrachtet, und in so ferne einen sehr passenden Uebergang von der alten Literatur zur patristischen bildet. Die zweyte, ein wahres aureum opusculum, wie sie Herr Jahn (Symbol. Philostrat. p. 52.) nennt, behandelt einen Gegenstand, der zu allen Zeiten und bey allen Geschlechtern Beherzigung verdient. Die dritte wurde von jeher als Muster eindringlicher Beredsamkeit gerühmt, und giebt einem kundigen Lehrer, wenn er die VI. Homilie des Basilius, welche über den Spruch im Evangelium bey Luk. 12, 18: „Niederreißen will ich meine Scheuern und größere bauen," und über die Habsucht handelt, ferner die zwey folgenden, nämlich die gegen die Reichen und die zur Zeit der Hungersnoth und Dürre gehaltene, damit vergleicht, Stoff genug zur Würdigung des sittlichen Zustandes in dem Zeitalter des Basilius.

Die Rede des Gregorius von Nyssa gegen die Wucherer ist ganz geeignet, den Charakter der Beredsamkeit des gelehrten Brüderpaars genauer kennen zu lernen. Die Leichenrede auf Meletius galt von jeher als eine köstliche Perle der christlichen Vorzeit.

Wer wird nicht gern das herzliche Lebewohl des seines erzbischöflichen Amtes müden Gregorius von Nazianzus an seine Gemeinde in Constantinopel anhören, und sich mit seinem Panegyrikus auf die Makkabäer, welcher ganz von dem Feuer seiner Beredsamkeit durchglüht ist, befreunden wollen? Herr von Sinner wählte diese Rede, welche in den französischen Collegien, wie er in der Vorrede S. IX. bemerkt, seit langer Zeit verbreitet ist, besonders wegen der jungen Israeliten, welche die Klasse besuchen.

Die Reden des großen Johannes Chrysostomus über den Umsturz der Bildsäulen des Kaisers Theodosius und seiner Familie bey dem Aufruhr zu Antiochia im J. 387 sind zu berühmt, als daß sie hätten unberücksichtigt bleiben können. Der Herr Herausgeber nahm die einundzwanzigste derselben, welche gerade am Ostertage gehalten wurde, und sich durch den Nachdruck und das Rührende der Chrysostomischen Beredsamkeit auszeichnet, in seinen Delectus auf.

Da die erste Rede des Libanius den nämlichen Gegenstand behandelt, so bildet sie mit Recht das Seitenstück zur vorigen, und durfte um so weniger fehlen, als der eitle Sophist die Ehre, seinen Mitbürgern Verzeihung ausgewirkt zu haben, sich zueignen zu wollen scheint.

Ueber die Anmerkungen des Herausgebers zur Nummer 1, 3 und 4 hat sich Referent schon früher in diesen gelehrten Anzeigen vom vorigen Jahre Nr. 189. S. 484 ff. geäußert, so daß er hier füglich mit Stillschweigen darüber hinweg gehen kann. In den übrigen Reden benutzte Herr vor Sinner alles gewissenhaft, was ihm seine Vorgänger Willkommenes boten. Zur Rede des Gregorius von Nazianzus auf die Makkabäer theilte ihm der gelehrte Boissonade, sein Lehrer, Gönner und Freund, dem er auch sein Werk aus Dankbarkeit widmete, einige noch unedirte Anmerkungen mit; ebenso zur einundzwanzigsten Rede

des Johannes Chrysostomus über die Bildsäulen. Zur ersten Rede des Libanius steuerte ihm außer Boissonade sein Landsmann Albert Jahn bey; in der Interpunktion, welche bey Reiske noch sehr im Argen liegt, verfuhr er nach Gutdünken. Die von dem nämlichen Gelehrten lückenhaft gelieferte Rede des Libanius pro templis paganorum gab er zuerst vollständig nach der Ergänzung seines verewigten Freundes, des klassisch gebildeten Grafen Leopardi, welcher die (Bd. II. S. 176. Z. 8. der Reisk. Ausg.) nach den Worten ἢ ὡς ἔχει vorkommende Lücke zuerst (angeblich im Jahre 1822) aus einer Barberinischen Handschrift ausfüllte. Im darauf folgenden Jahre fügte Angelo Maio, damals noch Vorstand der Vaticana, das nämliche Bruchstück seiner Römischen Ausgabe des Fronto nach fünf Handschriften der nämlichen Bibliothek, wie er sagt, jedoch ohne irgend eine Variante, bey. Unser Herausgeber ließ es nach der Abschrift, die ihm sein hochgeehrter Freund im Jahre 1830 zu Florenz geschenkt hatte, abdrucken, mit genauer Anführung der abweichenden Lesarten der Maischen Ausgabe und der des Barberinischen Codex. Bemerkenswerth ist die S. 229 f. aus den Papieren des Grafen Leopardi über diesen Fund mitgetheilte Notiz.

Die zweyte Partie bilden Eclogae ex S. Joanne Chrysostomo p. 249 — 374, welchen die bekannten novae ex Jo. Chrysostomo eclogae LII. Graece ex rec. Montefalconii et cum eius, Savilii aliorumque animadversionibus etc. studio Chr. Frid. de Matthaei. Mosquae ap. editorem et Lips. in officina Breitkopfii et Hertelii. 1807. 8. zu Grunde liegen. Die Matthaeischen Anmerkungen nahm der Herausgeber ganz auf; die seinigen hingegen klammerte er ein, um sie von jenen zu unterscheiden. Mit Matthaei's Text verglich er den Gaumeschen Wiederabdruck der Montfauconschen Ausgabe, Paris 1834 — 40, und tilgte in dem Matthaeischen Commentar alle kritischen Anmerkungen zu jenen Stellen, welche er in der Gaumeschen Ausgabe entweder nach Savile oder nach Handschriften schon verbessert fand.

Auch diese Auswahl ist sehr zweckmäßig eingerichtet. S. 371 — 374 wurde noch ein Bruchstück aus Chrysostomus über das Priesterthum

I. 2. angefügt, die rührenden Ermahnungen der Anthusa, der Mutter des Chrysostomus, an ihren Sohn, als er mit seinem Freunde Basilius sich in die Einsamkeit zurückzuziehen im Begriffe war, enthaltend, nebst Giacomelli's Anmerkungen, welche von dem Herausgeber aus der im J. 1757 zu Rom in Quart erschienenen griechisch-italienischen Ausgabe desselben in das Lateinische übersetzt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

(Wird von nun an alle 3 Monate erscheinen.)

Erstes Quartal. Januar — März.

Manuscripte.

Hans Mielich's Beschreibung des Schmuckes von Herzog Albrecht's V. Gemahlin Jahr 1552 — 55. Codex membranaceus in 8.

Die fünf Bücher Moses in deutschen Reimen des 15. Jahrhunderts. Codex chartaceus.

Verzeichniß der im Jahre 1571 wegen der Communion unter einer Gestalt vor den Magistrat zu München geforderten Personen.

Zwey Schreiben Herzog Sigmunds an den Magistrat zu München von 1474 und 1477.

Zwanzig das Pienzenauerische Seelhaus zu München betreffende Documente. 1520 — 1753.

Druckwerke.

Boletin bibliografico español y etrangero. T. 1. 2. Madr. 1841.

Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur. Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Dr. E. G. Gersdorf. 1. Jahrg. Leipzig 1843.

Th. Chr. Fr. Enslin, Bibliothek der Forst- und Jagdwissenschaft (1750 bis gegen Ende des Jahres 1842) Leipzig 1843.

W. Engelmann, Bibliothek der neueren Sprachen vom J. 1800 — 1841. Leipzig 1842.

Alb. Krafft, Die arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Handſchriften der k. k. orientaliſchen Akademie zu Wien. Wien 1842.

Catalogus librorum in Dania et Norvegia editorum secundum eos qui sumtus fecerunt distributus. Hauniae 1841.

Catalogue des manuscrits de la bibliothèque royale des ducs de Bourgogne, publié par ordre du ministre de l'interieur. T. 1 — 3. Bruxelles 1842. fol.

Die Mitarbeiter an Fried. Nicolai's allg. deutſcher Bibliothek nach ihren Namen und Zeichen in zwey Regiſtern geordnet. Berlin 1842. 4.

Compendio historico do estado da universidade da Coimbra. Lisboa 1771. fol.

Summario da bibliotheca Luzitana. T. 1 — 4. Lisboa 1786.

Annales Academici. 1839 — 1841. Hagae Comitis 1842. 4.

Dr. J. K. F. Rinne, Innere Geſchichte der Entwickelung der deutſchen Nationalliteratur. Th. 1. 2. Leipzig 1842.

A. E. Umbreit, Die Erfindung der Buchdruckerkunſt. Leipzig 1842.

C. Kirchner, Akademiſche Propädeutik. Leipzig 1842.

Erſch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte. I. Section. Th. 37. Erhaben — Erbtruchſeſſe. II. Section. Th. 21. Johann, Infant von Spanien — Johann Boniten. III. Section. Th. 17. Perikles — Perſe — Raſch. Leipzig 1842.

Annaes das sciencias, das artes, e das letras por huma sociedade de portuguezes residentes em Parîs. T. 1 — 16. Paris 1818 — 22.

Bulletin scientifique, publié par l'académie impériale des sciences de Saint-Petersbourg. Vol. 7 — 9. Petersb. 1841. 4.

Annales des sciences physiques et naturelles d'agriculture et d'industrie, publiées par la société royale d'agriculture de Lyon. Vol. 1 — 4. Lyon 1840 — 41.

Memorie di Matematica e di Fisica della societá italiana delle scienze residente in Modena. Vol. 1 — 22. Modena 1782 — 1841. 4.

Nuovi saggi della imperiali regia accademia di scienze lettere ed arti in Padova. Vol. 5. Padova 1840. 4.

El español, periodico. Vol. 1 — 6. London 1810.

Il Politecnico di Milano. Repertorio mensile di studj applicati alla prosperitá e coltura sociale. Vol. 1 — 3. Miano 1840.

Fr. Cerdano et Val. Rico, Clarorum Hispanorum opuscula selecta et rariora tum latina, tum hispana. Matriti 1781. 4.

Obras de Don Francisco de Quevedo Villegas. Vol. 1 — 10. Madr. 1719 — 94. 8.

Obras do doutor Duarte Ribeiro de Macedo. T. 1. 2. Lisb. 1767. 4.

Gasp. Melch. Jovellanos, Coleccion de varias obras en prosa y verso. T. 1 — 7. Madr. 1830 — 32.

B. G. Niebuhr, Nachgelaſſene Schriften nicht philologiſchen Inhalts. Gotha 1842.

F. M. Klinger, ſämmtliche Werke. Bd. 1 — 12. Stuttgart 1842.

Juſt. Möſer, Sämmtliche Werke. Neu geordnet und aus dem Nachlaſſe desſelben gemehrt durch B. R. Abeken. Th. 1 — 5. Berlin 1843.

Manoel Severim de Faria, Discursos varios politicos. Evora 1624. 4.

F. Bened. Ger. Feijoó, Cartas eruditas y curiosas en que por la mayor parte se continúa el designio del teatro critico universal, impugnando ó reduciendo á dulosas varias opiniones comunes. T. 1 — 5. Madr. 1777.

— — Ilustracion apologetica al primero y segundo tomo del teatro critico. Madr. 1777.

— — Demonstracion critico apologetica del teatro critica universal. Vol. 1. 2. Madr. 1779.

— — Teatro critico universal ó discursos varios en todo género de materias, para desengaño de errores comunes. Vol. 1 — 8. Madr. 1777.

Dom Fr. Amad. Arraiz, Dialogos. Coimbra 1604. fol.

Dr. G. Mohnike, Leſſingiana. Leipzig 1843.

Fliegende Blätter für Fragen des Tages. I. Die Eheſcheidungsfrage. II. Parteynahme der Regierung. Berlin 1843.

Arnold Ruge, Anecdota zur neueſten deutſchen Philoſophie und Publiciſtik. Bd. 1. 2. Zürich 1843.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

I. Novus SS. Patrum Graecorum saeculi quarti Delectus etc.

II. Specimen novae editionis cohortationis Basilii Magni etc.

(Fortsetzung.)

Die III. Partie umfaßt zweyundvierzig auserlesene Briefe des Basilius des Großen und der beyden Gregore, welche nach sieben Klassen oder Abtheilungen geordnet sind. Die Inhaltsanzeigen und die chronologischen Angaben, so wie einige Anmerkungen, sind aus den Benedictiner Ausgaben, wenige aus Zacagni entnommen.

Daran reiht sich noch der vierte Brief des Synesius mit einem sehr reichhaltigen Commentar des Herrn Boissonade. In der Vorrede S. XI. sagt der Herausgeber, er habe diesen Brief d'après les conseils du célèbre Niebuhr angefügt, ohne jedoch zu bemerken, wo diese conseils vorkommen. *)

---

*) Die fragliche Stelle findet sich nämlich in Niebuhrs kleinen histor. und philolog. Schriften. I. Samml. S. 220, wo es heißt: „Für den Anfang des fünften Jahrhunderts giebt über das Leben der Juden zu Alexandria ein nicht nach seinem Werth bekannter, freylich etwas hellenischer und unbischöflicher, Brief des Synesius, worin er seine Fahrt von Alexandria nach Kyrene auf einem Schiff, welches ein Judencapitain führte, erzählt, interessante Beyträge; man kann ihn nicht nur den Freunden des Alterthums und der jüdischen Antiquitäten, sondern auch allen Freunden einer humoristischen Lustigkeit empfehlen; denn wenn es auch in Karrikatur geht, so leidet das die Art sehr wohl. Der Kapitain wollte am Sabbat nicht steuern, sobald die Sonne untergegangen war, obgleich ein Sturm aufkam, gegen den er freylich auch nicht zu manövriren verstand. Die Erzählung von den arabischen Rekruten am Bord des Schiffes u. s. f. versetzt in eine Welt, von der man sonst gar nichts vernimmt — wie die Vorfälle in der Apologie des Apulejus — und giebt dem Ganzen einen eigenen Reiz."

Ueber drey Reden dieser Sammlung hat sich Ref., wie oben bemerkt wurde, schon früher ausge-

---

Gelegentlich sey es uns vergönnt, auf ein Versehen aufmerksam zu machen, das dem trefflichen Manne begegnete. Der Zusatz „und unbischöflicher" hätte füglich wegbleiben können, da er auf einer falschen Voraussetzung beruht. Der Verfasser glaubte nämlich, Synesius habe diesen Brief im Jahre 410 geschrieben, wo er als ordinirter Bischof zu Ptolemais von Alexandria nach Kyrene zurückkehrte. Die Zeit der Abfassung desselben aber ist vielmehr in das Jahr 400 zu setzen, in welchem Synesius, als Kyrenaischer Gesandter seines langwierigen Aufenthaltes am kaiserlichen Hofe zu Konstantinopel überdrüßig, bey einem dort entstandenen heftigen Erdbeben die allgemeine Bestürzung benutzte und sich in ein Schiff warf, welches, wie es scheint, nach Alexandria zu fahren im Begriffe war, von wo er sich nach einem kurzen Aufenthalte daselbst nach seiner Heimat begab. S. Aemil. Theodor. Clausen de Synesio philosopho, Libyae Pentapoleos metropolita. Hafniae. 1831. 8. p. 30 und die Anmerk. p. 31. Wenn man nun mit Clausen (p. 3 Anmerk. 3 f.) annimmt, daß Synesius im Jahre 375 geboren wurde, so stand er damals gerade in einem Alter

ſprochen. Dieſes Mal wählt er Gregors des Nazianzeners Rede auf die Makkabäer, um ſie mit einigen kritiſchen Verbeſſerungen zu verſehen.

In zwey Münchner Handſchriften Nr. 201. und 277. iſt ſie — *εἰς τοὺς ἁγίους Μακκαβαίους* überſchrieben.

Kap. I. z. A.: *Τί δὲ οἱ Μακκαβαῖοι;*] So die einzige Münchner Handſchrift 499. und Clemencets und Sinners Text. Sechs Münch. Handſchriften hingegen und mehrere bey Clemencet bieten *δαί*, welchem unſer Herausgeber in den Anmerkungen mit Recht Beyfall ſchenkte.

— — *καὶ ἅμα μυσικός τις καὶ ἀπόῤῥητος οὗτος ὁ λόγος, καὶ σφόδρα πιθανὸς ἐμοὶ γοῦν καὶ πᾶσι τοῖς φίλοις*] Die Bindepartikel *καὶ* nach *λόγος*, welche alle ſieben Münch. Handſchriften weglaſſen und Clemencet aus dem einzigen Cod. Reg. a. aufnahm, würde Ref. geſtrichen haben. Fünf Münchner Handſchriften geben ſodann *γ'οὖν*, welches ſeltner iſt, als *γοῦν* (ſ. Schäfer z. Dionys. Hal. de composit. verb. p. 271.) und ſtets in alten Handſchriften vorkommt (ſ. Bast. Comment. palaegr. p. 827.).

K. II. z. A.: *Οὐκ οὖν, ὅτι πρὸ τοῦ σαυροῦ, τοιοῦτοι περιοπτέοι*] Da der Pariſer Cod. 1538. *οὐκ οὖν ὅτι μὴ — περιοπταῖοι, ἀλλ' ἐπαινεταῖοι* hat, ſo ſchlägt Boiſſonade z. Pſell. S. 272: *οὐκοῦν μὴ ὅτι — περιοπτέοι — — ἐπαινετέοι* zu leſen vor. Die richtige Lesart aber iſt *οὔκουν, ὅτι*, welche alle Münch. Handſchriften anerkennen. Im Folgenden beſtätigen die von dem Herausgeber gemachte Verbeſſerung: *οὐχ ἵνα προσθήκην ἡ δόξα λάβῃ* auch die Münchn. Codd. 499 u. 277., während die übrigen *λάβοι* bieten.

S. 148. Z. 2. ſchreiben die Münchn. Codd. 121, 140. und 204. richtiger *τὸ ἀπ' ἀρχῆς* ſ. *τὸ ἀπαρχῆς*.

Kap. III. S. 149., wo die heldenmüthigen Makkabäer von dem Redner mit folgenden Worten geſchildert werden: *προαρπάζοντες ὥσπερ θησαυροὺς τὰς βασάνους, τοῦ παιδαγωγοῦ νόμου προκινδυνεύοντες, οὐ τὰς προσαγομένας τῶν βασάνων μᾶλλον φοβούμενοι ἢ τὰς λειπομένας ἐπιζητοῦντες· ἓν τοῦτο φοβούμενοι μόνον, μὴ ἀπείπῃ κολάζων ὁ τύραννος, καὶ ἀπέλθωσί τινες αὐτῶν ἀσεφάνωτοι* u. ſ. w., geben ſtatt des zweyten *φοβούμενοι* alle Münchner Handſchriften *εὐλαβούμενοι*, was auch Clemencet in mehreren ſeiner Handſchriften fand.

Kap. IV. S. 150. Z. 8 — 9: *οὐ τύραννος ἀπειλῶν, οὐ δῆμος, οὐ δορύφορος κατεπείγων*] Ref. würde hier mit dem älteſten Münchner Pergamentcoder aus dem 10. Jahrhundert Nr. 125. *οὐ δήμιος κατεπείγων*, was ſchon Clemencet in fünf Handſchriften traf, und nicht mißbilligte, unbedenklich vorziehen, um ſo mehr, als die Worte *οὐ δορύφορος*, welche einem Gloſſeme ähneln, auch in den Münchner Handſchriften 121, 140, 204 und 499. nicht vorkommen, und *δήμιος* leicht mit *δῆμος* verwechſelt werden konnte. Unterhalb, wo es heißt: *οὐ τὰ πάροντα δεινὰ, οὐ προσδοκώμενα χαλεπὰ*, iſt mit den Münchner Handſchriften *οὐ τὰ προσδοκώμενα* zu ſchreiben. Das folgende *χαλεπὰ*, welches auch Clemencet in den meiſten der von ihm benutzten Handſchriften nicht fand, mangelt ebenſo in allen Münchnern.

Kap. V. S. 151. Z. 10 — 12.: *Ἄλλου μὲν ἄλλοι, καὶ ὡς ἕκαστον ἢ οἱ τοῦ διώκοντος λόγοι, ἢ τῶν κινδύνων ἡ τάξις, ἢ τῆς ψυχῆς τὸ φιλότιμον ὥπλιζεν*]. Das erſte *ἤ*, welches unſer Herausgeber aus der von Hrn. Boiſ-

---

von fünfundzwanzig Jahren. Bey der ihm eigenen Lebhaftigkeit und leichten Empfänglichkeit für alle Eindrücke darf man ſich nicht wundern, wenn er manche jener Reiſeabenteuer auf ächt komiſche Weiſe ſchildert, ſ. S. 446 und 453 (160. B. u. 166. A. nach Petau's zweyter Ausgabe). Sagt er doch ſelbſt am Ende ſeines Dion, den er ungefähr drey Jahre nachher verfaßte: *Ἐγὼ δὴ θαμὰ καὶ τραγῳδίαις ἐπετραγῴδησα καὶ κωμῳδίαις ἐπισωμύλλομαι πρὸς τὸν πόνον ἑκάστου τοῦ γράψαντος· εἴποις ἂν ἡλικιώτην εἶναι, νῦν μὲν Κρατίνου καὶ Κράτητος, νῦν δὲ Διφίλου τε καὶ Φιλήμονος* u. ſ. w. Zehn Jahre ſpäter aber, nach der Erhebung zum Biſchofsamte, das man ihm wider ſeinen Willen übertrug, war ſein Geiſt ganz von Sorgen gebeugt und ſeine Heiterkeit getrübt, ſo daß jene ſcherzhaften, ja muthwilligen Aeußerungen mit dieſem Gemüthszuſtande nicht wohl zuſammenſtimmen.

sonade ihm mitgetheilten Collation des Pariser Cod. 1538. aufnahm, lassen alle Münchner Handschriften weg.

Kap. VI. S. 152. Z. 1. v. u.: — *καὶ χειρῶν ἔκτασις ἐτροποῦτο μυριάδας δι' εὐχῶν βάλλουσα*] Alle Münchner Handschriften lesen *ἐτρέπετο* und *δι' εὐχῆς*.

— S. 153. Z. 3. *εἴπωμέν τι καὶ τῶν σοι γνωρίμων*] Statt *σοι* hätte *σοὶ* geschrieben werden sollen.

— Z. *δεδιττη*, wozu die Münchner Handschrift 204. am Rande die Erklärung *ἀπειλεῖς, ἐκφοβεῖς* hat, ist aus der Homerischen Sprache geborgt, und wurde schon von Platon Phädr. S. 245. B., und besonders von spätern Schriftstellern (s. Ast zur angeführten Stelle des Platon S. 379. und Synes. über die Träume S. 138. C.) gebraucht. Unterhalb hat die älteste Münchner Handschrift: *Ὦ δήμιοι, τί μέλλετε· τί δαὶ* (statt *δὲ*) *ἀναδύεσθε*;

Kap. VII. Z. A.: *Ταῦτα μὲν πρὸς τὸν τύραννον· ἃ δὲ ἀλλήλοις διεκελεύοντο, ἃ δὲ παρεῖχον ὁρᾶν, ὡς καλά τε καὶ ἱερὰ κτλ.*] Hier fügt nach *διεκελεύοντο* der Münchner Cod. 201., wie der Coisl. 1. bey Clemencet, die Worte *ὡς ἐν παρατάξει παροτρύνοντες* ein. Im Folgenden hätte *ἐμπίπλαμαι* (die Münchner Handschrift 201. liest *ὑποπίμπλαμαι*) geschrieben werden sollen. Die von dem Herausgeber in den Anmerkungen gebilligte Lesart (Z. 4. von unten): *καὶ μετὰ τῶν ἀθλούντων εἰμὶ τῇ διανοίᾳ* bestätigen sämmtliche Münchner Handschriften.

Kap. VIII. S. 155. Z. 13. ff.: *καὶ ὡς νεοσσοὺς ὄρνις, ὄφεως προσερπύζοντος, — — περιῖπτατο* u. s. w.] Offenbar eine Nachahmung der Il. II. V. 315, worauf nach Clemencets Vorgang hätte hingewiesen werden sollen. Sodann verbessere man *συνηγωνίζετο*.

— S. 155. Z. 22. f.: *εὖγε πρόσαται τοῦ νόμου καὶ τῆς ἐμῆς πολιᾶς, καὶ τῆς θρεψαμένης ὑμᾶς πόλεως καὶ εἰς τόδε ἀρετῆς προαγούσης*] Ref. möchte mit sämmtlichen Münchner Handschriften, mit welchen vier königliche und Combefis bey Clemencet übereinstimmen, *προαγαγούσης* lesen. In den darauf folgenden Worten: *Κεκμήκασιν οἱ βασανισαὶ, τοῦτο φοβοῦμαι μόνον*, hat der Münchner Cod. 201. noch den Zusatz: *μὴ ἀπείπῃ κολάζων ὁ τύραννος, καὶ ἀπέλθωσί τινες ὑμῶν ἀτεφάνωτοι*, welcher aus Kap. III. S. 149. Z. 7 — 8. entnommen ist.

— — Z. 3 — 2. v. u.: *Ἀλλὰ ποθεῖτε τὴν μητέρα; Οὐκ ἀπολείψομαι ὑμῶν, τοῦτο ὑμῖν ὑπισχνοῦμαι*] Alle Münchner Handschriften lassen, wie fünf königliche und die meisten andern bey Clemencet, *ὑμῶν* weg.

Kap. IX. S. 156. Z. 4 — 5. hätte das dreyfache *σοι* orthotonirt werden sollen.

— — 157. Z. 9. bestätigen alle Münchner Handschriften die Lesart *ἐκκεντήσαντες*.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

(Fortsetzung.)

Joaquin Esteve y Jos. Beluitges, Diccionario Catalan-Castellano-latino. T. 1. 2. Barcelona 1803 — 5. fol.

Alex. Schischkoff, Vergleichendes Wörterbuch in 200 Sprachen. Th. 1. 2. Petersb. 1842.

G. Palkowitsch, Böhmisch-deutsch-lateinisches Wörterbuch mit Beyfügung der den Slowaken und Mähren eigenen Ausdrücke und Redensarten. Bd. 1. 2. Prag 1820.

Fr. Maria Maggius, Syntagmata linguarum orientalium quae in Georgiae regionibus audiuntur. Romae 1643. fol.

Manuel de Larramendi, Diccionario trilingue del Castellano, Bascuence y latin. St. Sebastian 1745. fol.

Fr. Passow, Handwörterbuch der griechischen Sprache. Neu bearbeitet von Dr. V. Ch. Fr. Rost und Dr. Fr. Palm. Bd. I. Abth. 1. Leipzig 1841. 4.

R. Klotz; Matthaei Devarii liber de Graecae linguae particulis. Vol. 1. 2. Lips. 1842.

K. A. Hahn, Uebungen zur mittelhochdeutschen Grammatik. Mit Anmerkungen und einem Glossarium. Frankf. 1843.

Dr. E. G. Graff, Althochdeutscher Sprachschatz. Th. 6. Berlin 1842. 4.

Chr. Fr. Grieb, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch nach den besten und neuesten Werken über Sprache, Künste und Wissenschaften. Abth. 1. 2. Stuttg. 1841. 4.

Szrzeniawa's Wortforschungslehre der polnischen Sprache. Bd. 1. 2. Lemberg 1842.

Magyar és német zsebszótár. Kozre bocsátá á magyar tudós társasàg. Elsö, vagy, magyar-német rész. Budun 1838.

V. P. Ziak, Böhmische Sprachlehre für Deutsche. Brünn 1842.

J. A. E. Schmidt, Russische Sprachlehre. Hamburg 1843.

Verhandlungen der vierten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bonn 1841. Bonn 1842. 4.

J. A. C. van Heusde, Studia critica in C. Lucilium poetam. Utrecht 1842.

Cor. Tacito, Os annaes, traduzidos em lingoagem Portugueza por José Liberato Freire de Carvalho. Vol. 1. 2. Paris 1830.

Fr. João de Sousa, Documentos Arabicos para a historia portugueza copiados dos originaes da Torre do Tombo. Lisboa 1790. 4.

Amrilkais, der Dichter und König. Sein Leben dargestellt in seinen Liedern. Aus dem Arabischen übertragen von Fr. Rückert. Stuttgart 1843.

Krishna-Miçra, Prabodha-Chandrodaya oder die Geburt des Begriffes. Aus dem Sanskrit übers. von K. Rosenkranz. Königsberg 1842.

The Susruta or system of medecine taught by Dhanwantari and composed by his disciple Súsruta. Vol. 1. 2. Calcutta 1836.

Translation of the Sanhitá of the Sáma Veda by J. Stevenson. London 1842.

M. F. Nève, Etudes sur les hymnes du Rig-Vêda. Louvain 1842.

Meer Hussein Ali Khan Kirmani, The history of Hydur Naik etc. Translated from an original Persian manuscript by Col. W. Miles. London 1842.

Kâlidasa's Ring-Cakuntala. Herausg. von Dr. O. Boehtlingk. Bonn 1842.

Ibn Chalikani vitae illustrium virorum ed. F. Wüstenfeld. Fasc. 11, quo continentur vitae 830 — 852. Gotting. 1842.

Alius Ispahanensis, Liber Cantilenarum magnus. Ex codd. manuscriptis arabice editus ab J. G. Lud. Kosegarten. Vol. I. 3. Griphsw. 1841. 4.

Ibn Khallikan, biographical dictionary, translated from the Arabic by B. Mac Guckin de Slane. Vol. I. Par. 1842. 4.

Abu Zakariya Yahya El-Nawawi, the biographical dictionary of illustrious men chiefly at the beginning of Islamism. Now first edited from the collation of two Mss. at Gottingen and Leiden by F. Wüstenfeld. Part. I. Gotting. 1842.

Sri Harsha of Cashmir, The Naishadha-Charita: or adventures of Nala Rájá of Naishadha; a Sanscrit poem. Part I. Calcutta 1838.

J. Warren, A collection of memoirs on the various modes according to which the nations of the Southern parts of India divide time. Madras 1825. 4.

The Rája Tarangini; a history of Cashmir. Calcutta 1835. fol.

Kamus. Lexicon Arabicum Firuzabadi versum in linguam Persicam ab Abdurrahhim ibn abdulkerim Ssafiburi. Vol. 1 — 4. Calcutta 1832. 4.

Pedro Juan Mallén, Notica del viage literario a las iglesias de España. Valencia 1820.

M. Paul Gaimard, Voyage en Islande et au Groenland, exécuté pendant les années 1835 et 1836, sur la corvette la Recherche, commandée par M. Tréhouart. Text in 8. Histoire de l'Islande par M. Xav. Marmier. P. 1. 2. Minéralogie et géologie par Eug. Robert. P. 1. 2. Physique par V. Lottin. P. 1. 2. Atlas. Géologie et minéralogie, livr. 1. 2. Atlas zoologique, medical et géographique, livr. 1 — 33 in fol. Paris 1840 — 42.

J. G. Kohl, Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten. Th. 1 — 5. Dresden 1842.

Fel. de la Gandara, Descripcion, origen y descendencia de la muy noble y antigua casa de Calderon de la Barca. Madr. 1661. fol.

B. von Zedlitz-Neukirch, Neues Preußisches Adelslexikon. Lief. 1 — 10. Leipzig 1842.

Bern. de Chaves, Apuntamiento legal sobre el Dominio Solar, que por expressas reales donaciones pertenece à la Orden de Santiago en todos sus pueblos s. a. fol.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juny.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

I. Novus SS. Patrum Graecorum saeculi quarti Delectus etc.

II. Specimen novae editionis cohortationis Basilii Magni etc.

(Fortsetzung.)

Kap. X. S. 158. Z. 3. ff.: *Οὕτως ἀπελαυσε τῆς ἱερωσύνης Ἐλεάζαρ, μυηθεὶς καὶ μυήσας τὰ ἐπουράνια, καὶ οὐ τοῖς ἔξωθεν ῥαντισμοῖς τὸν Ἰσραὴλ ἁγιάσας, ἀλλ' οἰκείοις αἵμασι*] Die Münchner Handschrift 140. hat *ἀλλὰ τοῖς οἰκείοις αἵμασι*. So las auch der Scholiast Niketas, welcher in seiner Erklärung *ἀλλὰ τῷ ἰδίῳ αἵματι* hat.

— — Z. 17: *εἰς τὸ πάσχειν*] Die Münchner Handschriften 125, 140 u. 201. schreiben *τῷ πάσχειν*. Zwey andere, Nr. 204 und 499. *τὸ π.* Unterhalb Nr. 125. und 204. *γεγόνει*, Nr. 201. *γέγονε*.

— — Z. 23. *καὶ τὸ — πάσχειν* Nr. 140. Sodann Nr. 125, 201 und 204. *προθυμότερον*.

Kap. XI. S. 159. Z. 5. *θυμάτων*] Die Münchner Handschriften 201. und 499. *παθημάτων*.

Kap. XII. S. 159. Z. 2. von u. *ἀληθῶς*) Die Münchner Handschrift 204. *ὡς ἀληθῶς*.

— — S. 160. Z. 4. *πρὸς τὸν καθ' ἡμέραν Ἀντίοχον*] Der Münchner Cod. 499. *πρὸς τ. καθ' ἡμᾶς Ἀντίοχον*.

— — Z. 8. *ἡλικίαν ἅπασαν*] Die Münchner Handschriften 125, 140 u. 204. *ἡλικίαν πᾶσαν*. Am Ende lassen die Handschriften 125, 140, 201 und 204. *τῶν αἰώνων* weg.

In der Rede des Johannes Chrysostomus auf die Rückkehr des Bischofs Flavianus würde Ref. die Aufschrift, wie sie in Montfaucons Ausgabe vorkommt, welcher auch die Münchner Handschriften 190 u. 349. beystimmen, vollständig gegeben haben.

Kap. I. Z. 3. bietet der Cod. 349. die Attische Form *τήμερον* statt der gemeinen *σήμερον*.

— — S. 171. Z. 10. würde Ref. in der Paulinischen Stelle (Ephes. 3, 20.) von der Montfauconschen Schreibung *ὑπὲρ ἐκ περισσοῦ*, welche auch der eben genannte Cod. bestätigt (der andere läßt *ὑπὲρ* weg), nicht abgegangen seyn.

— — Z. 12. ff.: *Ἡμῖν μὲν γὰρ ἀρκοῦν εἶναι ἐδόκει τὸ τῶν ἐπικειμένων τέως ἀπαλλαγῆναι τῶν κακῶν, καὶ ὑπὲρ τούτου πᾶσαν ἐποιούμεθα τὴν ἱκετηρίαν*] Den unnöthigen Artikel vor *κακῶν* würden wir, auf die Münchner Handschrift 190. gestützt, streichen. Die andere liest sehr abweichend — *ἐπικειμένων κινδύνων ἐκφυγεῖν ὑπὲρ, ὧν πᾶσαν ἐποιούμεθα τὴν ἱκετηρίαν*.

— — S. 172. Z. 21. haben unsere beyden Handschriften *θρυλούντων*, welches den Vorzug vor *θρυλλούντων* verdient.

— — Z. 2 — 1. v. u.: *οὐ γὰρ ἐσιν, οὐκ ἔσι τὴν ἐλπίδα ταύτην καταισχυνθῆναι ποτε*] Hier ist *γὰρ ἔσιν* und *καταισχυνθῆναί ποτε* zu schreiben. Eben so S. 173. Z. 3. f.: *Οὐ γὰρ*

ἔσιν (ſtatt γάρ ἐσιν), οὐκ ἔσι τῆς τυχούσης κτλ.

S. 173. Z. 9.: *Τὴν γὰρ ἑαυτοῦ ψυχὴν ὑπὲρ πάντων ἔδοκε*] Kräftiger unſere beyden Handſchriften *ὑπὲρ ἁπάντων*.

— — Z. 17., wo Flavianus von ſeiner todtkranken Schweſter ſagt: *καὶ οὐκ ὀψόμεθα ἐκπνέουσαν καὶ τὰς τελευταίας ἀφεῖσαν φωνάς*, gibt der Münchner Cod. 190. vortrefflich *ἀφιεῖσαν*. Aehnlich heißt es unten: *ἀλλ' ἀφιεῖσα τὴν ψυχήν, οὐκ ὄψεται τὸν πάντων αὐτῇ ποθεινότερον*.

— — Z. 20. *καὶ τὰ ἄλλα πάντα πρὸς τὸν τάφον ἐπιμελήσασθαι*] Die Münchner Handſchrift 349. fügt nach *πάντα* den Artikel *τὰ* ein, welcher leicht ausfallen konnte.

— S. 174. Z. 2. ff.: *Πάντες, φησὶ, πρὸς ἡμᾶς κεχήνασι καὶ Ἰουδαῖοι καὶ Ἕλληνες· μὴ καταισχύνωμεν αὐτῶν τὰς περὶ ἡμῶν ἐλπίδας* u. ſ. w.] Unſere beyden Handſchriften leſen richtig *μὴ δή*, wie der Verfaſſer der Lateiniſchen Ueberſetzung in Montfaucons Ausgabe, welche ne igitur hat. Unten Z. 8. ſchreiben beyde Codd. *ἀπέλαυσεν* ſtatt *ἀπήλαυσεν*.

Kap. II. S. 175. Z. 15. f.: *Ἀλλ' ἅπερ οὗτος ἀπέκρυψεν ἀπὸ ταπεινοφροσύνης, ταῦτα ὁ θεὸς εἰς μέσον ἐξήνεγκε*] Die Handſchrift 190. lieſt *ἐπέκρυψεν*. Sodann die andere ganz richtig *ὑπὸ ταπεινοφροσύνης*. Ferner Nr. 190. *ἐξήνεγκεν*, welches am Ende des Satzes den Vorzug verdient. Im Folgenden ſchreibe man *τινα δὲ ἔσι* (ſtatt *δὲ ἐσι*) *ταῦτα*. So mit Recht unſere beyden Handſchriften.

— — S. 176. Z. 10.: *Ἐποίει καὶ τοῦτο*] Beyde Handſchriften *δὲ* ſtatt *καί*. Auch die Lateiniſche Ueberſetzung hat: Hoc autem faciebat.

Kap. III. S. 177. Z. 11. v. u.: *ἀλλὰ σεναέας κάτωθεν βαρὺ καὶ μικρόν*] Die Münchner Handſchriften vortrefflich *πικρὸν*, wie der Lateiniſche Ueberſetzer las, welcher graviter et amare — gemens gab. Uebrigens gebraucht Chryſoſtomus zu Anfang dieſes Kapitels ebenfalls *πικρὸν ἀνοιμώξας*, wo aber die zweyte Münchner Handſchrift durch Verwechſelung *μικρὸν* bietet.

Kap. III. S. 178. Z. 19. ff.: *Τῆς παῤῥησίας αὐτοῖς ἀνῃρημένης, πάντων αἰχμαλώτων ἀθλιώτερον διάκεινται νῦν*] Nach *παῤῥησίας* fügt die zweyte Handſchrift ſehr paſſend die Partikel *οὖν* ein. Statt *αὐτοῖς* hat die nämliche *αὐτῆς*.

— — Z. 5—4. v. u.: *τὰ μεγάλα καὶ ἀφόρητα προσκρούσματα μεγάλης διαθέσεως γέγονεν ὑπόθεσις*] Beyde Handſchriften leſen *προσκρούματα — ὑπόθεσις γέγονεν*.

— — S. 179. Z. 2.: *ἀλλ' ὁ Θεὸς οὐ μόνον αὐτὸν* (d. i. *τὸν ἄνθρωπον ἐν τῷ παραδείσῳ*) *οὐ κατέλιπεν*] Die erſte Handſchrift giebt *οὐκ ἐγκατέλιπεν*.

— — Z. 23. f.: *Εἰ γὰρ μὴ σφόδρα αὐτὴν* (nämlich *πόλιν*) *οὕτως ἠγάπησας, οὐκ ἂν αὐτὴν οὐδὲ ἐκεῖνοι* (d. i. *οἱ δαίμονες*) *τοσοῦτον ἐβάσκηναν ἄν*] Das zweyte *ἄν* laſſen beyde Münchner Handſchriften weg. Doch verdient die bisherige Lesart den Vorzug. S. Kühners ausführliche Griech. Grammatik §. 458. 2.

— — Z. 8 — 6. v. u.: *Πόσων ἐμπρησμῶν, πόσης καταφροφῆς τὰ ῥήματα ταῦτα πικρότερα, ἅπερ ἀπολογούμενος ἔλεγες;*] Statt *καταφροφῆς* möchte Ref. mit Savile und Andern lieber *κατασκαφῆς* leſen, wofür auch die zweyte Münchner Handſchrift ſtimmt.

— — Z. 1. v. u. f.: *Τοῦτο μὲν γὰρ τὸ διάδημά ἐσι μὲν τῆς σῆς ἀρετῆς ἀπόδειξις, ἔσι δὲ καὶ τῆς τοῦ δεδωκότος φιλοτιμίας τεκμήριον*] Beyde Handſchriften richtig *διάδημα ἔσι*, da auf dem letzten Worte der Nachdruck liegt. Nach *μὲν* fügt die erſte *καὶ* hinzu.

— — S. 180. Z. 9. ff.: *οὐ χαλκοῦν σε ἐπὶ τῆς ἀγορᾶς ἀνασήσουσιν, οὐδὲ χρυσοῦν, οὐδὲ λιθόκολλητον*] Aehnlich Platon Phädr. S. 236. B.: *σφυρήλατος ἐν Ὀλυμπίᾳ σάθητι*, wozu Aſt S. 296. mehrere ähnliche Beyſpiele aus andern Schriftſtellern anführt.

— — S. 183. Z. 9. ff. v. u.: *Καὶ καινὸς αἰχμαλωσίας κατέχει τὴν πόλιν τρόπος. Τῶν οἰκοδομημάτων καὶ τῶν τειχῶν ἑηκότων, χαλεπώτερα τῶν ἐμπρησθεισῶν πάσχουσι πόλεων; οὐδενὸς βαρβάρου παρόντος, οὐδὲ πο-*

λεμίου φαινομένου, ἀθλιώτερον τῶν ἁλόντων διάκεινται u. ſ. w.] Die zweyte Handſchrift hat γὰρ vor οἰκοδομημάτων, und καὶ vor οὐδενὸς βαρβάρου.

Kap. III. S. 184. Z. 5: *Καὶ μὴ περαιτέρω προενέγκῃς αὐτοῖς τὰς συμφορὰς, ἀλλ' ἄφες ἀναπνεῦσαι λοιπόν*] Beyde Handſchriften leſen μὴ δὴ, wie der Lateiniſche Ueberſetzer, welcher ne igitur hat, für καὶ μή. Ferner ἀλλὰ δὸς ἀναπνεῦσαι.

— — Z. 4. ff. v. u.: *Εἰ γάρ ποτε συμβαίη γενέσθαι τοιοῦτον, οἷον δὴ γέγονε νῦν, (ὃ μὴ γένοιτο!) καί τινες τῶν ὑβρισμένων βουλεύσωνται ἐπεξελθεῖν τοῖς ὑβρικόσιν, ἡ πραότης ἡ σὴ καὶ ἡ φιλοσοφία ἀντὶ πάσης ἔσαι διδασκαλίας αὐτοῖς* u. ſ. w.] Der Herausgeber vertheidigt, auf Boulians 2. Anmerkung zu S. Jo. Chrysostomi in Eutropium eunuchum Homil. p. 10 ſich ſtützend, den Conjunctiv *βουλήσωνται* nach *εἰ* als eine Eigenheit des Chryſoſtomus; doch können wir ihm hierin keineswegs beyſtimmen. Denn wie oft ſind in den Handſchriften ο und ω, ου und ω, ει und η u. dgl. verwechſelt? Eine Unzahl ſolcher Verſtöſſe findet ſich in der Münchner Handſchrift 349. Demnach würde man ſehr Unrecht thun, wenn man dergleichen Soloecismen dem Verfaſſer zumuthen wollte. Man vergleiche Lobeck's Parerga zu Phrynich. S. 722. In ſolchen Fällen iſt es vor allem nöthig, gute Handſchriften zu Rathe zu ziehen. In der vorliegenden Stelle aber ſchreiben beyde Münchner ganz treffend *βουλεύσονται*. Ueber die Verbindung des Optativs und des Futurs im Indicativ nach *εἰ* ſehe man Jacobs in der allgemeinen Schulzeitung. Jahrg. 1828. Abth. II. Nr. 132. S. 1091.

— — S. 186. Z. 9.: *ἐννόησον ὅτι, εἰ καί τί σοι ἡμάρτηται, πάντα ἀπονίψασθαι δυνήσῃ τὰ πλημμελήματα διὰ τῆς ψήφου καὶ τῆς γνώμης ταύτης χωρὶς ἱδρώτων*] Vor χωρὶς ἱδρώτων iſt hier χωρὶς πόνων ausgefallen. Dieſer Redensart bedient ſich Chryſoſtomus auch anderwärts.

— — Z. 7 — 5. v. u.: *εἰ δὲ ἐκβάλλοις τὴν πόλιν τῆς διανοίας τῆς σῆς, οὐ μόνον οὐκ ἐπιβήσομαι, οὐδὲ ὄψομαι αὐτῆς τὸ ἔδαφος*] Die Münchner Handſchrift bietet ἐκβάλοις. Die andere hat den jotaciſtiſchen Fehler ἐκβάλῃς.

Kap. IV. S. 188. Z. 3: — *ὡς πᾶσαν καθόλου τῆς διανοίας ἐξήλειψε τὴν ὀργήν*] Kräftiger beyde Münchner Handſchriften ἅπασαν.

— — S. 189. Z. 8. ff. v. u.: — *εὐχαριστῶμεν ἀεὶ τῷ φιλανθρώπῳ θεῷ, ἀπό τε τῶν θείων γραφῶν, ἀπό τε τῶν ἡμῖν συμβάντων αὐτῶν δὴ τούτων μαθόντες ὡς ἅπαντα ἀεὶ πρὸς τὸ δέον ἡμῖν οἰκονομεῖ* u. ſ. w.] Statt αὐτῶν δὴ τούτων hat, wie Savile und zwey von dem Herausgeber erwähnte Handſchriften, auch die zweyte Münchner αὐτὸ δὴ τοῦτο, was in den Anmerkungen mit Recht gebilligt wird.

Befremdend mag es dem Leſer vorkommen, daß, da die Anmerkungen Lateiniſch geſchrieben ſind, die Vorrede in Franzöſiſcher Sprache verfaßt wurde.

Der Verf. des unter Nr. II. aufgeführten Programms gibt in der Vorrede p. II. zuvörderſt eine ſehr kurze biographiſche Notiz über Baſilius den Großen, der man ſogleich anſieht, daß ſie nicht aus den Quellen geſchöpft iſt, ſondern aus Fabricius, Feiſſer und Kloſe zuſammengetragen wurde; denn hätte der Verf. mit ſeinem Schriftſteller eine genauere Bekanntſchaft angeknüpft, ſo hätte er unmöglich verſäumen können, unter den eigentlichen Quellen vor allem der Briefe des Baſilius zu gedenken, und nach der Leichenrede des Gregorius von Nazianzus die Briefe dieſes ſeines Freundes; ferner Baſilius Bruder, Gregorius von Nyſſa, im Leben der heiligen Makrina Bd. II. S. 181. B. ff., in der Schrift gegen Eunomius Bd. II. S. 310. D. ff. und in der Leichenrede auf Baſilius Bd. III. S. 479. zu erwähnen. Unter den eigentlichen Biographen des Baſilius hätte er doch Tillemont (Mémoires pour serv. à l'hist. eccl. Tom. IX.) anführen ſollen, wenn er auch den noch ſehr unkritiſchen Hermant mit Stillſchweigen hätte übergehen wollen. Der Verfaſſer der vita S. Basilii im dritten Bande der Garnierſchen Ausgabe iſt nicht Garnier, ſondern Prud. Maran, welcher nach des Erſtern Tode den dritten Band lieferte. Auffallend iſt es, daß Ullmanns Monographie: Gre-

gorius von Nazianzus, der Theologe. Darmstadt 1825. 8., in welcher die Verhältnisse des Basilius zu seinem vertrautesten Freunde vortrefflich auseinandergesetzt sind, mit keiner Sylbe erwähnt wird.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

(Fortsetzung.)

Nova statutorum ordinis Sancti Joannis Hierosolymitani editio, cui addita sunt statuta et ordinationes in capitulis generalibus promulgatae ab anno 1555 usque ad ultimum capitulum generale Melitae celebratum anno 1574. Madr. 1577. fol.

Informe de la verdad por el real y militar orden de nuestra Señora de la merced, redencion de cautivos. Madr. s. a.

Dr. H. W. Bensen, Lehrbuch der griechischen Alterthumskunde. Erlangen 1842.

Lud. Dissen, De ordine certaminum Olympicorum per quinque dies. Gotting. 1842.

Dr. G. Zeis, Römische Alterthumskunde. Lief. 1. 2. Jena 1842.

F. M. Avellino, Descrizione di una casa Pompejana con capitelli figurati all' ingresso disotterata negli anni 1831 — 32. Napoli 1837. 4.

Select papyri in the hieratic character from the collections of the British Museum. Part II. London 1842. fol.

Dr. W. Ad. Schmidt, Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums. Th. 1. Die griechischen Papyrus-Urkunden der königl. Bibliothek zu Berlin. Berlin 1842.

Fr. Closener, Straßburgische Chronik. Stuttgart 1842.

F. C. Schlosser, Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs. Bd. 3. Abth. 2. Vom Anfange des Seekriegs in Europa um 1778 bis zum May 1788. Heidelberg 1843.

Dr. Fr. Fiedler, Geographie und Geschichte von Altgriechenland und seinen Kolonien. Leipzig 1843.

Guil. A. Becker, De Romae veteris muris atque portis. Lips. 1842.

Thomas Keightley, The history of Rome to the end of the republic. London 1842.

Apel, Geschichte des römischen Staates mit vorzüglicher Berücksichtigung der Chorographie und Antiquitäten. Leipzig 1843.

Thomas Arnold, History of Rome. Volum. 1. 2. London 1840.

J. G. H. Greppo, Mémoire sur les voyages de l'Empereur Hadrien et sur les médailles qui s'y rapportent. Paris 1842.

Lud. Giesebrecht, Wendische Geschichten aus den Jahren 780 — 1182. Bd. 1 — 3. Berlin 1842 — 43.

Corpus scriptorum historiae Byzantinae. Georgius Codinus de antiquitatibus Constantinopolitanis. Laonicus Chalcocondylas. Bonnae 1843. 8.

Paul Jos. Schaffarik, Slawische Alterthümer. Th. 1. Leipzig 1842.

Fernandez de Cordova y Aguilar, Cronica del gran capitan Goncalo Fernandez. Sevilla 1580. fol.

Frz. Jos. Ad. Schneidawind, Der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich u. s. w. Bd. 1. 2. Schaffhausen 1842 — 1843.

Jozé Pereira Bayam, Chronica del rey D. Pedro I. Lisboa 1760. 4.

Aug. Manuel y Vasconcelos, Vida y acciones del rey Don Juan el segundo decimotercio de Portugal. Madr. 1839. 4.

Jos. Soares da Sylva, Memorias para historia de Portugal, que comprehendem o governo del rey D. João I. T. 1. 2. Lisboa 1730. fol.

Jac. Batton, Recordacoens . . de 1747 — 1810. Londres 1813.

Agost. Rebello da Costa, Descripcão topografica e historica da cidade do Porto. Porto 1789. 4.

Nicolao d'Oliveyra, Livro das grandezas de Lisboa. Lisboa 1620. 4.

Memoria sobre a conspiraçao de 1817, vulgarmente chamada a conspiração de Gomes Freire. London 1822.

Pedro de Mariz, Dialogos de varia historia das vidas dos reys de Portugal. Vol. 1. 2. Lisboa 1749. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

I. Novus SS. Patrum Graecorum saeculi quarti Delectus etc.

II. Specimen novae editionis cohortationis Basilii Magni etc.

(Fortsetzung.)

Sonderbar genug wird p. III. in der unten stehenden Anmerkung Synesius als Apologet des Christenthums einem Origenes, einem Clemens von Alexandria, einem Justinus dem Märtyrer, einem Athenagoras, einem Basilius dem Großen und den beyden Gregoren beygezählt.

Ueber die Gründe, welche den Basilius zur Abfassung dieser Schrift bestimmten, läßt sich der Verf. p. III. so vernehmen: Postquam vidit aequales suos nimio pietatis studio a litteris Graecorum alienatos, quippe quos opinio praeiudicata occoecasset institutionem scholasticam, qua scriptores gentiles explicentur, moribus ac pietati iuventutis perniciosissimam esse, hoc commento opinionis fortissime impugnato ad lectionem Graecorum utilissimam ac maxime necessariam adolescentes summa auctoritate sua incitare conatus est etc. Allein Ref. hätte gewünscht, daß er diese Behauptung durch triftige Beweise begründet hätte. Hieraus und aus dem Folgenden sieht man aber nur zu deutlich, daß er sich durch Nüßlins unhaltbare Ansichten (s. dessen Einleitung zu seiner Uebersetzung der Rede des heiligen Basilius des Großen an christliche Jünglinge über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller. Mannheim bey Tob. Löffler. 1839. S. VI. f.), über welche sich Ref. schon früher in diesen Blättern (Jahrg. 1839. Nr. 203. S. 585. ff.) ausgesprochen hat, ohne sie einer strengen Prüfung zu unterwerfen, leiten ließ.

Zur Verbesserung des Textes benutzte er eine noch unverglichene Papierhandschrift aus der Wolfenbüttler Bibliothek, Cod. Gud. Gr. 44. (Nr. 106. in Eberts Verzeichniß) aus dem XIV. Jahrh. (?), welche den besten Handschriften beygezählt wird, und, wie Ref. fand, meistens mit der Edit. pr., welche gemeinschaftlich mit Kebes Gemälde, Plutarchus über die Erziehung und Xenophons Hieron zu Anfang des XVI. Jahrh. zu Venedig oder Rom mit Zach. Calliergi's Typen, nach der Vermuthung Maittaire's (Annal. typogr. T. IV. p. 752.), und Jac. Morelli's (Catalog. Biblioth. Pinell. T. III. p. 234. Nr. 7157.), ohne Ort und Jahr gedruckt wurde, übereinstimmt. Fremions Ausgabe, welche für die Textkritik dieser Schrift des Basilius wegen der aus zwanzig Pariser Handschriften zusammengestellten Varianten so wichtig ist, konnte er, da sie im Buchhandel bereits vergriffen ist, nicht auftreiben. Sonach mußte er sich größtentheils mit dem Garnierschen und Combefisschen Apparate begnügen. Unter den Ausgaben, welche ihm zu Gebote standen und S. IV. aufgeführt werden, vermißt man die erste, von Erasmus von Roterdam besorgte, Baseler vom Jahre 1532. in Fol. und die durch Front. du Duc und Fed. Morell bey Claud. Morell in 2 Foliobänden veranstaltete Pariser vom Jahre 1618. Daß ihm Uhlemanns Uebersetzung mit Chr. Fried. Illgens Anmerkk. in d. histo-

risch-theolog. Abhandll. II. Denkschrift d. historisch-theolog. Gesellschaft zu Leipzig. Herausgegeben von Ch. F. Illgen. S. 88 ff. entging, wunderte den Ref. sehr.

Der Text der Schrift des Basilius, von welcher Herr Heß nur die ersten zehn Kapitel als Probe einer neuen Bearbeitung derselben, die mit Galens Protrepticus erscheinen soll, gegeben hat, nimmt mit den untergesetzten Anmerkungen 18 Seiten ein.

In der Aufschrift ließ er λόγος, welches mehrere Pariser Handschriften und auch die Gudische nicht anerkennen, mit Recht weg, und gab sodann πῶς ἂν ἐξ Ἑλληνικῶν ὠφελοῖντο λόγων anstatt ὅπως ἄν u. s. w., nach dem Vorgang des Cod. Gud. und der Ed. pr., die er nur aus Eberts bibliograph. Lex. B. I. Nr. 3839. und aus Hoffmanns bibliogr. Lexicon der gesammten Literatur der Griechen Bd. I. S. 408 und 438. kennt, da πῶς eben so in indirecter, wie in directer Frage gebraucht wird, ähnliche Beyspiele aus Plutarchus anführend.

Kap. I. S. 3. Z. 3. nahm er aus dem Cod. Gud. ὁδῶν τὴν ἀσφαλεσάτην statt ὁδοῦ τ. ἀ., wofür sich Ref. in diesen gelehrten Anzeigen Jahrg. 1842. Nr. 189. S. 486. erklärte, auf.

— — Z. 5.: ὥστε μήτ' αὐτὸς ἔλαττόν τι πατέρων εὐνοίας νέμειν ὑμῖν, ὑμᾶς τε νομίζειν u. s. w.] Ref. würde auf das Ansehen des Cod. Gud., welchem zwar acht Pariser Handschriften bey Fremion und zwey Münchner beystimmen, ὑμᾶς δὲ (die Ed. pr. hat ὑμᾶς δέ τε) nicht geändert haben; denn dem μήτε entspricht eben so wohl δὲ, wie μηδὲ dem μήτε und δὲ dem τε. S. Matth. Griech. Grammatik S. 1446., Ast's Lex. Plat. Vol. I. p. 423. sq. und Vol. III. p. 365. und Kühner's ausführliche Grammatik der Griech. Sprache. Bd. II. S. 418. §. 722. 5.

Ebendaselbst Z. 6.: μὴ ποθεῖν τοὺς τεκόντας πρὸς ἐμὲ βλέποντας] So S. 4. Z. 1 — 2. τὸν παρ' ἑαυτοῦ τὰ δέοντα ξυνορῶντα. Synes. über die Vorseh. S. 97. D.: ἀλλ' ἀσθενεῖ κατιόντα τὰ ὄντα. S. 98. A.: οὐκ οὔσης οὖν τῆς ὑποσάθμης τῶν ὄντων πρὸς οἰκείαν σωτηρίαν ἀρκούσης. Br. 139. S. 275. D. οὐκ ὄντος τοῦ συγκορυβαντιῶντος, und Br. 123. S. 260. A. πατρὸς ὄντως ζῶντος. Im Dion S. 59. D. δύνασθαι χρῆσθαι und über die Vorseh. S. 117. C. προελέσθαι σώζεσθαι. Basil. Br. 47. im III. Bande S. 140. D. δυνηθῆναι διαβῆναι. Daß solche Gleichklänge das feinfühlende Ohr des Griechen nicht verletzten, hat auch Förtsch durch Zusammenstellung mehrerer Beyspiele in seinen Observatt. critt. in Lys. Oratt. p. 15. gezeigt.

Kap. I. S. 4. Z. 6. hätte die Schreibung εἰς ἅπαξ (s. Matthiä's Grammatik. S. 1346 und besonders Ast zu Plat. Gorg. S. 8.) nicht verlassen werden sollen, weil der Cod. Gud. εἰςάπαξ schreibt.

— — Z. 7.: ὥσπερ πλοίου τὰ πηδάλια τῆς διανοίας παραδόντας] Aehnlich Basilius in der Homil. in princip. proverbb. Bd. II. S. 112. D.: Ἔχε οὖν ἀσφαλῶς τῆς ζωῆς τὰ πηδάλια.

— — Z. 10. ἔνθεν ἐλών] Diese Homerische Ausdrucksweise (Odyss. VIII. 500.), welche sich häufig bey spätern Schriftstellern findet (s. D' Orville zu Charit. S. 255. Leipzig. A. und Toup zu Longin. ed. Weisk. S. 422. Vergl. Julian. d. Kais. Red. II. S. 92. D. Red. III. S. 123. C. u. Red. IV. S. 132. B. und Synes. über das Königthum S. 10. A.), und gleichbedeutend mit dem prosaischen ἐντεῦθεν ἀρξάμενος ist, hätte nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen.

Kap. III. z. A. καὶ ὅπη καὶ ὅπως] Zu dem, was der Herausgeber hiezu bemerkte, füge man Lobecks Paralipp. P. I. p. 57.

S. 6. Z. 5.: τῶν τῇδε καλῶν] Τῇδε, welches zur Bezeichnung des Sinnlichen oder Irdischen von den Kirchenvätern so oft gebraucht wird (s. Albert Jahn zu Gregor. Nyss. de anim. et resurr. p. 337), hätte doch eine Anmerkung verdient. In der nämlichen Zeile schrieb Hr. Heß statt καθ' ὅσον, bloß auf die Gudische Handschrift gestützt, καθόσον.

Kap. IV. S. 7. Z. 1. τῷ τῆς ψυχῆς ὄμματι] Hier vermißt man die Hinweisung auf Plat.

Politeia S. 533. D. Vergl. Alb. Jahn. Animadvv. in Basil. M. Opera Fasc. I. p. 124. u. 188. Bey der Erklärung des W. χειρονομία hätte auf Quintilian. Institutt. oratt. I. 11. §. 16 — 17. und auf Juvenalis Sat. V. 120. ff. Rückſicht genommen werden ſollen. Die bald darauf folgenden Worte: *Καὶ ἡμὶν δὴ οὖν ἀγῶνα προκεῖσθαι πάντων ἀγώνων μέγιστον νόμιζειν χρέων*, floſſen offenbar aus Platoniſcher Quelle (ſ. Phädr. S. 247. B. und Politeia S. 608. B.).

Kap. IV. S. 8. Z. 3 — 4.: *ὥσπερ οὖν οἱ δευσοποιοὶ παρασκευάσαντες πρότερον θεραπείαις τισιν* (vielmehr *τισὶν*) *ὅ τι ποτ' ἂν ᾖ τὸ δεξόμενον τὴν βαφὴν οὕτω τὸ ἄνθος ἐπάγουσιν*] S. Cuper. Observatt. III. 8., Aſt zu Politeia S. 488., Jacobs zu Philoſtrat. d. Aelt. Bildern S. 444 und 522. und Boiſſonade in den Notices et Extraits des Manuscrits de la Biblioth. du Roi Tom. XI. P. II. p. 97. Aus der von dem Herausgeber angezogenen Stelle in der Platoniſchen Politeia S. 429. D., welche Baſilius vor Augen hatte, ſchöpfte auch Joh. Chryſoſtomus Bd. III. S. 508. E.: *ὥσπερ οὖν οἱ σκυτοδέψαι τὰ δέρματα λαμβάνοντες σύφουσι πρότερον, κατατείνουσι, παίουσι καὶ τοίχοις καὶ λίθοις προσαράσσοντες, καὶ ἑτέραις μυρίαις θεραπείαις αὐτὰ ποιήσαντες ἐπιτήδεια πρὸς τὴν ὑποδοχὴν τῆς βαφῆς οὕτω τὸ χρῶμα τὸ τίμιον ἐπάγουσιν.* Im Folgenden möchte Ref. *εἰ μέλλει ἀνέκπλυτος ἡ τοῦ καλοῦ παραμένειν δόξα* ſtatt *εἰ μέλλοι ἀνέκπλ. ἅπαντα τὸν χρόνον ἡ τοῦ καλοῦ παραμ. δ.* ſchreiben. S. Heindorf zu Platons Parmenid. S. 291. f., Aſt zu deſſen Polit. S. 418. und Geſetz. S. 290. und Creuzer zu Plot. de Pulcrit. S. 384. Den unnöthigen Zuſatz *ἅπαντα τὸν χρόνον*, welchen Garnier aus zwey Colbertſchen Handſchriften aufnahm und Ref. nur in dem Münchner Papiercoder 131. fand, haben Sturz und Fremion mit Recht weggelaſſen.

— — Z. 7 — 8.: *καὶ οἷον ἐν ὕδατι τὸν ἥλιον ὁρᾷν ἐθισθέντες οὕτως αὐτῷ προσβαλοῦμεν τῷ φωτὶ τὰς ὄψεις*] Daß Baſilius hier, ſo wie Themiſtius Red. IV. S. 51. B. Plat. Politeia S. 516. A. nachahmte, bemerkte ſchon Stallbaum in Plat. Dialogg. selectt. Vol. III. Sect. II. p. 102. Doch verſäumte er auch dem Plutarchus de aud. poet. S. 36. E. unter den Nachahmern dieſer Stelle des Platon einen Platz anzuweiſen, ungeachtet ihm Wyttenbach's Anmerkung zu Plutarch. Bd. I. S. 223 nicht fremd geweſen zu ſeyn ſcheint.

Ueber die Redensart *προσβάλλειν τινὶ τὰς ὄψεις* ſehe man Wyttenbach zu Plutarch. moral. Schriften Bd. II. S. 221. und Creuzer zu Plot. de Pulcrit. S. 382. f.

Kap. V. z. A. ſchreibe man *εἰ μὲν οὖν ἔσι τις* (ſtatt *ἐσί τις*) *οἰκειότης πρὸς ἀλλήλους τοῖς λόγοις.* So mit Recht drey Pariſer Handſchriften bey Fremion.

— — S. 9. Z. 3. *ἦπου καθάπερ φυτοῦ οἰκεία μὲν ἀρετὴ τῷ καρπῷ βρύειν ὡραίῳ — — οὕτω δὴ καὶ ψυχῇ προηγουμένως μὲν καρπὸς ἡ ἀλήθεια*] Trefflich vier Pariſer Handſchriften bey Fremion *τὸ καρπῷ βρύειν ὡρ.* Die Münchner 535. *τὸ κ. βρίθειν ὡρ.*

(Schluß folgt).

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

(Fortſetzung.)

Jo. Bapt. Lavanha, Chronica do feliciss. rey Dom Emanuel da gloriosa memoria. Lisboa **1619.** fol.

A. M. Dulac, Exame critico, comparativo do estado actual de Portugal. Lisboa **1827.** 4.

Leandro Dorea Caceres e Faria, Catastrophe de Portugal na desposicão del rei D. Affonso o Sexto. Lisboa **1669.** 4.

Ant. Carvalho da Costa, Corografia Portugueza e descripçam topografica do famoso reyno de Portugal. T. **1** — **3.** Lisboa **1706.** fol.

Fer. Lopez, Chronica del rey D. Joam I. P. **1** — **3.** Lisboa **1644.** f.

Visconde de Santarem, Quadro elementar das

relaçoẽs politicas de Portugal com as diversas potencias do mundo. Vol. 1. 2. Paris 1842.

Alb. Carl. de Menezes, Classificação dos bens naciones para ordenar a Administração. Lisboa 1823. 4.

Ant. de Saldanha da Gama, Memoria sobre as colonias de Portugal, situadas na costa occidental d'Africa. Paris 1839.

D. de Goes, Chronica do Senhor Rei D. Emanuel. Vol. 1 — 4. Coimbra 1790. 4.

Jos. Cadahalso, Cartas Marruecas. Madr. 1793. 4.

Vinc. Blasco de Lanuza, Historias ecclesiasticas y seculares de Aragon. T. 1. 2. Caragoça 1622. fol.

El tribuno del pueblo español periodico. Vol. 1 — 5. Cadiz 1812 — 14. 4.

Diego Saavedra Faxardo, Obras. T. 1 — 7. Madr. 1789 — 90.

Noticia de los principales sucesos ocurridos en el gobierno de España desde 1808 hasta 1814. Barcel. s. a.

Fr. Martinez Marina, Discurso sobre el origen de la monarquia y sobre la naturaleza del gobierno español. Madr. 1813.

Domingo La Ripa, Defensa historica por la antiguedad del reyno de Sobrarbe. Caragoça 1675. fol.

Fel. de la Gandara, Armas i triunfos hechos heroicos, de los hijos de Galicia. Madr. 1662. 4.

Fr. Gavalda, Memoria de los sucesos particulares de Valencia y su reyno en los años 1646 y 1648 tiempo de peste. Valencia 1804.

Fr. Xav. Garma y Salcedo, Theatro universal de España. Vol. 1 — 4. Madr. 1738 — 41.

La España bajo el poder arbitrario de la congregacion apostolica. Paris 1833.

Miguel Cortes y Lopez, Diccionario geografico-historico de la España antigua tarraconense, bética y lusitana. T. 1 — 3. Madr. 1835 — 36.

Juan. Aug. Cean-Bermudez, Sumario de las antiguedades romanas que hay en España en especial las pertenecientes á las bellas artes. Madr. 1832. fol.

Fr. de Berganza, Antiguedades de España. P. 1. 2. Madr. 1719 — 21. fol.

Aug. de Blas, Origen, progresos y limites de la poblacion y examen historico-critico de la de España. Madr. 1833.

Almacen de frutos literarios inéditos de los mejores autores. P. 1. 2. Peripiñan 1818.

Memorias de Don Manuel Godoy, Principe de la Paz, ó sea cuenta dada de su vida politica. T. 1 — 6. Gerona 1839 — 41.

Aug. Arguelles, Examen histórico de la reforma constitucional Vol. 1. 2. Lond. 1835.

Consultas del real y supremo consejo de Castilla y otros papeles. Paris 1818.

Alph. de Barrès du Molard, Mémoires sur la guerre de la Navarre et des provinces Basques, depuis son origine en 1833 jusqu'au traité de Bergara en 1839. Paris 1842.

J. Mar. Bover, Memoria de los pobladores de Mallorca despues de la ultima conquista por D. Jaime I de Aragon. Palma 1838. 4.

Isid. Bosarte, Disertacion sobre los monumentos antiguos pertenecientes a las nobles artes de la pintura, espultura y arquitectura que se hallan en la ciudad de Barcelona. Madr. 1786.

Mig. A. Zapater, Anales de la corona y reyno de Aragon. Zaragoça 1663. fol.

Andr. Gomez de Somorrostro, El acueducto y otras antiguedades de Segovia. Madr. 1820. fol.

Florian de Ocampo, Coronica general de España. Vol. 1 — 12. Madr. 1792.

Xav. Manuel de la Huerta y Vega, Anales de el reyno de Galicia. Vol. 1. 2. Santiago 1730. fol.

Ger. Gudiel, Compendio de algunas historias de España. Alcala 1577. fol.

Fern. Perez de Guzman, la cronica del rey Juan II. Editio princeps. Lograno. 1517. fol.

Ant. de Amico, Chronologia de los virreyes presidentes y de otras personas qne han governado el reyno de Sicilia. Palermo 1687. 4.

Ant. Nibby, Roma nell' anno 1838. 4 Voll. Roma 1838 — 41.

Archivio storico italiano, ossia raccolta di opere e documenti finora inediti o divenuti rarissimi risguardanti la storia d'Italia. Vol. 1. 2. Firenze 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juny.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Jacobus Micyllus Argentoratensis, philologus et poeta, Heidelbergae et Rupertinae universitatis olim decus. Commentatio historico-literaria quam conscripsit Ioannes Fridericus Hautz lycei Heidelbergensis professor. Heidelbergae, sumptibus J. C. B. Mohr, bibliopolae academici MDCCCXLII. VI. 66.

Manche Universität hat in ununterbrochener Reihe vorzügliche Männer aufzuweisen, die sich um die Wissenschaft verdient gemacht haben und eines fortwährenden Andenkens der Nachwelt würdig sind; eine gründliche Darstellung dessen, was sie, jeder in seinem Fache, ersprießliches geleistet haben, würde der Geschichte der Wissenschaften selbst zu gut kommen. Wir sind noch keineswegs, wie manche denken, zu einer Stufe gekommen, daß wir auf die Werke unserer Vorfahren mit vornehmer Miene herabsehen könnten, vielmehr würde eine gründliche und gediegene Erläuterung der Thätigkeit der früheren ihre großen Vorzüge gegen unsere Zeit recht anschaulich machen, ohne daß anderseits das Verfehlte verkannt werden sollte, letzteres würde zumeist vor ähnlichen Abwegen warnen. Darum wäre es sehr zu wünschen, daß von jeder bedeutenden Universität eine geschichtliche Uebersicht ihrer vorzüglichsten Männer gegeben würde, sie wäre durch vereinte Kräfte aus den verschiedenen Fächern des Wissens mittelst Benützung der reichhaltigen Archive leicht zu erlangen, und die Betrachtung ausgezeichneter Vorbilder würde den jugendlichen Sinn nur vortheilhaft beleben und mit stets neuem Muthe auf der wissenschaftlichen Bahn bestärken.

Der Verfasser obiger Abhandlung scheint von diesem Gedanken ausgegangen zu seyn, und gewiß ist es sehr schätzenswerth, von einer Anstalt, an welcher ein Grynäus, Xylander, Sylburg, Gruter lebten und wirkten, zu einer Zeit, wo Heidelberg durch den Ruhm seiner ausgezeichneten Bibliothek so viele Fremde an sich gezogen hatte, theils aus deren Schriften, theils aus andern wenig bekannten oder zugänglichen Quellen Näheres zu vernehmen. Vorläufig ist Micyllus gewählt, ein aus Lucian herübergetragener und nach der Sitte jener Zeit grächisirter Name für das deutsche Moltzer oder Mölzer, mit dem Versprechen, daß später auf ähnliche Art Xylander, Lotichius u. a. dargestellt werden sollen. Mit außerordentlichem Fleiße ist, was über das Leben dieses Mannes und seine Verhältnisse in Heidelberg gefunden werden konnte, zusammengetragen; für seine äußere Stellung haben die Acten der Universität das meiste geliefert, seinen eigentlichen Werth muß man aus seinen Schriften bestimmen, deren Verzeichniß dem Ende beygefügt ist; wir finden dort Ausgaben von Terentianus, Maurus, Hyginus, Martialis, Lucianus, und hätten recht sehr gewünscht, der Verfasser möchte, da diese wohl wenigen bekannt sind, den Werth dieser Ausgaben und worin ihr Verdienst besteht, zu bezeichnen nicht übergangen haben. Micyllus war productiven Geistes, gewandt im laieinischen Ausdrucke, durch seinen Ovidius, den er sich zum besondern Muster genommen hat, vielfach angeregt, und mit poetischem Talente ausgerüstet konnte es nicht fehlen, daß er, obschon der

theologiſchen Richtung ſeiner Zeit folgend, doch außerdem vieles Schöne und Vortreffliche lieferte, und ſo glauben wir, daß in dem dicken Bande Gedichte das Bedeutendſte niedergelegt iſt, was zur genauen Schilderung dieſes Mannes erforderlich ſeyn wird. Vor allen hat uns in ſeinen fünf Büchern Sylvae die Epistola an Melanchthon, welchem er ein Jahr nach ſeiner Berufung von Frankfurt an die Univerſität Heidelberg Aufſchluß über alle dortigen Zuſtände ertheilt, angeſprochen und uns für manches Mißlungene entſchädigt; wir erinnern uns nicht, ſie in einer der vielen Anthologien aus neuern Latiniſten geleſen zu haben, und bedauern, daß der Hr. Verfaſſer dieſe Krone der Micylliſchen Poeſie nicht vollſtändig aufgenommen hat, zumal ſie die perſönlichen Verhältniſſe des Mannes beſſer als jede andere Notiz ſchildert. Der Dichter weiß recht lebendig darzuſtellen, wie die Neigung zu den juridiſchen Studien jedes andere Intereſſe an ſeiner Hochſchule in den Hintergrund ſtellt, und er als Lehrer der griechiſchen und lateiniſchen Literatur mochte dieſes beſonders empfinden; die charakteriſtiſche Stelle lautet folgender Maſſen:

aspicio miseras omni sine honore Camoenas,
ante leves vulgi turpe iacere pedes.
nam quotus est, aliquem veterum qui noscere vatum
nunc velit, aut dignum laude poema putet?
aut quotus est, studio qui vel Demosthenis ora,
vel tua Marce pater liberiore colat?
cum Latiis aeque videas sordescere Graecos.
hei mihi! barbariae quanta fenestra patet!
ille ferox totum iuvenis qui terruit orbem,
sub mediis armis natus Amyntiades,
carmina Pieridum, dum cingitur ense, legebat
ipsa iubens vatum castra sonare modos.
idem cum fessus peteret post proelia somnum,
indormisse operi fertur, Homere, tuo.
at nunc quis tantum vel longa per otia vatem
aspicit, aut veterem denotat ore librum?
Bartolus et Baldus, Speculum, Salicetus et Abbas
et male currendo qui leve fecit iter,
quorum, ceu nostri quidam modo dixerat aevi,
nomina sunt ipso paene tremenda sono:
hi sunt qui manibus passim volvuntur, et inter
vilia chartarum scrinia regna tenent.
hos amat, hos gremio circumfert stulta iuventus,
hos tanquam divum numina certa colunt.
et merito, quis enim solum nunc quaerit honestum?
virtutem pretium vel putat esse sui?
lucrum est quod petitur magnique salaria census,
aureaque ista licet saecula iure voces.

In dieſem Geiſte iſt die ganze lange Epiſtel, ſie lehrt gelegentlich, daß der Ruhm, den die Univerſität Heidelberg durch ihre juridiſche Facultät beſitzt, durch Jahrhunderte begründet iſt, aber wer hätte gedacht, daß obige Klagen nicht erſt von heute und geſtern ſtammen, ſondern von der Zeit des Camerarius und Melanchthon ausgehen und, wie es ſcheint, mit geringer Uebertreibung ſich bis auf uns herunter fortgeerbt haben!

I. Novus SS. Patrum Graecorum saeculi quarti Delectus etc.

II. Specimen novae editionis cohortationis Basilii Magni etc.

(Schluß.)

Kap. V. S. 9. Z. 8. *τοῖς Αἰγυπτίων μαθήμασιν ἐγγυμνασάμενος*] Syneſ. im Dion S. 62. B. *τοῖς ἀδιορθώτοις τῶν βιβλίων ἐγγεγυμνάσθαι.* Plat. Phädr. S. 228. E. *ἐν σοὶ ὡς ἐγγυμνασόμενος.* Ueber die Sache ſ. Clemens von Alex. Strom. I. 16. Bd. I. S. 361.

— — S. 10. Z. 1.: *τὴν σοφίαν Χαλδαίων*] Hierüber findet ſich eine vortreffliche An-

merkung bey Carpzov Specim. Eunapii edendi. p. XVI. sq. Vrgl. Baehr zu Ktes. S. 140.

Kap. V. S. 10. Z. 3 — 4. *ὅπως γε μὴν αὐτῶν μεθεκτέον ὑμῖν, ἐξῆς ἂν εἴη λέγειν*] Statt *ὑμῖν* schreibe man mit den Münchner Handschriften 131 und 535. und mit der Ed. pr. *ἡμῖν*.

ὑ

Der Pariser Cod. L. bey Fremion hat *ἡμῖν*. Auch Kap. VII. S. 12. Z. 5 — 6., wo es heißt: *τῶν λόγων ὑμῖν μεθεκτέον*, ist *ἡμῖν* zu lesen, wie Ref. schon früher in diesen gelehrten Anzeigen (Jahrg. 1839. Nr. 204. S. 597.) dargethan hat.

Kap. VI. S. 10. Z. 6 — 7.: *ὅταν μὲν τὰς τῶν ἀγαθῶν ἀνδρῶν πράξεις ἢ λόγους ὑμῖν διεξίωσιν* (nämlich *οἱ ποιηταί*)] Zwey Münchner Handschriften, die Pariser T. und die erste Ausgabe bieten ganz richtig *ἡμῖν*, wie man aus den unten vorkommenden Worten: *διὸ δὴ πάσῃ φυλακῇ τὴν ψυχὴν τηρητέον, μὴ διὰ τῆς τῶν λόγων ἡδονῆς παραδεξάμενοί τι λάθωμεν τῶν χειρόνων*, und aus dem Folgenden: *οὐ τοίνυν ἐπαινεσόμεθα τοὺς ποιητὰς, οὐ λοιδορουμένους* ersehen kann.

— — — *ὅταν δὲ ἐπὶ μοχθηροὺς ἄνδρας ἔλθωσι, τὴν μίμησιν ταύτην δεῖ φεύγειν ἐπιφρασσομένους τὰ ὦτα οὐχ ἧττον ἢ τὸν Ὀδυσσέα φασὶν ἐκεῖνοι τῶν Σειρήνων τὰ μέλη*] Wenn nach *ἔλθωσι* sich *μιμησόμενοι* anschlösse, so wären die Worte *τὴν μίμησιν ταύτην* wohl vorbereitet. So aber, wie man jetzt liest, haben sie etwas Gezwungenes. Demnach möchte Ref. auf die Pariser Handschriften A, B, F, G, H, S. und auf die Münchner 357. gestützt, mit Fremion lieber *ἔλθωσι τῇ μιμήσει, ταῦτα δεῖ φ.* lesen. Aehnlich Diod. von Sic. XIII. 95. Bd. I. S. 618.: *τοῖς λογισμοῖς εἰς ἑαυτοὺς ἐρχόμενοι* (s. H. Steph. Thes. L. Gr. ed. Didot. T. III. Fasc. VII. p. 2075. C.). Ueber die *μίμησις* der Dichter und plastischen Künstler s. Ast. zu Plat. Politeia S. 421. Uebrigens hatte hier Basilius den Plutarchus de aud. poet. S. 17. F. f. vor Augen. Daß der Herausgeber, dem Cod. Gud. folgend, *τῶν Σειρήνων τὰ μέλη* (die Ed. pr. hat *πρὸς τῶν Σειρήνων τ. μ.*, die Pariser N. *ἐπὶ τῶν Σ. τ. μ.*, wo *ἐπὶ* mit anderer Dinte überschrieben ist) für die bisherige Lesart *τὰ τῶν Σ. μέλη* aufgenommen, ist keineswegs zu billigen.

K. VI. S. 11. Z. 1 — 2.: *ὅταν τραπέζῃ πληθούσῃ καὶ ᾠδαῖς ἀνειμέναις τὴν εὐδαιμονίαν ὁρίζωνται*] Offenbar eine Anspielung auf das Demosthenische (Red. für die Krone S. 234. Bekk.): — *τῇ γαστρὶ μετροῦντες καὶ τοῖς αἰσχίσοις τὴν εὐδαιμονίαν*, was auch Lukian Nigr. Bd. I. S. 40. Zweybrücker Ausg.: *καὶ δυνασείᾳ μετρεῖ τὸ εὔδαιμον*, nachahmte, und Synes. über das Königthum S. 28. C., wo er sagt: *οἱ μὲν γὰρ χρείᾳ ζωῆς μετροῦσι τὸν πόρον. οἱ δὲ τὴν ζωὴν μετρεῖν ἀξιοῦσι τῇ χρείᾳ τοῦ πόρου*, nach seiner Weise nachbildete. Vergl. Hemsterhuys zu Lukians angeführter Stelle S. 249, Wyttenbach in der Biblioth. crit. Vol. I. P. II. p. 59. sq. und Jacobs zu Achill. Tat. S. 425.

— — — Z. 6. *μίξεις ἀναφανδόν*] Ueber die bemerkenswerthe Zusammenstellung des Adverbs *ἀναφανδόν* mit einem nomen verbale sehe man Lobecks Paralipp. T. I. p. 151.

Kap. VII. S. 12. Z. 2 — 3.: *ὡς γὰρ τῶν ἀνθέων τοῖς μὲν ἀνθρώποις ἄχρι τῆς εὐωδίας ἢ τῆς χρόας ἐσιν ἡ ἀπόλαυσις*] Der eigene Gebrauch der Präposition *ἄχρι* in dieser und ähnlichen Redensarten hätte allerdings Berücksichtigung verdient. Das sprüchwörtliche *ἄχρι τοῦ σώματος* berührte Valckenaer zu Ammon. S. 178. Andere Beyspiele giebt Jacobs zu Achill. Tat. S. 444, 501 und 967., denen wir noch folgende beyfügen wollen. Themist. Red. VIII. S. 101. D. *Χρύσιππος δὲ ἄχρι τῶν ῥημάτων ἔοικεν ἀνδρίζεσθαι.* S. 111. B. *σχολῇ γ' ἄν τινα τῶν ὁμοήθων ἄχρι τῶν ἔργων λυπήσαις ὁ μηδὲ ἄχρι τῶν ὠτων ποτὲ καρτερήσας*, und C. *καὶ οὐδὲ ἄχρι τῆς λοιδορίας ἔσησε τὴν ὀργήν.* S. 116. A. *οὐδὲ ἄχρι τῆς χλαμύδος καὶ τῆς ζωνῆς στρατιώτης ἐσὶ*, und *ὁ δὲ ἀκοντισὴς οὐκ ἄχρι τοῦ προσρήματος.* Greg. von Naz. Red. IV. S. 108. C. — *ἵνα μὴ προδῶσι μηδὲ μέχρι ῥή-*

ματος τὴν εὐσέβειαν. Vergl. auch Red. XI. S. 245. D. Asterius Homil. I. S. 15. ὡς ἄχρι λόγου μόνον φοβούντων. Synes. über das Königthum S. 10. C.: Τούτῳ (d. i. τῷ βασιλεῖ) γὰρ ἀνάγκη τὸ ἔνδοθεν ἀσασίασον διάγειν καὶ μέχρι προσώπου γαλήνην ἔνθεον.

Kap. VII. Z. 4. f.: τοῖς μὴ τὸ ἡδὺ μόνον τῶν τοιούτων λόγων διώκουσίν ἐσί τινα καὶ ὠφέλειαν ἀπ' αὐτῶν εἰς τὴν ψυχὴν ἀποθέσθαι] Man schreibe vielmehr διώκουσιν ἔσι τινά.

Kap. VIII. S. 14. Z. 3.: ἐνσημαινόμενα] Hiemit hätte ἐναπομάττεσθαι verglichen werden können. S. Creuzer zu Plot. de Pulcrit. S. 258.

— — — Z. 5. καὶ ἱδρῶτος συχνοῦ καὶ πόνου πλήρης] So unten Kap. X. S. 18. Z. 7. ἱδρῶτας μυρίους καὶ πόνους καὶ κινδύνους. Chrysost., wie oben bemerkt wurde, χωρὶς πόνων, χωρὶς ἱδρώτων. Clemens von Alex. Quis dives salvetur K. III. S. 10. ἀκονιτὶ κἀνιδρωτὶ, wo S. 143. Segaar verglichen werden kann. Auch findet man oft den einen oder andern dieser beyden Ausdrücke gebraucht. So sagt Synesius Br. 148. S. 286. A. ἀνιδρωτὶ σῖτον αἱρεῖσθαι. Im Dion S. 52. C. ἀλλ' οὐδὲ τὰ μεγάλα ἀκονιτὶ παραγίνεται. Ueber das Königthum. S. 5. B. heißt es von Theodosius dem Großen: οὐδὲ τὸ γῆρας ἀκόνιτον ἀφῆκεν ὁ φθόνος. Horat. Br. I. 1, 51.: Cui sit conditio dulcis sine pulvere palmae. Vergl. die Ausleger zu dieser Stelle, Corte zu Sallust. Jug. S. 686., Abresch's Lection. Aristaenet. p. 95 und 334. und Schweighäusers Lex. Polyb. S. 19.

Kap. IX. S. 15. Z. 6.: οὐχ ἥκιστα δὲ ἐν οἷς τὸν στρατηγὸν τῶν Κεφαλλήνων πεποίηκε γυμνὸν ἐκ τοῦ ναυαγίου περισωθέντα πρῶτον μὲν αἰδέσαι τὴν βασιλίδα φανέντα μόνον] Hiezu bemerkt der Herausgeber gar wunderlich: „Αἰδέσαι est infin. aor. 1. act. ab αἰδέω, pro qua forma, cuius exemplum frustra conquisivi, in usu fere est αἰδέομαι.“ Man verbessere vielmehr aus der Ed. pr. αἰδεσθῆναι.

Kap. IX. S. 16. Z. 2 — 3. ᾗ (nämlich τῇ τρυφῇ) συνέζων] Ueber diese und ähnliche Ausdrucksweisen, deren sich besonders die Spätern häufig bedienten, hätten nach dem Vorgange Valckenaers zu Eurip. Hippol. S. 294. E., Matthaei's zu Joh. Chrysost. Homil. XII. S. 120. und zu den novv. Eclogg. S. 73, Boissonade's zu Marin. S. 118, Schwenks zu Aeschyl. Eumenid. S. 116 f., Jacobs zu Aelian. S. 516. f. und Ast's Lex. Plat. unter den W. συνοικῶ einige Beyspiele angeführt werden sollen. So gebraucht Synes. über die Vorsehung S. 90. D. αἰδοῖ συζῶντα. S. 106. A. τοὺς ἀρετῇ συζῶντας. Br. 85. S. 229. C. ἡμεῖς συζῶμεν τῇ περὶ σοῦ μνήμῃ. Ueber das Königthum S. 6. A. συνεσιᾶσθαι μερίμναις. S. 30. C. πενίᾳ συνοικῶν und D. πενίᾳ συνῇ. Br. 11. S. 171. A. ὁμιλήσας φροντίσιν. Vergl. Br. 130. S. 267. A. und über die Vorsehung S. 112. C.

Ref. erlaubt sich noch den Wunsch beyzufügen, daß der Herr Verfasser, wenn er einst diese Schrift mit Galens Protrepticus ganz herausgibt, wozu er in der Vorrede S. IV. Hoffnung macht, sich die Mühe nicht gereuen lassen möge, die ächten und interessantesten Schriften des Basilius ganz zu durchlesen, um den Schriftsteller recht eigentlich aus dem Schriftsteller selbst zu erklären.

J. G. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Analecta epigraphica et onomatologica. Scripsit Carolus Keilius, Adjunctus Portensis. Lipsiae apud Fr. Chr. Guil. Vogelium 1842. 252. S.

Was wir im Leben häufig genug erfahren, daß der ungünstige Eindruck, welchen die erste Begegnung eines Menschen auf uns gemacht hat, bey näherer Bekanntschaft mit demselben den Gefühlen der Achtung und Zuneigung weicht, das begegnet uns in ähnlicher Weise hie und da in der Bücherwelt. Die Form ist allerdings bey jedem Geisteswerk etwas Wesentliches und von ihrem Gelingen hängt zumeist ab, ob es mit Beyfall aufgenommen werde; oft schreckt jedoch das Mißfällige und Fehlerhafte in dieser Beziehung mit Unrecht ab, und bey genauerer Betrachtung gewahren wir zu unserer Ueberraschung einen solchen innern Gehalt, daß wir uns gestehen müssen, wie viel uns entgangen wäre, hätten wir dem ersten Eindruck zufolge unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme von dem Gegenstande abgewendet. In diesem Falle befanden wir uns der oben angezeigten Schrift gegenüber. Verbietet auch schon der Titel Analecta strenge Forderungen an die Form eines solchen Buches zu stellen, und ist es gleich auf dem Felde der Gelehrsamkeit überhaupt bey uns herkömmlich, hierin nicht eben allzu eckel zu seyn, so kann doch eine Manier der Darstellung, wie sie uns hier geboten wird, einem gebildeten Geschmack wenig zusagen. Eine Rede, mitten in ihrem Fluß durch Citate, wie ein Strom durch Felsen, unterbrochen, daß man über Namen und Zahlen das Gefüge der Perioden verkennt, überdieß Citate aller Orten wie aus einem Füllhorn ausgegossen, nöthige und unnöthige Noten unter dem Text, die gar häufig ohne große Mühe mit diesem verwebt seyn könnten, hinter dem Texte zahlreiche Zusätze und Berichtigungen — was könnte geeigneter seyn, dem Leser eine üble Meynung von dem Werke beyzubringen, und ihn eher bewegen, es alsobald aus der Hand zu legen? Und gleichwohl hat er Unrecht, es zu verschmähen, wovon wir uns erst überzeugt haben, als wir es zum zweytenmal in die Hand nahmen und unsere anfängliche Scheu, es durchzulesen, überwanden. Freylich ist auch nicht zu läugnen, daß der Hr. Verfasser in der Anordnung seiner Materien dadurch gefehlt hat, daß er mit offenbarer Ueberschätzung das Unwichtigere an die Spitze gestellt, die Hauptsache aber, worin er überall schöne Beweise von Gelehrsamkeit und Scharfsinn giebt, in den zweyten Theil verlegt hat. Er versucht nämlich in den beyden Kapiteln, welche die erste Abtheilung bilden, die Wiederherstellung und Erklärung von einigen dergestalt fragmentarischen griechischen Inschriften, daß sich über deren ursprünglichen Inhalt oder gar Wortlaut wohl mancherley rathen, unmöglich aber etwas mit Sicherheit bestimmen läßt, und der Aufwand von Zeit und Mühe, beym Licht betrachtet, schlecht belohnt erscheint. So verdient, wenigstens nach unserm Dafürhalten, das zuerst von Böckh Corp. Inscr. Gr. n. 1536 mitgetheilte, von Roß im ersten Hefte seiner Inscriptiones Gr. ineditae n. 12 wiederholte Fragment von Megalopolis durchaus nicht die umständliche Behandlung, deren wir es von Hrn. Keil gewürdigt sehen, und so wenig wir auch in Abrede stellen können und

wollen, daß der so nahe liegenden Vermuthung von einer Beziehung desselben auf Philopömen ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit inwohne, dünkt uns doch die in dem vorangestellten Motto:

Ἡδονὴν ἔχει,
ὅταν τις εὕρῃ καινὸν ἐνθύμημά τι
δηλοῦν ἅπασι

ausgedrückte Freude über die gemachte Entdeckung zu wenig gerechtfertigt. Werden etwa dadurch die erhaltenen Züge in einen bessern Zusammenhang gebracht, wird ein neues Licht über den Inhalt verbreitet, eine neue Thatsache für die Alterthumskunde gewonnen? Nichts von Allem dem. Kein Scharfsinn erneuert die erloschene Inschrift. Wozu dann all diese Qual?

Wir würden unsern Lesern einen schlechten Dienst erweisen, wollten wir bey Dingen so zweifelhafter Natur, die wir für unsern Theil lieber gelegentlich in einer Zeitschrift berührt als zum Gegenstand eines Buches gewählt sähen, verweilen und in Einzelnheiten eingehen, und achten es darum für angemessener, uns sogleich zu dem an Umfang wie an Gehalt reicheren zweyten Theile zu wenden, nachdem wir noch zuvor den alten Reisebeschreiber Pausanias gegen einen ungerechten Vorwurf in Schutz genommen haben. S. 26 nämlich ist von dem Theater zu Megalopolis, dessen großartige Ueberreste sich unweit des heutigen Dorfs Sinano finden, die Rede, und nach Anführung einer Stelle des eben genannten Schriftstellers (VIII, 32, 1), in welcher jenes Theater als das größte in Griechenland bezeichnet wird, wird behauptet, dieser Angabe widerspreche eine andere bey demselben Pausanias, indem es II, 27, 5 also heiße: *Ἐπιδαυρίοις δέ ἐστι θέατρον ἐν τῷ ἱερῷ, μάλιστα ἐμοὶ δοκεῖν θέας ἄξιον· τὰ μὲν γὰρ Ῥωμαίων πολὺ δή τι καὶ ὑπερῆρε τῶν πανταχοῦ τῷ κόσμῳ, μεγέθει δὲ Ἀρκάδων τὸ ἐν Μεγάλῃ πόλει·* (soweit Hr. Keil, wir setzen aber um des Zusammenhanges willen auch das unmittelbar Folgende her) *ἁρμονίας δὲ ἢ κάλλους εἵνεκα ἀρχιτέκτων ποῖος ἐς ἅμιλλαν Πολυκλείτῳ γένοιτ' ἂν ἀξιόχρεως; Πολύκλειτος γὰρ καὶ θέατρον τοῦτο καὶ οἴκημα τὸ περιφερὲς ὁ ποιήσας ἦν.* Daraus scheint hervorzugehen, daß Hr. Keil diese Worte so verstanden habe, als werde hier dem Theater der Epidaurier der Vorrang vor jenem in Bezug auf Größe eingeräumt. Allein gerade das Gegentheil. Die römischen Theater, will Pausanias sagen, übertrafen wohl die andern an Pracht, und das zu Megalopolis war vor allen durch seine Größe ausgezeichnet, aber an Ebenmaaß und Schönheit konnte sich keines mit dem epidaurischen messen, denn es war ja ein Werk des Polikleitos, dem Niemand, wo es auf jene zwey Punkte ankam, die Palme zu entreißen im Stande war. So viel zur Beseitigung eines Mißverstandes, der uns um so unbegreiflicher ist, als der Hr. Verf., wie man aus den häufigen Citaten schließen muß, den Pausanias fleißig gelesen hat.

Die zweyte Abtheilung nun oder das dritte und vierte Kapitel des Buches (S. 102 — 241) ist der Verbesserung oder Vertheidigung griechischer Eigennamen gewidmet. Hr. Keil beabsichtigt nämlich die Herausgabe eines umfassenden Werks über die Nomina propria der griechischen Sprache, und hat seine Befähigung dazu in einem 1840 veröffentlichten Specimen Onomatologi gr., das mit Beyfall aufgenommen ward, beurkundet. Da ihm aber seine Stellung in Schulpforte zu wenig Muße gewährt, als daß an baldige Vollendung eines Werkes zu denken wäre, das unendliche Vorarbeit erfordert, so will er vor der Hand mit seinen Mittheilungen fortfahren, um einestheils zu zeigen, daß er sein Unternehmen nicht aufgegeben, und anderntheils, um die Meynungen und Ansichten Anderer zu vernehmen. Er spricht nun im ersten Paragraphen des dritten Kapitels, um, wie er sagt, mit einem nomen fausti ominis den Anfang zu machen, von dem angeblich auf einer Vase vorkommenden Namen *Θεόξοτος*, statt dessen schon Welcker *Θεόδοτος* vermuthet hatte. So gebräuchlich aber auch dieser letztere Name war, so hält es doch der Verf. und, wie uns dünkt, mit Recht, nicht leicht für möglich, daß man Δ für Ξ angesehen habe, und will lieber *Θεόσδοτος* nach jonischer Mundart lesen, verhehlt sich aber hiebey die Schwierigkeit nicht, zu erklären, wie statt ΣΔ jener streitige Buchstabe gelesen werden konnte. Eben so ändert er in einer Inschrift bey Böckh *Θεοξοτίδου*

in Θεοδοτίδου. Im Wesentlichen ist diese Aenderung richtig, aber gewiß stand ursprünglich an der einen wie an der andern Stelle das mit Ξ oder Ξ leicht zu verwechselnde Σ oder Ζ d. i. ΣΔ, was durch die Varianten Θεοζοτίδου und Θεοζοτίδης bey Plato (Apolog. Socr. p. 35 s. fin. Stephan.) und bey Demosthenes (Rede gegen Midias p. 533 Reisk.), welche man nicht für bloße Versehen der Abschreiber halten darf, und durch die Analogie von Ἀθήναζε und dergleichen seine Bestätigung erhält.

Daß auf älteren Inschriften *E* auch für *H* vorkommt, hat manchmal irre geführt, indem die Kopirenden Namen mit η schrieben, wo ε hätte gelesen werden sollen. Irrthümer dieser Art hat der Verf. an der sichern Hand der Analogie und Namenvergleichung mehrere aufgedeckt und in § 2. dargelegt. Wie sich Ἀρέσαιχμος an Ἀρεσίας, Ἀρέσιππος, Ἀρέσανδρος anschließt, so findet auch Ἀκεσίας seine Gewähr in Ἀκέσανδρος, Ἀκεσίλαος, Ἀκεσᾶς und ähnlichen. Auf gleiche Weise wird Τελένικος trotz der nicht geringen Anzahl von Namen, die mit Τηλε beginnen, hauptsächlich durch Vergleichung mit Νικοτέλης gesichert, und dem Τελέδημος oder Τελέδαμος steht die Verwandtschaft mit Δημοτέλης oder Δαμοτέλης schützend zur Seite.

Recht anschaulich stellt sich uns an den mit dem Stamm von σώζω beginnenden Eigennamen, von denen im Folgenden gehandelt und § 5. eine lange Reihe aufgezählt wird, der Reichthum und die Mannigfaltigkeit griechischer Wortbildungen dar. Hiebey muß aber, wie überhaupt auf dem ganzen Felde der griechischen Sprachforschung, sehr vor einer Klippe gewarnt werden, die von der Kritik noch lange nicht genug beachtet ist und auch von Herrn Keil, obwohl sie seinen Augen nicht verborgen blieb, nicht glücklich vermieden worden ist; wir meynen die in Folge der schon sehr früh erscheinenden Abweichungen von der ursprünglichen Aussprache und der dadurch herbeygeführten Schwierigkeit der Schreibung in alle Monumente eingedrungene Anorthographie. Der sogenannte Iotacismus ist die erste Quelle der zahllosen Textverderbnisse und ihm hat man zum großen Theil den Variantenwust zu verdanken, der noch immer wie ein heiliger Schatz von Edition zu Edition überliefert wird. Man erwägt nicht oder nicht genug, daß keines unserer Manuscripte über die Periode hinauf reicht, in welcher die Veränderungen in der Aussprache eintraten, daß also überall erst die Vermittelung eines anders redenden Geschlechts dazwischen getreten ist, die um so nachtheiliger einwirken mußte, je seltener die Verfertiger von Abschriften auf einer höhern Stufe der Bildung standen als jene von einem guten Theile der Inschriften, die auch von dieser Seite betrachtet höchst interessante Actenstücke sind und auf die Frage über die Kulturverbreitung bey den Alten ein unerwartetes Licht werfen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

(Fortsetzung.)

Angel. Pezzana, Storia della città di Parma. T. 1. 2. Parma 1842.

Emile Vincens, Histoire de la république de Génes. Vol. 1 — 3. Paris 1842.

Ant. Ranieri, Della storia d'Italia dal quinto al nono secolo. Brusselle 1841.

Ch. Nodier, Nouvelle bibliothèque bleue ou légendes populaires de la France. Paris 1842.

Chret. de Poly, Essai politique sur les causes de perturbation et de crises en France etc. Vol. 1. 2. Paris 1840.

L. Mery et M. Guindon, Histoire du corps et du conseil de la municipalité de Marseille depuis le 10 siécle jusqu'à nos jours. Paris 1842.

A. D. de la Fontenelle de Vaudoré, Histoire des rois et des ducs d'Aquitaine et des comtes de Poitou. Vol. I. Paris 1842.

André Imberdis, Histoire des guerres religieuses en Auvergne pendant les 16. et 17. siécles. Vol. II. 1. 2. Moulins 1840.

Fr. Martinez de la Rosa, Espiritu del siglo. Vol. 1 — 3. Madr. 1835.

Hipp. Carnot, Mémoires de B. Barère. T. 1. 2. Paris 1842.

Wilh. Zimmermann, Der deutsche Kaisersaal. Stuttgart 1842.

Dr. Karl Hagen, Zur politischen Geschichte Teutschlands. Stuttgart 1842.

Monumenta Germaniae historica ed. G. H. Pertz. Scriptorum T. IV. Hannoverae 1841. f.

Lübeckische Chronik. Lübeck 1842.

Herzog Carl und die Revolution in Braunschweig. Ein Beytrag zur Geschichte des Jahres 1830. Jena 1843.

W. Binder, Alemannische Volkssagen, Geschichten und Mährchen. Th. 1. Stuttgart 1842.

Dr. Traug. Märcker, Diplomatisch-kritische Beyträge zur Geschichte und dem Staatsrechte von Sachsen. Bd. 1. Markgrafthum Meissen. Ein histor. publicistischer Beytrag zur sächsischen Territorialgeschichte. Mit einem Urkundenbuch. Leipzig 1842.

J. H. Hennes, Geschichte der Grafen von Nassau. Th. 1 bis zum Jahre 1255. Köln. 1842.

Universallexikon von Württemberg, Hechingen und Sigmaringen. Bearbeitet von C. Th. Griesinger. Lief. 1 — 8. Stuttgart 1842.

J. K. Wächter, Statistik der im Königreiche Hannover vorhandenen heidnischen Denkmäler. Hannover 1841.

Das Kieler Stadtbuch von den Jahren 1264 — 1289. Aus der Handschrift herausgegeben von Dr. J. Fr. Lucht. Kiel 1842. 4.

Dr. C. H. L. Hoffmann, Die Domanialverwaltung des Würtemberg. Staates. Tübingen 1842.

H. G. Beck, Chronik der Stadt Schweinfurt. Bd. 1. 2. Schweinfurt 1841.

J. E. von Koch-Sternfeld, Der Lampotinger Heimath und Weltleben und ihre Vermächtnisse. München 1842.

M. Gandershofer, Die Verdienste der Benediktiner von Metten um die Pflege der Wissenschaften und Künste. Landshut 1841.

L. Bechstein, der Sagenschatz des Frankenlandes. Th. 1. Würzburg 1842.

Ludwig, König von Bayern, Walhalla's Genossen. München 1842.

Gottlieb von Ankershofen, Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. Hft. 1. Geschichte Kärntens vor der Römerherrschaft. Klagenfurt 1842.

Alex. Pusztay, Die Ungarn in ihrem Staats- und Nationalwesen von 889 bis 1842. Bd. 1. Leipzig 1842.

C. H. Nieberding, Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster. Bd. I. Heft 1. 2. Bremen 1840.

H. Beyer, Geschichte der Burg Stolzenfels. Mit Urkunden und Wappen. Coblenz 1842.

Märkische Forschungen. Herausgegeben von dem Vereine für Geschichte der Mark Brandenburg. Bd. 1. Berlin 1841.

E. Fidicin, Historisch-diplomatische Beyträge zur Geschichte der Stadt Berlin. Th. 1 — 5. Berlin 1842.

R. Fr. Eylert, Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Th. 1. Magdeburg 1842.

K. Rosenkranz, Königsberger Skizzen. Abth. 1. 2. Danzig 1842.

Chronicon seu annales Wigandi Marburgensis equitis et fratris ordinis teutonici. Primum ediderunt J. Voigt et Ed. C. Raczynski. Posnaniae 1842. 4.

G. de Valayre, Légendes et chroniques Suisses. Paris 1842.

M. Briavoinne, De l'industrie en Belgique. T. 1. 2. Bruxelles 1839.

J. P. van de Spiegel, Resumé des negociations qui accompagnèrent la revolution des Pays-Bas Autrichiens avec les pièces justificatives. Amst. 1811.

B. de Reiffenberg, Correspondance de Marguerite d'Autriche duchesse de Parme avec Philippe II. Bruxelles 1842.

Documents statistiques sur le royaume Belgique. Publication 5. 6. Bruxelles 1841. 4.

Barchou de Penhoën, Histoire de la conquête et de la fondation de l'empire anglais dans l'Inde. Vol. 1 — 6. Paris 1841.

Cavendish, Debates of the house of Commons during the thirteenth parliament of Great Britain, which met in May 1768 and was dissolved in June 1774. Vol. 4. 5. London 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juny.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

ΥΜΝΟΣ ΕΙΣ ΙΣΙΝ. Hymnus in Isim. Ab Ludovico Rossio repertum primum distinxit emendavit annotavit Hermannus Sauppius. Turici prostat in libraria Meyeri et Zelleri. MDCCCXLII.

Die uralte Poesie, in einfachfeyerlichen Liedern die Wohlthaten der Götter zu preisen oder ihren Zorn zu besänftigen, welche mit Recht über das homerische Zeitalter hinaus *) unter die ersten allgemeineren Regungen des geordneten Gesanges gesetzt wird — der Hymnus — fand, wie fast alle Dichtungsarten, in späterer Zeit eine kunstmäßige Nachahmung. Dieß war besonders seit der zweyten Hälfte des vierten Jahrhunderts in dem buntgemischten und vielfach bewegten Aegypten Mode geworden, **) wo gegen Ende des fünften Jahrhunderts Nonnus als Begründer einer neuen epischen Schule und kunstgerechter Meister angesehen wird. Neben ihm erscheinen noch Kyrus aus Panopolis, Christodorus aus Koptus, Koluthus aus Lykopolis, Tryphiodorus u. a. In diese Jahrhunderte gehört nun auch der obige Hymnus auf Isis. Im July 1841 fand ihn auf Andros Hr. L. Roß und gab ihn im zweyten Hefte seiner „Inscriptionum Graecarum ineditarum," das im vorigen Jahre erschien, heraus. Dazu bemerkt er folgendes: Hymnum in Isidem reperi inter rudera antiquae urbis, ad casam *Ἰαννάκη Λουκρέζη*. Tabula est oblonga, albi marmoris, quatuor columnis inscripta; sed titulum pessime habitum adeo festinanter transscribere coactus fui, ut difficiliora attingere non possem. Exscripsi igitur tantum Col. I. et IV.; verum si cui otium contingat, tabulamque commode ad lucem obvertat, crediderim etiam Col. II. partem superiorem et per totam fere Col. III. dimidiam versuum partem, qua Col. IV. attingunt, legi et transscribi posse. Quo magis a praepropero explicandi conatu in praesenti abstineo; neque tamen apographum quamvis mutilum iis, qui linigerae deae religiones scrutantur, diutius invidendum esse duxi.

Was Hr. Roß nicht gewagt hatte, versuchte Hr. H. Sauppe und, wie es uns scheint, nicht ohne Glück und mit gewohntem Scharfsinn, wenn gleich unter solchen Umständen das Resultat immer Stückwerk bleiben muß; jedenfalls ist es sehr wünschenswerth, daß auch noch der übrige Theil des Hymnus, so weit es möglich ist, von einem sorgfältigen Reisenden copirt und veröffentlicht wird, nicht sowohl wegen des sprachlichen Interesses, als weil wir dadurch über den Isiscultus und dessen Einfluß auf die griechische und römische Götterverehrung klarere Aussicht gewinnen könnten.

In der dem Hymnus vorausgeschickten Vorrede handelt Hr. S. zuerst von dem Fundort und dem

---

*) Vergl. Homer. Il. I. 472. ff.

οἱ δὲ πανημέριοι μολπῇ θεὸν ἱλάσκοντο,
καλὸν ἀείδοντες παιήονα κοῦροι Ἀχαιῶν
μέλποντες Ἑκάεργον· ὁ δὲ φρένα τέρπετ' ἀκούων.

**) Vergl. die in den Literaturgeschichten citirte Stelle des Eunap. v. Proaer. p. 92. τὸ δὲ ἔθνος ἐπὶ ποιητικῇ μὲν σφόδρα μαίνονται etc.

Zusammenhang, in welchem dieser mit der ägyptischen Göttin stand; nach einer Inschrift bey Böckh 2348; dann überhaupt von den Orten, wo diese Gottheit außer ihrem Stammland Eingang gefunden und wann. Hierauf spricht der Herausgeber über das Alter des Steines und kommt nach den äußeren Merkmalen, der Form der Buchstaben, der Orthographie, der Schreibart zu dem Schluß: der Dichter des Hymnus habe nicht vor Nonnus gelebt. Ueber den Inhalt des Gesanges vergleicht Hr. S. eine Stelle bey Diodor. Sicul. 1, 27, die allerdings sehr passend ist. Aehnliches und in mancher Beziehung Ergänzendes liefert Herr Theodor Bergk, dessen Abhandlung über diesen Hymnus uns eben zugekommen ist; vrgl. Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. Herausgegeben von Dr. Th. Bergk und Dr. J. Cäsar, Professoren zu Marburg. Erster Jahrgang 1843. erstes Heft. Daß beyde Gelehrte in vielem harmoniren, in manchem aus einander gehen, ist nicht zu verwundern; *) auch wollen wir hierorts keineswegs den Schiedsrichter oder Untersucher spielen, sondern halten es für hinreichend und zweckdienlich, die Gedanken des Dichters und den Inhalt des Gesanges, so weit er nach den wahrscheinlichen Ergänzungen vorliegt, in einen gedrängten Umriß zu fassen. Am Anfang der ersten Columne ruft der Dichter „die in Linnen gekleidete Königin Aegyptens“ an, welcher Bubastus und Memphis mit reichen Saaten gehorchen, wo ihr ein heiliges Gesetz der Könige eine Stele errichtet hat, zu verkünden den Völkern ihre Alleingewalt. Dann spricht Isis selbst von ihrer Macht und ihrer allseitigen göttlichen Wirksamkeit. „Ich, Isis auf goldenem Thron, herrsche, soweit Helios die Erde beleuchtet; des Hermes dunkle Zeichen enthülle ich, das heilige geheime Wort und, was alles das Volk weiß, bringe ich aus tiefer Brust zur Erkenntniß. Ich, des Kronos Tochter, des Osiris Gattin und Schwester (Plut. de Is. et Osir. c. 3 und c. 12.), mit üppigen Locken umwallt, bin die Gesetzgeberin der Sterblichen, ich walte in des Meeres Tiefen und durch den gestirnten Himmel. Ich, die vielrathende Isis habe den Planeten ihren Weg bestimmt und den Lenker der feurigen Rosse in den Kreislauf geführt, auf daß sich Tag und Nacht scheide, ich half den Menschen zuerst über die Meere setzen (diese Stelle ergänzt die Bemerkungen J. Grimms in seiner Mythologie S. 158), ich beschütze das Recht, ich führte zuerst dem Manne ein Weib zu und brachte ans Licht das neugeborne Kind; noch als Säugling erfülle ich den Sinn mit erfreulichen Gaben, zur Ehre der Aeltern, wilder Leidenschaft aber drohe ich bis zum Grausen und den Ungethüm des Hades; ich schenkte den Menschen das Getreide und entwöhnte sie der thierischen Lebensweise der Bären und Wölfe (Diodor. Sicul. 1, 14). —

Vierte Columne. Der Anfang ist lückenhaft und ungewiß. Von der vierten Zeile an spricht die Göttin also: Was mein weiser Sinn beschlossen, führe ich hinaus; alles beugt sich vor meiner erhabenen Macht und scheut meine Würde. Günstig wird Amphitrite und den Schiffen fahrbar, wenn ich mildlächelnd und mit sanftgerötheten Wangen ausbreite die blauarmige Tethys — das bläuliche Meer. Der Herausgeber verweist auf Hom. Iliad. XVI. 34. In unendlichen Tiefen wandle ich auf unbetretenem Pfad, wenn mich das Herz treibt, und rings brüllt mit schwarzem Brausen das Meer in tiefen Schluchten aus dem Abgrund. Zuerst lenkte ich mit geschwollenen Segeln ein Schiff, reitend über die Meerfluth, und auf gezähmter See tanzte mit flüchtigem Kiel den Reigen Doris; die Herzen aber erfüllte mit Staunen die ungekannte Weise des Ruderns. Ich, Isis, warf den gräulichen Krieg in Fesseln und schmückte mit Reichthum und Gesetz das Reich. Ich hob die versenkten Inseln ans Licht aus dem tiefen Schlamm, Berge und Ackerland, und Weide an spitzige Felsen ausbreitend, geeignet für Rinder und Schafe.

*) Herr Bergk glaubt den Dichter eher als einen Vorläufer der oben genannten Dichterepoche nehmen zu müssen, indem ihm eine solche Schilderung der Verehrung der ägyptischen Göttin nicht nur unwahr, sondern nach Erhebung der christlichen Religion zur Staatsreligion sogar unmöglich scheint. Allein war es wohl möglich mit dem Schließen der heidnischen Tempel auch zugleich aller heidnischen Dichtung und zumal der Kunstpoesie den Weg zu sperren?

Das Ende dieser Columne, in welchem von dem Schutze die Rede ist, welche Isis den Schiffern im Sturme gewährt, ist nicht nur mangelhaft, sondern zuletzt ganz unleserlich, wie Hr. Roß bezeugt: sequuntur octo versus literis corrosis et quae legi nequeant. Schließlich erwähnen wir noch, daß auch Hr. Welcker einen Versuch zur Restitution dieses Hymnus gemacht hat, im Rheinischen Museum für Philologie. Neue Folge. 2. Jahrg. 3tes Heft S. 326 — 334.

G. Thomas.

Analecta epigraphica et onomatologica etc.

(Schluß.)

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche auf diese Verwirrung gelegentlich aufmerksam machten. Unter andern hat schon vor mehr als 150 Jahren einer der scharfsinnigsten Kritiker, die es je gegeben, an einer auch dem Verf. bekannten Stelle folgende Bemerkung niedergeschrieben: Notum est jam a multis saeculis morem invaluisse apud Graecos, ut eodem sono efferantur *αι* et *ε*, *οι* et *υ*. Tam captiosa pronuntiatio mendis infinitis libros opplevit. In codicibus manuscriptis promiscuus fere est vocalium harum usus. Hoc diligenter animadverso deploratissimos locos emendabit nullo negotio, qui ingenium et judicium in numerato habuerit. Vergleiche Bentlei opusc. p. 515 edit. Lips. Aber wenn auch die Wahrheit von Einzelnen nicht verkannt und an der und jener Stelle geltend gemacht wurde, zu einer allgemeinen durchgreifenden Anwendung dieser Entdeckung ist es bis jetzt nicht gekommen, die Consequenzen sind noch keineswegs gezogen, die sich daraus ziehen lassen, und die, wenn wir nicht sehr irren, manche gangbare Regel der Grammatik erschüttern werden. Gar Manches, worin man eine verschiedene Form, eine Ausnahme erblickt, was man auf Rechnung der Dialekte setzt, hat seinen Grund einzig und allein in der durch die gleich machende Aussprache bedingten schwankenden Schreibart, und was man auch von dem Ansehen der Handschriften halten mag, in diesem Stücke darf selbst die beste nicht entscheiden. Vieles freylich, und das ist das Trostlose bey diesen Studien, wird unter solchen Umständen nimmermehr zur sichern Entscheidung gebracht werden, denn auch die Inschriften, auf die man sich am meisten verlassen zu können glaubt, sind keine feste Stütze. Es ließen sich sehr viele Beyspiele aus dem vorliegenden Buche aufzählen, allein wir enthalten uns geflissentlich des Breiteren und erwähnen nur Einiges von dem, was obige Bemerkungen veranlaßt hat. Hr. Keil hat sehr Recht, wenn er S. 131 den auf einer Inschrift von Thera vorkommenden Namen *Σωεις*, d. i. *Σωις*, unverändert lassen will und ihn mit *Ἀθηναεις*, *Ἀρτεμεις*, *Μητρεις* und ähnlichen, wo *ει* fehlerhaft statt *ι* steht, vergleicht, wobey er noch auf *Σωσειάναξ*, was auf einer Inschrift aus dem Zeitalter der Ptolemäer gelesen wird, hätte zurückweisen können (siehe S. 126); aber warum fehlt ihm der Muth, das in der Note daselbst angeführte *ΑΘΗΝΑΗΣ* für eben auch nichts anderes zu erklären als für jenes *Ἀθηναῖς*, wie es Böckh ganz richtig nahm? Wir sehen hier den Fehler auf einer Inschrift, den wir aus Handschriften unzähligemal aufgezeichnet finden. Dasselbe wird der Fall seyn mit dem S. 173 erwähnten *Μόλπης* bey Photios, was wir so lange vermuthen dürfen, als uns nicht diese Form durch einen andern Casus beglaubigt wird. So verhehlen wir auch nicht, daß uns die Spartanerin *Σωκλήδεια* (S. 123) mitten unter *Σωκλείδης* und *Σωκλίδας* sehr verdächtig scheint, wenn nicht etwa, was uns unbekannt ist, das Alter der Inschrift sie unantastbar macht. Auch *Πολυοῦχος* (S. 160) ist mehr als zweifelhaft, wenn man die vielen mit *πόλις* oder *ἄστυ* und *ἔχω* zusammengesetzten Nomina in Betrachtung zieht, und wohl identisch mit dem Beynamen der Athene, wogegen in *Τηλικράτης* (S. 110) und *Μίρων* (S. 162) die Schreibart mit *υ* die richtige zu seyn scheint. Ein ähnlicher Schreibfehler wie *Ἄλοιπος* für *Ἄλυπος*, den Osann ganz richtig bemerkte (S. 162), ist anzuerkennen in der Inschrift *Ῥόδῃ Ἀφοίβου* (S. 164), wo nicht mit Böckh *Ἀφόβου* geändert werden darf, sondern *Ἀφήβου* zu lesen ist, wie wir glauben, wenn wir gleich nicht

im Stande sind, *Ἄφηβος* als Eigenname nachzuweisen. Vielleicht thut dieß ein Anderer. Ganz derselben Klasse gehört der S. 75 besprochene Name *Ἀρκοίας* an, dessen wahre Form keine andere ist als *Ἀρκίας* und sich zu *Ἀρκέας* eben so verhält, wie *Ἀρχίας* und *Ἀρχέας*, *Χαβρίας* und *Χαβρέας*, *Ἀυσίας* und *Ἀυσέας* und die vielen andern, welche in der Note 2 zu S. 71 angeführt werden, sich zu einander verhalten, und was das von Hrn. Keil verglichene Wort *Χαροιάδης* betrifft, so hat Jacobitz trotz der 3 Handschriften, in denen es so erscheint, mit vollem Recht *Χαριάδης* in den Text des Lucian (Todtengespr. VI. p. 198) aufgenommen, wie auch bey Thucydides III, 86 zu schreiben. Großer Vorsicht bedarf es ferner bey den Vokalen o und ω, und uns scheint deßhalb z. B. die anomale Form *Θεοδώτας* (S. 106) keineswegs so sicher, als Hr. Keil meynt, wenn sie gleich auf einer Inschrift vorkommt. Wir erinnern ihn nur an seine eigenen Worte S. 122 Note 4: Vix sanum est Corp. Inscr. n. 1195. 1. *Ἀλεξίος ΛΥΟΝΟΣ Λύονος*. Nam *Λύωνος* debebat esse aut *Λύοντος*. Nec indubius genitivus *Μνήσονος* apud Isaeum de Apollodori hered. 6., quem Bekker. Schoemann. Bait. et Sauppius ex codicibus restituerunt. Aldina habet *Μνήσωνος*. Er erkennt hier die Leichtigkeit der Verwechslung beyder Vokale an und thut nur darin Unrecht, daß er nicht mit Entschiedenheit gegen das Fehlerhafte auftritt. Da wir einmal durch diese Note auf Eigennamen, die von Participien herkommen, geführt worden sind, so wollen wir dieser Klasse ein Nomen zuweisen, das man nicht als hieher gehörig erkannt hat, so wenig sich auch daran zweifeln läßt. Auf einer Inschrift (siehe S. 101 N. 1) liest man *Οἰνόφιλον Φιλίσωνος*. Wem nun Namen wie das obige *Μνήσων*, *Τελέσων* (S. 111), *Σώσων* (S. 127), *Κινέσων* (wohl mit η zu schreiben, S. 109) gegenwärtig sind, der wird nicht lange zu überlegen haben, was er dort vor sich habe. Oder ist es etwas anderes als das Wort *Φιλήσων*? Für kühn möchte es aber gehalten werden, wenn wir statt des räthselhaften *Θούδιππος* oder *Θεόδιππος* (S. 107 Note 1) *Φείδιππος* vorschlagen, weßhalb wir diese Vermuthung nicht ohne Schüchternheit aussprechen. Was endlich den S. 127 Note 2 angeführten Namen *Σωσπις*, den sich Hr. Keil nicht zu erklären weiß, anbelangt, so glauben wir in ihm das lateinische sospes erblicken zu dürfen, und dieses scheint uns um so wahrscheinlicher, da der römische Vorname Lucius daneben gefunden wird.

In den folgenden Paragraphen dieses Kapitels begiebt sich der Hr. Verf. abermals auf das sehr unsichere Feld der Ergänzungen. Wir haben keine Lust, ihm dahin zu folgen, halten es aber für unsere Pflicht anzuerkennen, daß gelegentlich sehr brauchbare Bemerkungen gemacht werden und hier, wie überall, ein gründliches Studium der Inschriften zu Tage liegt. Besonders dankenswerth sind auch hier wieder die Zusammenstellungen des Gleichartigen, die für die Kritik treffliche Anhaltspunkte gewähren, wie § 10 die große Zahl der auf *αγορας* endigenden und der von *Ἥρα*, *ἥρως* und *μήν* abgeleiteten Namen. Von Wichtigkeit ist endlich das letzte Kapitel, welches Eigennamen aus verschiedenen Schriftstellern, als Plutarch, Pausanias, Diogenes Laert., vorzüglich aber Namen von Künstlern aus Plinius vorführt und manche Verbesserungen enthält, die alle Berücksichtigung von Seite derer verdienen, welche sich mit der Kritik des Textes jener Autoren befassen. Man kann von dem Verfasser nicht anders scheiden, als mit Achtung vor seiner Gelehrsamkeit und mit Dank für die Belehrung, die man aus seinem Buche schöpft, und man hat allen Grund, sich im Voraus auf das versprochene Werk zu freuen, dem gewiß allgemeiner Beyfall um so weniger entgehen wird, je mehr es sich in der Form von dem vorliegenden unterscheiden wird.

Gottfried Herold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juny.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Relation d'un voyage dans l'Yémen, entrepris en 1837 pour le Muséum d'histoire naturelle de Paris, par Paul Emile Botta: Paris 1841. 148 S. 8.

Botta, der schon früher im Auftrage des pariser Museums der Naturgeschichte eine Reise nach Nordamerika unternommen hatte, um daselbst Naturalien zu sammeln, wurde im Jahre 1836 von dem nämlichen Institute in gleicher Absicht nach Arabien gesendet. Günstige Umstände gestatteten es ihm, in Yemen mehrere interessante Punkte zu besuchen, die keinem Europäer vor ihm zugänglich gewesen waren. An Material zur Publikation einer dickleibigen Reisebeschreibung, die nach jetzt beliebter französischer Weise durch Beyfügung eines Atlasses mit einer Menge Vues pittoresques, und mit maniirten Darstellungen der costumes und coutumes, auf einen erklecklichen Preis gekommen wäre, hieran würde es dem Reisenden so wenig als andern seiner Landsleute gefehlt haben. Sey es, daß ihm die Begünstigung nicht zu Theil wurde, seine Reise auf Kosten der Regierung in pompöser Weise heraus zu geben, oder daß eigene Bescheidenheit, die auf eine erfreuliche Weise in diesem Berichte uns allenthalben entgegen tritt, ihn von aller Ostentation abhielt; das Publikum wird ihm Dank wissen, daß er von seiner Reise demselben nicht mehr wissen läßt, als was ihm als ein neuer Beytrag zur Kenntniß Arabiens erscheint. Alles was bereits von Niebuhr, dessen Genauigkeit er rühmlichst anerkennt, über Yemen gesagt worden ist, wird von ihm nicht weiter zur Sprache gebracht.

Ohne uns weiter in Kenntniß zu setzen, auf welchem Wege er von Paris ans rothe Meer gekommen ist, beginnt Botta seinen Bericht mit der Abreise von Djidda nach Hodeida, wo er im September 1836 anlangte. Hier erwartete er die Rückkehr des Ibrahim Pascha, um von ihm Empfehlungsschreiben nach Yemen zu erlangen. Zur selbigen Zeit hatten die Egypter noch keine Fortschritte im Innern des Landes gemacht und ihre Herrschaft war auf die Küstenstädte beschränkt; aber indem sie den Geist der Zwietracht, der die Araber charakterisirt, geschickt zu benützen verstanden, trafen sie bereits Vorkehrungen sich des Gebirges zu bemächtigen.

Der junge Iman von Yemen, der damals zu Sana regierte, hatte sich durch die Schwäche seines Regimentes und seine persönlichen Laster verhaßt gemacht. Bereits hatte einer seiner Oheime, der sich in Taas festsetzte, den Titel Iman angenommen und sammelte Truppen zur Entthronung seines Neffen. Andere mächtige Häuptlinge hatten sich gleichfalls unabhängig gemacht, unter denen einer der bedeutendsten, der Scheik Hassan, den Theil des Gebirges, den man Dzab-el-Asfal nennt, sich zugeeignet hatte. Mit diesem Häuptling stand Ibrahim Pascha in Verbindung und durch den letzteren erhielt Botta eine Empfehlung an den Scheik, der damals zu Hais residirte.

Sogleich nach seiner Ankunft in Hais führte man den Reisenden in ein Haus, welches der Scheik Hassan für ihn hatte in Bereitschaft setzen lassen. Hier kaum angelangt, kam der Haushofmeister des Scheiks, um in dessen Namen den Gast zu becom-

plimentiren und ihm zu eröffnen, daß Alles, was er nöthig hätte, ihm umsonst geliefert werden würde. Als erster Beweis der Gastfreundschaft wurden mehrere Hämmel, Mehl, Butter, Kaffe, Wachskerzen und Anderes herbeygebracht, und der Reisende hörte in der Stadt einen Befehl publiciren, daß Niemand unter keinerley Vorwande von ihm etwas annehmen dürfe, indem der Scheik Alles bezahle, was der Fremde bey ihnen nehmen oder an Dienstleistungen ihnen zumuthen würde. Diese Freygebigkeit, in Bezug auf den Fremden, ist bey den Arabern nicht ein besonderer Zug im Charakter eines Individuums, sondern wird als ein Vorrecht der Souverainetät betrachtet, so daß z. B. der berühmte Chef der Wechabiten, Saud, auf dem Punkte stand seinen ältesten Sohn zu enterben, weil dieser, seiner Befugniß zuwider, Fremden ein Mahl vorgesetzt hatte. Indem demnach der Scheik Hassan dem französischen Reisenden mit solcher Hospitalität entgegen kam, folgte er nur einem bestehenden Brauche und gab sich durch Aneignung der Prärogative der souverainen Gewalt als ein unabhängiger Fürst zu erkennen.

Botta fand bey dem Scheik eine sehr freundliche Aufnahme und die größte Bereitwilligkeit ihm auf seinen Excursionen allen Beystand zu leisten. Mit besonderem Danke hatte er es anzuerkennen, daß ihm an dem Hadschi Ezze ein gut unterrichteter und sehr gefälliger Begleiter beygegeben wurde. Die erste Excursion, welche Botta auszuführen beabsichtigte, war die Ersteigung des Djebel-Ras, eines hohen Berges im N. O. von Hais. In einem kleinen Dorfe, das ungefähr in der Mitte der Höhe des Gebirges liegen mochte, fand er mit seiner Begleitung eine sehr bereitwillige gastliche Aufnahme. Während mit den höher wohnenden Bergstämmen um die Erlaubniß freyen Eintrittes in ihr Gebiet verhandelt wurde, streifte Botta in der Gegend umher, um Pflanzen und Insekten zu sammeln. Hier fand er zum erstenmale das Nerium obesum, eine seltsame Pflanze, deren weicher und milchiger Stengel mit weißer Rinde einen enormen unregelmäßigen und narbigen Kegel bildet, der an seinem Ende einige wenige Blätter und Bouquete schöner rother Blüthen trägt. Hier war es auch, wo er den ersten Trupp Affen fand, den Perücken-Pavian (Cynocephalus Hamadryas), die einzige Art, welche Arabien bewohnt und zwar nur den südlichen Theil von den Bergen bey Mekka an bis nach Yemen. Die Unterhandlungen mit den Gebirgsbewohnern hatten aber keinen glücklichen Erfolg, sie verweigerten hartnäckig dem Reisenden den Zutritt, so daß dieser auf halbem Wege wieder umwenden mußte.

Besser ergieng es ihm in seinen folgenden Excursionen, indem er diese im Gefolge des Scheiks machte. Dieser begab sich nämlich in sein hoch liegendes und festes Bergschloß Maammara, um in Unterhandlung mit dem Iman von Taas zu treten. Botta hatte dadurch erwünschte Gelegenheit die Naturerzeugnisse des Gebirges von Yemen kennen zu lernen. Die Gegend um Cahim gewährte ihm eine besonders reiche Ausbeute für sein Herbarium, nicht so in Bezug auf Zoologie. Trotz des Ueberflußes an Vegetation war dieser Ort, wie die andern Partien des Gebirges, an Vögeln und Insekten auffallend arm. Das einzige Säugthier, was er daselbst zu sehen bekam, war ein Panther, der am hellen Tage durch das Dorf lief. Hyänen sind zahlreich, und es scheint noch ein anderes wildes Thier daselbst zu geben, das die Einwohner Tahesch nennen, und von ihm eine sehr abentheuerliche Beschreibung entwerfen.

Botta wurde bald von dem Scheik eingeladen ihm nach Taas zu folgen, wo er, um ganz ungestört seinen Beschäftigungen nachgehen zu können, in einem kleinen Dorfe Djennat auf dem Berge Saber einquartirt wurde. Taas selbst, eine ehemals blühende Stadt, war nunmehr durch die innerlichen Kriege und die Verheerungen einer zügellosen Soldateska, ganz verwüstet. Nur wenige Häuser hatten sich noch erhalten, die andern lagen in Trümmern. Zwey große Moscheen stunden ebenfalls noch; da aber für ihre Erhaltung nichts mehr gethan wurde, so war zu besorgen, daß sie dasselbe Schicksal wie mehrere Monumente erleiden würden, die von Niebuhr noch citirt, gegenwärtig nur Ruinenhaufen darstellten.

Das Merkwürdigste, was unser Reisender hier ausführte, war die Ersteigung des Berges Saber, wozu er hauptsächlich durch die Nachricht, daß auf

seinem Gipfel die Ruinen eines alten Schlosses lägen, bestimmt wurde. Da der argwöhnische Charakter der Einwohner und ihr Widerwillen Fremde bey sich zu sehen, diese Tour ziemlich gefährlich machte, so hatte ihm Scheik Hassan nicht nur einige Mann zur Begleitung mitgegeben, sondern auch die Gebirgs-Scheiks, mit denen er damals gerade im besten Vernehmen stand, von der Ankunft des Fremden in Kenntniß setzen lassen. Sein Wirth in Djennat und Hadschi Ezze schloßen sich dem Zuge an, zu dem sie sich am frühen Morgen anschickten.

Da der Weg für Lastthiere nicht prakticabel war, so ließ Botta nach Landesbrauch das nöthige Gepäcke durch Weiber tragen, die von Jugend an hieran gewöhnt beträchtliche Lasten auf dem Kopfe fortschaffen können. Man passirte im Aufsteigen mehrere von Gärten umgebene Dörfer, unter andern Rahba, das in einer Erweiterung der Schlucht, die man bisher verfolgte, liegt, und von Pflanzungen mit Kaffe- und Fruchtbäumen, oder von Feldern mit Waizen, Mais und Dura umringt ist. Außer einigen tropischen Früchten, worunter ausgezeichnete Bananen und Annonas, findet man auf dem Berge Saber viele europäische Früchte, als z. B. sehr gute Trauben, Aprikosen, Pfirsiche, Aepfel und sehr schmackhafte Quitten.

Ueber Rahba, wo das Frühstück eingenommen wurde, trat man aus der Schlucht heraus und verfolgte den beschwerlichen Weg unmittelbar auf dem Gebirgsabhange. Nachmittags gelangte man an den Hauptort des Berges, Haguef genannt. Die Häuser sind ziemlich gut aus Stein gebaut und bestehen aus zwey Stockwerken, wovon das untere, als Stall oder Vorrathskammer benützt, immer sehr finster ist, so daß man durch Tappen die Stiege ausfindig machen muß, welche zur obern und allein bewohnten Abtheilung führt. Diese Construction scheint von den Gebirgsbewohnern gewählt zu seyn, um sich bey ihren häufigen Familienkriegen besser in ihrer Wohnung vor plötzlichen Ueberfällen schützen zu können.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1843.

(Fortsetzung.)

Alex. Moreau de Jonnès, Statistique de la Grand-Bretagne et de l'Irlande. Vol. 1. 2. Paris 1838.

G. P. Blom, Das Königreich Norwegen. Statistisch beschrieben. Th. 1. 2. Leipzig 1843.

Eric. Jul. Bioerner, Prodromus tractatuum de geographia Scandinaviae veteri et historiis gothicis. Stockh. 1726. 4.

Olaus Verelius, Hervarar Saga. Upsalae 1672. fol.

Arv. Aug. Afzelius, Volkssagen und Volkslieder aus Schwedens älterer und neuerer Zeit. Th. 1 — 3. Leipzig 1842.

Fr. Schmidt, Schweden unter Karl XIV. Johann. Heidelberg 1842.

Aug. Th. Brömel, Die freye Verfassung Norwegens in ihrer geschichtlichen Entstehung und weiteren Entwickelung. Th. 1. Hamburg 1842.

Tr. Welp, Petersburger Skizzen. Th. 1 — 3. Leipzig 1842.

Otto von Wittenheim, Ueber Rußlands Wasserverbindungen. Zweyte Auflage. Mitau 1842.

Comte Vencesl. Jablonowski, La France et la Pologne, le Slavianisme et la dynastie polonaise. Paris 1843.

Abbé Pégues, Histoire et phénomènes du Volcan et des îles volcaniques de Santorin. Paris 1842.

Bernal Diaz del Castillo, Historia verdadera de la conquista de la nueva España. Madr. 1632. fol.

Coleccion de obras y documentos relativos a la historia antigua y moderna de las provincias del Rio de la Plata. Illustrados con notas por Pedro de Angelis. T. 1 — 6. Buenos Aires 1837. fol.

Don Juan Ignacio Molina, Compendio de la historia geographica natural y civil del reyno de Chile. 2 Voll. Madr. 1787. 4.

D. Antonio de Alcedo, Diccionario geografico-

histórico de las Indias occidentales ó America. T. 1 — 5. Madr. 1789.

Don Juan de Villagutierre Soto Major, Historia de la conquista de la provincia de el Itza reduccion de la de el La Candon y otras naciones de Indios barbaros. Madr. 1700. f.

José Manuel de Vadillo, Apuntes sobre los principales sucesos que han in fluido en el actual estado de la América del Sud. Cadiz 1836. 4.

Rodr. de Saa y Menezes, Rebelion de Ceylon, y los progressos de su conquista en el gobierno de Constantino de Saa. Lisboa 1681. 4.

J. Harlan, A memoir of India and Afghanistan. Philad. 1842.

Général Duvivier, Algérie. Paris 1842.

Hernan Cortes, Historia de Méjico, aumentada por D. Fr. Ant. Lorenzana. Neuva York 1828.

Général Bugeaud, L'Algérie. Des moyens de conserver et d'utiliser cette conquête. Paris 1842.

Gius. Cappelletti, L'Armenia. Tom. 1. Firenze 1841.

M. Poujoulat, Histoire de Jérusalem. Vol. 1. 2. Paris 1842.

N. Perrin, L'Afghanistan. Paris 1842.

Mart. Fernandez de Navarrete, Vida de Miguel de Cervantes Saavedra. Madr. 1819.

Galileo Galilei. I. Sein Leben und seine Werke von Libri. Aus dem Franz. von F. W. Carové. Siegen 1842.

J. Fr. Hautz, Jacobus Micyllus, Argentoratensis, philologus et poeta etc. Heidelb. 1842.

Le Baron Walckenaer, Mémoires touchant la vie et les écrits de Mar. de Rabutin-Chantal. Paris 1842.

Luig. Pungileoni, Memorie istoriche di Antonio Allegri detto il Correggio. Vol. 1 — 3. Parma 1817 — 21.

Dr. G. E. Guhrauer, Gottfried Wilhelm Frhr. von Leibnitz. Th. 1. 2. Breslau 1842.

K. Eynart, Tissot's Leben nach bisher ungedruckten Briefen. Stuttgart 1843.

M. Meurer, Luthers Leben aus den Quellen erzählt. Heft 1. 2. Dresden 1843.

G. Schlesier, Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt. Th. I. 1. von 1767 — 1794. Stuttgart 1843.

Remb. Dodonatus Dodoens, Recherches historiques et critiques sur la vie et les onvrages par van Meerbeck de Malines. Malines 1841.

Dr. G. H. F. Nesselmann, Versuch einer kritischen Geschichte der Algebra. Th. I. Berlin 1842.

J. Gotth. Schmidt, System elliptischer Bogen zur Erleichterung der Integralrechnung. Berlin 1842. 4.

Dr. L. J. Schleiermacher, Analytische Optik. Th. 1. Darmstadt 1842.

K. W. Knochenhauer, Die Statik der Gewölbe mit Rücksicht auf ihre Anwendung. Berlin 1842.

A. Pugin, Examples of Gothic architecture. Vol. 1 — 3. London 1840. 4.

Fr. W. Bessel, Astronomische Untersuchungen. Bd. 2. Königsberg 1841.

The Nautical Almanac and astronomical Ephemeris. For the year 1840 — 1844.

C. L. Edler von Littrow, Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. Neue Folge Bd. 1. Wien 1841. 4.

M. Becquerel, Traité de physique considerée dans ses rapports avec la chimie et les sciences naturelles. Vol. I. avec Atlas in fol. Paris 1842.

J. F. L. Hausmann, Ueber das Gebirgssystem der Sierra Nevada und das Gebirge von Jaen im südlichen Spanien. Göttingen 1842. 4.

— —, Ueber die Bildung des Harzgebirges. Göttingen 1842. 4.

F. J. Hugi, Die Gletscher und Versuch, die Verbreitung der erratischen Blöcke in geologischen Verhältnissen zu begründen. Solothurn 1843.

H. Abich, Geologische Beobachtungen über die vulkanischen Erscheinungen und Bildungen in Unter- und Mittel-Italien. Bd. I. 1. Ueber die Natur und den Zusammenhang der vulkanischen Bildungen. Braunschweig 1841.

Dr. Th. L. W. Bischoff, Entwickelungsgeschichte des Kaninchen-Eyes. Gekrönte Preisschrift. Braunschweig 1842. 4.

C. G. Carus, Entwickelung der Form eines Angesichts auf einem cyclopischen Auge. Warschau 1841. 4.

A. Morren, Recherches sur la rubéfaction des eaux et leur oxygénation par les animalcules et les algues. Bruxelles 1841. 4.

— —, Expériences et observations sur la Gomme des Cycadées. Bruxelles 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juny.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1843.

Handbuch der Chemie von Leopold Gmelin, Dr. der Med. u. Philos., Großherzogl. Bad. Geh. Hofrath, ord. Professor der Medicin und Chemie an der Universität zu Heidelberg ꝛc. Erster Band. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Heidelberg Universitätsbuchhandlung von Karl Winter 1843, in gr. 8. 903 Seiten.

Die erste und zweyte Auflage des genannten Werkes erschienen in den Jahren 1817 und 1821, die erste in 3 kleinen und die zweyte in 2 starken Bänden. Die dritte bey Franz Varrentrapp in Frankfurt anno 1827 herausgekommene Auflage, wo auch die beyden ersteren erschienen waren, enthielt schon vier Bände, und nun ist so eben der erste Band, womit die vierte sehr umgearbeitete und vermehrte Auflage beginnt, bey Karl Winter in Heidelberg erschienen.

Die ersten drey Auflagen des Werkes führten den Titel: Handbuch der theoretischen Chemie. Da aber der Verf. für angemessen gehalten, die wichtigsten Punkte der analytischen, technischen und pharmaceutischen Chemie vollständiger, als in den früheren Auflagen, in den Bereich dieses Werkes zu ziehen, um ihm dadurch eine allgemeinere Brauchbarkeit zu ertheilen, so fand er sich durch diese Erweiterung veranlaßt, den Titel „Handbuch der theoretischen Chemie“ in den Titel „Handbuch der Chemie“ umzuändern.

Noch mehr als bey den früheren Auflagen hat der berühmte Verf. darnach gestrebt, alle Thatsachen, so weit sie des Vertrauens würdig erschienen, mit sorgfältiger Angabe der Beobachter und Quellen möglichst genau und vollständig, doch in gedrängter Kürze, in ein systematisches Ganzes zu verschmelzen, welches nicht nur zur gründlichen Erlernung unserer heutigen Chemie diene, sondern auch durch seinen Inhalt sowohl als durch das Verweisen auf die Original-Abhandlungen über einzelne Gegenstände, jede Anfrage genügend zu beantworten vermöge.

Der vorliegende erste Band enthält nur einen Theil der unorganischen Chemie, nämlich die unwägbaren Stoffe, als Licht, Wärme und elektrisches Fluidum, so wie die nicht metallischen Stoffe und ihre Verbindungen, als: Sauerstoff, Kohlenstoff, Boron, Phosphor, Schwefel, Selen, Jod, Brom, Chlor, Fluor und Stickstoff.

Wir machen nur eine vorläufige Anzeige von dem Erscheinen der vierten Auflage dieses wichtigen Werkes und behalten uns vor, auf diesen ersten Band, so wie auf die folgenden Bände zurückzukommen, sobald der ganze Theil der unorganischen Chemie vollendet seyn wird. So viel können wir aber jetzt schon andeuten, daß wir über die vom Verf. hinzugefügten Verbesserungen und Erläuterungen so überrascht wurden, daß wir alle Ursache haben, diese vierte Auflage als eine ungemein freudige Erscheinung zu begrüßen. Nicht allein die neuen Thatsachen, sondern auch die Literatur, sey es in den Original-Abhandlungen oder in den Uebersetzungen, sind auf das Genaueste und Gewissenhafteste nachgewiesen und wir können stolz darauf seyn, wir dürfen uns Glück wünschen, daß es der deut-

schen Gründlichkeit vorbehalten war, ein Werk zu liefern, welches in den angeführten Beziehungen seines Gleichen nicht hat.

Es ergiebt sich von selbst, daß ein Werk, welches ein so vortreffliches Bild der neuesten Thatsachen und eine so vollkommene Literatur darbietet, als ein unschätzbares Gut für Jeden, der sich mit Chemie wissenschaftlich oder technisch beschäftigt, zu betrachten ist. Dieses Werk wird gewiß (wir halten es für unsere Pflicht, aus vollster Ueberzeugung darauf aufmerksam zu machen) nicht nur dem Lernenden, sondern vorzüglich auch dem Lehrenden bey seinen Forschungen und literarischen Arbeiten höchst willkommen, ja unentbehrlich seyn.

A. V.

Relation d'un voyage dans l'Yémen, entrepris en 1837 pour le Muséum d'histoire naturelle de Paris etc.

(Schluß.)

Die Umgebungen von Haguef sind vortrefflich bebaut, die Terrassen sehr gut unterhalten und für ihre gehörige Bewässerung bestens gesorgt. Man cultivirt hier Weizen, Gerste, Mais, Fruchtbäume, hauptsächlich aber den Cat; dieser Baum (Celastrus edulis) ist das Hauptproduct des Berges und seine Zucht ist die Hauptbeschäftigung der Bewohner. Seine Zweige sind in Yemen der Gegenstand eines innern Handels, der weit wichtiger und gewinnbringender als der mit Kaffee ist. Man genießt von diesem Cat die Knospen und zartesten Blätter, welche eine aufregende, selbst etwas berauschende Eigenschaft besitzen, die Müdigkeit benehmen, den Schlaf verscheuchen und eine Stimmung hervorrufen, in der man liebt, den größten Theil der Nacht in einer ruhigen und angenehmen Conversation zu verbringen, daher man nirgends Menschen findet, die weniger schlafen als die Yemeniten, ohne daß ihre Gesundheit darunter leidet. Die stimulirenden Eigenschaften des Cat sind von einer Art, daß die mit pressanten Aufträgen ausgeschickten Eilboten oft mehrere Tage und Nächte in einem Zuge marschiren, ohne andere Nahrung zu sich zu nehmen als die Blätter dieses Baumes, von denen sie einen Büschel mit sich tragen, um ihn unterwegs zu verzehren. Vom Berge Saber bringt man alle Tage eine beträchtliche Menge dieses Cats herab, dessen am Orte selbst ziemlich großer Werth sich beträchtlich mit der Entfernung von demselben steigert. Sein Gebrauch, der allenthalben eine Nothwendigkeit geworden ist, ist ziemlich kostspielig, denn man kann auf dem Saber selbst täglich leicht für vier bis fünf Francs consumiren, da man allen zum Besuche kommenden Gästen davon vorsetzen muß. Der Scheik Hassan, der während seines Aufenthaltes zu Taas gezwungen war, die vornehmsten Bewohner des Landes zu empfangen, kaufte täglich für mehr als hundert Francs.

Botta wurde in Haguef sehr gut aufgenommen, und verweilte noch den folgenden Tag daselbst, indem der Hadschi Ezze, der ein Wohlgefallen an der vierzehnjährigen Tochter des dortigen Scheiks gefunden, um ihre Hand angehalten hatte. Während der Handel abgeschlossen wurde, benützte der Reisende diese Zeit zum Botanisiren. Am folgenden Morgen wurde die Besteigung des Berges fortgesetzt, und nach einem zweystündigen höchst beschwerlichen Marsche gelangte man auf den Rücken, aber noch lange nicht auf die höchste Kuppe des Berges. Im Weitersteigen kam man in ein Gehölz von Wachholderbäumen, in dessen Mitte eine kleine, gut unterhaltene Moschee erbaut ist, die nach der Sage der Araber auf dem Orte steht, wo Jethro, der Schwiegervater von Moses, begraben liegt. Botta durfte nicht hineingehen, und mußte selbst im Vorübergehen an der Kapelle nach dem Beyspiele der Araber die Schuhe ausziehen. Weiterhin kam man an den Ruinen eines großen Schloßes vorüber, dessen Erbauung den heidnischen Einwohnern zugeschrieben wurde, und am Abende machte man an einem Weiler Halt, um daselbst zu übernachten. Auch hier war der Boden gut bebaut, aber nur mit Weizen oder Gerste, für die Dura war das Klima bereits zu kalt. Botta brachte hier eine sehr kalte Nacht auf dem Dache des Hauses zu, wohin er sich aus Furcht vor den Flöhen begeben hatte.

Diese läſtigen Inſekten kommen nicht in den heißen Ebenen vor, werden aber, ſobald man die kühleren Bergregionen betritt, dermaſſen häufig, daß die Einwohner gezwungen ſind, Nachts in Säcken zu ſchlafen, die ſie über dem Kopfe zuſammen binden. Botta, der unter einer ſolchen Verhüllung nicht athmen konnte, gleichwohl aber auch nicht bey lebendigem Leibe ſich ſchinden laſſen wollte, hatte deßhalb keinen andern Ausweg, als trotz aller Kälte unter freyem Himmel die Nacht zuzubringen.

Am andern Morgen wurde der Marſch wieder fortgeſetzt, und nach zweyſtündigem Wandern durch ein, nach ſeiner Kultur und Vegetation ganz europäiſches Land, kam man an ein Dorf Namens Ahl-el-Cahf. Dieſer Name iſt ihm wegen einer Moſchee beygelegt, die auf derſelben Stelle erbaut ſeyn ſoll, an welcher die ſieben Schläfer mit ihrem Hunde (von den Muſelmännern Ahl-el-Cahf, Höhlenleute genannt) aus der Höhle hervorgekommen ſeyn ſollen, in welcher ſie ihren langen Schlaf gehalten haben. Am Fuße des Berges Taas zeigt man den Eingang zur Grotte, und man behauptet, daß ſie, um heraus zu kommen, durch den ganzen Berg hindurch wandern mußten. Hier zeigten ſich die Einwohner ſehr mißtrauiſch und wollten dem Reiſenden das Weitergehen nicht geſtatten, indem ſie der Meynung waren, daß der Horn-el-Arus oder das verwünſchte Schloß voller Schätze liege, zu deren Hebung der Europäer herbey gekommen wäre. Nach langer Verhandlung wurde endlich der Durchzug geſtattet, aber Botta mußte es ſich gefallen laſſen, von zwey Männern aus dem Dorfe eskortirt zu werden. So ſtieg man ohngefähr anderthalb Stunden lang durch ein Wachholdergehölze hinauf, das mit einigen, immer ſeltener werdenden Weizen- und Gerſtenfeldern abwechſelte, bis der Reiſende endlich an eine, aus gehauenen Steinen erbaute Treppe gelangte, die zum Thore des verwünſchten Schloſſes führte.

Zwiſchen ungeheuern gemauerten und noch im guten Stande befindlichen Ciſternen durchgehend, erreichte Botta die zerfallenen Mauern, von denen aus er eine grandioſe Ausſicht genoß. Auf der einen Seite zeigte ſich das rothe Meer an der Küſte von Hodeida, auf der andern der Eingang aus dem indiſchen Ocean bey Aden; ſelbſt einige Punkte der afrikaniſchen Küſte waren ſichtbar. Von ſeinem Standpunkte aus erſchienen ihm alle Berge der Umgegend weit niedriger, wovon nur der Djebel-Rama und Sumara eine Ausnahme zu machen ſchienen. Leider mußte Botta in Beſichtigung dieſes merkwürdigen Schloſſes eilen, da der üble Wille ſeiner Begleiter von Ahl-el-Cahf ihm keine lange Friſt gönnte. Er erklärt ſich daher außer Stand, mit Beſtimmtheit etwas über den Urſprung desſelben ſagen zu können; nur hält er es für unzweifelhaft, daß ſeine Erbauung aus einer Epoche vor dem Islam herrühre, wie es denn auch die Tradition den heidniſchen Arabern zuſchreibt. Der Umfang ſeiner unregelmäßigen und durch Thürme geſicherten Mauern iſt beträchtlich. Der höchſte Punkt ſcheint von dem bewohnten Theile eingenommen worden zu ſeyn und beſteht aus mehreren viereckigen Zimmern, deren Grundlagen man noch ſieht und wovon eine faſt vollſtändig erhalten iſt. Es ſind auch mehrere Brunnen vorhanden, in welche ſich die Araber nicht hinabzuſteigen getrauen und die nach ihrer Meynung anſehnliche, von Geiſtern gehütete Schätze enthalten ſollen: ſie mögen wahrſcheinlich zu unterirdiſchen Gemächern führen, die ehemals als Magazine dienten. Die Treppe, welche zum Thore aufſteigt, ſetzte ſich ehemals durch einen gepflaſterten Weg bis zur Ebene von Taas fort, und mehrere Stücke ſind davon noch gut erhalten. Die Araber, wenn ſie darauf gehen, unterlaſſen es niemals, den Ungläubigen zu verwünſchen, der ſie erbauen ließ; eine eigene Weiſe, meynt Botta, wie dem Urheber eines nützlichen Werkes gedankt würde. Wie es ſich auch mit dem Urſprunge und der Beſtimmung dieſes Schloſſes verhalten möge, ſeine Beziehung zu dem, an welchem unterwegs der Reiſende vorübergekommen war, ſeine Aehnlichkeit mit dem, das Niebuhr auf dem Gipfel des Berges Chadra ſah, ſo wie mit denen, welche die Engländer an der ſüdöſtlichen Küſte von Arabien, zu Horn-el-Ghorab und Nacab-el-Hadjan fanden, ſeine Lage endlich und ſein Umfang machen es in hohem Grade merkwürdig, und es iſt allerdings ſehr zu bedauern, daß die Verhältniſſe es unſerem Reiſenden unmöglich machten, ſelbiges mit der gehörigen Sorgfalt zu unterſuchen und nach Inſchriften, die vielleicht dort noch vorfindbar ſeyn mögen, ſich genau umzuſehen. Im-

merhin aber durfte sich Botta Glück wünschen, den Gipfel des Saber bestiegen zu haben, als keinem Europäer dieß bisher vergönnt war und Forskal sterbend es noch bedauerte, dieses Ziel seiner Wünsche nicht mehr erreicht zu haben.

Botta verweilte nicht lange mehr in diesen Gebirgsgegenden, sondern setzte bald darauf seinen Weg weiter fort nach Mokka. Beym Betreten des heißen Küstenstrichs wurde er mit mehreren seiner Begleiter fast augenblicklich vom Fieber befallen, das ihn drey Monate in dieser ungesunden Stadt festhielt, die er dann verließ, um in Hodeida, dessen Klima weit weniger gefährlich ist, wieder zu genesen. Hiemit schließt Botta seinen Reisebericht, dem er nur noch eine interessante Vergleichung des Küstenstriches von Arabien mit dem über ihm aufgethürmten und von hohen Bergen eingefaßten Hochlande beyfügt.

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1843.

(Fortsetzung.)

Joh. J. Steentrup, Ueber den Generationswechsel Kopenhagen 1842.

Oh. Morren, Quelques remarques sur l'anatomie de lascaride lombricoide. Bruxelles 1840.

Geoffroy-Saint-Hilaire et Fr. Cuvier, Histoire naturelle de Mammifères. T. IV. Schluß des Werkes. Paris 1842.

L. Agassiz, Nomenclator Zoologicus. Fasc. 1. 2. Soloth. 1842.

Abbildungen und Beschreibungen neuer oder weniger bekannter Conchylien, herausgegeben von R. A. Philippi. Bd. I. 1. Cassel 1842. 4.

Osw. Heer, Fauna coleopterorum Helvetica. Pars I. Turici 1841.

Joh. Wilh. Zetterstedt, Diptera Scandinaviae disposita et descripta. T. I. Lundae 1842.

Ph. Fr. de Siebold, Fauna Japonica. Pisces elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel, Decas I. Mammalia elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel, Decas I. Lugd. Bat. 1842. fol.

Die Nester und Eyer der Vögel oder Geschichte ihrer Fortpflanzung mit besonderer Rücksicht auf die europäischen Gattungen. Stuttgart 1843. Fol.

Dr. J. Müller und Dr. F. H. Troschel, System der Asteriden. Braunschweig 1842. 4.

B. C. Dumortier, Florula Belgica, operis major prodromus Staminacia. Tornaci Nerv. 1827.

Dr. A. F. Wiegmann und L. Polstorff, Ueber die anorganischen Bestandtheile der Pflanzen. Gekrönte Preisschrift. Braunschweig 1842.

Fr. Guimpel und Fr. Schlechtendal, Abbildung und Beschreibung aller in der Pharmacopoea borussica angeführten Gewächse. Bd. 1 — 3. Berlin 1830 — 37.

Dr. Fr. Wallroth, Beyträge zur Botanik. Bd. I. 1. Leipzig 1842.

Dr. Eichwald, Ueber das silurische Schichtensystem in Esthland. St. Petersburg 1840.

Jos. Cornide, Memoria sobre la pesca de Sardinia en las costas de Galicia. Madr. 1774.

A. von Weckherlin, Ueber englische Landwirthschaft und deren Anwendung auf andere landwirthschaftliche Verhältnisse insbesondere Deutschlands. Stuttgart 1842.

St. Behlen, Real-, und Verbal-Lexikon der Forst- und Jagdkunde mit ihren Hülfswissenschaften. Bd. 1 — 5. Frankfurt 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gedruckt in der k. Central = Schulbuch = Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.